

Spaziergänge

in

die Höhle.

Zwei Erzählungen

von

E. A. O — p.

Eisenberg:

im Verlag der J. W. Schöne'schen Buchhandlung.

1827.

Veranstaltet



Klärchen.

Eine Erzählung.

1926. 5206 20

1926. 5206 20

1926. 5206 20



1926. 5206 20

Wenn du, geliebter Leser, einmal einen recht langen, kalten und stürmischen Winter auf dem Lande zugebracht, wo du abgeschnitten von dem fröhlichen Treiben der Städter so recht düster vor dich hinlebest; so war es gewiß ein seliges Gefühl, mit welchem du eines Tages hinaus tretend, statt des aschgrauen, schneeschwangern Himmels, wieder ein reines Blau herniedersehen sahest, in dessen unendlichen Räumen tausend Chöre von Lerchen heilschmetternd die Nähe des Lenzes verkündigten; wenn du dann dein Auge streifen liehest über die mit jungem Grün sich färbenden Auen, und frische Quellen und Bächlein lustig um dich her murmelten und statt des stehenden Noctes sanfte Zephyri

lüfte um deine Wangen spielten; es war ein seliges Gefühl, das dann deine ganze Brust durchquoll, — es war ein zauberisches Gemisch von unerklärbarer Behmuth und inniger Freude.

Du kennst dann die süßen Empfindungen, mit denen das holde Mädchen, dessen Geschichte ich dir jetzt erzählen will, am 21sten März die erwachende Natur begrüßte.

Klärchen, Herrn Leonhards, Predigers in Stillheim, jüngste Tochter, theilte das Loos der meisten Mädchen auf dem Lande; sie hatte eine stille Erziehung genossen von Kind auf, und jetzt, wo sie zur Jungfrau zu reifen begann, hielt sie ihr Vater fast noch eingezogener. Auch befand sie sich so recht glücklich; sie lehnte sich gar nicht nach dem Geräusch der Welt, welches ihr der Vater gewöhnlich mit abschreckenden Farben malte; ihr liebste Vergnügen waren immer einsame Spaziergänge in der freien Natur und die Lektüre eines guten Buches, wobei ihr Sommer und Winter angenehm verstrichen.

Nur diesmal hatte sie mit einiger Ungeduld auf den Frühling gehofft, da Schneegestöber und Eis gar kein Ende nehmen wollten.

Denn des Bücherlesens wird man ja auch überdrüssig, wenn man weiter keine Zerstreuung hat, und das freie Atmen im Feld und Wald und Flur ist auf dem Lande doch das Schönste. Nun endlich, endlich kam der holde Lenx; nach langem Harren durfte sie heute ihren ersten Frühlingsspaziergang machen. Ihr war so wohl und wehe, daß sie unwillkürlich weinen mußte; es bestärkten sie allerlei seltsame Ahnungen der Zukunft, und wunderbar schwebte es vor ihr wie Bilder eines hohen, ihr nahenden Glückes, mit denen sich jedoch eigne manche schmerzliche, ja fast unheimliche Empfindungen vermischten. Sie war sich mit diesen ihren Phantasien selbst ein Räthsel.

Doch ihrem frohen Genius folgend beschloß sie jetzt nach dem Holze zu gehen und sich dort einige Märzalldchen zu suchen, die sie als die Erstlinge des Jahres beinahe noch mehr liebte, als die Veilchen und Rosen. Ein Liedchen trällernd betrat sie den Wald und betrachtete mit stillem Entzücken die hervorstachelnden Knospen, die mit leisen Knistern überall aufzubrechen strebten; noch mehr aber freute sie sich nun auf den Augenblick, wo sie das erste März-

gldchen mit einem lauten Donneruf würde begrüßen können. Niesig spähend, sich bückend und durch die dichten Besträuche sich einen Weg bahrend, suchte sie an allen Plätzchen, wo die belebenden Sonnenstrahlen am meisten hinfielen; indeß schien sie heute doch noch ein wenig zu früh gekommen zu seyn. Nur erst junge Espenblätter drängten sich unter dem verwesenden Laube des vorigen Jahres hervor; aber an ein Blümchen war noch nicht zu denken. Betrübt über ihre fehlgeschlagene Hoffnung, beschloß sie nach einer halben Stunde vergeblichen Suchens, sich nicht weiter zu bemühen und den Wald zu verlassen.

Und schon stand sie im Begriffe, über ihres Vaters Feld nach Stülheim zurückzukehren, als ihr mit einemmale ein, hinter dem Gebüsch hervorkommender, junger Reisender entgegentrat. Dieser grüßte sie artig, und fragte sie nach dem Namen des nahen Fleckens, des dortigen Gutsbesizers und Predigers, so wie auch nach der Straße in die etwa sechs Stunden entfernte Stadt D—. Klärchen antwortete freundlich, und der Reisende schrieb sich Alles auf. In eine kleine Unterhaltung mit

ihm gerathen, forschte er jetzt auch nach ihr selbst, ob sie aus Stillheim sey, wie sie heiße und dergleichen mehr, wobei er gleichfalls, was Klärchen frappte, ihre Antworten in seine Schreibtafel eintrug.

Es wurde ihr deshalb fast ein wenig ängstlich in der Nähe des Fremden zu Muthe; auch besorgte sie, daß ein zu lauges Gespräch mit ihm den Leuten auffallen möchte, die in einer kleinen Entfernung auf dem Felde arbeiteten und nach ihr herüber zu blicken schienen; deshalb dachte sie darauf, wie sie von ihm loskommen möchte und hatte schon eine schickliche Wendung dazu ausgedenkt, als sie mit einiger Ueberraschung in der Hand des Jünglings ein heute so lange vergebens von ihr gesuchtes Schneeglöckchen bemerkte. Sie warf einen Blick darnach, als ob sie ihn um das Blümchen bitten möchte, jedoch sich durch Schüchternheit abgehalten fühlte. Indeß, der Jüngling ihren Wunsch errathend, reichte ihr das Kind des Lenzes sogleich aus freiem Antriebe, indem er nur bedauerte, daß er ihr die ihm bezeugte Gefälligkeit mit nichts Bessern lobnen könne, als mit einem so geringen Blümchen,

das noch dazu erst halb aufgeblüht sey. Doch an Klärchens freudeblühenden Augen war deutlich sichtbar, daß sie sein Geschenk gar nicht so gering anschlage. Mit Entzücken dankend griff sie nach der Blume und diesen Moment benutzte der Fremde und berührte, während sie sich ein wenig zu ihm herüberneigte, mit flüchtigem Kuß ihre schöne offene Stirne, ja gleich darauf schloß er, vor ungestümen Drang ergrißen sie in seine Arme und drückte nun auch einen glühenden Kuß auf ihre purpurnen Lippen.

Von Bestürzung beinahe der Besinnung beraubt, hörte sie nun aus dem Munde des Jünglings, der sie immer noch umfaßt hielt, und ihr dabei tief in die blauen Augen schaute, die Worte:

„Du bist ein gar lebenswürdiges, holdes Kind, und ich möchte gern bei dir bleiben in alle Ewigkeit! Doch ich muß, ach, ich muß diesmal von Dir scheiden — mein Schicksal ruft mich weit fort! Aber im künftigen Jahre, wenn die Märzgebüschchen wieder blühen und der heutige Tag und die jetzige Stunde zurückkehrt, denke ich ganz gewiß wieder hier an diesem Walde zu seyn! Willst du mich dann sehen, so komm

heraus! Bis dahin lebe wohl, mein freundliches Mädchen! Setze mein Märzglöckchen in Wasser, daß es bald recht lieblich erblühe, und laß, ach laß mit ihm noch etwas Köstlicheres, deine Liebe zu mir, erblühen! Aber diese möge nicht schon nach wenigen Tagen, wie das Blümchen, absterben, sondern in wachsender Gluth fortleben, bis ich wiederkomme!“

Nach diesem Worten küßte sie der Jüngling noch einmal mit doppeltem Feuer, riß sich dann von ihr los, und ehe sie sich von ihrem Staunen erholen konnte, war er verschwunden!

Als Klärchen nach Hause kam, ließ sie sich weder gegen ihren Vater, noch gegen ihre ältere Schwester etwas von dem ihr zugestohlenen Abenteuer merken. Sie zeigte Herrn Lehnhardt mit vieler Freude die Blume als eine von ihr selbst gefundene, und setzte sie in ein Glas frischen Wassers, welches sie in das Fenster stellte, wo sie zu nähren pflegte.

Klärchen war ein heiteres, unschuldigcs Kind, die der Vater, eine Zierde seines Standes, und ihre nun seit einem Jahre verstor-

bone Mutter frühzeitig zu allem Guten gehalten hatten. Abgetrennt von der Welt war sie auch frei geblieben von allem Viste der Verführung; sie kannte die Liebe noch nicht, als nur dem Namen nach, da sie in dem fleischen Flecken keine Gegenstände umgaben, die ihr Herz zu entzünden vermocht hätten.

Jetzt hingegen, nachdem sie den Fremden gesehen, ging mit ihr eine Aenderung vor. Es regten sich in ihr Gefühle, die sie noch nimmermehr empfunden. In den ersten Tagen machte es ihr ein geheimes Vergnügen, die ihr von dem Jüngling geschenkte Blume stundenlang zu betrachten, damit zu spielen und sich dabei das zwischen ihnen Beiden Vorgefallene unablässig von Neuem in das Gedächtniß zurückzurufen; dabei zeigte sie einen lebhaftern Frohsinn als gewöhnlich, dessen Grund sich der Vater und ihre Schwester nicht erklären konnten. Forschten diese darnach, so lächelte sie nur geheimnißvoll, scherzte, hüpfte und sprang und gab am Ende immer nur die Antwort, es sei nichts als die Wiederkehr des Frühlings, was sie in diese heitere Stimmung versetze.

Bald aber trat eine andere Periode ein. Sie wurde stiller und ihr ausgelassenes Wesen verwandelte sich in eine traumähnliche Schwärmerci, über der sie oft alle ihre Arbeiten vergaß. Immer schwebte ihr jetzt das Bild des fremden Jünglings vor der Seele, alle ihre Gedanken drehten sich um ihn; ihre Phantasie malte sich seinen edeln, schlanken Wuchs, seine Jeneraugen, sein schwarzgelocktes Haar, seinen seelenvollen Blick, seinen lebenswürdigen Anstand und Alles, was er für sie Einnehmendes hatte, und ihre Erinnerungen stiegen zu einer doppelten Lebhaftigkeit, wenn sie, was sie täglich that, jene Stelle an dem Walde besuchte, wo er plötzlich wie vom Himmel gekommen vor ihr gestanden hatte. Dort war es ihr oft, als sähe sie ihn vor sich; sie hörte seine Sprache, sie wählte sich von ihm umschlungen, ihre Lippen brannten, als ob sie seine Küsse fühlte, sie unterhielt sich mit ihm, wie mit einem Gegenwärtigen, sang ihm Lieder vor, sagte ihm, wie sehr sie ihn liebe und wie schön sein Blümchen jetzt blühe; kurz sie überließ sich ganz ihren süßen Träumen; ja die Stelle, wo sie mit ihm gestan-

den, wurde ihr noch lieber, als sie nun täglich dort mehr Märzgoldchen erblühen, und endlich den ganzen Raum umher davon wie übersät sah.

Acht Tage waren ihr so vergangen, als ihr Märzgoldchen zu wellen anfang. Da trat ihre Schwester Amalie an das Fenster und sagte: „Ich habe mich schon längst gewundert, daß du das elende Ding von einer Blume hier so lange gepflegt und sie nicht zu den andern gesteckt, sondern in einem besondern Glase erhalten hast. Wurf sie doch hinaus! Sie taugt ja nun nichts mehr!“

Und schon wollte Amalie nach dem Glase greifen; doch Klärchen hielt sie mit Hefigkeit davon ab.

„Daß du dich nicht an der Blume vergreiffst!“ sagte sie vor Unwillen hochroth glühend; „sonst würdest du mich dir auf zeit Lebens zur Todseindin machen!“

„Aber warum, entgegnete Amalie, warum in aller Welt hältst du denn auf die schlechte Blume wie auf deinen Augapfel? Sehe ich doch nichts an dem Dinge, was eine so übers

triebene Sorgfalt verdiente, wie du daran verwendest!“

„Das kümmern dich nicht, Schwester! versetzte Klärchen. Steh' ich dir denn im Wege, wenn du an irgend etwas dein Vergnügen hast? Aber du bist mir nur immer zuwider! Du weißt ja, wie ich die Blumen liebe; und besonders diese, als die erste des Jahres, ist mir heilig und ich will sie bewahren, so lange ich nur kann! Sie wird schon noch Zeit genug verweilen und das traurige Schicksal aller Schönen theilen!“

Mit spöttischen Lächeln erwiderte Amalie: „Nun Kindern und Narren muß man ihren Willen lassen!“ und verließ Klärchen in großer Verstimmung.

Noch mehr enttäuscht wurde diese am folgenden Tage, als sie von ihrem gewöhnlichen Spaziergange nach dem Walde zurückkommend Glas und Blume aus dem Fenster verschwunden sah. Sie fuhr deshalb ihre Schwester an, als ob ihr diese das größte Leid zugefügt hätte, und nur mit Mühe gelang es dem dazwischenkommenden Vater, seine entzweiten Töchter einigermaßen zu versöhnen. Herr Leon:

hard machte Klärchen ernstlich auf ihr kindisches Benehmen aufmerksam, welche Vorstellungen sie auch beherzigte und darauf ihrer Schwester die Hand reichte, indem sie jedoch einen geheimen fortdauernden Groll gegen Amalie zu unterdrücken, nicht vermochte.

Schon von Jeher konnten sich Klärchen und Amalie nicht vertragen und an eine innige schwesterliche Liebe war bei ihnen nicht zu denken; ein feindliches Etwas trennte sie von Kind an, und hemmte gewaltsam jede Annäherung ihrer Herzen. Mit Betrübniß sah besorgende und kühnende Mutter bei ihren Lebzeiten diesen wachsenden Keim der Zwietracht und beschwor ihre Töchter noch auf dem Elternbette, zusammen zu halten und einander lieb zu haben; doch vergebens. Denn jenes Verhältniß entsprang nothwendig aus der allzu großen Verschiedenheit ihrer Charaktere; es war nemlich in dem kontrastirenden Wesen beider Mädchen zu tief und fest begründet. War nemlich Klärchen voll zarter Empfindung und unschuldiger Heiterkeit; so hatte Amalie dages

gen etwas Kaltes und Entsetzt, womit sie die liebevollere und freundlichere Schwester oft rauh von sich abstieß. Und dies verwundete Klärchen um so mehr, da ihre Empfindsamkeit sehr nahe an Empfindlichkeit gränzte, wie dies bei sentimentalen Naturen gewöhnlich der Fall ist. Amalie aber hatte nun gerade einen Hang zu necken und zu spotten, den an ihrer Schwester auszulassen ihr zuweilen ein besonderes Vergnügen machte. Unzähligemale waren sie auf diese Art an einander gerathen und durch die stets wiederkehrenden Mißhelligkeiten einander nach und nach immer mehr entfremdet worden; ja es war so weit gekommen, daß sie jetzt fast nie mehr, oder nur etwa höchst selten einmal noch einigermaßen ~~verträut-~~lich und gutmüthlich mit einander sprachen.

Oft hatte sich Klärchen über dieses Verhältniß zu ihrer Schwester im Stillen gekümmert; sie war ihr einigemal in aufwallender, warmer Regung des Herzens entgegengekommen, um sich ganz mit ihr auszusöhnen; doch unglücklicherweise hatte es dann gerade getroffen, daß Amalie sie zurückschrecken mußte, durch einen unzeitigen Spott, der ihr wie Eis

in den Hofen drang und alle ihre Gefühle erstarren machte. Da nun Klärchen endlich verzweifelte, jemals von ihrer Schwester verstanden zu werden und jetzt wieder die Scene mit dem Märgeldöckchen hinzukam, so beschloß sie, künftig sie gehen zu lassen und nicht mehr als das Nöthige sich mit ihr zu schaffen zu machen.

Klärchen verrichtete jetzt ihre häuslichen Arbeiten still weg und eilte gewöhnlich nach Beendigung derselben in das Freie, wo sie ihren süßen Träumereien ungestört nachhängen konnte.

Es wechselten ihr Frühling, Sommer und Herbst, und der Winter brach zurück. Da trat denn an die Stelle der Spaziergänge die Lektüre klassischer Schriftsteller, deren der Vater einen neuen Vorrath angeschafft hatte, um seinen Töchtern den Mangel an gebildetem Umgang einigermaßen zu ersetzen. In diesem Jahre las Klärchen eifriger als jemals und besonders dramatische Stücke, über denen sie Essen, Trinken und Schlaf vergessen konnte. Am meisten aber unter allen fesselte sie Schaks

spears Malbeth, den sie beinahe auswendig lernte.

Der Winter entfloß ihr hierbei schneller, als sie gedacht. Jetzt näherte sich schon der Februar seinem Ende. Es geschieht wohl, daß man, nicht mehr fern von irgend einem recht heiß ersehnten Ziele von einer unbezwinglichen Ungeduld ergriffen wird und endlich sogar keiner Beschäftigung mehr Lust und Ruhe hat. Und so war dies der Fall bei Klärchen, die von jetzt anfang, nur an ihren unbekanntesten Geliebten zu denken und bis zu den 21sten März, wo sie ihn wiedersehen sollte, alle Stunden und Minuten auszurechnen.

Da begab sich's denn, daß in diesen Tagen der Rüttergutsbesitzer Martin den Pfarrer Leubhardt häufiger besuchte, als er es früher gethan hatte. Martin war schon früher verheirathet gewesen; doch da ihm seine Frau gestorben, und er theils zur Führung der Wirthschaft, theils zur Erziehung der Kinder einer neuen dazu geschickten Gattin bedurfte, so mochte er wohl auf eine von des Pfarrers Töchtern Absichten haben. Ja offenbar fand er an Klärchen ein besonderes Wohlgefallen;

er unterhielt sich gern mit ihr, beschenkte sie und gab ihr alle mögliche Beweise seiner lebhaften Zuneigung. Bald entdeckte er auch Herrn Leonhardt seinen Wunsch, und hielt nun förmlich um die Hand seiner jüngsten Tochter an, worauf sich auch der Pfarrer bereitwillig zeigte, ihm das Mädchen zu geben, wenn anders Klärchen selbst dieser Verbindung nicht abgeneigt wäre. Da Martin Klärchen jetzt genug zu kennen glaubte und auch schon früher immer nur Gutes von ihr gehört hatte, so wollte er, in dem Falle, daß sie einwilligte, schon nach wenigen Wochen mit ihr Hochzeit halten. Dieß Alles besprach er mit Herrn Leonhard, der nun beschloß, seiner Tochter die Sache vorzutragen, indem er gewiß hoffte, Herrn Martin recht bald mit dem erwünschten Resultat erfreuen zu können.

In einer Abendstunde, wo Umalle nicht zugegen war, begann Leonhard über Herrn Martin gegen Klärchen zu sprechen. Er rühmte desselben Keuschheit, Religiosität, Barmherzigkeit gegen Arme und Hilfsbedürftige, so wie auch die Festigkeit seines Charakters und beständige Heiterkeit seines Temperamentes, fern

ner, die Theilnahme, die er ihm durch tausend Gefälligkeiten jederzeit bewährt; kurz er ließ nichts unberührt, was Martin bei seiner Tochter in das günstigste Licht stellen konnte. Da Klärchen ihm nun in Allem beistimmte, ja selbst noch Lobsprüche hinzufügte, also dem Vater auf halbem Wege entgegen zu kommen schien; so fragte nun dieser ohne weitere Umschweife, ob sie Martin zum Manne haben wolle, in dem er sogleich ein freundiges „Ja!“ von ihr zu hören hoffte.

Doch siehe da, Klärchen wurde blaß, zitterte, wollte reden, aber stockte, ja es traten ihr endlich sogar Thränen in die Augen.

Worauf der Vater lächelnd fortfuhr:

„Ich sehe, liebes Klärchen, daß dir meine Frage ein wenig unverhofft kommt; doch bin ich über deine Verlegenheit nicht im Mindesten ungehalten; im Gegentheil ist sie mir ein sehr schätzbares Zeichen deines kindlichen noch ganz unverdorbenen Gemüthes, daß schon bei dem bloßen Gedanken an die Verbindung mit einem Manne in Verwirrung geräth. Aber du hast gar nicht Ursache dich zu ängstigen; denn höre mich nur einmal an! Vor allem, daß

du nicht etwa denkst, ich scherze mit dir, so wisse denn, ja, Herr Martin hat wirklich bei mir um dich angehalten und wünscht recht bald sich mit dir vereint zu sehen. Wie ist das überaus lieb und auch dir kann es nur höchst erfreulich seyn. Denn siehe, welch ein glückliches Schicksal! Andere Töchter werden weit, weit aus dem elterlichen Hause geschleudert; um dich aber wirbt ein Mann aus unserm Orte, und zwar ein sehr braver und achtungswerther Mann. Andere erwartet gar oft mit ihrem Vatten ein sorgenvolles Leben; dir hingegen wird es an nichts gebrechen, da Herr Martin ein bedeutendes Vermögen besitzt, welches in unsern Zeiten doch auch zu berücksichtigen ist. Endlich weiß Herr Martin recht gut, daß ich dir keine Schätze mitgeben kann; er geht also nicht nach Geld, sondern will ohne alle Nebenabsichten bloß deine Person, dein Selbst. Dies beherzige mein Kind! Und so mache dir keine weitere Bedenklichkeiten, sondern glaube mir, wenn ich dir sage, du wirst glücklich werden! Gib mir gleich deine Hand zur Einwilligung! "

Leonhard ließ sich nicht träumen, daß seine Tochter nun noch viele Einwendungen machen würde. Doch Klärchen bat den Vater mit Herzlichkeit, sie in einer so wichtigen Angelegenheit nicht zu übereilen, sondern ihr noch einige Wochen Bedenkzeit zu gestatten, worin ihr auch Herr Leonhard nachgab und mit ihr einen Termin festsetzte, bis zu welchem sie sich zu entscheiden versprach.

Klärchen brachte diese Nacht schlaflos zu. So war denn plötzlich ein Umstand eingetreten, der alle ihre Träume und Hoffnungen zu vernichten und sie für ewig von dem unbekannten Geliebten loszubannen drohte. Auf der einen Seite dachte sie zwar: „wie kannst du thörichtes Mädchen nur auf so flüchtiges Zusammentreffen mit einem Jünglinge, den du früher nie gesehen hast und auch vielleicht nie wiedersehen wirst, große Hoffnungen bauen, wie kannst du auf ein von ihm hingeworfenes Wort wie auf einen Schwur dich verlassen?“ Aber auf der andern Seite fiel es ihr auch wieder ein, daß er ja doch nicht alles sie Betreffende so sorgfältig aufgeschrieben haben würde, wenn er sich nicht in einem hohen Grade für sie interessirte;

dabei seine offene, von jedem Anschein eines Betrugs entfernte Miene, sein inniger Blick, seine Umarmung, seine glühenden Küsse, seine treuherzige Sprache — ach sollte das alles nur Larve und Scherz des Augenblicks gewesen seyn? „Nein!“ rief es in ihr; „nein, nein, nimmermehr! Er wird wiederkommen, er muß wiederkommen; denn ich weiß, er liebt mich von ganzem Herzen und deshalb will ich auch nicht von ihm lassen!“

Nach einer Zeit, in welcher Klärchen sich mit tausend unruhigen Gedanken herumgeschlagen, war der gesetzte Termin herangekommen. Sie gedachte vor Angst zu sterben an dem verhängnisvollen Tage, wo sie ihrem Unglück fast nicht entgehen zu können glaubte, und getraute sich schon von früh an kaum den Vater anzublicken, dem die gefürchtete Frage jedem Augenblick auf den Lippen zu schweben schien.

Doch der Tag verstrich, ohne daß Leonhard sich ihr näherte; nur erst am Abend trat er plötzlich zu ihr und verlangte das Resultat.

„Ach, besser Vater, versetzte Klärchen, zürnen sie mir nicht; ich bin noch unentschieden! Ich bitte sie, gestatten sie mir nur noch acht

Tage Zeit und dann will ich mich ganz bestimmen erklären!"

Der Vater wunderte sich, was sie so viel zu überlegen haben könne, wo doch so klar sey, was zu thun; doch gab er ihr auch noch diesmal nach, indem er jedoch ihr drohte, sich nach Ablauf dieser neuen Frist um keine Stunde länger von ihr hinhalten zu lassen.

Jetzt kam endlich die Zeit, auf die Klärchen schon längst mit Schmerzen gehofft hatte. Die Sonne stand wieder höher am blauen Himmel, der Rasen färbte sich, die Felder begannen zu grünen, die Vögelchen rauschten und wie ein musikalisches Meer wogte der tausendstimmige Gesang der Lerchen durch das Reich der Lüfte; ja nur noch eine Nacht, und es erblühte sich der ersuchte Tag, die mit stürmischer Ungeduld herbeigewünschte Stunde.

Klärchens Seele war jetzt aufgeregter, als jemals; Furcht und Hoffnung bewegten sie so heftig, daß sie beinahe die ganze Nacht vor dem 21sten März kein Auge schließen konnte. Nur erst gegen Morgen verfiel sie in einen

sanftem Halbschlaf, während dessen aber
 ihre wildgauleinde Phantasie rastlos arbeitete,
 sie mit tausend durcheinanderlagenden Träu-
 men zu erschüttern. Bald war es ihr, als
 stände der Fremde wieder vor ihr; aber sein
 Ansehen war blaß und entstellt und seine Wangen
 eingesunken; bald sah sie ihn wieder in sei-
 ner vollen Größe, aber er schloß ein anderes
 Mädchen an der Hand, die er oft umarmte
 und küßte und der er ewige Liebe schwor, wor-
 auf sie auf ihn jurannte, aber er mit seiner
 Geliebten entfloh, weiter und immer weiter,
 sie jedoch nicht ablassend, ihn zu verfolgen,
 in Einsen und Wüsteneien gerieth, wo schroffe
 Felsen karrten, Abgründe gähnten, Gießbäche
 dahertöten und wilde Thiere brüllten, bis sie
 endlich tief in schaurigen Gründen und pech-
 finstern Wäldern allein stand, während Don-
 nerschläge erschallten und fürchterliche Blitze
 über ihr sich krügelten, bei deren Lichte sie ihre
 eigne Gestalt mit weißem Leichenantlitze zu er-
 blicken glaubte, worauf sie todt zu Boden
 stürzte; bald träumte ihr wieder, sie stände
 mit ihm am Altare, aber in dem Augenblicke
 wo der Priester ihre Hände in einander legen

wollte, sprang ihre Schwester Amalie plötzlich dazwischen, das verweltete Märzgsdächgen mit wilddem Hohngelächter in ihrer Rechten schwingend, und den Bräutigam von ihrer Seite reißend, worauf alle Menschen aus der Kirche liefen; sie wollte nach, aber die Thüren wurden verschlossen, auch fühlte sie sich am Altare wie festgewurzelt, bis es Nacht wurde, wo ihre verstorbene Mutter ihr erschien und sie mit sich fortwies in ihr Grab und in ihren Sarg; so tobte es in Klärchens Seele durcheinander, bis sie am Morgen Herr Leonhard, den ihr langes Schlafen verwunderte, weckte. Sogleich bemerkte der Vater, daß sie in heftigem Fieber schweisse lag. Auch klagte sie über Kopfschmerz, Uebelkeit, Schwindel und dergleichen mehr, weshalb der Vater sogleich nach dem Arzte schickte, welcher denn auch alsobald kam und die Kranke untersuchte, ihr Medicin verordnete und ihr im Bette zu bleiben gebot. Gegen Mittag schien das Uebel ziemlich vorüber und sie glaubte oder stellte sich vielmehr vermögend, einen Spaziergang ins Freie zu machen, was ihr jedoch der Arzt streng untersagte, da der Himmel zwar heiter, aber die Luft für sie zu

küßt war! Ach wie gern wäre Klärchen nach dem Walde gegangen! Wie drohten Unmuth und peinliche Ungeduld ihr die Brust zu zerreißen! Es war nun heute der 21ste März, es nahte die dritte Nachmittagsstunde, in welcher sie im vorigem Jahre ihren Geliebten gefunden; und nun, da sie ihn endlich, endlich wiedersehen sollte, legte ihr ein grausames Geschick so traurige Fesseln an!

Sie hatte jetzt das Bett verlassen und ihr Vater war ausgegangen, um eine Amtsverrichtung zu thun; auch ihre Schwester war nicht da; da fuhr es ihr wie ein Blitz durch den Kopf, ungeachtet ihrer Tränklichkeit doch nach dem Walde zu gehen. Schon suchte sie ihre Kleider und trat vor dem Spiegel, um sich anzuziehen, aber, Gott! wie erschreckte sie, als sie sich erblickte! Kein Roth auf ihren sonst so blühenden Wangen, kein Feuer in ihren Augen, ach, ihr ganzes Ansehen so mattherzig und entstellte! „Nein! rief sie aus, nein so kann ich freilich dem schönen Fremden nicht unter die Augen treten; denn sähe er mich, wie ich jetzt bin, er würde mich ja nicht einmal als dieselbe wieder erkennen!“

Da sie sich nun auch jetzt plötzlich wieder sehr matt fühlte, so legte sie traurig ihre Kleider auf die Seite und warf sich auf ihr Bett, wo sie bald sanft einschlummerte.

Unterdeffen fügte es der Zufall, daß ihre Schwester Amalie, welche der schöne Tag herausgelockt hatte, auf ihrem Spaziergange an jenen Wald gerieth. Sie war tief in Gedanken, als sie mit einemmale in einer kleinen Entfernung die Töne einer Guitarre vernahm, zu welchen bald auch von einer sehr angenehmen Tenorstimme ein Gesang angehoben wurde. Ueberrascht durch eine in der Gegend von Stillheim so seltene Erscheinung lauschte sie, und da hörte sie denn folgendes recht aus der Seele des Singenden hervorquellende Lied:

„Endlich nach so manchen Thränen,
Die ich in dem Weltgewühl
Weinte, nach so langem Sehnen,
Endlich bin ich nun am Ziel!

All mein unruhvolles Schweben
Wandelt sich in sel'ge Ruh;
Ja, ich darf mein Glück erweisen,
Und mein Glück bist du, ach du!

Du bist es, die — Wonne! Wonne!
 Räuschet mich mein trübner Blick!
 Seht ich meines Lebens Sonne?
 Lehrt sie wirklich mir zurück?

Ja sie ist es! Sey begrüßet!
 Holdes Wesen nimm mich hin,
 Deßen Herz in Lust versinket,
 Den ich ewig deig. nun bin!

Leise war Amalie sehr näher geschlichen und hatte mit recht innigem Wohlgefallen den versteckten Sänger angehört, als dieser, der sie längst gesehen und sie für Klärchen hielt, nach den letzten Worten des Liedes sogleich mit geöffneten Armen ihr entgegenstürzte und sie an seine Brust drücken wollte. Amalie trat in dem ersten Moment ein wenig bestreuet zurück; doch als sie des Jünglings Schönheit bemerkte, flamnte sogleich eine heftige Neigung in ihr empor, und da sie bei höherer Reife der Jahre einen ungestümen Drang nach Liebe fühlte als Klärchen, so wich sie jetzt dem warmen Entgegenkommen des Fremden nicht mehr aus; sie duldete, daß er dem Arm um sie schlang und die flammendsten Küsse auf ihre nach solchem Nektar durstigen Lippen drückte.

Auch bemerkte der Fremde nichts von seinem Irrthum, weil Amalie Klärchen sehr ähnelte und nur an Größe der Gestalt und Fülle der Formen sie übertraf; denn eine solche Veränderung konnte ja im Verlauf eines Jahres auch recht gut mit Klärchen vorgegangen seyn; kurz der Fremde hatte keine Ahnung davon, daß die Gegenwärtige eine andere seyn könne als Klärchen, und überließ sich daher ganz dem ~~Entzücken~~ mit welchem ihm ihr Ansehen erfüllte.

Amalie dagegen war der Meinung, daß der Fremde sie erst jetzt gesehen und sogleich diese lebhafteste Reizung zu ihr gefaßt habe. Nur erst, als er sagte, daß sie seit einem Jahre viel schöner geworden, stunte sie, und noch mehr, als er des Märzglöckchens gedachte, das er ihr gegeben, nachdem sie ihm so freundlich auf seine Fragen Bescheid erteilte; sie rief sich die Stirn, sann hin und her und konnte sich auf ein früheres Zusammentreffen mit ihm durchaus nicht besinnen. Worüber er sich sehr verwunderte und Alles aufbot, ihr die damalige Scene ins Gedächtniß zurückzurufen, indem er ihr Tag und Stunde

nannte und sie an die Stelle führte, wo sie aus dem Walde tretend ihm zuerst erschienen wäre; doch ließ Alles blieb vergeblich, weßhalb er sie für äußerst vergesslich oder vergaßbert zu halten anfang.

Endlich fiel ihm doch die Möglichkeit eines Irrthums ein, und auch Amalien führte besonders die Erwähnung des Märzgoldchens zu der Lösung des Räthfels. Aus Zufall hatte der Fremde Amalien bis jetzt noch nicht bei Namen genannt; da er sie aber nun „Klärchen“ anredete, so begann es zu reden, und durch gegenseitige Erörterungen war bald für Beide Alles aufgeheilt.

Amalie glaubte, nun würde der Fremde sich von ihr zu trennen, und war schon niedergeschlagen darüber, daß sie in einem Augenblick den Geliebten gefunden und auch wieder verloren haben sollte. Doch während einer Pause des Schweigens von beiden Seiten ruhte sein Auge auf ihr mit sichtbarem Wohlgefallen. Er mochte sie wohl jetzt im Stillen mit Klärchen, an die ihn eine Beschreibung Amaliens nun wieder etwas deutlicher erinnerte hatte, vergleichen, und vielleicht Reize an ihr finden,

die Klärchen fehlten; kurz unwillkürlich fühlte sich jetzt von der vor ihm stehenden Almalie so ganz hingerissen, daß er jetzt sich folgendermaßen gegen sie aussprach:

„Du wirst dich wundern, Mädchen, und mich der Veränderlichkeit anklagen, wenn ich dir offenherzig gestehe, daß meine Liebe zu deiner Schwester plötzlich ganz auf dich überzugehen anfängt. Ja, indem ich Klärchen erblickte, fand ich nur erst eine Andeutung auf dich; sie war das nur im Keime, was du in herrlich gereifter Vollendung bist; sie weckte in mir Funken, du entzündest mich mit Flammen! Auch hab' ich ja Klärchen nicht etwa ein Versprechen gegeben oder gar ihr einen Schwur gethan; ich kostete nur flüchtig mit ihr, wie man ja wohl öfters, ohne weitere Bedeutung hinein zu legen, und zumal auf der Reise, mit Mädchen zu thun pflegt. Aber dir, ja dir schwör' ich ewige Liebe, dich bitt' ich ernstlich um deine Hand, dich wünsch' ich wirklich zur Gattin und keine andere! Wohl sah ich, schon manches Mädchen, das mir nicht mißfiel; doch keine ergriff mich so tief wie du bei keiner tönte mir die innere Stimme so

laut und ausgelassen: mit dieser wirst du glücklich werden!"

Wie wurde die schon aus allen ihren Himmeln herabgefallene Amalie durch diese Worte neu belebt! Ganz überließ sie sich nun ihrem Entzücken, das sich noch verdoppelte, als sie hörte, daß der Fremde ein junger Rechtsgelehrter, Namens Isidor sey, der die erledigte Stelle eines Rathmanns in dem kleinen Stillheim erhalten habe. Die Beiden hätten gern noch viel mit einander gesprochen; doch da Amalie bei dem kranken Klärchen hatte bleiben sollen und dies nicht gethan, so mußte sie wenigstens nun zurückeilen. Nachdem ihr Isidor noch gesagt, daß er gleich von jetzt an in Stillheim bleiben werde, trennten sie sich nun, und versprachen sich unter Küßchen ein baldiges Wiedersehen.

Still saßen Herr Leonhard, Amalie und Klärchen am folgenden Tage bei einander, als jemand an die Thüre pochte. Wer schildert Klärchens Erstaunen, als jetzt plötzlich ihr Unbekannter hereintrat! Beinahe hätte sie durch

einen lauten Schrei ihrer Bestürzung verrathen. Aber sie raffte sich zusammen, und bemühte sich, all das sie durchkreuzende Gewühl von Angst, Verlegenheit und Entzücken zu verbergen. Wie wurde sie nun überrascht, als der Fremde sagte, daß er der neue Amtmann Isidor sey, der, es für seine angenehme Pflicht halte, Herrn Leonhardt seine Aufwartung zu machen! Sie deutete sein Erscheinen gleich ganz zu ihren Gunsten und war ganz außer sich vor Wonne darüber, daß er nicht bloß wiedergekommen war, sondern nun auch in Strilheim bleiben wollte. Das hätte sie sich nimmer träumen lassen, das war zu viel für ihr so lange zwischen Furcht und Hoffnung umhergetriebenes Herz; sie verlor sich nun in die Vorstellung eines Glückes, das sie schwärmen machte.

Indessen bemerkte sie doch bald mit einiger Befremdung, daß Isidor Amalien theils freundlicher als sie begrüßte, theils auch vorzugsweise sich mit ihr unterhielt. Dadurch flüchtig gemacht versch. sie in Nachdenken. Gerade in diesem Augenblicke wandte sich nun Isidor von Amalien zu Klärchen, und da ge-

schaff es denn, daß sie in ihrer Träumerei seine Fragen verkehrt beantwortete, darüber immer mehr verlegen wurde, und endlich unfähig war, ein vernünftiges Wort von sich zu geben. Sie jürnte sich deshalb selbst, und noch höher stieg ihre Verstimmung, als Isidor jetzt mit Amalien den Faden wieder anknüpfte, und nun diese Beiden, wie auch Herr Leonhard in dem freiesten Flusse sprachen, während sie in ihrer Betörtheit nicht wagte, nur einen Laut von sich hören zu lassen.

Hatte sich Isidors Reizung schon gestern bei Amaliens ersten Anblick von Klärchen ab und auf ihre Schwester gelenkt, so war Klärchens heutiges stummes Wesen, ihr sichtbarer Traß und ihr durch die Krankheit entstelltes Ansehn wenig dazu geeignet, ihr jetzt Isidors Gunst wieder zu gewinnen. Noch tröstete sie sich damit, daß er vielleicht gerade, weil er sie liebe, in Gegenwart anderer nicht so ungedrungen mit ihr sprechen könne, und hoffte, dies würde sich sogleich ändern, wenn sie mit ihm allein zu seyn Gelegenheit hätte.

Jetzt ging nun ihre Schwester hinaus, um Isidor etwas vorzusetzen und ihr Vater gleichfalls, um eine Vouteille Wein aus dem

Keller zu holen. Sie war also nun mit Isidor allein, und glaubte gewiß, daß sie dieser nun sogleich mit Umarmung und Kuß beglücken würde; aber nicht daran zu denken; Isidor blieb ganz ruhig sitzen und es trat eine peinliche Stille ein, die Isidor endlich mit der gleichgültigen Frage unterbrach, ob ihr Vater ein Filial habe?

Klärchen fühlte sich kaum vermögend, hierauf zu antworten, und stammelte mit Mühe in der Beklemmung ihres Herzens ein „ja“ hervor, obgleich das Gegentheil ihrer Bekräftigung statt fand. Als nun Isidor weiter nach dem Rahmen des eingefarrten Orts fragte, gerieth sie in noch größere Verwirrung und mit einem Lachen, bei welchem ihr die Thränen nahe waren, erwiderte sie abgebrochen: „ach, nein! — nein! — was will ich denn? — Nein, mein Vater besitzt“ — bei diesem unpassenden Worte wurde sie roth bis hinter die Ohren, und brachte nur mit der größten Anstrengung heraus, — „nein mein Vater hat kein Filial.“

Darauf wieder eine Pause eintrat, während welcher Isidor wohl über Klärchens an-

scheinliche Einfalt seine Gedanken haben und ihr den letzten Rest der frühern Theilnahme entziehen mochte. Schöne Menschen besitzen ja manchmal nicht sonderlich viel Geist; und Klärchen unter diese Klasse zu rechnen, mochte sich wohl Isidor jetzt sehr geneigt fühlen.

Die Redensart belebte die Unterhaltung als Amal niederkam; da war des freundlichen Herüber- und Hinübersehn kein Ende; und da nun auch Herr Leonhard mit alten guten Rheinwein erschien, strömten die Worte noch besser von aller Lippen. Nur Klärchen blieb stumm und trat für Isidor dadurch immer mehr in Schatten, da hingegen Amalie ihn mit neuen müssigen Fesseln an sich fesselte.

Jetzt etwas Näheres von Isidor!

Isidor war der einzige Sohn eines Kaufmanns in K. —, ein zwar gutherziger, doch dabei ziemlich leichtsinniger Mensch, der sich nicht durch feste Grundsätze, sondern durch aufwallende Empfindungen leiten ließ. Die Eltern hatten bei seiner Erziehung den groben Fehler begangen, ihm immer alle seine

Wünsche zu gewähren, wodurch es endlich dahin gekommen war, daß er sich nichts mehr versagen konnte und selbst das Unmögliche erzwingen wollte. Was ihm gefiel, das mußte er haben, darnach trachtete er mit einer Hastigkeit, die keinen Aufschub duldete. Und sah er sich nun in dem Besitze des erwünschten Gutes, so fühlte er dann gar bald Sättigkeit und Verlangen nach etwas Neuem. So lag denn in seinem ganzen Wesen etwas höchst Veränderliches und Unstätes, und der Satz „Variatio delectat“ stand an der Spitze seiner ganzen Lebensphilosophie.

Beide Eltern starben ihm während seiner akademischen Laufbahn und hinterließen ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen. Isidor unternahm daher, da er Poesie und Künste stets neben seiner juristischen Wissenschaft eifrig betrieb, einem genialischen Drange folgend, bevor er sich in die Ketten des Geschäftslebens für immer festschmiedete, eine Reise in die Schweiz und nach Italien. Von dieser zurückgelehrt hörte er von der erledigten Amtmannsstelle zu Ettilheim, welche zu erlangen ihm durch Connexionen glückte.

War Isidor in Allem stets ungestüm gewesen, so machte er es jetzt in der Liebe nicht anders. Ja er brannte so heftig auf Amasens Besitz, daß ihm bis zu der Vereinigung mit ihr jeder Tag zu einer Ewigkeit wurde. Ohne Zögern ward er um sie bei Herrn Leonhard; das Paar, das sich immer mehr liebgewonnen, verlobte sich, und das Vermählungsfest wurde festgesetzt.

Ach, wie war Klärchen in dieser Zeit zu Rathel. Diese Wendung der Dinge hatte sie doch nicht erwartet, sondern immer noch gehofft, ihre alte Stelle in Isidors Herzen wieder zu erhaben. Doch nun war Alles aus. Tausend Dolche verfleischten ihren Busen. Sie fürchtete den Hochzeitstag wie ihren Sterbetag. Und trotz dem mußte sie helfen, schelten, um sich nicht zu verrathen! Welch eine schwere Kunst!

Jetzt fragte nun sogar noch ihr Vater im Betreff der beabsichtigten Verbindung mit Herrn Martin, indem er äußerte, es wäre wohl recht schön, wenn beide Hochzeiten an einem Tage gefeiert würden.

„Ach, lieber Vater, seufzte Klärchen, lassen sie mich! Ich bin noch zu jung! Ich fühle mich noch nicht gehörig tüchtig, alle Pflichten einer Gattin zu erfüllen!“ Und so machte sie allerlei andere Ausflüchte, welche jedoch der Vater sammt und sonders widerlegte, so daß sie am Ende nichts mehr gegen ihn aufzubringen konnte. Da sagte sie dem nun mit Thränen, etwas anderes halte sie von dieser Verbindung mit Walter zurück, aber eher werde sie sterben, als dieses entdecken. Der Vater stuzte über diese Aeußerung und bot Alles auf, um sie zur Mittheilung ihres Geheimnisses zu bewegen; jedoch weder Bitten, noch Drohungen, noch Ermahnungen fruchteten etwas. Sie zeigte Muth, aber ohne sich mit einer Silbe zu verrathen, und beschwor den Vater, wenn ihm ihr Leben lieb sey, nicht weiter in sie zu dringen, und ihr nur wenigstens ein Jahr Ruhe zu lassen, wo sie ihm das Geheimniß offenbaren und sich vielleicht auch noch zu der Verbindung mit dem Gutsberrn verstehen werde. Nur jetzt sey sie nicht im Stande.

Was konnte nun Herr Leonhard weiter thun? Es war gegen seine Grundsätze, einem seiner Kinder den mindesten Zwang anzulegen, dabei besaß er die höchste Geduld und Nachgiebigkeit; woher es denn kam, daß er zwar seiner Tochter jetzt einige ernste Worte des strengsten Tadelö sagte, dann aber seine Unterredung mit ihr abbrach.

Jetzt erschien der gefürchtete Tag. Klärchen sah, daß sie sich doch noch weit schrecklichere Vorstellungen von den Leiden gemacht hatte, als sie nun wirklich empfand, ja seltsam! sie fühlte sich sogar leichter als vorher und fand sich sogar fähig, die laute Fröhlichkeit der Hochzeitögäste zu theilen. Es schien ihr, als ob sich der Himmel über sie erbarme und sie diesmal mit einer besondern Kraft ausrüste.

Doch die Nachwehen blieben nicht aus. Ja nun erst, als Amalie das väterliche Haus verlassen und sie in der Einsamkeit sich selbst noch mehr nachhängen konnte, fiel es ihr schwer auf die Seele, daß ihre die von jeher feindliche Schwester des Lebens Küssliches hinweggestohlen. Wäre Amalie nicht gewesen, so dachte

sie, dann wäre Alles anders; dann wäre Ihs
 vor der Welt, und ich schwelgte in Selig-
 keiten des Himmels, anstatt daß ich jetzt Höl-
 lenpein im Busen trage. So wälzte sie die
 ganze Schuld auf Amalien, indem sie Isidor
 auf alle Weise suchte zu rechtfertigen, ja ihn
 sogar in der Stille trotz aller verschwundenen
 Hoffnung, je mit ihm vereint zu werden,
 noch mit der ganzen ersten Gluth fortliebte.
 Wohl schien es ihr in Stunden besonneneter
 Ueberlegung Thorheit, diese Neigung zu Isidor
 noch ferner zu nähren; und dennoch, dennoch
 war es ihr wieder, als ob eine geheime, wun-
 derbare Stimme ihr immer zuflüsterte: „es
 sey doch noch nicht Alles verloren, sie solle
 nur forthoffen, und nicht von ihm lassen.“
 Oft versank sie dann in die tiefsten Abgründe
 ihres Selbst, sinnend und brütend, um jenes
 verborgene Etwas, das sie unwillkürlich mit
 neuen Hoffnungen bethörte, in sich auszuspu-
 ren. Und sonderbar! da war es ihr, als ob
 finstere Mächte tief in ihrer Seele ein wildes
 Spiel zu treiben begünnen, und arbeiteten,
 um ein von ihr noch nicht klar erkanntes
 Furchtbare an den Tag zu fördern; heftiger

als ~~sehr~~ ^{ergriff} sie dann der Haß gegen ihre Schwester und wollte sie zu etwas Schauderhaftem hintreiben, das sie vom Entsetzen durchbeben sollte, nicht mit klaren Worten vorsehen mochte; doch mit einem inbrünstigen Seufzer zu Gott gerath, sie die Fäden des sie zu umspinnenden drohenden Höllengewebes und ergoß sich ungerathen in den tiefen Himmel hinaufblickend in glühende Bitten, worauf denn auch alle jene unheimlichen Dämonen aus ihrer Brust zu weichen pflegten.

Desertor gab sie der Vorstellung Raum, daß ja ihre Schwester sterbene, und sie dann immer noch mit Isidor verbunden werden könne. Aber dies ließ sich freilich bei der kraftvollen Jugendblüthe Amalies nicht so leicht erwarten; auch lebte sie vor solchen Gedanken zurück, da ihr ein solcher Wunsch, wie sehr auch Amalie sie gekränkt hatte, doch höchst sündlich schien.

Isidor und Amalie kamen nun natürlich sehr oft, ja täglich mit Herrn Leonhard und Klärchen zusammen. Wehe that es Klärchen, daß Amalie gegen sie immer so eine gewisse

trümpfende Miene zeigte; und noch tiefer fühlte sie sich zerrissen, wenn dieser, alles Zartgefühl aus den Augen setzend, höhnißlachend sie fragte, ob sie nicht auch bald Hochzeit halten wolle, was sie denn an Herrn Martin auszustellen habe, und sich in tausend ähnliche oft sehr ironische Reden ergoß. Genug ihr Haß gegen Amalien wurde immer höher gesteigert.

Dagegen bemerkte sie an Isidor nach einiger Zeit, so sehr dieser sich auch heiter zu stellen suchte, doch die Spuren eines geheimen Kummers und es schien ihr, als ob er zuweilen sein Auge mit dem Ausdruck der tiefsten Behmuth auf ihr ruhen ließe. Fast kam es ihr vor, als ob Isidor jetzt bedauerte, daß er sie so unglücklich gemacht; und die Vorstellung der Möglichkeit, daß ihn dieses vielleicht jetzt reue, daß er im Stillen an ihr Antheil nehme, erfüllte sie mit geheimer Freude. Bald fügte sich's, daß bei öfterm Zusammensein die vorige Verlegenheit mehr und mehr zwischen ihnen verschwand; sie redeten jetzt immer ungezwungener und oftmals sehr lange, wo sie freilich nur Gegenstände besprachen, die ihr Verhält-

nicht zu einander nicht berührten, wodurch sie aber doch nach und nach in eine gewisse ganz unschuldige Vertraulichkeit geriethen.

Einstmals an einem schönen Sommerabende, wo Amalie zu einer Freundin gerufen war, traf Klärchen, die davon nichts wusste, und deshalb in den Garten eilte, wo Amalie und Isidor gewöhnlich um diese Zeit sich aufhielten, letztern ganz allein, und zwar sichtbar in einer sehr melancholischen Stimmung. Sie fragte recht theilnehmend, was ihm denn fehle, und ob es nicht in ihren Vermögen stehe, ihn aufzuheitern. Er wollte antworten, doch die Rede erstarb ihm im Munde. Endlich nach einer kleinen Pause, während welcher er mit nassen Augen an den Boden starrte, sagte er schmerzschlächelnd: „Liebes Klärchen, es fehlt mir nichts!“

„Das ist nicht möglich,“ versetzte Klärchen ihn fixirend; ihre düstern Mienen, ihre thränenvollen Augen widerlegen ihre Worte nur zu offenbar. O Isidor, lastet etwas auf ihrer Brust, so verschließen sie es nicht! Stummer Gram trägt sich so schwer! Theilen sie

sich einer Freundin mit, die so gern ihnen nachfühlen, und sie trösten möchte!„

„O mein gutes Klärchen, seufzte jetzt Jüdor, im aufwallenden Drange seines Herzens ihre Hand ergreifend, und sie leise drückend; ich bin sehr, sehr unglücklich! Es muß her aus, ich kann's nicht unterdrücken, ich muß mich gegen sie aussprechen!“ Und nun ergoß sich denn Jüdor zu Klärchens Erstaunen in die bittersten Klagen über Amalien; er beschwerte sich über ihren Eigensinn, ihre Eitelkeit, ihr gebieterisches Wesen, ihren Mangel an zartem Gefühl, und vor Allem über ihre Ironie, mit welcher sie ihn täglich kränkte; ja er äuserte, er sähe der mit ihr zu verlebenden Zukunft mit der schrecklichsten Bangigkeit entgegen,

Nach einem solchen Anstöße konnte es nicht fehlen, daß auch Klärchen das Herz aufging; auch sie schüttete sich aus über den Charakter ihrer Schwester und erzählte ihm, wie viele Kränkungen sie von Jugend an ihr zugefügt; ja sie kam sogar auf das Märzglöckchen, dessen Beide gegen einander bis jetzt nie wieder erwähnt, und so war denn keine Stunde verfloßen, als Alles heraus war, was ihr so

lange und so schwer auf der Seele gelegen, und Beide ihr unglückseliges Geschick verwünscht, während unter heißen Thränen des tödtlichsten Schmerzes sich tausendmal umarmten.

Während des Gesprächs waren sie Arm in Arm in den Gängen auf und ab gewandert; Jetzt aber hatte sie der Zufall in die schattige Laube des Gartens geführt, wo sie sich voll namenloser Empfindungen neben einander niedersetzten. Es war ein himmlischer Abend; Rosen und Nelken hauchten umher tausend Wohlgerüche; die kühlende Lüftchen ihnen entgegenfächelten; lieblich blickte der Vollmond durch die zitternden Zweige und Blätter; Glühsphären irrten wie kleine Geisterchen durch der Bäume heilige Dunkelheit; die ganze Natur schien in stille Wonne aufgelöst; und nur ferne Blitze, die von der einen Seite her zuweilen leuchteten, deuteten auf ein unheimliches Hintertreffen der heitern Scheln des Friedens lauerndes Verderben.

Da geschah es denn, das Isidor und Aldrichen, von dem um sie her ausgegossenen Entsetzten berauscht, statt des vorigen Schmerzes nunmehr eine sanfte, sie ins Innerste durch-

strebende Wehmüth fühlten; sie rückten näher zusammen, schmiegeten sich bald inniger Eins an das Andere, weinten mit einander, küßten sich feurig und feuriger, aber immer noch mit Thränen; bis endlich die Borne der Gegenwart siegte, und sie Zukunft und Vergangenheit, Verhältnisse, Pflichten, kurz die ganze Welt um sich her vergaßen. Trunken Klopften an einander die für sich geschaffenen Herzen; Händedrucke sagten, was nicht Worte, Küsse, was Händedrucke nicht vermochten, und endlich schmolzen Leiber und Seelen in einem einzigen Gefühl zusammen; jetzt antworteten sich alle Pulse, alle Fibern, auf die leisesten Regungen und Gegenregungen, und — bald war eine That geschehn, die Beide zittern machte.

Alle Sterne waren jetzt vom Himmel verschwunden; ohne daß sie es bemerkt, war das Gewitter herangerückt, und schwergröhlend erbraußten über ihren Häuptern die Stimmen höherer Mächte, die jedes Unrecht sehen und Rachestrahlen zu schleudern vermögen auf das Haupt des Schuldigen. Doch diesmal zogen die Engel des Verderbens noch vorüber, als ob sie nur zeigen wollten die Furchterlichkeit

ihrer Waffen und ihr Wiederkommen ersparen auf Zeiten, wo vielleicht das Wesen, das sie bedrohten, für sie noch reifer geworden wäre.

Schüchtern gingen die Liebenden jetzt aus einander. Klärchen hatte den Himmel verflans den und schauderte auf dem Rückwege nach der Pfarrwohnung bei jedem der noch ferns tündenden Blitze bis in's Innerste zusammen.

Die ersten Schritte zu dem Laster geschehen gewöhnlich ohne Absicht. Schlau verlockt die Hölle unter dem Schein eines Rosengartens den Unvorsichtigen in ihr Gebiet, und dann, ach dann sucht sie ihn gleich so weit in ihr Labyrinth Hineinzureißen, daß ihn jeder Ausweg abgeschnitten ist. Und so stürmt denn der arme Verführte vorwärts, weil er nicht rückwärts kann, bis er sich endlich mit Verzweiflung an einem Ziele sieht, von dem er sich anfangs nicht hätte träumen lassen.

Klärchen empfand in den nächsten Tagen eine Unruhe, die ihr die Brust zersprengen wollte. Keine Gebete beruhigten sie; die heistern Gegenstände der Auen um sie her wichen

den schwarzen Phantomen der gedrücktesten Seele; sie hatte sich sonst so gütlich an die Natur angeschmiegt, sich so ganz Eins mit ihr gefühlt; aber jetzt war sie ihr entfremdet, jetzt schienen alle Bande, die sie an die heilige gekettet, gewaltsam zerrissen.

„Was hast du gethan!“ so schlen sie Alles umher zu fragen; und jammernd wiederholte sie sich's: „was hast du gethan! wehe, was hast du gethan! Und wie kann, wie wird es enden!“ seufzte sie mit einer Angst, die wie ein Berg auf ihrem Busen lastete. Manchmal wurde sie ruhiger und dachte: „es ist ja nur ein einziger in der Uebereilung geschehener Schritt; du wirst ihn nie wiederholen! Du wirst ihn abbüßen durch Entsagungen aller Art, du wirst täglich Thränen der Reue zum Himmel weinen und beten, und Gott wird dann der armen Gefallenen verzeihen; wird sie für eine einzige Sünde dieser Art nicht ganz verderben!“ Aber wie, wenn ihr Fehltritt doch Folgen hätte? Diese Möglichkeit machte sie schauern! Es war zwar nur eine einzige, doch es war eine so glühende, Leben in Leben überschüttende Umarmung gewesen;

so üppiger Blüthe konnte gar zu leicht die Frucht folgen; und Gott! wenn es nun einträte das Befürchtete, was dann beginnen? Ach, sie bebt vor der Zukunft! Doch tröstete sie sich mit der Ungewißheit eines so schlimmen Ausgangs, und beschloß, was sie für das Beste hielt, zu bereuen, und für jetzt lieber zu hoffen, als zu verzweifeln.

Der Sommer war vergangen, und auch des Herbstes schönster Theil vorübergeeeilt; der November hatte begonnen. Klärchen war in der verfloffenen Zeit nach und nach heiterer und ruhiger geworden; ja es hatte sogar allmählich wieder bei ihr ein gewisser Leichtsinn überhand genommen, der sie zwar nie bis zur Wiederholung ihres Fehltrittes hinriß, jedoch der während ihrer ersten Unruhe in den Hintergrund getretenen Liebe zu Isidor von neuem freieren Spielraum gestattete. Sie hatte nun einmal die Bonne gekostet, die ihr in Isidors Armen bereitet war, und das hatte ihre Seele mit Begierden erfüllt, die nun oft wie Flammen ausloderten, und nach Befriedigung schwachteten, welche jedoch ihnen zu versagen sie stark genug blieb. Nur spielen ließ

ſie gern die ſehnfüchtige Phantaſie, nur in lieblichen Träumen ſchweben wollte ſie, nur im Gedanken des Entzüdens genießen, das ihr die Wirklichkeit verſagte.

Doch aus dieſem angenehmen Schlummerleben wurde ſie plötzlich auf eine ſchreckliche Art geweckt, was ſie ſich ſchon kaum noch als möglich gedacht, was ſie ſich ſchon ganz aus dem Sinne geſchlagen, jene erſte Beforgniß, ach, ſie ging leider in Erfüllung. Sie empfand nie gekannte Regungen, ſie bemerkte mit unſäglicher Beſtürzung, daß ſie die Frucht jenes ſeligen und zugleich unſeligen Abends unter dem Herzen trug. Gott! wie wurde ihr zu Muth! Tauſend Höllengeiſter brachen jetzt mit einemmale aus ihren nächtigen Schlupfwinkeln hervor, und zuckten auf ſie ihre Schwerter. Nirgends, nirgends fand ſie Ruhe! Im Drange häuſlicher Thätigkeit keine Ruhe! Auf den Bergen, auf den leeren, äden Gefilden, in den ſturmdurchraſeten Wäldern, nirgends Ruhe! Qual erwachte mit ihr, Qual aß und trank mit ihr, Qual heulte ihr Abends das Schlummerlied, und Qual begleitete ſie in das Land der Träume.

Verschiedenes brütend, saß sie bald bei mißlungender Arbeit, bald schweifste sie jammern und weinend durch die erstorbenen Fluren. Endlich war ein Entschluß gefaßt. Die Eltern hatten ihr jedesmal an ihrem Geburtstag mit den schönsten neuen Geldstücken, die sie besaßen, ein Geschenk gemacht, und so war denn ihre Sparkasse mit den Jahren zu etwa einer Summe von vierzig Thalern gestiegen. Traurig durchzählte sie die bligenden Gold- und Silberstücke, und benezte, sich der so heiter und unschuldig verlebten Geburtstage mit unaussprechlicher Wehmuth erinnernd, die süßen Andenken elterlicher Liebe, die jedesmal so viele gute Wünsche begleitet hatten, mit brennenden Zähren. Dann that sie Alles in einen Beutel, den sie noch von der Mutter kurz vor ihrem Tode als Weihnachts-geschenk erhalten. Hierauf band sie sich ein Päckchen Kleider zusammen. Gegen Abend sprach sie noch mit ungewöhnlicher Weichheit und Bewegung mit ihrem Vater über religiöse Gegenstände.

Am Morgen aber, als Herr Leonhard erwachte war seine Tochter verschwunden.

Nicht allein Herr Leonhard, sondern auch Isidor und Amalie gerieten über Klärchens Entfernung in die größte Bestürzung. Besonders aber Isidor traf die erste Nachricht davon wie ein Donnerschlag, da gerade er die düstere Gemüthsstimmung Klärchens in den letzten Tagen gar wohl bemerkt, und auch den Grund davon mit Schauer gemuthmaßt hatte. Er besorgte nun das Uergste.

Auch Amalien fiel Klärchens Verschwinden mit Felsenlast auf die Seele; denn ohne Gefühl war sie keineswegs; nur bedurfte sie einer heftigern Anregung, und kam diese, so wurde sie dann auch desto tiefer erschüttert. Sie fühlte jetzt unter peinlichen Selbstvorwürfen, wie sehr sie ihre Schwester oft gekränkt, und klagte sich, in der Meinung, daß sich Klärchen das Leben genommen, schon als die alleinige Urheberin ihres Todes an.

Herr Leonhard bot Alles auf, um eine Spur von Klärchen zu entdecken; aber sie war in der Dunkelheit fortgegangen, und weder in Stillheim, noch in den nächsten Orten hatte sie jemand bemerkt. Alle ausgesandte Boten lehrten unverrichteter Sache zurück. Leonhard,

Isidor und Amalie suchten selbst eifriger als
 sonst nach der Verlorenen überall: aber vergebens.

Aber wir wollen jetzt Stülheim verlassen
 und uns zu Klärchen wenden. Behutsam
 hatte sie sich an den finstern Novembermorgen
 um vier Uhr aus dem Hause geschlichen und
 ihre Wanderung in's Freie hinaus angetreten.
 Wohin eigentlich des Weges? Das wußte sie
 selbst noch nicht, eben so wenig als sie darüber
 im Klaren war, ob sie leben oder sterben, oder
 was sie sonst beginnen sollte. Nur fort, fort
 aus Stülheim trieb sie's, denn hier war von
 nun an für sie kein Bleibens mehr.

Scharf wehte ihr eine winterliche Nord-
 luft entgegen und erregte ihr ein fieberhaftes
 Fiebern. Das Restchen des letzten Mondvierts
 durchsichelte die schwarzen, wildhinjagens
 den Wolken, und warf ein spärliches Licht
 auf ihren Pfad. Ihr Genius führte sie auf
 die Straße nach D. —

Drei Stunden hatte sie bereits zurückge-
 legt, als ein trüber, nasskalter Morgen däm-
 merete und sie mit Regen und untermischtem
 Schneegestöber begrüßte. Geistig und körpers-
 lich erschöpft fühlte sie sich bald unfähig, dem

tobenden Wetter länger Troß zu bieten und lehrete daher in einem Dorfe ein, wo sie bis Mittag tief melancholisch sitzen blieb und nach dem Himmel hinausstarrte, der so ganz das Abbild ihrer Seele war. Endlich nach langem Harren regnete und schneite es wenigstens nicht mehr, obgleich noch düstere Wolkenheere mit wildem Ungeßüm an dem Himmel dahinjagten und der Sturm fürchterlich forttozte. Da brach sie denn wieder auf und ging, alle Kraft anstrengend, weiter und weiter, bis sie gegen Abend die Thürme der Residenz, so eben von einem matten Abschiedsblick der Sonne getroffen, sich erheben sah. Jetzt hatte sich endlich die Wuth des Sturmes gelegt; es regten sich nur noch kühle Luftzüge und der Himmel schimmerte klar und hell. Der einsame Weg wurde nun lebhafter; es begegneten ihr Menschen und Wagen, und so gelangte sie durch den Wechsel der Gegenstände unterhalten, unvermerkt in die Nähe des Stadthores.

„Wohin aber nun sich wenden?“ das war hier die Frage. Sie hatte zwar in D. — eine alte Tante, die sie mit Vergnügen würde aufgenommen haben; aber zu dieser zu gehen

süßte sie sich nicht im mindesten aufgelegt; und in einem Gasthof wagte sie sich auch nicht aus mancherlei Bedenkllichkeiten. In großer Unruhe schlug sie deshalb vom Thore links einen Seitenweg ein, die Menschen vermeidend, und ihrem gepreßten Herzen durch einen Strom der bittersten Thränen Luft machend.

Sie machte etwa eine Viertelstunde vorwärts gegangen sein, wobei sie zu Boden starrte dem Gewühl ihrer Empfindungen nachhing, als sie jetzt einmal emporblickend mit Entsetzen bemerkte, daß sie an den Rabenstein gekommen war. Furchtsam schaute sie nach der grauenvollen Stätte, als ob böse Geister hinter ihr lauern müßten, um auf sie loszubrechen, und so eben wollte sie vor Angst übermannet fliehen, als sie hinter den grauen Stein ein lustiges Liedchen summen hörte. Das machte bei aller ihrer Bangigkeit die Neugier, den Erbfehler der Mädchen, in ihr rege, und sie konnte sich nicht enthalten, näher zu schleichen, um nur den Sänger oder die Sängerin zu sehen und dann weiter zu gehen. Da erblickte sie denn, als sie um die Ecke herumtrat, ein altes gespenstartiges Weib, nur noch

in Haut und Knochen hangend, mit rothen Augen und aufgelsbsten Haaren, die auf einen steinernen Bänken saß und so eben sang:

„Der Galgen ist ein lust'ges Haus,
Da halten die Raben ihren Schmauß,
Und herr herr reiten die Geisterlein
Um sinkendes Aas und Todtengelächeln.“

als sie das vor Bestürzung in den Boden gewurzelte Klärchen erblickend schnell aufsprang, und sogleich auf sie zu eilte.

„El guten Abend, mein Lächterchen! grins sie die Alte sie an. Was willst du? Was bringst du? O ich weiß, du suchst mich! Das sieht dir die alte Blutrieche gleich an den Augen an! Mein Blick drinat in den Grund der Seele! Ja Kind, du bist traurig, du hast geweint, dich soltert eine unglückliche Leidenschaft! Du liebst, wen du nicht solltest! O das ist eine üble Sache! Doch fasse nur Muth und schenke mir dein Zutraum, denn ich habe schon Tausenden geholfen; warum sollt' ich dir denn nicht auch helfen können!“

So fuhr die Alte fort, Klärchen mit Reden zu bestürmen, die letztere äußerst fröppirten, so daß sie bald anfing, Frau Blutriecken für

ein hochprophetisches Wesen zu halten und den Aeußerungen, daß sie ihr helfen könne, um so leichter Glauben beizumessen. Wenn der Mensch in großem Unglück ist und auf natürlichem Wege keine Rettung mehr sieht, fühlt er sich gerade geneigter als je, an gewisse übersinnliche Mächte zu glauben, mit denen er eine Verbindung anknüpfen und auf diese Weise sein Glück erzwingen könne. So auch jetzt Klärchen. Die einbrechende Dunkelheit der Nacht, die Nähe des Rabensteins, die Gegenwart der heerenartigen Blutriele machten ihre Seele noch empfänglicher für dergleichen Vorstellungen; es war ihr, als fühlte sie sich unmittelbar berührt von den Fittigen des dunkeln ihr entgegenkommenden Geisterreiches; ihre Phantasie gerieth in ein wildes, schauervolles Spiel, während dessen sie ähnliche Bilder erblickte, wie in jenen früher geschilderten Stimmungen, wenn sie von Haß gegen ihre Schwester entflammt denselben Tod wünschte.

Frau Blutrielens Scharfblick entging nicht der phantastische Zustand Klärchens, und sie säumte nicht, ihn zu benutzen. Sie streichelte mit ihren dürrn Händen des Mädchens Wangs

en, sagte ihr allerlei Schmeichelndes und bat sie, doch ihr, gewiß der theilnehmendsten Freundin auf der Welt, die Geschichte ihrer Leiden zu vertrauen. Und so setzte sie ihr auf alle nur mögliche Weise zu, bis denn endlich Klärchen ihr nachgab, und ihr haarklein Alles vortrug, was ihr begegnet war. Die Alte hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und versetzte am Ende, wenn es weiter nichts sei, da wolle sie schon Rath schaffen. Vor Allem müsse sie ihren Zauberspiegel befragen, der ihr gewisse nöthige Andeutungen geben werde; dann wolle sie sogleich die Mittel bereiten, die all ihren Jammer schnell beseitigen würden. Sie lud Klärchen deshalb ein, sogleich mit ihr zu kommen, indem sie versicherte, ihr Mann, ein gewesener Apotheker, werde nichts dagegen haben, wenn sie auch die Nacht über bei ihr bliebe. In einem weichen Bettchen solle es dem hübschen Kinde nicht fehlen.

Wiewohl es Klärchen immer noch unheimlich in der Nähe der Alten zu Ruthe war, so vereinigte sich doch jetzt mehreres, was ihr diese Einladung annehmlich machte. Genug sie folgte Frau Blutricken ohne weiteres Be-

denen. Bald erreichten sie das Thor, dann gingen sie durch etliche lange Hauptstraßen, über den Markt hinweg, bis sie endlich durch mehrere kleine Gäßchen einem dunklern, etwas abgelegenen und einsamen Winkel der Stadt erreichten, wo Frau Blutrieke vor einem kleinen Häuschen stehen blieb und klingelte. So gleich wurden die Tritte eines die Treppe herabsteigenden hörbar, und mit einer Laterne in der Hand öffnete eusephlich hustend ein hagerer, blasser, schon ällicher Mann die Thüre, der nachdem er die Ankommenden trocken begrüßt und ihnen die Treppe hinauf geleuchtet, schnell wieder verschwand.

Bald saß nun Klärchen mit Frau Blutrieke in dem schauerlich ausgestatteten Wohnzimmer der Alten an einem runden Tische, wo eine eiserne Lampe spärliche Strahlen ausgoß. Hinter dieser dampften aus einem großen Kessel betäubende Dämpfe empor.

Nachdem sie nun noch ein Weilchen über einige nähere Umstände von Klärchens Lage gesprochen, brannte nun letztere, in den geheimnißenthüllenden Zauberspiegel zu blicken. Die Alte hat noch um ein Stündchen Geduld, weil

sie gerade erst noch ein anderes nöthiges Geschäft abzu thun habe. Endlich kam sie zurück, und nun traf sie sogleich Anstalt. Sie warf Kräuter in den Kessel, aus welchem jetzt blaue Flämmchen emporzuckten, stellte die Lampe in einen Winkel, brannte Spiritus und Salz unter dem Spiegel an, und begann nun langsam das vor dem Spiegel hangende schwarze Tuch emporzuziehen.

Klärchen war ganz Auge. Das bängliche Halbdunkel so wie die felsam sie umgebenden Gegenstände setzten ihre Seele in die höchste phantastische Spannung. Da begann's denn auf dem Spiegel sich zu regen und zu formen und bald drängte sich's mehr und mehr zusammen zu bestimmten Umrissen, und jetzt, jetzt, nachdem noch die Alte ein hohles Sprüchlein gemurmelt und mit ihrem Mistelstengel die Oberfläche des Spiegels berührt, jetzt zeigten sich auf einmal zwei Gestalten, frisch und blühend wie die Rosen. Klärchen erkannte in ihnen mit innerm Beben sich und Annelien. Sie saß neben ihrer Schwester und schenkte ihr eine Tasse Thee ein. Doch kaum hatte Annelie davon getrunken, als sie blaß wurde

und schliefings niedersank. Jetzt verhüllte die Alte den Spiegel.

Klärchen wollte Fragen an sie thun; doch Blutriefe, die ihr vom Anfang her während des ganzen Altes Stillschweigen geboten, erhob drohend gegen sie den Zeigefinger. Nach einigen Zurüstungen lüftete die Alte den Vorhang von Neuem.

Aber was sah Klärchen jetzt! Ihre Schwester lag weiß angekleidet in einem Sarge, und Leonhard benegte händeringend ihren Leichnam mit Thränen.

Klärchen ließ eiskalt durch Mark und Bein. Sie wollte von Entsetzen ergriffen aufspringen und fortrennen; aber die Alte winkte ihr und berührte sie mit dem Mistelkengel, worauf sie sich wie festgebannet vorkam und halb ohnmächtig sitzen blieb.

Nach einer Pause, wo die Alte ihre geheimnißvollen Anstalten erneuerte, und Klärchen sich wieder etwas sammelte, entblößte sich der Spiegel zum drittenmale, und jetzt sah sich Klärchen neben Isidor am Altare stehen; ein Kranz von Rosen und Myrthen, unter denen sie auch ein Märzglöckchen zu erkennen

glaubte, schmückte ihr Haupt und ein heiteres Lächeln schwebte auf ihren Lippen.

Mit süßen Empfindungen weidete sich Klärchen an der angenehmen Erscheinung, die jedes Grauen des vorhin Geschehenen zurückdrängte, als plötzlich der Vorhang wieder fiel.

Noch einen Blick wolchte nun Klärchen in die entferntere Zukunft thun zu dürfen; doch die Alte schlug ihr dieß entschieden ab, indem sie sagte, aller guten Dinge dürfen nicht mehr und nicht weniger denn drei sein; es sei ihr durchaus nicht erlaubt, bei einer Person den Spiegel mehr als dreimal zu besfragen. Klärchen mußte sich demnach mit dem Geschehenen begnügen, das nun sogleich besprochen wurde.

„Was glaubst du nun wohl, mein Kind, fragte Blutrieke unheimlichlächelnd, was du nach diesen Andeutungen thun mußt, um zu dem erwünschten Ziele zu gelangen?“

Klärchen sann nach und verlor sich in tiefe Gedanken; sie erinnerte sich wieder an jenes schaudervolle Etwas, das ihr auf den einsamen Spaziergängen öfters vorgeschwebt; jetzt wurde ihr dieß klarer und klarer, so klar wie

nie zuvor; aber sie zitterte davor und wagte nicht, es auszusprechen.

„Nun ich merke wohl, hob jetzt die Alte an, daß du in dergleichen wenig bewandert bist, und so muß ich dir nur selber auf die Sprünge helfen. Das siehst du doch ein, daß deine Schwester erst sterben muß, ehe du Isis des Gattin werden kannst? Von selbst aber stirbt Amalie nicht. Wo nun der natürliche Gang der Dinge nicht zum Ziele führt, da müssen unnatürliche Mittel gebraucht werden, als da sind Gift, Dolch u. s. w. Der Spiegel sagt dir's ja deutlich, du sollst sie vergiften.“

„Vergiften?“ schrie Klärchen laut auf.

„Nun ja, grinste die Alte, was ist's denn weiter! Gehörte dich nur nicht so wunderbar, Kind, und mache mir keinen Lärm! Ich meine es ja gut mit dir. Sieh, es ist einmal vom Schicksale so bestimmt, daß du's thun sollst; das sagt ja der Spiegel ganz offenbar; du mußt es thun, und du wirst es auch thun, das weiß ich; denn eine unsichtbare Hand wird dich mit einer Gewalt dazu fortreißen, gegen welche kein Widerstand etwas fruchtet. Dabei bedenke doch, wen vergiftest du denn?

Sie heißt zwar deine Schwester; aber verdient die den Namen Schwester, die dir todtgram ist von Jugend auf, die dir den Geliebten wegnimmt und nachher dich noch verhöhnen kann? Mädchen, Rache, Rache muß seyn! Was soll die einfältige Lammesgeduldigkeit, die Alles verzeiht und trägt? Und wie soll es dir gehen, wenn du es nicht unternehmen willst? Die Frucht deiner Liebe wird reifer und reifer; du wirst zur Hure werden, o pfui, welche Schande für eine Pfarrerstochter! Ausspucken wird man vor dir, das schmetternde Hohngelächter der Spottenden wird wie Töne der Hölle an dein Ohr schlagen, du wirst — doch laß es mich nicht weiter ausmalen das Bild des Jammers, der dann deiner wartet, laß mich lieber dich erinnern an die Wonne, die du erringen kannst, wenn du klug seyn willst! Der Mann, der deine ganze Seele füllet, der dein einziger Gedanke, der Inbegriff aller deiner Sehnsucht ist, er wird dich in seine Arme schließen, sein Haupt an deinen Busen legen, Wonne dir über die Lippen und durch alle Gebeine strömen, er wird dein seyn, dein für ewig! o bedenke nur einmal, dein

schlag! und du kannst zaudern? Gleich schlag' ein, und ich schaffe dir das Gift! Wo nicht so verlaß mich! Ich schreibe dir, wenn du lange überlegst, so mag ich nichts weiter mit dir zu thun haben! Also schnell wähle, Rettung oder Verderben!"

Klärchen fühlte sich fürchterlich zwischen Himmels und Hölle hin und her gezogen; noch kämpfte sie gegen die teuflischen Lockungen Blutriefens; aber der Dampf des Kessels, der Hexenapparat und die Reden der Alten bestärkten vereint ihre Sinnen, es war ihr, als ob ein böser Dämon ihre Hand rege, und ohne recht zu wissen, was sie that, schlug sie ein.

Blutriefe wurde nun sehr freundlich, und versprach ihr ein Gift, das recht sicher, und zwar so wirke, daß kein Arzt eine Spur davon bemerken sollte.

„Wir haben ein gewisses Kraut, sagte sie, das in der Mitte des zwöl Stunden entfernten Schwarzwaldes, sonst aber nirgends weiter in ganz Deutschland zu finden ist, und daraus weiß mein Mann ein herrliches Pölverschwein zu bereiten. Wer davon genießt, den befällt ein schleichendes Fieber, das nach und

nach alle Lebenskräfte verzehrt; der Patient wird von Tage zu Tage blässer und matter, und so geht das fort etwa drei oder vier Wochen hindurch, wo er dann sanft einschlummert und — nicht wieder erwacht. Dieses vortreffliche Mittelschen will ich dir zurecht machen lassen."

Nest brachte Blutrieke kalte Küche nebst einem guten Liqueur und bat Klärchen, mit der frugalen Mahlzeit vorlieb zu nehmen. Klärchen war ganz ausgehungert. Und dennoch wollte ihr heute kein Bissen schmecken. Die Alte hingegen aß und trank nach Herzenslust und erzählte allerlei Geschichten von ähnlichen in's Elend Gerathenen, die sie alle durch ihre Künste gar bald zu glücklichen Leuten gemacht habe.

Nach Tische kamen sie nun noch auf einen Hauptumstand zu sprechen, nemlich auf die Niederkunft, die Klärchen bedrohte. Auch hiermit, sagte Blutrieke, habe es keine Noth; sie sey früher von gar vielen Mädchen umgeben gewesen, die nicht selten in ähnliche Verlegenheit gerathen wären, und nie sey ihr bei einer die Rettung fehlgeschlagen. Gegen dieses Ue-

bel wollte sie Klärchen morgen ein Zaubertränkehen geben, wovon sie täglich zweimal einnehmen sollte; da werde sie binnen acht Tagen schon an das wünschenswerthe Ziel kommen.

So war denn Alles abgemacht, und die Alte führte nun ihren Gast in ein nettes Kämmerchen, wo sie ihm das versprochene weiche Bett anwies, in welchem jedoch Klärchen trotz aller Müdigkeit wenig schlafen konnte.

Am folgenden Tage sah sich nun Klärchen noch in D. — um, und da traf sie auf vieles, was ihre Aufmerksamkeit beschäftigte. Und so strich ihr denn der größte Theil des Tages hin, ohne daß sie an ihre Abreise dachte. Blutriefe lud sie ein, länger bei ihr zu bleiben, wenn es ihr in D. — gefiele. Dazu kam, es war heute Schauspiel, welches Klärchen, die in ihrem Leben noch kein Theater gesehen, abzuwarten wünschte, um so mehr, da heute gerade der so oft von ihr gelesene *Macbeth* gegeben werden sollte.

Mit großer Erwartung ging sie Abends gegen 6 Uhr in das Schauspielhaus. Der Vorhang stieg. Eine neue Welt that sich ihr

auf. Ach, wie ergriff sie das auf ihre gegenwärtige Stimmung so wunderbar passende Stück! Die Hexen, Malbeths Schauderhasen, die Erscheinung Vanquo's, das Nacht wandeln der von schwerer Schuld gedrückten Lady, Gott! was machte das Alles auf sie für Eindrücke!

„Er kann es vollbringen, er kann es lassen!“ So sagte die eine Hexe, und so wiederholte sich Klärchen jetzt auch: „du kannst es vollbringen, du kannst es lassen!“ Um dieses Vollbringen und Lassen drehten sich alle ihre Gedanken; daran hing ihr ewiges Wohl. Das tragische Ende der Schuldigen erschütterte sie so mächtig, daß sie, als das Stück aus war, sich fest für das „Lassen“ entschied.

Als Klärchen Blutrücken erzählte, daß sie so eben den Malbeth gesehen habe, war diese klug genug, für heute ihrer sündlichen Unternehmungen keine Erwähnung zu thun. Aber am andern Morgen wußte das Satansweib Alles wieder niederzureißen, was der göttliche Dichter aufgebaut hatte. Sie schilderte Klärchen den Zustand ewig hoffnungsloser Liebe mit den schrecklichsten Farben, erinnerte sie an die so

unschwermelichen Gesinnungen Amalens; diese habe ihr den Geliebten entrisen, und warum sollte sie nicht, gleiches mit gleichem vergeltend, ihn ihr wieder entreißen? Dann schalt sie Klärchen wieder feig und thöricht und ärgerte sich, daß sie ihre Theilnahme an eine Märrin verschwendet; ja endlich, als Klärchen sie bat, sie möchte ihr den die Schwangerschaft verleitenden Trank geben, und das für Amalien bestimmte Gift hinweglassen, weigerte sie sich dieses zu thun. Durch wiederholte Vorstellungen und Anreizungen gelang es nun endlich Blutricken, jeden Eindruck von gestern wieder aus Klärchens Seele zu vertilgen und sie wieder in dem bösen Entschlusse zu befestigen. Darauf brachte sie das Gift und den Zaubersrank. Doch fragte sie jetzt, ob Klärchen auch Geld habe; ohne dieses könne sie ihr nicht dienen. Klärchen zog ihren Beutel hervor und legte ihr zwei Dukaten hin. Blutricken, der das übrige schöne Geld in die Augen stach, rief lachend aus:

„O Kind, was denkst du? Für so ein Spottgeld sollt ich's thun? Bewahre der Himmel! Weißt du auch, was ich wage,

wenn ich jemand Gift und Zaubertränke verkaufe? Auf den Rabenstein, unter dem wir ehedestern Landen, kann es mich bringen! Gibst du mir nicht vierzig Thaler, so wird nichts aus unserm Handel!"

Behmüthig betrachtete Klärchen die schimmernden Geldstücke und bat die Alte, wenigstens zehn Thaler nachzulassen, entdeckte ihr auch, warum ihr dieses Geld so theuer wäre und sie wenigstens etwas zum Andenken davon zurückbehalten möchte. Doch Blutriefe versetzte gleichgültig: „Ach was! Geld ist Geld! Wenn du so empfindsam seyn willst, da wirst du weit kommen! Nur her mit Allem, was du da im Beutel hast!"

Da schüttete denn Klärchen mit furchtbarer ihr ganzes Wesen durchschneidender Wehmuth die theuern Andenken elterlicher Liebe hin für die herzlose Bistmischerin, die die Summe mit einem grinsenden Lachen der Befriedigung einstrich und Klärchen Pulver und Trank überreichte.

Nachdem ihr nun Blutriefe guten Erfolgs gewünscht, trat Klärchen den Rückweg nach Stillsheim an.

Neußerl erstaunt war Herr Leonhard, als die schon verloren Geglaubte heiter und wohlbehalten wiederkehrte.

„Aber in aller Welt, sage Kind, wo bist du gewesen? Warum hast du uns diese Angst gemacht?“ Mit diesen und ähnlichen Fragen bestürmte sie der Vater; Klärchen aber gab der ganzen Sache eine scherzhafte Wendung; es sey ihr plötzlich in den Sinn gekommen, einmal ihre Tante in D. — zu besuchen, und das habe sie denn auch sogleich frischweg auf ihre eigne Faust unternommen.

„Aber warum ohne meine Erlaubniß?“ fragte der Vater. „Weil ich zweifelte, daß ich diese erhalten würde; versetzte Klärchen; denn allein hätten sie mich doch nicht gehen lassen; aber mir lag gerade daran, einmal allein so eine kleine Reise zu machen, theils um mich selbst so recht ungestört nachhängen zu können, theils um meinen Muth zu erproben.“ Dabei bat sie herzlich um Verzeihung, schmeichelte, ergriff die Hand ihres Vaters und suchte ihn auf alle Weise zu besänftigen, worauf denn auch bald die Freude, seine Tochter wiedergzuhaben, bei Hrn. Leonhard die Oberhand

behielt, und er ihr den „unbesonnenen Streich,“ wie er sich ausdrückte, verzieh.

Jetzt frug der Vater nach ihrer Spar-
kasse, die er vermißt hatte. Auch diese be-
treffend hatte sich Klärchen unterwegs ein
Währlein ausgesonnen. Weil sie sich doch eine
Möglichkeit gedacht, daß ihr etwas zustossen
könne, so habe sie all ihr Geld mitgenommen;
sey aber auf dem Rückwege nach Stillheim
an einem Walde angefallen und ihres Vermds-
gens beraubt worden. Da sie dies so recht
ausführlich vortrug, die Drohungen der Räu-
ber und ihre Veffürzung dabei lebendig aus-
malte, ja die Wahrscheinlichkeit eines solchen
Unfalls durch viele die Erzählung unterbres-
chende Thränen bestätigte; fand auch Herr Les-
onhard weiter keinen Grund, daran zu zwei-
feln; im Gegentheil bedauerte er, daß sie für
ihre Thorheit so hart gestraft worden sey, in-
dem er jedoch zugleich eine solche Strafe für
sehr heilsam erkannte, da sie Klärchen gewiß
von ähnlichen unsinnigen Unternehmungen für
ihr ganzes künftiges Leben zurückschrecken würde.

Auch Isidor und Amalie waren innig er-
freut, Klärchen wiederzusehen, und lockten

recht herzlich über ihren sonderbaren Einfall und über die mancherlei erfundenen lustigen Abenteuer, die sie ihnen als auf ihrer Reise wirklich erlebte, mit vieler Laune und Lebhaftigkeit aufstischte.

Märchen schien nach der Ketsu sehr ausgedehnt; aber in ihrer Seele sah es anders aus. Sie wollte nun bald an ihr schwarzes Werk gehen, und das erfüllte sie mit banger Unruhe. Bald fühlte sie sich dazu tüchtig, bald wieder nicht. Jedoch war sie jetzt schon ziemlich leichtsinnig geworden; die Verstellung und die Lügen, deren sie sich hatte bedienen müssen, und dann der immerwährende Gedanke an die Brevelthat, die sie verhatte, schwächten ihre sonstge Gewissenhaftigkeit immer mehr. Ihr guter Geist regte sich wohl noch und einigermasßen stark; aber der Anblick Jhdors, und sein für sie deutlich erkennbares Verlangen nach ihr, entzündeten ihre Liebe zu wildern ungeheuern Flammen; kurz sie war zwar noch nicht ganz entschieden; sie erinnerte sich zuweilen an Malbeth und sagte sich mit ernstem Tone das: „du kannst es vollbringen, du kannst es lassen!“ war, indem sie sich glücklich rief, daß sie jetzt

noch die Wahl habe; doch bei alledem überwältigte die Leidenschaft der Liebe die moralischen Bedenklichkeiten, es erwachte dabei wieder der Haß und die Rachgier gegen ihre Schwester, und so neigte sie sich denn immer näher und näher zu der Ausführung ihres schrecklichen Planes.

Die in ihr geschäftigen Triebe der Wollust verdrängten nach und nach all ihre vorige Herzensunschuld; sie geriet in einen wilden Taumel lodender Begierden, die sie ungeduldig nach ihrem Ziele sporneten.

Da traf es sich eines Abends, wo Herr Leonhard mit Isidor nicht zugegen waren, daß Amalie Klärchen besuchte. Klärchen empfing die Schwester mit vieler Freundlichkeit, und auch Amalie war herzlicher als sonst. Bald sagte Klärchen, schon lange habe sie gewünscht, sich nun endlich einmal ganz mit ihr auszusöhnen, und über Alles, was bisher feindlich zwischen ihnen obgewaltet, zu verständigen. Von ungewöhnlicher Rührung ergriffen gestand nun Amalie, daß sie ihr so manche bittere Kränkung angethan; ihr sonst verschlossenes Herz öffnete sich, sie weinte, schloß Klärchen

in ihre Arme und bat innig um den schwesternlichen Kuß der Vergebung. Auch in Klärchen wurden durch Amaliens liebevolles Entgegenkommen welche Gefühle erregt; schon wollte ihr verstelltes Wesen in Natur übergehen, sie wollte Alles vergessen und vergeihen; jedoch das waren nur flüchtige Regungen, denen sie sich ein Weilschen hingab, die sich aber dann gar bald wieder verloren. Eigentlich hatte sie zwar noch nicht beschlossen, gerade heute an ihr Werk zu gehen; aber die sich darbietende Gelegenheit reizte sie. Sie besorgte einen Thee, und fuhr fort, mit Amallen recht freundlich zu thun. Das Giftpulver hatte sie bei sich.

Jetzt war der Thee fertig. Klärchen schenkte ein. Bei der ersten Tasse konnte sie nichts unternehmen. Indem Amalie trank, holte sie ein neues Werk mit Kupfern, das der Vater erst heute von dem Buchhändler erhalten hatte. Amalie als eine Freundin von Zeichnen und Malen fiel darüber mit hastiger Begierde her und vertiefte sich bald so sehr in eins von den Bildern, daß sie davon keinen Blick verwandte.

Jetzt war der günstige Augenblick. Klärchen hatte die zweite Tasse eingeschenkt. Noch einmal schwankte sie in fürchterlicher Unentschlossenheit; doch halb unwillkürlich hatte ihre Hand schon das Pulverken hervorgezogen; jetzt hielt sie es zitternd über Amalies Tasse — von Entsetzen ergriffen zog sie's noch einmal zurück — jetzt aber hielt sie's wieder darüber, und indem sie es schon zum zweitenmale zurückziehen wollte, entschlüpfte schon dem Papiertchen sein werthvoller Inhalt.

So war es denn geschehen! Klärchen befand sich in einem Zustande halber Bewusstlosigkeit. Doch nach einigen Augenblicken suchte sie ihre vorige Stimmung wieder zu erfassen.

„Aber unser Thee wird ja kalt! sagte jetzt aus ihrer Versunkenheit erwachend Amalie, und schlürfte lächelnd den Todestrank zur Hälfte hinunter. Klärchen wollen wir von nun an Klara nennen. Klara gab sich zwar Mühe in dem vorigen heiteren Tone fortzufahren; aber „in Thaten dieser Art noch Kind,“ fühlte sie eine unbezwingliche Pangsichtigkeit, die sie mit Gewalt aus dem Zimmer fortrieß. Sie lief in den Keller und sank von Schan-

der überwältigt auf der untersten Stufe der Treppe nieder.

Es verging ein Welken.

Unterdessen kam Herr Leonhard zurück. Er freute sich, Amalien zu treffen und griff sogleich, da er von draußen ziemlich erfroren hereinkam, nach der noch halbvollen Tasse des warmen Brantwines, die er so eben leerte, als Klara, die sich jetzt wieder einigermaßen erholt hatte, hereintrat. Sie gedachte auf der Stelle todt niederzusenken, als sie die giftschwängere Tasse an ihres Vaters Munde erblickte. Doch mit Anspannung aller ihrer Kraft suchte sie sich aufzuraffen. Amalie erzählte nun, wie angenehm sie sich heute mit der Schwester unterhalten, und wie sie heute eine so vollkommene, herzlichste Versöhnung gefeiert hätten. Gerührt zog Leonhard seine beiden Töchter an die väterliche Brust und küßte mit den süßesten Empfindungen die Wangen seiner geliebten Kinder.

„Halte immer zusammen, meine Lieben! sagte er feierlich. Eintracht und gegenseitige Herzlichkeit werden euch das Leben stets versüßen! So wie Geschwister, die die Natur an

einander kettete, sind doch keine Freunde, welche der Zufall eben so leicht trennt, als er sie vereinigte! So seid ihr mir noch einmal so lieb; so segne ich euch, so segnet euch der euch umschwebende Geist eurer vollendeten Mutter!"

Der fühlende Leser kann sich leicht denken, daß diese Worte als eben so viele Dolchstiche in Klaras Seele drangen. Mehrmals wankte sie hin und her; bald wollte sie ihre That gestehen und für schleunige ärztliche Hülfe sorgen, bald bezweifelte sie wieder, daß Rettung möglich sei, fürchtete sich auch, das zu entdecken, was sie in den Augen der Welt zur verabscheuungswürdigsten Verbrecherin machen mußte; und so siegte denn endlich der Einfluß der finstern Mächte; sie dachte an Mafbeths:

„Was blutig anfang mit Verrath und Mord,
Das setzt sich nur durch blut'ge Thaten fort!"

Sie hatte ja der Hölle einmal die Hand gereicht, und diese schnitt ihr ja sogleich jeden Rückweg ab. Mit grenzenlosem Zwang drückte sie daher alles Gefühl nieder und erheuchelte Unbefangenheit. Es wurde ihr unsäglich schwer, und schon besorgte sie in einem Augen-

blicke wiederkehrender Angst sich verrathen zu müssen, als zu ihrem Glücke Amalie ausbrach und Herr Leonhard zur Ruhe eilte.

Schon nach drei Wochen waren Leonhard und Amalie todt. Das Fieber hatte beide richtig befallen, und wie Blutrufe gesagt, nach und nach abgehend das Ende herbeigeführt.

Klara hatte Beide mit der größten Zärtlichkeit gepflegt und ganze Nächte bei Leonhards Lager durchgewacht, weshalb man weit entfernt, ihr Verbrechen zu ahnen, sie vielmehr als ein Muster schwesterlicher und kindlicher Liebe mit den größten Lobsprüchen erhob.

Daß Klara's Herz der unbeabsichtigte Tod ihres Vaters tief erschütterte, daß diese furchtbare Wendung des Schicksals im Stillen sie nahe an Wahnsinn führte, läßt sich leicht denken. Doch Isidor, der von ihrem Trevel nichts wußte, eilte sogleich zu ihr, wich nicht von ihr, und ihre niedergeschmetterte Stimmung nur dem reinen Schmerz über Leonhards Tod zuschreibend, weinte er mit ihr und bot

Alles auf, das zerrissene Herz der armen ihn jammernden Verwaisten einigermaßen zu beruhigen.

Klara sah man bei dem Leichenbegängnisse ganz in Verzweiflung. Blässe bedeckte ihre Wangen, ihre Thränen flossen in Strömen.

Doch die Periode des ersten Schmerzes ging vorüber. Das Geschehene ließ sich nicht ungeschehen machen; auch versprach ja die Zukunft Entschädigung für den Jammer der nächsten Vergangenheit. Sie schwor von jetzt an jeder Sünde ab; sie wollte nun recht viel Gutes thun, und des ihr winkenden Glückes genießen.

Jedermann dachte es sich nun und fand es sehr natürlich, daß Isidor sich der allgemein beklagten schönen Waise annehmen und sie an die Stelle seiner früh verlorenen Gattin wählen würde. Auch eilte dieser täglich, sobald er seine Amtsgeschäfte vollendet, zu Klara, und ließ nicht ab, sie auf alle mögliche Weise zu zerstreuen und zu trösten. Durch das Zusammenseyn mit dem gärtlichen Isidor wurde auch wirklich Klara nach und nach wieder heiterer; die schwarzen Bilder der To-

desfälle und Verbrechen wichen der lachenden Aussicht auf die ersehnte Vereinigung mit dem Gegenstande, der ihre ganze Seele füllte; der wiederkehrende Frühling übte seinen erfreuenden Einfluß, und so verging die Zeit der Trauer ihr angenehmer als sie sonst zu vergehen pflegt. Endlich meldete nun Isidor dem Pfarrer des nächsten Orts seine Verlobung mit Klara, und die Anstalten zu dem Hochzeitsfeste wurden getroffen.

Es war ein warmer, heiterer Tag des Spätsommers, wo beide das eheliche Band vereinigte. In dem Kreise der anwesenden Gäste herrschte Laune und Frohsinn; alle gönnten der schönen Klara ihr Glück von ganzer Seele; man sang Schillers Ode auf die Freude und ließ die Gläser mit lautem „Hoch“ anstößen, auf lange, glückliche Vereinigung des jungen reizenden Paares. Und so schwand der Abend in Lust dahin, die Gesellschaft verlor sich, und die heißersehnte Stunde erschien.

Mit welcher Gluth sich die Neuvermählten umarmten und was sie genossen, welche Feder möchte davon einen Schatten schildern!

Der Leser male sich dieses selbst mit den glühendsten Farben aus!

Die zwölfte Stunde ertönte jetzt, und Beide wollten ein Weilchen schlummern. Da war gleichfalls wie bei ihrer ersten Umarmung im vorigen Jahre ein Gewitter heraufgezogen, und drohte so eben den darüberstehenden Mond zu überwältigen. Klara, die bei Gewittern von jeher sehr ängstlich war, hatte keine Ruhe. Sie stieg behutsam auf und blickte aus dem Fenster. Noch herrschte draußen eine bange Stille. Aber ganze Klumpen von Feuer brachen aus dem schwarzen, dem Monde immer näher rückenden Wollenmassen. Sie fühlte eine unerklärliche mehr als je sie beengende Besorgniß; doch legte sie sich wieder an des jetzt sanft schlummernden Idors Seite. Indes all ihr Bemühen einzuschlafen blieb vergebens. Bild jagten sich in ihrer Seele Gedanken auf Gedanken, Bilder auf Bilder; bald schwebte sie in ihren Kindertagen, bald sah sie die schreckliche Blutschene, bald stand ihre verstorbene Mutter vor ihr, bald dachte sie an Malbeth, an Lady und Vanquo, bald riß sie ihre Phantasie an das Krankenbette ihres

Im Todeskampf rdchelnden Waters, bald erblickte sie ihre Schwester im Sarge liegend, wie sie sich, als wollte sie wieder aufleben, bewegte und die Augen verdrehte, bald zog's ihr wie Haken und Klumpen und dichte Massen und all das unsinnige Zeug im Kopfe herum, das sich vor dem Einschlafen zuweilen chaotisch durcheinander treibt und das der Leser gewiß aus eigener Erfahrung kennt; bis sie endlich lautschreiend aus dem Bette sprang und regungslos auf einen Fleck hinstarrte.

Isidor erwachte und seug erschrocken, was ihr denn wäre. „Sie doch! flüsterte sie; dort steht es ja! Sie ist es! Sieh doch nur! Leichenblat! Voll Blut!“

„Du bist krank, mein Kind!“ versetzte Isidor, und bat sie, sich zu beruhigen.

„Nein! nein! schrie sie; keine Ruhe! Es winkt mir ja! Oh! — Ha ha ha! Es ist ja mein Rock!“

„Nun da siehst du ja!“ — Isidor wollte weiter reden, aber sie unterbrach ihn:

„Nein, nein! ich irrte mich! Es ist ja das Leichenkleid meiner Schwester! — Sieh dort steht Blutrieche! hier ist der Salgen! —

Der Galgen ist ein lustiges Haus! — Ach, mein Isidor! seufzte sie jetzt aus der innersten Tiefe der Seele heraus; wüßtest du, was ich für dich gethan habe!“

Isidor wurde bei diesen Aeußerungen der Wahnsinnig gewordenen schauerlich zu Muth. Eine Ahnung durchflog ihn. Furchtbar fing in diesem Augenblicke draußen der Donner an zu rollen.

„Horch! Horch! — fuhr sie jetzt fort; sto-
 rufen mich! Gleich! gleich! Ach, guten Tag,
 liebe Mutter! Lebst du denn wieder? Bringst
 mir ein Märzglöckchen? Ei! — Danke schön! —
 Du wunderst dich wohl, daß dein Klärchen
 ein solches Satanskind geworden ist?“

• Blige flammten.

„Es wird Tag! schrieb sie. Ja es muß
 Tag werden! Brennt Lichter an! — Der
 Fremde soll Alles erfahren! Kleider her! Ich
 will gleich kommen!“

Jetzt zog sie sich an.

Isidor fragte, was sie denn nur in aller
 Welt anwandelte.

„Anwandelte? — versetzte sie; wie meinst
 du das? — Der Fremde war mit seinem

Würgstüßchen an Allem schuld. — Stehst du denn Frau Blutricken nicht mit ihren klappersdürren Händen? Es war schlecht, daß ich ihr mein Geburtstagsgeld hingab für so ein bißchen Gift und euch hernach vorleg, die Räuber hätten mich angefallen. — Ich war schwanger, aber ich nahm ein Tränkchen dagegen. — **Heda, ihr Bälse!** Auch die Todten sollen leben! Die Hölle soll nicht mehr sein! Hoch! Dreimal hoch! — Musil! Walzer! — Ekko saise! — Ach armer Vater, dich wollt' ich ja nicht mit todtmachen.

Jetzt wurde es für Isidor heil.

„Alara! fragte er sie mit einer Donnersstimme, Alara, sage, was hast du gethan?“

„Ach Isidor, seufzte sie, mein Leben, du mein Alles! — Aber sieh, sieh! Jetzt kommen sie alle mit freideweißen Gesichtern und schwarzen Mänteln! Hülfe! Hülfe! hör' an Isidor! Meine Schwester habe ich gemordet! Meinen Vater hab' ich, ohne es zu wollen, mit gesmordet! Um dich ist es geschehen! Du bist schuld daran! — Ach sie kommen! Sie kommen! Sie wollen mich erwürgen! Hor! Hor! Stiß! Stößerte sie sehr leise — es gibt Auf-

rasser; still, daß es niemand hört, und laute schreiend wiederholte sie: still, daß es niemand hört! Vater und Schwester vergiftet!" worauf sie in Kaserel aus der Kammer fortstürmte, die Treppe hinunterflog und pfeilschnell aus dem Hofe nach dem Gottesacker rannte.

Isidor eilt ihr unverzüglich nach.

Jetzt hörte er sie laut schreien:

"Sieh Blutrieche, wie's blutet und fracht!
Das ist mir eine Hochzeitnacht!"

Näher gekommen gewahrte Isidor eine gespenstische Gestalt in einen Mantel gehüllt neben Klara, die leise fragte:

"Nun ist Alles recht schön gegangen,
mein Kind?"

"Ja Blutrieche, sagte Klara, ganz vortreflich. Aber wie kommst du hierher?"

"Er erwiderte sie; ich bin gar manchmal hier; mein Name stammt ja aus Eichenheim und kennt hier alle Leute!"

"Sieh, schrie Klara jetzt wieder von höheren Poroxismus ergriffen, hier liegt mein Vater und hier meine Schwester. Ach ich war ein so unschuldiges, heiteres Kind! Du hast mich zur Mörderin gemacht. Niemand weiß

mein Verbrechen, aber Einer weiß es, ach, der kommt, und ich kann ihm nicht entfliehen! Sieh da oben" — In diesem Moment fuhr mit schrecklichem Geprassel ein Feuerstrahl vom Himmel nieder. Isidor sprang schnell hinzu. Klara lag entseelt auf ihrer Schwester Grabe. „Ha ha ha ha!" tönte noch ein teuflisches Lachen der entfliehenden Blutriele.

So hatte denn Isidor durch den Fehler des Leichtsinns und der Veränderlichkeit drei Menschen um ihr Leben gebracht. Mehrere Tage schwebte er deshalb nahe an Wahnsinn. Endlich richtete er sich durch Gebete zum Himmel wieder einigermaßen empor. Indes der ihm sonst eigene frohe Sinn wandelte sich von jetzt an für immer in tiefe Schwermuth. Bis an das Ende seines Lebens blieb er unversmählt. Doch trat an die Stelle seiner bisherigen Unstetigkeit ein entschiedener, beharrlicher Charakter.

Die Versuchung.

Eine Novelle.

CHRONY

1910

Der junge Maler Raimund hatte sich gerade an einer Madonna ganz müde gearbeitet, als sein Freund Felix hereintrat.

„Nun, immer so fleißig Bräderchen?“ hob Letzterer an; „da wärst du wohl lieber ungestört? Sag’ mir’s geradheraus! Ich nehme dir’s nicht übel; ich weiß ja, wie mir zu Muth ist, wenn man mich im besten Zuge unterbricht — genug, sag’ mir nur ohne Weiteres, ob ich gehen oder bleiben soll; denn was du von Beiden wünschst, das thue ich, und thue es gern!“

„Da bleiben sollst du,“ versetzte Raimund; „denn du kommst mir wie gerufen; ich bin für heute des Pinselns überdrüssig, die Dämo-

merung ist nicht fern, und — kurz du bleibst, und wir reden ein wenig über Kunst, über Leben, über Musik, Theater oder über was du willst!"

"Theater, ja — sagte Felix;" vor allen Dingen muß ich dir eröffnen, daß — „aber breite es nicht aus! Versprich mir Stillschweigen!"

"Eine Heimlichkeit also bringst du?" fragte Raimund näher tretend. „Da hast du meine Hand! Ich schwelge! Laß hören!"

"Mein Trauerspiel wird in künftiger Woche aufgeführt, aber nota bene unter einem stockfremden Rahmen stehe ich auf dem Zettel; der Direktor hat es gegen alle Schauspieler für ein ihn aus der Ferne zugesendetes Manuscript ausgegeben, und wird mich eben so wenig verrathen, als ich dieß von dir besorge."

"Aber, entgegnete Raimund, warum thust du damit so heimlich? Warum trittst du nicht lieber offen damit hervor und lässest mit groben Buchstaben darunter sehen: „Trauerspiel von Felix?" Denn was in aller Welt soll das anonyme oder pseudonyme Wesen? Ich hasse es um so mehr, als es gerade jetzt an

der Tagesordnung ist. Hat dein Stück Fehler, so wird sie der falsche Rahme nicht bedecken, und fielen es ganz durch — ja freilich für diesen Fall hast du wohl, übermäßig ängstlich, eigentlich deine Kriegslist berechnet — dann freilich, ja dann jöge man los auf ein unbekanntes oder vielmehr gar nicht existirendes Wesen, indeß du die den Henker daraus zu machen brauchtest. Aber, Freund, ich halte es für weit wahrscheinlicher, daß du das Beste zu hoffen, als das Schlimmste zu fürchten hast; der Beifall wird dir nicht fehlen, und darum verdanke ich es dir um so stärker, daß du mit deinem Rahmen hinter dem Berge halten willst.“

„So höre doch aber erst vor dem Verdammnen meine Gründe! erwiederte Jellz. Es sind jetzt schon so viele Meisterwerke da; meine Arbeit ist ein Erstlingsversuch, und sollte er auch nicht ganz mißlungen sein, so ist es doch sehr die Frage, ob man nicht ihn an das Vollkommenere haltend mit rücksichtsloser Strenge verdammen wird; ferner, die mir eigene unbegreifliche Schüchternheit — du kennst mich ja — endlich, ich bin ein heiliger Dichter, has

ke. ~~Nicht~~ nie andere als religiöse Gegenstände behandelt, und that das mit aller Absicht; denn die weltliche Poesie, wenn ich sie so nennen soll, will mir doch immer nicht so recht für einen Theologen passen, und zumal das Dichten für das Theater! —

„Doch lassen wir dies, fiel jetzt Naimund ein; der Frühlingsabend ist himmlisch, die Studenlust beengt mich, du selbst pflegst um diese Zeit spazieren zu gehen; also ich dünkte wir wanderten ein wenig ins Freie!“

„Um die diesen Vorschlag zu thun, kam ich eigentlich her,“ versetzte Felix; und so gingen denn die beiden Freunde nach einigen Minuten Arm in Arm nach dem Thore hinaus.

Wir bedauern, daß wir unsere Erzählung nicht mit lebhaft ergreifenden, grausenden, spannenden Ausritten beginnen konnten, was wir doch so gern gethan hätten, um dem Leser den gehörigen Grad von Leselust beizubringen; aber auf der andern Seite erinnern wir auch wieder, daß es ja die heutige Mode der literarischen Welt gestattet, mitunter ein wenig zu langweilen. Schluckt man doch jetzt ganze und Hina und Herreden bestehende Bände

eines großen bekannten Unbekannten hinter; wie sollten jemand diese paar Seiten, ein Rußkern gegen einen Kürbis, im Halse stecken bleiben?

Nun noch ein Trost für die Leser gegenwärtiger Historie! — Es ist freilich schlimm, daß vielleicht hier und da einige kleine Raisonnements über dieß und jenes dazwischen kommen werden — der Verfasser weiß, daß dergleichen Dingen nicht jedem Leckermäulchen munden — daß sie solchen schmecken, wie Salz und Brod einer verwöhnten Zunge; aber doch will ihn bedünken, daß gerade in jenen Dingen eigentlich ein großer Theil vom Kern des Kunstwerks stecke — daß — jedoch, quo Musa tendis? Define! define! Der Leser möchte aber mich längst des Teufels werden! Also was ich sagen wollte:

Lieber Leser, der du einen gesunden Magen hast; mein Gastmahl, schmeichle ich mir, wenn es dir nicht vielleicht schon schmeckte, soll dir gar bald zu schmecken anfangen; und du, der du einen verwöhnten, neumodischen Gaumen hast; auch für dich soll gesorgt werden; du sollst bald Bonbons und Zuckerylägchen

befolgen, wenn du dich nur ein wenig ge-
süßten willst.

Die beiden Freunde wandten sich von
der Stadt nach einem einsamen romantischen
Orunde. Felsen thürmten sich zu beiden Sei-
ten empor; kleine Wasserfälle plätscherden hier
und da herab; in einiger Entfernung war das
Klappern mehrerer Mühlen hörbar, und neben
ihnen rosete ein wilder Bach pfeilschnell über
Felsen dahin. Den eigenthümlichen Reiz der
Umgebungen erhöhte noch die malerische Bes-
leuchtung des Vollmondes.

„O, rief Raimund aus, wenn werd' ich
sie erfassen die felsche, reiche Natur! Wie
arm, wie ohnmächtig, wie klein fühl' ich mich
vor ihr! Jedesmal, wenn ich herausträte uns-
ter Gottes Sonne, oder in die wonnige Mond-
nacht oder wenn ich sehe die durch und durch
lebende Anmuth eines schönen menschlichen Abes-
pers, oder den Zauber eines ausdrucksvollen
Menschenangesichtes, o wie beschämt sie mich
da, die erhabene Meisterin, wie fühl' ich mich
ihr da noch so fern!“

„Es war mir immer ein Räthsel an dir, entgegnete Zell, wie du, der Natur so von ganzer Seele ergeben, dennoch Gefallen finden konntest, ja noch findest an mancherlei Seltsamkeiten, die dem Natürlichen widerstreiten. In allen deinen bisherigen Gemälden herrschte immer etwas Phantastisches vor. Mir ging es sonst in der Poesie eben so. Ich liebte so ein gewisses mystisches Halbdunkel, so einen gewissen ossianischen über meine Dichtungen verbreiteten Nebel, und verschlang alle jenem Hange zusagenden Werke von Hoffmann, Novalis und andern ähnlichen Geistern mit einer grenzenlosen Begierde. Aber seit ich meinen guten alten Homer und Vater Göthe wieder hervorgesucht habe, verlor sich meine Schwesbele, und ich fühlte mich für immer an die Natur und Wirklichkeit zurückgewiesen. Und darin rath' ich dir meinem Beispiele zu folgen; denn wie in der Poesie jene haltlosen Lufts und Duftegebilde wohl einen flüchtigen Taumel unklarer Gefühle, nie aber eine reine, heitere, besonnene Ergözung erregen; so ist es auch in der Malerkunst; so ist es überhaupt in allen Künsten. Der Genuß kann nur dann

ein wahrhafter und bleibender sein, wenn das Dargestellte in der ewigen Natur einen festen Grund hat, wenn es dasteht bestimmt, scharf, hell, rein, nicht in Dämmerung, Nacht und Wolken, sondern im vollen Tageslicht und Sonnenschein.“

„Dieß Alles, versetzte Raimund, erkenn' ich als wahr, und möchte deshalb die göttliche Natur oft ganz in mich saugen; aber doch gerathe ich immer unwillkürlich wieder in das Gebiet des Phantastischen zurück. Ich male lieber, was mir träumt, als was ich wachend mit Augen schaue; ich habe immer gleich in mir selbst Bilder, wo ich sie lieber von außen holen sollte; meine Phantasie schafft sie sich, und schafft sie sich freilich, oft so, daß sie mit denen, die ihnen in der Wirklichkeit entsprechen sollten, in einem seltsamen Kontraste stehen; und hierin bin ich wie dir, so mir selbst ein Räthsel. Ich kann weiter nichts darüber sagen, als daß von Kind an ein solcher geheimer Zug zum Seltsamen und Phantastischen in mir vorwaltete, und ich glaube auch fast, daß ich mich nie ganz von dieser Eigenheit losringen werde.“

Es schien, als hätte Felix jetzt auf die Rede seines Freundes weniger gehört als vorher; er war in den Anblick des Mondes versunken, der über den Wipfeln der Tannen durch wolkiges Gewölk in sanftem Silberschimmer wogte; ja Raimund glaubte eine Thräne in seinem Auge zu entdecken.

Jetzt wurde über ihnen eine Flöte hörbar. Das sanfteste, schmelzendste Adagio bebte in langgezogenen Tönen von der Spitze eines Felsens her zu ihnen hernieder. Da brachen Felix die Thränen mächtiger aus den Augen und er stammelte leise den Namen „Rosalie!“

Raimund umarmte ihn und feng mit Innigkeit: „Liebst du denn Rosalie auch wirklich ernstlich?“

„Ob ich sie liebe!“ war seine Antwort. „Ich könnte dir es mit Romeo bei dem schönen Monde schwören, der mich so rührt; doch Julie nennt ihn den Wandelbaren —“

„Schwöre mir es nicht! entgegnete Raimund. Ein heiliger Dichter soll gar nicht schwören, um dir jetzt auch einmal eine Zusicherung zu ertheilen. Was aber meine

Schwester betrifft, so bleib' ihr nur hübsch ers-
geben, dann werdet ihr ja schon mit der Zeit
vielleicht noch zusammenkommen."

"O mit der Zeit! rief Felix aus; mit
der Zeit, welch elender langweiliger Ausdruck!
Du hast noch nie geliebt, Raimund; du weißt
nicht, wie man da alle Zeit vernichten, und,
unbefähigt um Welt und Menschen, nur
Ewigkeiten haben möchte, um mit ihr, mit
ihr zu sein, zu athmen, zu fühlen, in seligen
Träumen zu schweigen! — Mit der Zeit!"

"Run, versetzte Raimund lächelnd, Rosas
soll ja die Deinige sein, wenn du ihr nur
treu bleibst; sie sehnt sich ja nach deinem Bes-
itz täglich, stündlich, minutlich, und auch ich
wünsche den himmlischen Tag herbei, wo mich
noch engere Bande an dich ketten werden —
Aber denke doch nur, was hilft es gegenwär-
tig, daß ich will, daß du willst, daß sie will,
wenn deine Eltern —"

"Selber, erwiderte Felix; ich äußerte
lebhafte nur ein paar Spiben gegen sie von
meiner Liebe zu Rosallen; ach, was sie da
für Gesichter machten! Es sieht recht trostlos
un- aus! —"

Beide verstummten und würden in Trübsinn versunken sein, wenn nicht der lustige Werner auch ein junger Künstler, und zwar ein Musiker, ihnen entgegengesprungen wäre.

„Run, ihr Sentimentalen, rief er lächelnd, hab' ich's denn recht gemacht, daß ich, euch erst heimlich nachschleichend, dann voreilend, eine halbsbrecherische Felsenspitze erkletterte, um euch meine neueste Composition in Beethovens Manier vorzutragen?“

„Wir wußten wohl, daß du's warst, erwiederte Raimund, und ich zolle dir von Herzen den dir gebührenden Beifall; nur wenn du in die Beethovensche Art kommst, wirst du langweilig. Componire künftig nicht in fremden Manieren, mein lieber Werner; denn ein Beethoven kannst du doch eben so wenig werden, als ich ein Salvator Rosa oder Michel Angelo; aber ein Werner kannst du werden, so gut als ich ein Raimund!“

„Daß du doch gleich kritisiren mußt!“ versetzte Werner ärgerlich und warf seine Fiddle in den Bach.

„Warum ihust du das?“ fragte Felix verwundert.

„Weil Raimund Recht hat, sagte Werner. Seht, ich habe auf dieser Flöte täglich Stücke geblasen, die ich in Beethovenscher Art componirte. So wie ich nun jetzt meine Flöte weggeworfen, so will ich auch die Beethovensche Manier wegwerfen, oder so hab' ich sie in diesem Augenblicke vielmehr schon weggeworfen. Morgen kaufe ich mir eine andere Flöte und componire für sie von allen fremden Mustern Unabhängiges.“

Die drei Freunde hatten schon vor einem Weilschen den Rückweg nach der Stadt angetreten und wurden nun bald nach Beseitigung ihres kleinen Disputes recht seelenvergnügt. Oft priesen sie sich schon glücklich, als ein Trifolium verschiedener Künste sich so herrlich zusammengefunden zu haben; sie sprachen über die Ähnlichkeiten und Tiefen dieser ihrer Künste; einer lernte von dem andern; einer hatte die Farben, der andere die Bildersprache, der dritte die Töne, und alle zusammen die glühendste Begeisterung emporstrebender Talente für ihr hohes Ziel. Denn nach dem höchsten in seiner Kunst rang ein jeder von ihnen. Auch heute waren sie in der Unter-

haltung über ihre schöne Vereintzung unter-
merkt dem Thore der Stadt näher gekommen,
als Werner plötzlich aufhob:

„Aber noch Eins, Freunde, hab' ich euch
zu sagen!“

„Nun was denn?“ seugen die beiden
Andern.

„Ich bin verliebt.“

„In wen denn?“

„Das weiß ich nicht!“ war Berners
lafonische Antwort.

Jelly und Raimund lachten.

„Ich weiß es nicht, fuhr Werner ernst-
haft fort; das heißt so viel, als: ich weiß
nicht, wie meine Geliebte sich nennt, wer sie
ist u. s. w. Aber daß sie in der Welt vorhand-
en ist, daß ich sie mit leiblichen Augen ge-
schaut und mich in Zeit von einer halben
Stunde zum Sterben in sie verliebt habe,
Brüder, das weiß ich! Und damit ihr nicht
denkt, ich scherze bloß, so will ich sie euch be-
schreiben: sie ist hoch und schlank wie eine
Juno, seelenvollen Blicks wie eine Cäcilia,
wenn sie Engeldöne hört: voll und überall rei-
zend gewölbt wie eine Venus; schwarzes Haar,

Genaugen, Ellentwangen von sanfter Rosensfarbe überhaucht und von der Fülle der schönsten Locken umflattert, ein lieblich geformter Mund mit zwei dem Ruch entgegenquellenden Lippen — doch, Brüder, Alles, was ich sage, ist nur elender Kossini, kein Mozart gegen das lebende Urbild! Sehen müßt ihr sie! Sehen, sag' ich, Freunde! Sehen! Sehen! Sehen!“ —

„Um's himmelswillen, nur *piano*, Herr Musikus! rief Raimund, Werner bei der Achsel rüttelnd: du bist ja ganz außer dir! Bemerkte doch, hier stehen zwei, und dort gar drei Hörer, die du vor allem „Sehen“ nicht siehst!“

Werner maßigte sich etwas, als er wahrnahm, daß er die Aufmerksamkeit der Vortragsübergehenden erregt; doch konnte er sich nicht enthalten, sotto voce den Freunden von seiner Dulcinea weiter zu erzählen, bis sie an Raimunds Thüre von einander schieden.

Nach ungefähr acht Tagen —

Doch nein! Vor der Fortsetzung der Erzählung hat der Autor ein ganz kleines Intermezzo anzubringen.

Die jetzige Lesewelt will Erzählung und Erzählung in einem fort und sähe es am liebsten, wenn der Strom der Geschichte fortflösse, ohne durch einen Damm von Sentenzen und herzensergießungen unterbrochen zu werden. Deshalb ergötzt sie sich an Claren, Laun und andern ähnlichen Schriftstellern, die hübsch bei der Stange bleiben und selten daran denken, ihre Kunsteinsichten oder Gedanken über das Leben nebenher auszukramen. Wir aber müssen offenberzig gestehen, und es kann eine Art Schwachheit von uns sein, aber es ist dennoch so ganz unser Element, zuweilen ein kleines contemplatives Seitenssprüngelein zu machen, weil wir in dem unglücklichen Wahne stehen, daß man bei dem bloßen Erzählen von Begebenheiten leicht flach werden könne. Der gute Leser verzeihe uns also unsere üble Angewohnheit und überschlage dergleichen Dinge, oder würge sie hinter in der Hoffnung, daß versprochenmaßen später immer mehr Zuckerpläschen und Torten erscheinen werden. Ja es kann sein, daß nach und nach das hausbackene Brod unserer Novelle ganz und gar in das reine Pécuit der unum-

zerbrochenen Erzählung übergeht. Diese Bemerkung für die Zukunft! Für jetzt verschonen wir den Leser mit Abschweifungen und fahren fort in der Geschichte, die nun sehr interessant werden wird.

Also nach ohngefähr acht Tagen kam Felix glitzernd zu Raimund und fragte ihn, ob er bereit sey, ihm in das Theater zu folgen, wo die Aufführung seines Trauerspiels stattfinden sollte. Einige Tage früher hatte Felix Raimund sein ganzes Stück vorgelesen, und dieser war im Ganzen recht wohl damit zufrieden gewesen. Er hatte seinen Freund getrostet, den das Heranrücken der Aufführung mit grenzenloser Besorgniß und Unruhe erfüllte. Auch war Felix auf die ermuthigenden Reden Raimunds ziemlich tapfer geworden; aber heute, unmittelbar vor der Aufführung hatte ihn doch wieder alle Geisteskräfte verlassen; er sagte, es sey ihm zu Muth, als solle er hingerichtet werden. Fast bewußtlos wankte er an Raimunds Arme mit fort, sah und hörte nichts umher, redete lauter als sonst und sann sogar nach einem Mittel, die Aufführung wo möglich noch rückgängig zu machen; doch

es war schon halb sechs Uhr und hunderte strömten nach dem Theater. Sichtbar eilschraff Geliß vor den Zetteln, als sie das Schauspielhaus erreichten; doch bald sich fassend und unbefangen stellend, trat er hin, und las einen Zettel durch, als ob ihm das Stück ganz fremd sey und er sich orientiren wolle. Endlich riß ihn Raimund ins Schauspielhaus sich nach; Geliß war so verwirrt, daß er an eine Dame rannte, daß er auf der kleinen ins Parterre führenden Treppe stolperte, daß er einem Freunde der ihm theilnehmend sagte, wie es ihm ginge, erwiderte: „nun, das werden wir ja sehen!“ bis er endlich mit Raimund einen Platz erreicht, wo er mehr niedersank, als sich niedersetzte. Er war jetzt unfähig, weder etwas Bestimmtes zu denken noch zu sprechen; es brauste ihm vor den Ohren, der Gaum war ihm vertrocknet, die Zunge gefesselt und der Kopf schwindlich.

Raimund, der seinen Zustand sehr wohl begriff, überließ ihn sich selbst und sah sich, wie er zu thun wolle, in allen Regionen des Theaters nach Schönheiten um. Er hatte mit mehreren eine kleine Anzugsbekleidung angezogen

den, deren Anschau ihm aber nur dazu diene, die Zwischenakte zu verkürzen, und die er vergaß, sobald er herausging; denn das ihnen geschenkte Interesse war mehr nur ein künstlerisches. Heute fand er nun einmal gar keine von seinen Augenweiden und wollte deshalb schon verdächtig sich niedersehen, als er mit einemmale auf der rechten Seite der ersten Gallerie eine ihm gänzlich neue Schöne bemerkte. Er wunderte sich sehr, wie er sie nicht sogleich hätte sehen können und fing nun an, sie näher zu betrachten. Schwarzes Haar, Feueraugen, Lilienwangen von leisem Roth überhaucht, eine bei jeder Bewegung sie umflatternde Fülle von Ringellocken, Mund und Lippen wie dem Kusse sehnsüchtig entgegenschwellend, — kurz ganz das Bild, das ihm Werner, der Musiker, vor acht Tagen mit so vieler Ekstase entwarf. So hatte Raimund noch keines Mädchens Anblick entzückt; ihr Bild drang ihm sogleich in die innerste Seele. Er konnte kaum von ihr wegschauen und ließ die Augen auf den Wellen ihrer Reize umherschweben, bis sie endlich in dem See ihrer Schönheit ganz untergingen. Er bemerkte nicht, daß die Overtüre begann,

daß sie zu Ende ging, daß der Vorhang fiel und daß die Schauspieler schon austraten — er stand noch immer wie bezaubert; bis ihn nach mehrmaligen Bitten seines der Aussicht beraubten Hintermannes endlich der ihn an Besonnenheit noch übertreffende Felix gewaltsam zum Eigen niederriß. Erst jetzt fiel ihm wie es der ein, wo er eigentlich war, und er fing an auf die Vorstellung von Felix Stuß Nicht zu geben. Doch immer lenkte sich seine Aufmerksamkeit wieder abwärts und wohl zwanzigmal bog er sich während des ersten Aktes um und verweilte bei seiner Angebeteten. Es erkobte Beifallklatschen; Felix wurde muthig und fing an Raimund dieß und jenes zuzustüstern; aber dieser hörte weder, noch antwortete er; endlich war der erste Akt vorüber.

Nest begann Felix auf die Aeußerungen der Umherstehenden zu horchen und vernahm allerlei Kritiken durcheinander; Raimund aber war froh aufstehen und wieder auf ein Weilschen zu seiner Götterin zurückkehren zu können. Nur betrübte es ihn, daß die Schöne ihn bis jetzt kaum zu bemerken schien, und es hielt auch

schwer, sich vom Parterre aus ihr beizukommen zu machen. Ohne sich daher lange zu bedenken, entschloß er sich plötzlich, auf die linke Seite der ersten Gallerie zu gehen, wo er einige Plätze leer sah und wo er sie sich gerade gegenüber hatte. Ohne Felix etwas davon zu sagen, rannte er zum Parterre hinaus und in einer Minute stand er oben auf dem erwünschten Plage.

Jetzt war er nun glücklicher; denn die holde Unbekannte schien Raimund als einen schönen jungen Mann sogleich wahrzunehmen. Zwar warf sie nur erst flüchtige Blicke auf die Region seines Platzes, die allensals mehreren gelten konnten; allein Raimund bezog sie auf sich, und mochte darin auch nicht irren.

Der zweite Akt ging an. Raimund gab nur zerstreut Achtung; doch bemerkte er, daß man ihn mit steigenden Beifall aufnahm. Wie Felix in der Gunst des Publikums, so machte auch er Fortschritte in der Gunst seiner Dame. Ihr Auge ruhte mehrmals, zwar nur momentan, auf ihm, doch unverkennbar mit Wohlgefallen.

So vergingen nun der dritte und vierte Akt und das Ende des fünften nahte heran. Immer sichtbarer wurde es, daß das neue Stück lebhaftes Interesse erregte; selbst Naimunds Schöne schien öfters tief ergriffen. Was war natürlicher, als daß Naimund entzückt emporblickte, wenn er Blüthe eines solchen Entzückens bei ihr bemerkte, daß er die Hand vor die Stirn legte und in sich gebeugt da stand, wenn er Thränen in ihren Augen erkannte, daß er endlich bei Stellen, wo von Liebe die Rede war, mit einer unaussprechlichen Sehnsucht zu ihr herüberschaute! Genug er gab alle Zeichen einer ihr völlig gleichfühlenden Seele, und so gelang es ihm, ihr Wohlgefallen gewiß in einem nicht unbedeutenden Grade zu gewinnen. Doch dieß lassen wir für jetzt dahingestellt seyn.

Das Stück ist jetzt aus; mehrere Schauspieler werden gerufen und es erfolgt ein langes Beifallklatschen. Jetzt erhebt sich die Schöne; Naimund, ihr noch einen vielsagenden Abschiedsblick zuwerfend, rennt nun fort, um ihr nachzugehen. Schon sieht er sie in einiger Ent-

fernung; doch das Gewühl ist zu groß; da kommt Felix und sie ist für heute verloren.

Zu jeder andern Zeit wäre ihm die Unterhaltung angenehmer gewesen, die nun folgte. Felix fragte ihn, wie ihm das Stück gefallen, „vortreflich, himmlisch!“ rief er aus; Alles war ja ergriffen und begeistert; lange hat mich kein Trauerspiel so ergötzt! ich bin ganz hingekiffen!“

Felix umarmte ihn und wollte nun anfangen das Einzelne genauer durchzunehmen.

„Erfstlich, was meinst du denn zu dem Eintreten der fast episodischen Nebenhandlung im zweiten Akte, wodurch die Verwicklung so sehr gesteigert wird, und die vielleicht Aristoteles“ —

„Alles himmlisch!“ unterbrach ihn Kalmund; „meisterhaft! göttlich! Schiller und Obsequen nahe kommend!“

„Man war aber da gerade sehr kalt, wandte Felix ein, und ich verzweifelte schon!“

„So — so — so!“ entgegnete Kalmund. „Aber der dritte Akt der steigerte doch die Spannung aufs höchste“ —

„Was weißt du? Ich dachte, das wäre der vierte gewesen!“

„Oder ja, der vierte! Möglich! Kurz, du bist ein Halbgott! Komm nur, du bist herrlich, du wirst einer unserer ersten Tragiker! O es war ein Stück! Weißt Gott —“

„Aber sag' nur, unterbrach ihn Jeliy, wie kommst du mir denn heute nur vor? Du bist ja ganz von extatischer Wonne trunken, ganz verwirrt —“

„Blosse Begeisterung, die ich dir zu danken habe! Blos dein Stück! Wahrscheinlich nichts weiter! O so begeistert bin ich in meinem ganzen Leben noch nie gewesen! Komm, Freund, ich will gleich eine Cécilia malen!“

„Nein, eine Beuteille Burgunder oder zwei wollen wir trinken!“ entgegnete Jeliy verwundert über das hingerissene Wesen Naismonds.

„Wie ist jetzt Alles recht!“ sammelte der hochbegeisterte, oder Tiefverwundete, oder Süßberauschte, oder Liebedurchloderte, wie man nun ihn nennen will, und sie wandten sich in eine nahe Weinhandlung.

Edle Trunkenheit der ersten Liebe? - Holt
 der Wahnsinn! Ecliger Lärmel! Wenn alle
 Gluren von Rosen und Purpur schimmern,
 wenn alle Blumen uns mit freudlichen Heng-
 lein Wonne zulächeln, wenn des Haines Blä-
 ter uns ihren Rahmen vorführen, wenn der
 Dorn nur von ihr und erzählt, die Lerchen
 von ihr singen, und die schuschichtige Aagstims
 wie Philomela's uns wie das Rufen der na-
 hen Geliebten erklingt; wenn die Seele, ein
 leichtbeschwingter Schmetterling, hoch hinweg
 flattert über alle Sorgen: Stürme des Lebens
 und nur von einer Blüthe des Entzückens zu
 andern eilt; wenn sie dann mit uns fliegt
 unsere zweite Seele, mit uns schwärmt und
 genießt und weinet und juchzet — o wo sind
 die Worte, die diesen Himmel in sich fassen,
 wo die Bilder, die in ihrer Schilderung nicht
 zu Stämpfern werden! Goldne Vereinigung!
 Zauberisches Sein!

Aber o Wehmuth, wenn sie fern ist, die
 Schwester deines Ich's; wenn du nur einmal
 ihr begegnetest und sie dann nach der ersten
 geistigen Berührung dir schon entwand! Wenn
 du einsam umherirrest und nicht weißt, wo du

ſie ſuchen ſollſt, ob du ſie jemals wiederfinden,
ob du irgend einmal dich mit ihr vereinigen wiſt!
O vielleicht iſt ſie nicht für dich geſchaffen,
vielleicht mußt du ſill hinſeuffen, ewig unges-
laynt von ihr, die tiefe, unheilbare Wunde in
dem Herzen, und nirgends iſt ein Balfam für
deinen Jammer!

Doch ſilentium, Herz!

Raimund zeigte in den nächſten Tagen
ein ganz ſonderbares, ſeiner Schweſter und
ſeinen Freunden höchſt auffallendes Weſen.
Bald war er ausgelaffen luſtig, bald mürriſch
und ärgerlich, bald geheimnißvoll, bald offen
und geneigt ſein Herz zu ergießen, ohne je-
doch ein Wörtchen von dem, was ihm eigent-
lich beſchäftigte, zu entdecken; genug, er gab
ihnen zu allerlei Vermuthungen Anlaß, und
ſo viel hielten ſie für angemacht, daß ihm in
dieſen Tagen etwas Beſonderes zugeſtoßen ſeyn
mußte. Sie gaben ſich daher alle Mühe ihm
ſein Geheimniß abzulocken. Nichts Arges ab-
nend folgte er ihrer Einladung zu einem Ita-
liäner und es wurde edler Rüdelsheimer ge-
zechet nach Herzensluſt. Dann aber führten
ſie ihn, einer am rechten, der andere am linken.

sen Arme, mit sich hinaus in's Freie und bestürmten ihn mit unaufgezeigten Aufforderungen, ihnen sein Inneres zu erschließen.

„Rede, Bruder, rede! rief Werner; was hast du? Was soll dein hinterhältiges Wesen? Haben wir nicht ausgemacht, alles nur einis germaßen Entdeckbare einer dem andern zum Besten zu gehen? Und ist's recht von dir, wenn du uns auf einmal mit tausenderlei Launen plagst, ohne uns davon nur das winzigste Brändchen zu offenbaren?“

„Es ist warm, versetzte Raimund ausweichend; wir könnten heute wohl anfangen zu baden —“

„Still! fiel Felix ein; du entschlüpfst uns dießmal nicht! Du mußt daran! Was ist mit dir vorgegangen?“

„Nichts, sagte Raimund, wirklich gar nichts! Ich weiß nicht, was ihr von mir wollt; ihr müßt phantasiren! Aber um wies der auf unser Bad zu kommen —“

„Nein unterbrach ihn Werner, um wieder auf deinem Gemüthszustand zu kommen — ich lasse nicht ab — wir drängen dich zum Ziele

wie Alford auf Alford im Orgelpunkte — ich
 trommle so lang auf dir herum, bis du Ton
 gibst!“

Und so wurden die beiden Freunde immer
 zudringlicher und fecker, worauf Raimund,
 sich am Ende gar nicht mehr vor ihnen zu ret-
 ten wissend, ernsthaft ihre mit Ausforschen ver-
 bundenen Neckereien sich verbat, und widri-
 genfalls drohte, sie auf der Stelle zu verlassen.

Sie jedoch, wie dick der Fall zu sehn
 pflegt, durch seine Aergerlichkeit nur noch neck-
 lustiger gemacht, trieben ihre Scherze nur noch
 weiter; sie zupften ihn mit tausenderlei Spöts-
 teleien, rüttelten ihn am Arme, behandelten ihn
 als eine Citrone von der man Saft gewin-
 nen will, und preßten ihn zusammen, kurz sie
 brachten ihn ganz in Verzweiflung, so daß
 er sich endlich losriß und voll Gist forttrante.
 Er wählte einen Umweg; sie folgten ihm mit
 den Augen und schlugen einen Pfad ein, der
 sie in der Nähe der Stadt ihm wieder entge-
 genführte.

Wieder mit ihm zusammentreffend baten
 sie ihn nun ihre Neckereien ab, und er, dessen
 Zorn sich jetzt gekühlt, verzieh und war bald

wasder ganz guter Dinge. Beim Herangehen in die Stadt, als sie eben über ein Tagesers eigniß plauderten und dabei gerade wenig auf die sie umwogenden Menschen Acht hatten, blieb Raimund auf einmal wie angedonnert stehen und wurde erst blaß, dann roth; und auch Werner, der so eben im besten Strom der Rede war, blieb stocken und stämmelte uns vernünftliche Töne. Felix bemerkte sogleich die eingetretene Verwirrung, wußte sie sich aber nicht zu erklären. Nach einer halben Minute, während Felix seine Freunde betrachtend mehrmals gefragt hatte, sagte endlich Werner ganz wonnereunken: „sie war's!“

„Wer denn?“ frug Felix.

„Sie! sie! sie! Mein Abgott! Meine Götze! sie war's, von der ich euch Nichts erzählt! Nun gefällt sie denn euch nicht? Seyd ihr denn nicht ganz hin?“ So wandte sich Werner jetzt an Raimund und fuhr fort: „Sieh nur einmal, Felix, sieh nur unsern Raimund, wie er verwirrt dasteht! Sagt' ich's nicht, Leuten, sie verblendet, sie verwundet, sie macht wahnsinnig!“

Jetzt erst fiel es dem wie vom Blitze getroffen Raimund ein, ihr nachzugehen; aber ach! sie hatte ja schon in eine andere Straße eingelenkt, und die ihn so zur Unzeit umgebenden Freunde! Er verwünschte sich, daß er nicht lieber allein gegangen war, er fühlte sich jetzt unfähig, länger bei Felix und Werner zu bleiben, und doch, wie loskommen?

Er blieb vor der Hand still; die Freunde redeten allerlei auf ihn hinein, doch es war nicht das Geringste mit ihm anzufangen. Da sagte denn Werner:

„Unser Raimund ist ein verstimmtes Klavier, aber nota bene ein solches, das sich nur durch die Veränderung der Temperatur verjagen hat; daran kann man nun herumstimmen wie man will; man bringt es wohl für den Augenblick zum Wohlklang; aber für länger auch nicht. Ein solches Klavier muß man stehen lassen, bis sich die Temperatur der Luft ändert, und dann gibt sich das Uebel von selbst.“

„Du hast Recht, Werner, versetzte Raimund seufzend; ich will euch nun die Sache nur sagen! Ich bin krank! Körperlich krank und

geistig krank bin ich! Die ewige Stubenluft, das stete Kleben in meiner Werkstatt hat mir eine böse Hypochondrie zugezogen; ich bin für euch jetzt völlig untauglich! Drum laßt mich! — O wie ärgerlich! In diesem Augenblicke geht mir noch dazu ein Nagel an der kleinen Fußzehe ab! Das schmerzt! Verwünscht wären die engen Stiefeln! Ich muß gleich nach Hause! Lebt wohl!“ So rannnte denn Raimund, der den letzten recht ausgesuchten Grund seines Forteilens offenbar erfunden, hinweg von seinen Freunden, die herzlich lachen mußten, und künftighin, wenn sie gern von jemand loskommen wollten, ihre Absicht scherzhafterweise mit der feststehenden Redensart andeuteten: „so eben geht mir ein Nagel von der kleinen Fußzehe ab; ich muß nach Hause!“

Auf Raimund war jetzt anwendbar, was Thomson sagt von dem Liebenden:

„Nur sie besitzt jeglichen Gedanken,
Füllt jeden Sinn und lebt in jedem Nerv.
Und Bücher sind ihm Thorheit, Freunde widrig.
Und traurig sitzt er im geselligen Kreise,

Küßes und einsam. Halb vollendet fällt
Die Rede von den Lippen."

Nur für sie hatte seine Seele Raum, sein Malen wurde ihm langweilig, seine Madonna, die ihrer Vollendung nahte, gefiel ihm nicht mehr; sie kam ihm so todt, so zusammengesunkelt, so steif vor, daß er mehrmals Lust hatte, sie zu vernichten. Gegen seine Schwester, an die er sich sonst mit brüderlicher Zärtlichkeit anshmiegte, war er kalt und einsylbig, ließ sie allein und schlich einsam fort in Thäler, Wälder, an Wasserfälle, Flüsse, wo er sich am glücklichsten befand, und in süßen Träumereien schwelgte.

Schon war er einmal wieder im Theater gewesen; doch vergebens; sie erschien nicht. Woher es kam, daß er in der Mitte des schönen Stückes (es war Goethe's *Egmont*) fort-eilte. Heute war wieder Theatertag. Man gab den *Don Juan*; aber sie kam ja nicht; drum ging er auch diesmal nach dem ersten Akte heraus.

Nach zwei Tagen die ihm eine Ewigkeit dünkten, war wieder Schauspiel. Diesmal hatte der arme Raimund, der in den dürstige

sein Umständen lebte, nicht einmal Geld, das Theater zu besuchen. Das war zum Verzweifeln. Hinein mußte er, das half nichts. Er entdeckte seinen Wunsch Rosalien; das gute Mädchen theilte den letzten Reichpfennig mit ihm, und so stürmte er denn fort. Man gab heute nur ein paar alltägliche Lustspielchen, aber Gott! welch Entzücken! Sie saß ihm gegenüber; da war an sein Fortgehen zu denken!

Gar bald begann erst ganz bescheiden und schüchtern, dann aber ganz frei und ungeshemmt ihr Pläuschwechseln. Von den beiden Stücken hörte und sah Naimund, wie aufmerksam er auch zuweilen sich stellte, wenn sie es war, heute sein Wort; aber desto mehr ergöhte er sich an dem Schauspiel, das sie ihm gewährte. Die zwei schönen Stunden der allzu kurzen Vorstellung waren schnell dahin. Heute hatte er sich nun, fest vorgenommen, sie zu verfolgen, und sich durch keinen Menschen oder ein Hinderniß, es möge sein welches es wolle, abhalten zu lassen.

Wie geflügelt eilte er nach dem Stücke heraus nach der Thüre; dort verweilte er,

und es dauerte auch gar nicht lange, so kam sie an dem Arme eines schon etwas bejahrten Mannes dahergeschritten. O welche himmlische, majestätische Gestalt! Welch ein leichtdas hinschwebender Grazienaum! Jetzt traf ihn ein unbeschreiblich wohlthuerender, doch nur flüchtiger Blick von ihr, und sie war vorüber. Nun „ihr nach!“ war sein Losungswort. Ein Freund redete ihn an. Er hörte nicht.

Draußen vor dem Theatre bestieg sie mit ihrem Begleiter einen Wagen, und schon gab Naimund nun beinahe die Hoffnung auf, ihr folgen zu können. Indess ließ er sich nicht abhalten, wenigstens den Versuch zu machen. Schnell rollte jetzt der Wagen fort; er aber galoppirte eben so schnell hinterdrein. Jetzt kam eine engere Gasse; der Wagen ging langsamer; Naimund konnte bequem folgen. Da begegnete ihm unglücklicherweise Freund Zell und wollte ein langes Gespräch anfangen; doch Naimund gerieth darüber in eine Art de: Raserei, die jenem unerlässlich war und ihn in dem gefassten Wahne bestärkte, Naimund befinde sich seit einigen Tagen auf dem geraden Wege zum Tollhause; und deshalb

überhob denn Felix mit den Worten: „aha, ich merke, dir ist wieder einmal ein Nagel an der kleinen Fußzehe abgegangen!“ den vor Ungeduld fast sterbenden Raimund seiner Gegenwart.

Jetzt war der Wagen, den Raimund fest im Auge behalten, ein ganzes Stück voraus, und er begann daher einen neuen Galopp. Und siehe da, bald hatte er ihn auch wieder glücklich eingeholt. Nun fuhr er durch's Thor; Raimund immer nach. Endlich, endlich, hielt er an einem prachtvollen Palais in der Vorstadt. Jetzt sah er die Beiden aussteigen, den Wagen fortrollen, und seine Angebetete in dem Thore des Hauses verschwinden. Lange starrte er ihr regungslos nach.

„Wer mag hier wohnen? Wer mag sie sehn?“ Das waren jetzt die zwei Hauptgedanken, die ihn beschäftigten. „O das zu erfahren kann ja nun eben so schwer nicht halten!“ sagte er zu sich selbst, und wandte sich gerade gegenüber an einen alten in der Thür stehenden Hausmann mit der Bitte, ihm doch zu sagen, wer da drüben wohne.

„Da drüben? Das Haus gerade gegen
Aber?“ frug der Alte.

„Ja!“

„Dieses Haus gehört dem Grafen von
Eternau.“

„Und er wohnt auch drin?“ frug Raimund mit zitternder Stimme, die Thränen kaum verhaltend.

„Ja, er wohnt auch drin, er mit seiner Familie, und sonst niemand weiter!“ war die Antwort.

Ein Donnerschlag für unsern armen Raimund.

Neuerst mißvergüügt kam Raimund Abends gegen 10 Uhr, nachdem er sich noch eine zeitlang unruhig in der Stadt umhergetrieben, zu Hause an. Erfreut sprang die Schwester, die den Abend ganz einsam zugebracht und sehnsüchtig seine Rückkehr erwartet, ihm entgegen; doch konnte sie nicht umhin, über seine Dürreheit ihr lebhaftes Befremden an den Tag zu legen, da sie ihn nach dem Theater gerade in recht aufgeregter Stimmung zu sehen gehofft hatte. Raimund empfand nicht über

Luft, seinen Unmuth, seine gänzliche Mergeschmettertheit an seiner Schwester auszulassen; doch blieb er vor der Hand stumm und warf sich auf den Sopha nieder.

Da hob denn Rosalie an:

„~~Rein~~ ~~Rein~~ Mund! ~~Lieber~~ Bruder! Was ist dir In diesen Tagen widerfahren? Um Gottes Willen bitt' ich dich, theile mir es mit und verschließe es nicht in dir! Ist es etwas Trauriges, so will ich mit dir sorgen, weinen, dich trösten, oder ist es eine große Verlegenheit, ~~die~~ dich beängstigt, ich habe ja noch im äußersten Nothfall die schöne goldene Kette, das Andenken meiner Mutter; du kannst über sie gebieten; o rede nur!“

Berührt von der Güte und Innigkeit seiner Schwester schloß sie der Bruder in seine Arme und küßte sie.

„Nein, Herzensmädchen, sagte er, ich bin deiner Liebe nicht würdig! Du bist zu gut gegen mich, den Griftigen, Kalten, Abstoßenden — o nicht wahr, ich habe mich seit mehreren Tagen recht abscheulich gegen dich benommen? Nein, Schwesterchen, das will ich nie wieder thun! Wir haben immer so traulich

und vergnügt zusammen gelebt — nichtwahr das haben wir? So heiter, innig, mittheilend, gern mit einander tragend, nichtwahr? Du hast mir den Rest deines kleinen Erbtheils geopfert, damit ich mich nur ohne Sorgen sollte in meiner Kunst fortbilden können; du hast für mich deine schönsten Kleider und so manche dem weiblichen Geschlecht angenehme Zierden gern hingegeben, um in Zeiten der Noth mich nicht untergehen zu lassen; du hast —

Rosalie bat ihn, doch dessen nicht zu erwähnen, was sie so gern für ihn gethan.

„Du hast genäht, gestickt und gearbeitet oft bis nach Mitternacht, fuhr er fort, um uns durchzuhelfen, du hast mich so oft getröstet wie ein Engel, wenn ich an meinem Kunstberufe verzweifelte und im Gefühl banger Ohnmacht und Hülfslosigkeit mit Entsetzen in eine finstere Zukunft blickte — o dir bin ich Offensicht schuldig! Aber schweige, ich bitte dich, meine Rosalie, schweige!“

Rosalie versprach es ihm.

Da hierauf entdeckte er ihr, daß er unglücklich liebe und sank, den Kopf in den Winkel des Sopha's drückend, zurück. Rosalie fragte,

wen er denn liebe; aber er entgegnete: „Nein, das kann ich dir doch nicht entdecken! Was hilft dir auch ihr Rahme? Die Hauptsache habe ich dir ja gesagt; erlaß mir ein Weiteres!“

Kosalie wurde stumm und traurig, indem sie jetzt ihrer eignen vor der Hand hoffnungslosen Liebe zu Felix gedachte. Beide machten ihren Empfindungen durch Thränen Luft.

„Ich will nicht mehr malen, ich will nicht mehr leben!“ rief verzweifelt Raimund aus.

„Gott, was sagst du, Bruder? entgegnete Kosalie, die sich jetzt wieder gesammelt, so willst du mich zugleich mit dir verderben?“

„Nein, nimmermehr!“ erwiderte Raimund, sich ermannend, mit fester Stimme; es war nur ein Wort, das der Schmerz mir ausgespreizte! Ich will meine thörichte Leidenschaft vergessen und die Hände regen, um etwas Tüchtiges zu schaffen! Aber dorb darauf los arbeiten muß ich, wenn ich einmal noch leben soll! Der Wirth forderte heute von mir zum letztenmale den seit einem Jahre rückständigen Miethzins und drohte ernstlich, nun strenge zu verfahren; der Traiteur verlangt 40 Thaler für Essen bins,

nen 14 Tagen; der Schneider ging mich gestern um das ihm Schuldige an; genug es brennt überall, wo ich nur hinblicke, und löse ich mit meiner Madonna nicht eine recht starke Summe, so sieht es schlecht um uns aus! Aber ich hoffe doch, sie soll mir etwas eins bringen! Ich will mir damit noch rechte Mühe geben!"

Die Schwester bestärkte Raimund in seinem guten Entschlusse, sie unterhielten sich heute noch lange und wärmer als seit langer Zeit und begaben sich endlich ziemlich heiter zur Ruhe. —

Da dieser Abschnitt etwas kurzer Natur ist, so fühlte der Autor ein Lüstchen, des armen Dinges Länge eine Elle hinzuzusetzen. Vor allem spricht er sein Vergnügen darüber aus, daß er bis jetzt nicht nöthig hatte, was er ansfangs besorgte, den Leser mit den angedrohten Abschweifungen zu häufig bedrängigen zu müssen. Der Leser sieht doch nun also, es geht mit der Geschichte vorwärts und es kommen darin hier und da ganz leidlich vergnügende Stellen vor; aber der Autor sieht noch mehr; er sieht, daß nun bald noch Unterhaltenderes folgen, daß

das Interesse von Grad zu Grad steigen und endlich einen göttlichen Culminationspunkt erreichen wird. Ja, Freunde, wenn Raimund erst mit Luzifer in der alten Weiskirche — doch ich will mir nicht vorgreifen! Häßlich Eins nach dem Andern! So lob' ich mir's! Wirklich, guter Leser, oder allerliebste Leserin, die du vielleicht stückend über meiner Erzählung müde geworden bist und aufstehst, um dich mit mir zu Bette zu legen? Denn ich gehe den Augenblick auch; hab's Schreiben für heute satt und wünsche dir eine recht sanfte, angenehme Ruhe und tausend goldene Träume von dem, was du liebst!

Wie ging's nun unserm armen Raimund in den nächsten Tagen?

Als es einem unglücklich Liebenden geht, anders nicht; nehmlich die Zeit wurde ihm lang, die Beschäftigung mit dem Bilde, die er voll guter Vorsätze anfangs eifrig wieder begonnen, wollte ihm bald nicht mehr schmecken, er betrübte Rosalien zwar nicht durch die Fortsetzung seines vorherigen abstoßenden

Wesens, doch fühlte er eben so wenig Neigung, sich mit ihr, wie früher zuweilen heiter und gutmüthlich zu unterhalten und bei der Arbeit einmal mitunter einen Scherz vorzubringen; genug sein guter Wille wurde allgemach wieder die Beute seiner übeln Laune, und obgleich die Madonna nur noch etwa zwei Tage Arbeit erforderte, so empfand er doch jetzt mit einemmale den unüberwindlichsten Ekel vor seiner Beschäftigung.

So geht es dem Künstler oft, auch wenn ihn kein äußerliches Uebel verstimmt; voll Eifer beginnt er seine Arbeit; Alles an ihm ist Begeisterung, Schaffungslust, Energie und Leichtigkeit; aber gedeiht er weiter, hat das erste Feuer sich abgekühlt und kommt es nun auf Ausdauer an; dann pflegt er zu ermatten; was bey Beginn der Arbeit neue Ideen waren, ist ihm nach wiederholten Durchdenken allmählig geworden; was ihm von selbst kam und lustig, das muß er mühsam suchen, was ihn allmächtig dahintriß, dazu muß er sich zwingen; kurz, er wünscht das Ende des Begonnenen; seine Thätigkeit ist ihm keine Lust mehr; er finge lieber etwas Neues an. Das Schwerste

bei Hervorbringung eines Kunstwerks aber ist der Schluß, weil man da am meisten abgemattet ist, weil dieser doch gerade den Zusammenklang aller geistigen Kräfte im höchsten Grade erfordert, und weil er den Eindruck des Ganzen oft bestimmt.

Raimund fühlte, daß er zu Vollendung seines Bildes einer günstigeren Zeit bedürfte, als der gegenwärtigen. Er wollte auf einen innern Antrieb, auf ein plötzlich über ihn kommandes Kräftegefühl warten, ließ daher die Madonna ruhen und malte unterdeß einige kleinere Bilderchen, von denen er auch etliche verkaufte und so für den Augenblick die äußerste Noth abwendete. Doch auch diese Arbeit war ihm bald zuwider; ja endlich hatte er zu gar nichts mehr Lust, als sich ungestört nachzuhängen. Er fing daher wieder an ein Herumstreicherleben zu führen. Die Geschäftlosigkeit aber hatte die üble Folge, daß er unwillkürlich tiefer in seine Liebe zurückverfiel und in den düstersten Phantasieen umherwanderte. Es machte ihm ein Vergnügen, sich selbst wegen seines Unglücks zu verhöhnern?

Er überdachte all die Noth, die er um der Kunst willen ausgestanden, und sprach bei sich: „Allen Annehmlichkeiten des Lebens hast du nun entsagt, hast die Aussicht auf ein Amt und eine sorgenfrei Existenz zurückgewiesen, hast Gold gesäet und Ehre geerntet, hast deine Gesundheit untergraben, durch die übermäßige Anstrengung deiner Kraft, hast den Spott anderer ertragen, hast dich weder durch Armuth noch durch Tadel beugen lassen, wie tief man auch oft dich verletzte, hast mit Zweifeln gekämpft, bist im Gefühl deiner Ohnmacht oft fast vergangen, hast gerungen, geschafft, gefürchtet, gehofft — ach, und kein Mensch fragt nach deinen Leiden, jeder sieht still zu und läßt dich, ohne dir Hülfe zu bieten, dem Verderben, der schönen Belohnung für dein hohes Streben entgegenzueilen — o und dazu noch, gütiger Himmel, wie soll ich's ertragen! — dazu noch diese Liebe! Ich sehnte mich längst im Stillen nach einem holden, weiblichen Wesen, ich trug ein herrliches Ideal in mir, nun finde ich's endlich nach langem Suchen, und verflucht! sie muß die Tochter eines Grafen seyn! Bist du nicht ein Glücklicher!

„*Ja das nicht eine liebevolle Fügung des Schicksals!*“

In ähnlicher Stimmung ging er eines Abends, um sich ein wenig zu zerstreuen, auf ein Kaffeehaus. Es war zahlreiche Gesellschaft dort; man spielte, las Zeitungen, polstifte; überall waren die Tische voll — nur ein einziger gewährte noch ein Unterkommen. Dieser stand in der Ecke eines Seitenzimmers und niemand saß daran, als ein einziger Mensch, der in den hamburger Correspondenten vereest war. Raimund hätte es lieber gesehen, er hätte nicht neben den Zeitungsleser zu sitzen brauchen; denn er war zum Sprechen nicht aufgelegt, und fürchtete selbst die bloße Möglichkeit einer Unterhaltung, zumal die mit einem polstiftenden Kaffeehausphilister. Uebrigens machte der Döstigende auf ihn sogleich einen höchst unangenehmen Eindruck. Es war ein ziemlich langer, hagerer Mann, von blasser, fast weißer Gesichtsfarbe, mit dünnen Backen, aus denen die Knochen scharf hervorstanden, kleinen, durchdringenden, etwas falsch und unstät blickenden Augen, einer Habichtsnase, die ihm einen häßlichen

Anstrich gab und rothem Haar, welches die Widerlichkeit seiner Erscheinung noch erhöhte.

Als sich Raimund ihm gegenüber niedersetzte, las der Unbekannte, nachdem er kurz ausblickend Raimunds Begrüßung mit einem krummen Zunkeln erwiedert, weiter in seinem hamburger Correspondenten. So saßen sie eine Zeitlang, ohne einer um den andern sich zu bekümmern. Raimund, durch seine gegenwärtige Lage zur Frugalität genöthigt, mußte sich begnügen eine Portion Butterbrod und einen Krug ziemlich schweres Bier zu bearbeiten.

Der Unbekannte hingegen, der so eben auch den letzten Rest von einem Glas Bier hinuntergewürgt, (sichtbar wurde es ihm sauer) bestellte jetzt eine Bouteille Champagner, und hob, als der Marquer sie gebracht, gegen Raimund an:

„Es ist ein mäßiges Vergnügen, Champagner allein zu trinken, und es würde mir sehr lieb sein, wenn sie mir Gesellschaft leisteten!“

Raimund sah eben keinen Grund, warum er hätte das Anerbieten ausschlagen sollen, und folgte daher der Einladung um so lieber,

da gerade der Champagner für den Künstler so viel Lockendes hat. Wohl fühlte er noch immer eine grenzenlose Abneigung vor dem Fremden und es wollte ihm gewissermaßen bedünken, als ob dieser als ein freundliches Prinzip in sein Leben einzugreifen drohe; ein dunkles Etwas hielt ihn eigentlich zurück und rieth ihm, den unheimlichen Fremden auf der Stelle zu fliehen; und doch zog ihn ein anderes unerklärliches Etwas wieder seltsam zu ihm hin, ja es war ihm, als könne er ihm, so sehr er sich auch anstrengen würde, nicht entgehen. Indeß belächelte er im Stillen auch wieder alle diese dunkeln Empfindungen und erklärte sie sich als etwas aus seinem phantastischem Hange Entspringendes, was in der Wirklichkeit keinen Grund habe. Noch mehr verschwanden seine Einbildungen, als der Unbekannte ein Gespräch begann. Denn während der Rede hatte er ein ganz anderes und zwar viel freundlicheres Ansehn als vorher, da er stumm da saß. Seine Wangen rötheten sich von der Gluth des Weines; Raimund gewöhnte sich an seine Züge mehr und mehr, bis er ihm bald beinahe nicht viel anders als ein Mensch .

von gewöhnlichem Schlage vorkam. Genug ihre Unterhaltung wurde recht heiter und lebhaft, und Raimund gerieth in eine so vergnügte Stimmung, wie er sie seit mehreren Tagen nicht gehabt hatte.

Zufällig kamen sie auf die Liebe zu reden. Der Unbekannte äußerte hier etwas sinnliche Ideen, die Raimund nicht gefielen. In dem Rausche des Weines hieran gerade heute weniger, als blick vielleicht zu anderer Zeit geschehen sein würde. Jetzt sprachen sie von schönen Mädchen.

„Wissen sie, wer die Krone unserer Stadt ist?“ fragte der Unbekannte.

„Nun?“ versetzte Raimund. „Ich will Ihrem Urtheil nicht vorgreifen.“

„Das schönste weibliche Geschöpf in unserer Stadt ist und bleibt die alles überstrahlende Tochter des Grafen von Sternau!“

Raimund wurde sichtbar betroffen.

„Kennen sie sie noch nicht?“ fuhr der Fremde fort. Nun das ist ihnen zu verzeihen, da wir erst seit vierzehn Tagen so glücklich sind, die himmlische Klotilde innerhalb unserer Mauern zu haben.“

Raimund wußte vor der Hand nichts zu sagen; denn die Erwähnung seiner Geliebten aus dem Munde des Unbekannten hatte ihn ganz in Verwirrung gesetzt.

Jener aber hob jetzt wieder an:

„Und wissen Sie, welches Mädchen unmittelbar nach der Comtesse von Sternau kommt, wenn Sie ihr nicht etwa völlig gleich steht?“

Raimund sah den Fremden an, den Namen der zweiten Schönheit erwartend.

„Nein,“ versetzte er; „dieser sag’ ich ihnen nicht; die müssen Sie selbst nennen, denn Sie lebt schon länger unter uns, und Sie kennen Sie so genau, wie — doch raten Sie!“

„Nun, etwa die B. —?“

„Nein!“

„Die M. —?“

Der Fremde schüttelte.

„Die F. — oder K. — oder D. —?“

„Wie können Sie so ungewiß umherschwanzen und nur einen Augenblick sich besinnen! Wer soll es denn anders sein, als — nun als? —“

„Nun als? —“ wiederholte Raimund.

„Als Ihre eigene lebendswürdige Schwester, Herr Raimund!“ versetzte der Unbekannte.

Raimund strappierte es, daß ein Mensch, den er noch nie gesehen und dem er bis jetzt seinen Namen noch nicht genannt, ihn und auch seine so ganz eingezogen lebende Schwester kannte. Doch ließ er dieß gut sein, in dem er nur lächelte, die Sache als einen halben Scherz nehmend und einklenkend zu der Comtesse von Sternau.

Der Fremde sagte; ja, die Sternau hat etwas Großartiges, ich möchte sagen, Majestätisches; sie ist gleich der aufstehenden Sonne; Ihre holde Rosalie dagegen ist der freundlich blinkende Abendstern, der wieder eigne Reize hat, welche die Sonne nicht besitzt.“

Raimund dankte mit einer leichten Wendung für die Ehre, die er seiner Schwester widerfahren lasse, und fragte abermals nach etwas Näheren über die Klotilde Sternau.

„Da ich sehe, daß sie sich für das Schöne interessiren, versetzte der Unbekannte, so thue ich ihnen den Vorschlag — doch erst — beda! Marquer! Noch eine Bouteille Champagner! — sehen sie, die wird noch geleert,

und dann machen wir einen Abendspaziergang auf der Allee, wo wir ja ein Langes und ein Breites über unser Lieblingssthema sprechen können! "

Raimund war dieß zufrieden. Der Champagner kam. Beide, schon etwas erhit, stürzten ein Glas nach dem andern hinunter und ließen die Klottide Sternau, Rosalien und alle Schönen leben. Hierauf bezahlte der Fremde, und nun taumelten sie, schon ziemlich vertraut geworden, Arm in Arm hinaus auf die Allee.

Der Wein löset die Zunge selbst des Verschlößenen, und um wie viel mehr stimmt er von Natur offene, ja ganz überströmende Menschen, wie es eigentlich Raimund von jeher war, zur Mittheilung! Sie hatten nicht sobald einen etwas einsamern Theil der Allee erreicht, als Raimund anhub:

„Ja, unbekannter Freund, ich kenne dieses himmlische Mädchen, ich habe Klottiden gesehen, und ich will es Ihnen nur sagen, ich liebe sie mit einem Feuer, das mein ganzes Wesen in Asche zu brennen droht, wenn nicht .

Der Himmel auf legend eine Art mich ihr näher führt und Kühlung herabhaunt in dieß lechzende Herz! O der Wein hat mich jetzt belebt und erheitert, und ich bin nicht im Stande, ihnen meine mich ganz und gar verzehrende Sehnsucht, meinem alle Geisteskraft zerrüttenden Schmerz zu schildern, da diese Liebe mir nicht einen, ach, auch einen einzigen Funken von Hoffnung gewährt, da ich vorsehe, daß ich verzweifeln muß, trostlos verzweifeln! Ach sie ist ja eines reichen Grafen Tochter! Wo bietet sich mir hier die geringste Aussicht einer jemaligen Vereinigung mit ihr, ohne die ich doch nicht leben kann!"

So hatte denn Raimund das Geheimniß in den Busen eines Fremden ausgeschüttet, welches er seinen treuen, alten Freunden trotz aller ihrer Bitten hartnäckig verhehlt hatte.

Der Unbekannte schien durch Raimunds Geständniß etwas überrascht, doch mehr annehm, als unangenehm.

"Ei sehen sie doch, sagte er schelmisch, welche artige Entdeckung! Sie kennen und lieben die Comtesse also wirklich? Nun man sieht doch daraus den feinen Geschmack eines

Schneider, der uns schon mit mehreren gar herrlichen Gemälden erfreut hat! Ihre Wahl ist vortrefflich, das muß man ihnen lassen; aber unglücklich zugleich, das ist eben so ausgemacht! — Und doch, Freund, fassen sie Muth, sag' ich Ihnen! Ich sehe zwar vor der Hand kein Mittel, sie bis an das Ziel ihrer Wünsche zu bringen, aber doch eins, sie diesem Ziele in einige Nähe zu führen!"

"Wie so?" frag Raimund hastig. "Auf welche Art wäre dieß möglich?"

"So hören sie! versetzte der Fremde. Sie kennen Klotilden schon? Haben sie vielleicht schon gesprochen?"

"Nein, nur erst dreimal gesehen hab' ich sie!" war Raimunds Antwort.

"O Freund, und da sind sie schon so entzündet. In welche Flammen sollen sie denn gerathen, wenn sie nun erst die Zaubermelodie ihrer Sprache, den nähern Blüßstrahl ihres Auges, den Reiz aller ihrer Bewegungen — Gost, aber wie kann ich ihnen mit Worten auch nur einen Schatten von dem Engel vormalen! Weis, Freund! ich warne sie! Was

gen sie sich nicht zu ihr! Es sollte mich dauern, wenn — "

"O sehn sie unbefertigt, rief Raimund, durch diese Schilderung Klotildens nur in Ihre Gluth versetzt; ich werde Gewalt über mich haben; an eine Vereinigung mit ihr darf ich ja doch nicht denken! Nur in ihre Nähe möcht' ich! Nur als ein schönes Ideal betrachten werd' ich sie, als ein hebes Vorbild, das mich bei meinen künstlerischen Schöpfungen leiten und begeistern soll; nur in ihren Straßen sonnen will ich mich, ohne der Sonne selbst zu begehren. Drümt denn, ich beschwöre sie, stützen sie wirklich zur Erfüllung meiner Wünsche etwas thun, o so lassen sie mich nicht verzweifeln, reichen sie mir ihre hülfreiche Hand!"

"Nun denn, begann der Fremde wieder, so hören sie mich an! Ich will ihnen erst vorläufig etwas sagen, was sie wissen müssen, um in meinen Plan mit Glück einzugehen. Ich bin in dem gräflichen Hause sehr wohl bekannt, und kann ihnen etwas Näheres mittheilen. Der Graf selbst, Klotildens Vater, ist ein Mann, der mehrere Güter und im Ganzen

wahrscheinlich ein Verwundener von einer Wille-
 befügt. In seinem Wesen zeigt sich eine seltsa-
 same Mischung von Stolz und Humanität; er
 ist herablassend, indem er jedoch immer ein starr-
 tes Selbstgefühl ziemlich scharf hervorstechen
 läßt. Seine Humanität ist mehr Affektation als
 Natur. Dabei thut er sich viel zu Gute auf seine
 Kunstkennerenschaft, und wer ihm hierin schmei-
 chelt, der schlägt den besten Weg ein, um sich
 bald in seine höchste Gunst zu setzen. In W. —
 wo der Graf früher lebte, war er immer um-
 geben von jungen Poeten, Schöngeistern und
 besonders von Malern, die er vor allen liebte,
 und von denen er auch einige, die noch im
 Aufstehen begriffen waren, bedeutend anters-
 tügte. Aber wer mit ihm umgehen will, muß
 sich völlig in ihn fügen und darf ihm vor-
 nehmlich so wenig als möglich widersprechen,
 da er sich in seinen Urtheilen für beinahe uns-
 trüglich hält. Wer ihm recht beistimmen
 weiß, der ist sein Mann; Widerspruch hingen-
 gen setzt ihn in den größten Zorn. Denn
 läßt er ohne Grenzen, und wer seinen
 Willen einmal erregte, der ist gewöhnlich sein
 Feind für alle Zeiten. Klostens Charakter

will ich ihnen nicht im voraus wegnehmen; ich will ihnen die Borne, sie nach und nach selbst kennen zu lernen, überlassen und nur so viel sagen, daß ihre Seele dem göttlichen Aeusseren völlig entspricht. Aber über die Gräfin füge ich ein paar Worte hinzu. Sie ist still und dem Anschein nach gemüthlich; doch diesen Anschein verdankt sie bloß ihrem empfindenden, schommelnden, herrnhutischen Wesen; bei all ihren Beten und beschaulichen Treiben ist sie doch bloß eine Scheinheilige, die im Stillen Alles um sich her verdammt, und die kleinsten moralischen Splitter anderer als Dalsen betrachtet, wiewohl sie selbst die Fehler der Zanksucht, der Empfindlichkeit, des Stolses, des Geizes im höchsten Grade an sich hat. So viel über das gräfliche Haus! Sehn sie, nun ist es mein Plan, sie auf eine gute Manier dort einzuführen. Haben sie vielleicht einige Bilder vorräthig?“

„Einige Kleinigkeiten hatt' ich schon, sagte Raimund; aber größere —“ „Thut nichts; diese reichen schon hin!“

„In einigen Tagen jedoch werde ich ein bedeutenderes Stück vollenden!“

„O — was denn?“

„Eine Madonna!“

„O herrlich! herrlich! rief der Fremde aus; doch wie gesagt, vor der Hand haben wir an den kleinern Sachen schon genug — es wäre mir doch lieb wenn ich sie einmal sehen könnte“ —

„Wenn sie sich mit zu mir bemühen wollten“ —

„O recht gern!“ erwiderte der Unbekannte, und bald waren sie in Raimunds Wohnung.

Rosalie erschrock durch und durch, als sie Raimunds Begleiter erblickte; doch Raimund, es nicht bemerkend, fiel hastig über das unterste Fach seines Büreaus her und zeigte dem Fremden seinen Vorrath.

„Äußerst! Sehr nett! Recht artig!“ sagte dieser bei Betrachtung der Gemälde es was gerührt, indem er öfters darüber hinweg nach Rosalien hinschielte und bald auch ihr aussprach, wie glücklich er sich preise, in der Nähe der schönsten Gemälde auch zugleich ein herrliches lebendes Bild schauen zu können.

Jetzt besahen sie die Madonna. Der Fremde war davon entzückt, und wollte sich

num weiter über ihren beiderseitigen Plan aushalten; doch Raimund gab ihm einen Wink, worauf er schwieg, und nachdem er sich Kosakien mit einem schmeichelhaften Komplimente empfohlen, Raimunden wieder in die Stadt folgte. Sie gingen mehrere Straßen durch, und bald waren sie auf's Neue. Der Fremde versprach, Raimund als einen talentvollen jungen Mann dem Grafen angelegentlichst zu empfehlen, und zwar gleich morgen. Dann könne er schon Nachmittags oder Tags darauf hingehen und dem Grafen einige von den kleinern Arbeiten vorlegen, die er ihm wahrscheinlich ablaufen und gut bezahlt werde.

Raimund war ganz selig, umarmte den Unbekannten, küßte ihn, und wußte gar nicht, auf welche Art er ihm feurig genug seinen Dank aussprechen sollte. Der Fremde seinerseits erwiderte Raimunds Wärme fast mit noch größerer, pries sich unendlich glücklich, seine Bekanntschaft gemacht zu haben, und wünschte nur, daß sie recht bald in innige Freundschaft übergehen möchte.

Sie sprachen hierauf noch über Freundschaft. Der Unbekannte äußerte, wie er sein

ganzen bisherigen Leben hindurch immer so vergebens nach einem recht gefühlenden, gleichgestimmten Freunde gesucht habe, und wie er in Raimund endlich den gefunden zu haben glaube, den er so glühend ersucht. Sie sprachen ferner über ihre Charaktere und Gesinnungen und strömten ganz über. Raimund sagte, er sei ein wenig schwärmerisch, sentimental und zum Phantastischen geneigt; „gerade so bin ich auch!“ versetzte der Fremde; „ich bin melancholisch, all das Irdische ist mir so unbefriedigend, ich sehne mich so oft nach namenlosen Gegenständen einer seligen Ideenwelt, träume so gern von einem jüderischen Eden der Liebe und Freundschaft!“ und so fuhr er fort, daß Raimund, im Taumel des Champagnertraufes wahnend, einen völlig gleichfühlenden Menschen gefunden zu haben, ihn an seine Brust drückte, und stürmisch um seine Freundschaft bat, ganz vergessend des widerlichen Eindrucks, den das Aeußere des Fremden anfangs auf ihn gemacht hatte.

Und so schwärmten sie denn, wie etwa ein Albano und Noquairat in Jean Vauks.

Titan, in den jähstlichen Freundschaftsergießungen. Raimund, der jetzt nicht mehr das Gesicht des Unbekannten erblickte, sondern in der Dunkelheit der Nacht nur seine heiligsprechende Sprache hörte, bildete sich jetzt aus ihm ein ganz neues von seiner ersten Vorstellung verschiedenes Wesen. Endlich wurde ihr Freundschaftsbund sogar durch einen Schwur besiegelt. Raimund feug ihn nun noch vor dem Scheiden um seinen Namen; doch der Fremde versetzte, den wolle er ihm ein andermal sagen; sie würden ja hoffentlich noch öfter zusammenkommen, ja vielleicht künftig bei dem Grafen sich täglich sehen. Und so gingen sie denn auseinander, ohne daß Raimund wußte, mit wem er heute eine so intime Freundschaft geschlossen hatte.

Der Leser wird sich darüber wundern, wie Raimund einem Menschen, der ihn gleich bei dem ersten Anblick so sehr abstieß, dennach bald so vertraulich und arglos sich nähern konnte. Aber wir müssen für ihn anführen: geht es denn nicht jedem unter uns so? Man

Der Mensch ist uns anfangs im höchsten Grade zuwider und sein Aeußeres verleitet uns sogleich, das Uebelste von ihm zu denken; und dennoch sehen wir nach und nach, daß unser vorschnelles Urtheil uns täuschte; wie gewöhnlich uns an ihn; seine Züge, und sollten sie auch noch so mißgestaltig sein, mildert die Gewohnheit und der öftere Umgang, und wir lernen schließlich an ihm mit der Zeit einen recht braven Mann schätzen und lieben. Wer von uns machte nicht dergleichen Erfahrungen? — Auch Kalmund hatte sie gemacht, und verdamnte seit längerer Zeit niemand mehr sogleich nach dem Aeußeren. Bemerkt war Kalmund stets ganz Hingebung, und war ihm warm entgegenkam, den konnte er gar nicht mit Herzlosigkeit begegnen. Damit machte ihn auch der Champagner diesmal glänzender und unbedeutlicher als gewöhnlich. Endlich wollte ihn ja der Fremde der Geliebten näher führen. Wie viele Gründe, ihn sogleich ganz an den Unbekannten zu fesseln!

Etwas im Hinterhalte lauerndes Uebel ahnte ihm jetzt gar nicht; und ein solch unbeschränktes Vertrauen hätte er freilich dem

Fremden nicht schenken sollen. Leute, die uns gleich bei dem ersten Sehen gar zu oft „Freund!“ anreden, die uns gleich umarmen und uns ewige Freundschaft schwören, sind allemal höchst verdächtig, und man thut klüger, sich von ihnen zurückzuziehen, als ihnen unbesorgt in die Arme zu stürzen. Doch diese Ueberlegung hatte jetzt Raimund nicht, der nur darnach schmachtete, Klotilden recht bald zu sehen, und dem des Fremden Absicht, ihm behülflich zu sein, ganz uneigennützig, aus reinen Wohlwollen entspringende Dienstfertigkeit schien. —

Doch jetzt weiter in der Geschichte!

Den Tag darauf Nachmittags um vier Uhr stand Raimund schon mit den gelungensten von seinen Gemälden an der Thüre des gräflichen Hauses. Er hatte eine Formel gelernt, die er beim Eintritt in Anwendung bringen wollte; doch jetzt gingen ihm alle Gedanken durcheinander wie Schneeflocken; er taumelte, gitterte, ging vorwärts und wieder zurück; genug, es war ihm kläglich zu Muth, obwohl er sonst nicht gerade schüchtern war. Nur der Gedanke an Klotilden brachte ihn heute in

solche Bemerkung. Indessen endlich besann er sich wieder auf seine Anrede; er raffte sich zusammen, schritt die Treppe hinauf und klingelte. Ein Bedienter öffnete; er nannte seinen Namen nebst dem Wunsch, dem Herrn Graf zu sprechen, ward angemeldet, und trat jetzt mit Knurren in das Zimmer. Und siehe da, das Erste, was ihm hier in's Auge fiel, war sie, die himmlische Klotilde, die an einem Flügel sitzend in einem Meer von Melodien umherwogte, doch Raimund erblickend sogleich mit unbefangenen Gruß ihm entgegentrat, ihm andeutend, der Vater werde sogleich erscheinen, und er möge sich unterdessen an ihrer Unterhaltung begnügen. Raimund stand in den ersten Augenblicken wie versteinert; er wollte mancherlei hervorbrammeln, doch jedes Wort blieb ihm im Munde stecken und er mochte wohl eine ziemlich linksche Figur spielen, auch sah er in einem gegenüber hängenden Spiegel, daß er glühte wie Purpur; doch Klotildens ganz natürliches Wesen machte gar bald auch ihn unbefangener, ja er fühlte sich schon gewissermaßen nun recht heimlich, als der Graf hereintrat. „Ach lieber Herr Raimund,

mund! Nicht wahr, sie sind es? — Nun es freut mich! Sie sind mir recht dringend empfohlen!“

Und so hielt es denn gar nicht schwer, sich mit dem Grafen zu verständigen; die Unterhaltung wurde bald recht lebhaft. Raimund legte dem Grafen seine Arbeiten vor, als dieser sie zu sehen wünschte. Der Graf betrachtete sie lange von allen Seiten und zog sie hin und her; er kramte eine Menge Kunstansprüche aus und kritisirte, da hingegen Klotilde mehr fühlte und genoß. Der Graf tadelte öfters, was Klotilde gerade verteidigte und lobte; Raimunds Lage war daher zuweilen kritisch und erforderte seine Wendungen, die ihm auch immer recht glücklich befielen. Endlich versicherte der Graf, ein ~~tätiges~~ Talent sei in Raimunds Produktionen unverkennbar; nur habe er sich noch nicht ganz durchgebildet und besonders etwas Unbestimmtes gelte sich hier und da, so wie auch das Phantastische seinem Scharfblick nicht entging. Doch sagte er, Raimund solle nur fortfahren, das Höchste zu erstreben; er solle vor allen Dingen die Gegenstände recht scharf fassen, oder mit

einen Worte, das die Festigkeit und Sicherheit noch besser bezeichne, er solle sie packen lernen; er solle ferner mehr der Fährte der Natur folgen als seiner etwas abenteuerlichen Phantasie; endlich solle er sich gute Muster unter den Meistern wählen, was Raimund, um beizugehen zu bleiben, bis sehr weniger gethan zu haben versicherte.

Wir können uns hier nicht enthalten, einige Worte über Originalität überhaupt beizufügen. Wahr ist es, das Eigenthümliche, was in uns selbst ruht, leidet durch das Studium fremder Muster, und besonders dann, wenn sich der Künstler gar zu tief und zu lange in ein einziges Muster versenkt. Halb unwillkürlich wird er in dessen Ideenkreis nach und nach immer mehr eingesponnen, ja zuweilen in dem Grade, daß seine eigne Phantasie, in ihrem Fluge beschränkt, am Ende kaum noch etwas wagt, was nicht sein Muster etwa auch gethan haben würde. Genug er lebt an seinem Vorbilde, er ist dessen Sklave.

Deshalb aber alles sich Bilden nach andern Künstlern verschmähren zu wollen, würde Thorheit sein; denn jener Knechtschaft kann

man vorbeugen durch häufigen Wechsel des
 Muster, und dadurch, daß man das vorlie-
 gende Fremde nicht mechanisch hinnimmt und
 anlernt, sondern es selbstständig durchdenkt
 und nach seiner eignen Art neu verarbeitet,
 verändert, gestaltet. Besonders im Anfange
 sind Vorbilder unentbehrlich; der Schüler muß
 auf die Meister sehen, wenn er selbst einmal
 Meister werden will. Hat er dieß eine Zeit-
 lang gethan, dann reiße er sich wieder los,
 stürze sich in's Leben, achte auf die Welt,
 schaue, prüfe, erfahre selbst; das wird ihm
 seine völlige Freiheit bald wiedergeben. So
 ungefähr äußerte sich gegen Raimund auch der
 Graf, der ihn jetzt in seine eigene Gemäldegal-
 lerie führte. Sie enthielt viel Vortreffliches.
 Nachdem sie dort einige Zeit verweilt, und nun
 schon mehrere Stunden vergangen waren, er-
 bat sich der Graf die kleinern Stücke, die
 Raimund mitgebracht, zahlte ihm dafür hun-
 dert Louisd'or und entließ ihn mit der Erlaub-
 niß, ihn so oft zu besuchen, als er dazu Lust
 und Zeit habe.

Der Mensch, mißtraue dem ersten Glücke! Oft
ist es Gift! Nur Wenige wissen es recht zu
schmecken; den Weisen verwirrt es gewöhnlich
den Kopf.

Ueber alle Massen froh war jetzt Rals-
mund, wieder einmal im Stande zu sein, so
gemuth und leicht dahin leben zu können, was
er so sehr liebte; noch tausendmal glücklicher
machte ihn aber die Annäherung an Klotil-
den, zu welcher heute der erste Schritt gesche-
hen war. Auf seinem Rückwege von dem
Strasen ging er durch die einsamen Parkanla-
gen der Allee, wo er von Allmacht der Wonne
überwältigt auf seine Kniee stürzte und
Gott dankte für die unermessliche, heute auf
ihn herabgeschüttete Seligkeit. Er weinte vor
Freuden, hob die Hände gen Himmel und be-
stete in einer Art von Ahnungsgefühl inbrün-
stlich zu dem Allgütigen, daß er ihm Weisheit
verleihen möge, dieses Glück zu seinem wahr-
ten Heile zu benutzen. Schon wollte er ge-
hen; aber immer rief's ihn wieder zu Gott
zurück; er war heute ganz Weichheit, Behe-
musch, Entzückung und flammende Andacht,
bis ihn endlich der polternde Gesang dahers.

stehender Studenten aus seinen Betrachtungen
herausriß.

Jetzt nahm er nun durch das Pfortchen
den nächsten Weg nach Hause. Er fand seine
Schweester sehr in sich gelehrt. Gleich jubelte
er ihr zu:

„Rosen auf den Weg gestreut! Lustig laß
und segn, Schwesterchen! Lustig sag' ich! denn —
ich weiß nicht, was ich eigentlich sagen, wo ich
anfangen und aufhören soll! Ich bin der glücklich-
ste Mensch unter Gottes Sonne! Gleich
lach' einmal!“

Rosalie sah ihn trübfinnig und verwun-
derungsvoll an.

„Lachen sollst du, sag' ich! Ob du gleich
lachen willst, Mädchen?“

Hier hielt er ihr den gefüllten Beutel hin
und schüttete die bligenden Goldstücke auf den
Tisch.

Rosalie erschrock und traute ihren Augen
nicht; denn so viel Gold hatte sie lange nicht
beisammen gesehen; doch als ihr der Bruder
nun sein Glück erzählte, da erheiterten sich ihre
Ziemen, sie tanzte in der Stube umher vor Freu-

der und die Beiden hatten einen Abend voll
Witterluft.

In den nächstfolgenden Tagen befriedigte
von Raimund vor allen Dingen seine Gläu-
biger, bezahlte Wirtse, Essen, Schneider und
sogar wodurch scitlich sein Vermögen bis zu
seiner Hälfte herabschmolz, aber immer
noch groß genug blieb, um sich etwas besser,
als vorher, einzurichten. Auch beschenkte er
Rosalien mit einigen neuen, geschmackvollen
Kleidern und bat Felix nebst einigen Bekann-
ten zu einem kleinen Traktament, wobei er je-
doch Werner wegließ, weil dieser ihm als ein
bis jetzt zwar unschädlicher Nebenbuhler doch
nicht angenehm war.

Nachdem nun der erste Sturm der Freude
verbraucht war, gerieth er in eine sanftere heis-
sere Stimmung. Den Tag über arbeitete er
mit Fleiß zur Sache an noch mehreren kleinen
Gemälden und gegen Abend ging er entweder
mit Felix allein spazieren, oder besuchte den
Grafen, wo er auch öfters mit seinem Unbes-
kannten zusammentraf, dessen Rahmen er je-
doch noch nicht zu erforschen vermocht hatte,
weil er ihn sonst nirgends weiter sah und dort

sch weniger um ihn kümmerte als um die reizende Klotilde, die ihn mit immer engeren Uebständen umflocht und ihm tausend schöne Bilder und Träume ins Leben rief. Nur mit der Gräfin mußte er sich in gar kein erfreuliches Verhältniß zu setzen, da diese jede Kunst als ein weltliches, sinnliches, verführerisches Treiben verdammt, und Naimund nur als einen Unglücklichen, vom Strome Dahingerissenen und rettungslos für dem Himmel Verlorenen betrachtete.

Einigemal war Naimund mit Klotilden allein und ihre Reden athmeten dann eine höhere Wärme; aber trotz ihrer wohlwollenden Hingebung zeigte sie doch auch immer zugleich eine edle Zurückhaltung, was ihr in Naimunds Augen nur eine doppelte Liebeshöflichkeit versich und ihn mit heißern Flammen erfüllte. Eines Abends war er so glücklich, sie allein zu treffen; da sang er mit ihr: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühen“ und mehrere ihrer Lieblingsarien, und ihre Gespräche waren glühender als gewöhnlich. Durch und durch entzückt und begeistert glaubte er sich

das die Viren im Stande, seine Madonna zu vollenden.

Des andern Morgens früh ging er daran. Es wurde ihm Alles zum Spiel; jeder Strich flog ihm zu; er malte und malte in einem Flusse, so daß die Arbeit, auf die er wenigstens fünf Tage gerechnet, schon in einem Vormittage beendigt wurde. Und wie war ihm sein Werk diesmal gelungen! Wie entsprach jeder leise Zug der Idee des Ganzen, wie lachte den Künstler seine Schöpfung an!

Schon Nachmittags eilte er damit zum Grafen. Wie staunte dieser über Raimunds Arbeit, wie wurde Klotilde davon hingerissen! Tausend Lobsprüche erndtete er diesmal, und was für ihn doch auch nicht zu verachten war, daneben — gerade tausend Thaler!

Niemand wird im Glücke leichter vergessen, als der Urheber desselben. Raimund gehörte in die Klasse der Menschen, die sich momentan von den tiefsten Gefühlen der Rührung, des Dankes, der freundschaftlichen Zärtlichkeit u. s. w. erschüttern lassen, doch oft schon den Tag

Darauf, ja wenige Stunden nachher nur noch einen schwachen Nachklang dieser Empfindungen fühlen, der aber auch gar bald verhallt und erlischt. Genug, in seinem Wesen fand sich jene Jünglingen so häufig eigene Mischung von Gutherzigkeit und Leichtsinne, bei der sie sich sorglos dahintaumelnd und für seelens gut haltend dem flüchtigen Wechsel ihrer Gefühle und unsäthen Reigungen überlassen, und auf die Art oft, ohne es zu wollen, in sehr zweideutige Fehler, wenn nicht in gänzliche Schlechtigkeit, hineingerathen. Diese Bemerkung wird über Raimunds Handlungsweise in der Zukunft einiges Licht verbreiten. Manche unserer Fehler dienen uns zuweilen auf eine sonderbare Art zu unserm Heile; und so war es eigentlich auch gut, daß Raimund seine Champagnerfreundschaft vergaß. Wollte Gott, er hätte sich ihrer nie wieder erinnert; dann hätte er sich in der Folge vielleicht manches Unangenehme erspart! Unser Unbekannter bemerkte gar bald in Raimunds Benehmen gegen ihn Kälte oder wenigstens Launigkeit; deßhalb mochte er sehr wohl darauf sinnen, was zu thun, um den ihm Entschlüpften wieder an

gegenwärtigen Himmel verdanke? Wie dank
 ich so! —

„Und doch — doch!“

„Nein, lieber Unbekannter! sie sind es
 vielmehr, der mir immer gleich dem Male aus
 der Hand gleitet — ich sehe, sie vermeiden
 mich“ —

„Ich steue mich jedesmal, wenn ich ei-
 nen Menschen glücklich gemacht habe; aber
 dann hüte ich mich, ihm mit Erinnerungen an
 seine Verbindlichkeit beschwerlich zu fallen; ich
 sehe seinem Glücke zu mit stillem Wohlgefühl
 und es gewährt mir einen ganz eigenen Ge-
 nuss, ihm seine Dankbarkeit ersparen zu kön-
 nen.“

Walmund glaubte hierin eine Sonderbar-
 keit, die jedoch aus einem edeln Zug des Her-
 zens hervorgingen, zu erkennen, und wärmer
 werdend, gestand er offenhertzig, er fühle sehr
 wohl, die Schuld der zwischen ihnen eingetre-
 tenen Launigkeit liege an ihm selbst; er nur ha-
 be um Verzeihung zu bitten, daß er, ganz in
 Knebeln verloren, über ihr den Freund aus
 den Augen gelassen habe.

„O kein Wort hiervon! Ich kenne ja das! Ich weiß ja, wie die Liebe Alles umher vergessen macht, wie sie uns ganz an einen Gegenstand bindet und auf ihn beschränkt; und ich würde ein Thor seyn, wenn ich ihnen deßhalb nur den leisesten Vorwurf machen wollte! Lassen wir dieß ruhn!“

„Nun denn, versetzte Raimund, so will ich wenigstens in Zukunft meinen Fehler gut machen! Kann ich denn nicht zuweilen das Glück haben, außer dem Hause des Grafen mit ihnen zusammen zu seyn?“

„Warum das nicht?“ erwiderte der Fremde. Wie gesagt, nur aus dem vorhin im Betreff der Dankbarkeit geäußerten Grundsätzen vermied ich sie — nebenbei auch noch, um sie nicht in ihrem gegenwärtigen Glücke zu stören — der Zufall mochte mich dabel begünstigen —“

„Wenn sie mir nur erst ihren Rahmen entdecken wollten!“ fiel Raimund ein.

„O was thut der Rahmen zur Sache! Der Rahmen ist ja nichts Wesentliches! Wir sind Freunde, alte, gute Freunde! Ich dachte doch, es gäbe keinen schöneren und gnügendern Rahmen, als den Rahmen „Freund.“

„Stille!“, fuhr Raimund fort, „erlauben Sie mir, Sie zuweilen, oder auch öfters in Ihrer Wohnung zu besuchen?“

„Das muß ich mir gewisser obwaltender Umstände halber versagen.“

„Oder wenn Sie mir die Ehre geben wollen —“ „die ganz auf meiner Seite ist — doch bediene ich mich solcher höflicher Redensarten? Wir sind ja so intim! — Nun ja, Freund, das ließe sich hören, und wenn Sie es nicht ungern sehen —“

„Ofters werde ich Sie mit offenen Armen empfangen! Kommen Sie doch morgen schon! Und kommen Sie täglich! Versprechen Sie mir's!“

„Es ist gegen meine Grundsätze, etwas formlich zu versprechen, und zu bekräftigen: die bloße einmal geäußerte Rede, daß man etwas thun wolle, meine ich, muß allemal schon hinreichend seyn. Ein einziges, unwiederholtes Wort ist der Fels, auf dem Treu und Glauben beruhen!“

Jetzt trennten sie sich, und Raimund nahm diesmal eine sehr günstige Meinung mit fort, von dem Unbekannten.

Der Leser wird sich wundern, daß ich die Unreden „Elo, Du“ u. s. w. immer klein schreibe; aber er würde es nicht, hätte er meinen drei Bände starken Roman „Lothar und Glandine“ bestellt, gelesen. Doch dieß konnte ja der gute Leser nicht, weil ja dieses Werk, auf welches ich hiermit aufmerksam mache, noch nicht gedruckt ist. Zur Zeit liegt es noch bestäubt in einer Ecke meines Bücherschranks neben vielen andern libris oder auch liberis ineditis, die alle nach der Presse wie nach einer Geliebten sich sehnen, und am Ende in unerfüllten Schmachten werden vergehen müssen. Wäre ich nur selber Buchhändler, arme Gotteskinder, ihr und die Presse solltet noch heute euch in die Arme sinken dürfen und Hochzeit halten! Aber so bin ich ja nichts als ein armer euch nicht helfen könnender Schriftsteller, dessen Pflicht vor der Hand es ist, ohne Weiteres in der gegenwärtigen Erzählung fortzufahren, was auch sogleich geschehen soll.

Also Raimund nahm eine gute Meinung mit fort vom dem Unbekannten. Dieser aber besuchte ihn schon den Tag darauf; dem folgenden wieder, den darauffolgenden ebenso,

kurz, er kam alle Tage. Raimund ging mit ihm entweder spazieren oder sie waren guten Dinge zusammen hier und da, doch immer nur an weniger besuchten Orten, die der Fremde zu lieben schien. Der jartsfährende Raimund fand in ihm das Echo seiner leisesten Empfindungen; sie suchten, und entdeckten das Her auch an einander täglich mehr Aehnlichkeiten und wurden sich immer lieber, ja bald unentbehrlich. Wie Betrübniß sahen Felix und Werner sich jetzt ganz von Raimund vernachlässigt; er grüßte sie kaum flüchtig, brach bei des Gespräch mit ihnen bei zufälligen Zusammentreffen sogleich wieder ab und wandte sich eilig zurück zu seinem neuen Freunde, dem man ihm überall wie einen Schatten folgen sah.

Daß sie sich etwas seltsam neben einander ausnehmen mochten, bemerkte Raimund aus mancherlei. So lachte eines Tages, als sie auf der Straße gingen, ein Mädchen über sie. Einige Stunden nachher sah Raimund das Mädchen wieder und setzte sie über dem Grund ihres Lachens zur Rede. Da hörte er denn die sonderbare Aeußerung von ihr; es

war zwischen ihm und seinem Freunde ein so wunderlicher Kontrast; er sah immer auf, als ob die Welt für ihn allein, sein Begleiter hingegen, als ob gar keine Welt da wäre. Das Mädchen hatte wirklich so treffend geurtheilt, als man nur urtheilen konnte; doch Raimund ließ sich nicht iere machen.

Eines Tages warnte ihn jemand anders vor dem Herrn, mit dem er immer gehe — doch der Fremde kam zufällig gerade dazwischen und Raimund schlug die Warnung in den Wind.

Den Fremden hatte wirklich bisher der Zufall ganz außerordentlich begünstigt, so daß Raimund seinen Rahmen immer noch nicht wußte. Auch war er nun mit Raimund schon ziemlich so weit, daß er jetzt die Entdeckung seines Rahmens nicht mehr fürchtete. Indessen wollte er sie doch immer noch so weit als möglich hinauschieben. Unvermerkt verleitete er jetzt Raimund zu allerlei kleinen Unordentlichkeiten und besonders zum Trunk. Bald berauschten sie sich zusammen täglich und Raimund war mit ihm bald darüber einverstanden, daß der Wein gleich nach der Liebe komme, und daß,

er nicht an dieser Freudenquelle erlaube, als hypochondrischer Thor sey. Und so wuschte der Fremde Raimund nach und nach auch über andere Arten von Ausschweifungen leichtfertiger, oder wie er es nannte, „freieres Ides“ herzubringen, als ob dergleichen gewöhnlicher mit zum Künstlerleben gehörten.

Raimund hatte voll heiliger Gluth eine Cecilia zu malen angefangen, wobei ihm das blutige Sehen nach seiner göttlichen Klotilde unendlich begeisterte; er war schon in kurzer Zeit sehr weit mit dem Bilde gediehen; doch der Unbekannte rief ihn immer wieder ab, und als ihn unpermerkt mehr und mehr dahin in ein ~~unruhiges~~ arbeitsloses Leben, welches er auch bei seinem gegenwärtigen Reichthum nicht führen recht gut im Stande war. Raimund schloß wohl zuweilen einmal einen kleinen Vergnügen; doch dachte er, der Fremde müsse entweder ein durch und durch ausstudierter Verräther und Meister in der Verstellungskunst seyn, oder ein ganz guter, nur mit einigen schwachen behafteter Mensch. Das Letztere war ihm wahrscheinlicher, und er betrachtete den Unbekannten mehr als ein Wesen wie

er selbst war. Denn die Gelehrten, die er an ihm bemerkte, waren ja auch die Feindlichen; ja es schien ihm sogar, indem er verführt wurde, als ob er selbst der verführende Theil wäre; so schlau wußte der Fremde seine Sache anzufangen.

Jetzt, als sie eines Abends berauscht aus einer Weinstube traten, hatte Raimund auf einmal den Rahmen seines Freundes erfahren, denn der Weinhändler rief ihm laut zur „guten Nacht, Herr Luzifer!“

Ein Schauer durchrannte Raimund bei dem ominösen Rahmen „Luzifer“; es ergriff ihn eine augenblickliche, unerklärliche, sein ganzes Wesen zittern machende Bangigkeit; doch dieß war nur vorübergehend und seine leichtere Stimmung kehrte sogleich wieder.

„Also Luzifer heißen sie? hob er an; ach der Name will mir nicht recht gefallen!“

„Nun was haben sie denn, entgegnete Luzifer, daran auszusetzen? Sie können ja Lateinisch! Und was heißt denn Lucifer? Heißt es nicht ein Lichtbringer? Ist es nicht der Name des Morgensterns? Und habe ich ich

nen ~~Weg~~ Licht gebracht? Bin ich Ihnen nicht
als ein Stern in der Nacht erschienen?"

„Sie haben aber auch Recht! versetzte
Raimund; ich will das doppeldeutige Wort
von der bessern Seite nehmen! Ja sie sind
ja mein schönster Morgenstern! Wären sie mir
nicht aufgegangen, o dann schmachtete ich ja
noch in der unglücklichsten Finsterniß!“ —

Rosalie machte jetzt ihrem Bruder die
dringendsten Vorstellungen; sie flehte ihm mit
Thränen an, dem bedenklichen Freunde, dem sie
zu durchschauen meinte, den Abschied zu geben!
Er verderbe ihn ganz und gar, sagte sie; er
gürte ihn von der Arbeit ab, mache ihn von
Tage zu Tage leichtsinniger und lächerlicher u.
s. w. doch Raimund lachte nur über ihr ehds
riges Geschwätz, wie er es nannte. Sie ent-
deckte ihm hierauf, daß sie auch für sich selbst
von Luzifer zu fürchten anfangte; er werde
jetzt gegen sie immer zudringlicher, seine
Schmeicheleien seien ihr höchst lästig, und was
er sich gegen sie herausnehme, versetze sie oft
in die größte Angst und Verlegenheit; aber
Raimund blieb gegen dieß Alles taub.

Jetzt hörte er sogar entschieden Schlechtes von Luzifer; er sei ein herzloser Agioteur, der Unglücklichen nur gegen ungeheuern Profit helfe und dann oft ihre ganze Habe an sich zu spielen wisse; dabei sei er wollüstig ohne Grenzen, schmutzig geizig, außer da, wo es darauf ankomme seine Begierden zu befriedigen, und dergleichen mehr. Doch Raimund der j. B. von schmutzigen Geize nicht das Geringste an ihm wahrnahm, hielt deshalb auch die andern Beschuldigungen für boschaste Verläumdung und entdeckte Luzifer ganz offen, was er von ihm gehört habe. Dieser versetzte lächelnd:

„Ja wer kann der übeln Nachrede der Welt entgehen! das glückliche Wesen möchte wohl unter der Sonne nirgends zu finden sein! Denken sie denn, daß man j. B. von ihnen selbst lauter Gutes spricht? Hören sie nur, was ich gestern zufällig vernahm: man nannte sie einen halbverwirrten Menschen, einen Herumstreicher, einen Schuldenmacher, einen Treulosen gegen seine Freunde, einen Spieler“ —

„Ha ha ha! Einen Spieler? fiel Raimund ein; nun das muß ich gestehen! Ist mir

hoch zu spielen all mein Lebenlang, noch nie
 in dem Sinn gekommen! Ein Spieler! Hmt!"
 „Da sehen sie aber, wie die Welt mit
 uns umspringt! versetzte Luzifer. Nun ich
 hoffe, das soll uns einander nicht abspenstig
 machen! Gerdend lachte über dergleichen Bes
 tände und schüttelte die Asten!"

Und in der That ließ sich Raimund, der
 nun ganz und gar an Luzifer festgeschmiedet
 war, auch durch den übeln Ruf, in welchem
 sein Exorner stand, nicht im mindesten abhal
 ten mit ihm umzugehen, sondern wurde viel
 mehr täglich mit ihm vertraulicher, so unvers
 merkt immer mehr zweiseitige Grundsätze von
 ihm ein und machte sogar endlich mit ihm
 Bekanntschaft, indem er dachte, wie einst Lela
 Aug, der mit einem süderlichen Subjekte um
 gehend und deshalb vielfältig geräthelt, in ei
 nem Epigramme kurzweg sagte:

„Der mir gefälle,
 Gefiel er minder gleich der Welt.“

Sein Malen blieb beinahe ganz liegen; er
 widmete fast immer entweder in der Liebe,
 oder in der Freundschaft, wobei Luzifer Raim

wurde Phantasie oft zu den wahnsinnigsten Träumereien hinriß.

Da äußerte eines Tags der Graf, er wolle den Sommer auf seinem vier Stunden von der Stadt entfernten Landgute zubringen und Klotilde solle ihm dahin folgen. Die Gräfin schwankte noch im Betreff des Mitgehens.

Die Vorstellung einer längern Trennung von Klotilden war Raimund ganz unerträglich; er suchte die Einsamkeit, hing seinem Kummer nach, weinte unaufhörlich und wußte sich gar nicht zu fassen.

Doch, welch eine angenehme Wendung nahm die Sache! Der Graf schlug ihm einige Tage später vor, ihn auf sein Landgut zu begleiten und dort in recht ungestörter Muße einige Gemälde auszuführen, zu denen er ihm die Idee angab, und die er gerade von Raimund am Liebsten gemalt haben wollte. Raschlich ergriff Raimund die Einladung mit beider Händen, denn sie eröffnete ihm ja die Aussicht in einem dritten Himmel.

Für Raimund begann in C. — wo der Graf sein Landgut hatte, ein neues Leben. Die

angenehme Lage des Orts in einem breiten Thale, das ein schöner Fluß durchwaſchte, die hohen, waldigen Berge auf beiden Seiten, die ſäſſe, wäzlige, reine Landluft, die freundlichen Parkanlagen und Gärten, die er von ſeinem Wohnzimmer aus überſchaute, und zu dem Alles die Nähe ſeiner heißgelebten Klodilde ~~was~~ brauchte es mehr, um ihn zu einem halben Gott zu machen? Er verſank hier in eine ſtille, ſelige Schwärmerei; mit jedem Morgen träufelte die entzückendſte Begeiſterung auf ihn herab, mit jedem Abend ſah er einen Tag beſchloſſen, von deſſen Wonnen tauſend arme im kümmerlichen Treiben der Alltäglichkeit begriffene Menſchen keine Vorſtellung haben. Hier konnte er nun auch viel beſſer als in der Stadt mit dem Grafen ſeine Anſichten über Kunſt austauſchen, und er lernte nun erſt in ihm einen Mann kennen, der alle Gelder des Schloſſes mit einem weit und heilſehenden Blicke überſchaute. Zwar ſtimmte er gar oft mit ihm nicht zuſammen; indessen hütete er ſich, ihm zu widerſprechen, und überließ immer ſeine Vertheidigung der beredeſten Patronin, der holden Klodilde, die ſich ſchon eher etwas gegen

den Vater erlauben durfte, und Raimund's sich anzunehmen, nie unterließ.

Jetzt erschien die Gräfin, die noch zurückgeblieben war, auf einige Tage, nach deren Verfluß jedoch sie in ein Bad reiste. Das war Raimund sehr lieb; denn ihre Gegenwart dröhete schon, sein Elysium mit einigen Dorn- und Plantagen zu verunkrüten. Niemand hatte er je glücklichere Reise gewünscht, als ihr.

Erschöpft von der Arbeit war es seine Lust, entweder die Parkanlagen zu durchstreifen, wo er Klotilden zuweilen allein antraf, oder mit dem Grafen und ihr auf dem Strome zu gondeln, oder im Mondschein sich an den zauberisch beleuchteten Felsenmassen, Hüen und Gebirgen zu ergötzen, oder im Garten in einer schattigen Laube den Grafen aus Dichtern vorlesen zu hören, worin letzterer Meister war, und wobei Raimund mit Klotilden die sprechendsten, bedeutsamsten Blicke, die tiefsten Gefühle wechseln konnte.

Eine zeitlang hatte seine Liebe den geistigsten Charakter; sie war fast bloß ein stilles, heiliges, idealisches Bewundern des ihn umschwebenden Engels, nach dessen Besitz ernsthaft zu trachten er

nigste Ähnlichkeit fühlte. Doch die Aese Abgeschiedenheit des Landlebens, die zauberisch einwirkenden Umgebungen, das süße, freiere Mittheilen aller erhabenen und warmen Empfindungen, diese idyllische Art des Seins, das sie gleichsam in eine von der Welt aller Etiquette und Conventional fern liegendes Arkadien des Einsitz und Natur entlockte, zog die beiden Seelen allmählich mehr und mehr zu einander; sie wurden, ohne es verhindern zu können oder zu wollen, immer inniger, zutraulicher, jählich Her- und Jählich Eins des Andern zweites Her.

Und doch hatten sie bis jetzt sich noch keine heimliche Liebeserklärung gethan. Sie verstanden einander wohl, sie durchschauten sich bis auf den Grund; das Feuer der Blicke, die Wärme des Tons, ihr ganzes Benehmen gegen einander sprach Liebe; nur die Lippen hatten es noch nicht gesprochen.

Eines Abends, wo der Graf in die Stadt gefahren war, eilte Raimund allein hinaus in die Parkanlagen. Er war heute ganz Besessener und Liebesgluth, er wiegte sich in die besinnlichsten Träume, er malte sich ihr

Bild mit den reizendsten Zügen, sprach im Stillen mit der Abwesenden, als wie mit einer Gegenwärtigen, ging an Bäume, wo er ihren Namen eingeschnitten, breitete die Arme aus voll Schmachters zu fassen die Gestalt der Himmelschen, der er immer irgendwo plötzlich begegnen zu müssen glaubte; aber sein Hoffen schien unerfüllt bleiben zu wollen. Schon sank die Sonne und die Heerden zogen von den Tristzen, schon tönten rings umher die Zelterabendsglocken aus den friedlichen Dörfern, schon schmolz das auf den Gebirgen ruhende Abendsroth allmählich über in die dunklern Tinten der Dämmerung; es war ihm heute so unaussprechlich wohl und wehe, und er blickte so eben in die spiegelklaren Tiefen des stillen Weiher's am Ende des Gartens, den Mond darin magisch zittern sehend und kaum länger sein Sehnen ertragend; als es hinter ihm in den Gebüsch'n plötzlich rauschte. Freudig erschrocken blickte er auf und — sie war es, sie, niemand anders! Die hohe Ebttergestalt seiner Klosteralte stand von sanften Mondstrahlen umflossen vor ihm, wie ein aus dem Himmel herabgeschwebtes Wesen! Noch nie war er gerade Abends allein

mit dem einsam im Garten gewesen; ein heiliger Schauer aber auch zugleich das flammendste Entzücken durchzuckt heute alle seine Nerven. Sie traten einander näher, und es schien, als fürchteten beide durch Worte die göttliche Unaussprechlichkeit ihrer Empfindungen zu stören. Jetzt schien Klotilde unschlüssig; sie machte eine Bewegung, als wollte sie fliehen, und doch fand sie sogleich wieder verweilend still. Endlich redete Raimund sie an:

„Es ist ein himmlischer Abend; die ganze Natur ruht in stiller Feier; lieblich spiegelt sich der Mond im Gewässer, geisterhaft gaukeln die Glühwürmer durch die Schatten der Gehäusche; nur leise Lüftchen bewegen die Blätter der Pappeln; melodisch murmeln die Wasserfälle und süß duftet die breitwüßliche Linde; weiße Schimmer umflattern die schwärzlichen Seelirge, und das sehnstüchtige Abendlied eines Fischers tönt melancholisch durch das tausendstimmige Zirpen der Cicaden von dem Strome herüber; o die Erde ist heute so herrlich, die holde Nacht erfüllt die wonnebedrängte Seele mit einer so tiefen, innigwarmen Sehnsucht nach Mittheilung — das Alles geht mir so

Heblichspielend aus Herz und strebt so mächtig in ein anderes Herz hinüber — doch sie lächeln des Träumers! — ich schwage ihriges Zeug! "

Klotilde schloß eine zeitlang und sagte dann in den seelenvollsten Tone: „Lieber Raimund! — "

Doch war sie unvermögend, weiter zu sprechen.

Raimund schaute nach dem Monde und seufzte:

„Wenn wir dort oben lebten.“

„Ja wenn wir dort lebten!“ wiederholte Klotilde; „dann“ —

Doch hier stockte sie wieder.

„Ach, daß diese Welt so schön ist! hob Raimund wieder an. Und daß man doch sich derselben nur so unvollkommen freuen, daß man sich auf ihr einander so wenig sehn, so selten eine Seligkeit erlangen kann, zu welcher sie doch die Elemente darbietet!“

„Gerade das entbehren, was als das Schönste uns winkt, ist so oft unsere Pflicht!“ setzte Klotilde hinzu, eine Thräne kaum haltend.

Beide schwiegen einige Minuten in Gedanken blickend.

Jetzt hob Klotilde wieder an:

„Wissen Sie noch die Verse aus Odhe's und so theuern Lassa?“

„Wie soll' ich nicht? versetzte Raimund; Sie leiteten!“

„Da war ich viel für dich und mich; auch hat uns bis hierher die Hoffnung nicht betrogen!“

„Sie sagten mir ja die Worte einmal mit so tiefem Ausdruck vor; wie soll' ich Sie denn jemals wieder vergessen! Aber ach! — die Hoffnung! — ja bis hierher! — das ist wahr; doch die Zukunft! Gott, die Zukunft! — O meine Klotilde!“

(Meine Klotilde hatte Raimund noch nie so ihr gesagt.)

Thänen erstickten Raimunds Worte.

Doch fuhr es bald fort:

„Ich sehe es vor mir das Höchste, den Inbegriff des Himmels; ich glähe mich für Ewigkeiten an die Brust zu stürzen der Erhabenen, herrlich mit Leuchtenden; aber eine unübersteigliche Schidewand trennt mich von ihr! Gott! Ich kann es nicht ertragen, kann“

nicht länger in mir verschließen, muß es über die Lippen strömen lassen, was bis jetzt uns ausgesprochen blieb! Ich liebe sie! Liebe sie für Zeit und Ewigkeit! Göttliche, nimm mich hin!"

Und so sank er unwiderstehlich in ihre Arme, es umflatterten ihn ihre Locken, er fühlte ihres Busens stürmisches Wallen. Sie wollte sich zwar losringen: doch er hatte sie krampfhaft umfaßt und jetzt verschwand auch ihr Widerstreben; er küßte auch von ihren Lippen das mit Allmacht hervorquellende: „Ich liebe dich!"

Schweigend verwehten sich jetzt enger Seele und Seele; wohl nirgends auf der ganzen welten Welt drangen jetzt aus vier Augen selligere Wonnertränen — wohl auf keiner Blus lächelte der goldene Mond zu einem ihm wohlgefälligeren Schauspiel; sie ruhten an einander in das Paradies entrückt und Rahmenlos, selb empfindend.

Da erklangen mit einemmale schmelzende, fliegende, in süßen Echo's dahinsterbende Töne — Raimund schien die Melodie nicht fremd — jetzt jauchzte sie auf, jetzt sank sie in Woll zurück und athmete tiefe Melancholie.

„Nicht wahr, Klotilde? — O, wie schön
 ist das! — Wie schön! — Erscheine dort von dem Hügel
 her zu kommen; lassen sie uns doch seine
 ein wenig näher gehen!“

Doch Raimund hörte und versierte einige
 Verhältnisse — erkannte die Götter — irrte er
 sich nicht, so war es — doch wir müssen für
 jetzt Geheimnisse behalten, um nicht durch vor-
 zeitige Entdeckung eines Umstandes, der viele
 leicht ein neues Interesse in unsere Erzählung
 bringen dürfte, der Spannung des Lesers Ein-
 trag zu thun.

Nur so viel sey hinzugefügt: als Raimund
 und Klotilde nicht nach dem Hügel folgen
 wollte, ging sie allein hin. Doch ehe sie ihn
 erreichte, verstummte die Melodie, und von
 einem Urheber derselben war nichts zu entdecken.

Raimund und Klotilde mögen nun ein-
 wessen in ihrem Paradiese dahinleben; denn
 es giebt noch andere Leuten, von deren Be-
 finden wir auch gern etwas wissen möchten;
 es gibt einen Luzifer, einen Felix, eine Rosalie.

«Doch muß der Autor nach seiner angenehmen Gewohnheit einmal erst wieder mit einer ganz kleinen launigen Herzenserleichterung sein Mädchen fühlen. — Nicht wahr, holde Leserinnen, die ich alle so innig liebe, deren Beifall mir lohnender ist, denn der Besitz von Millionen und Königreichen, die ich schon deshalb tausendmal küssen möchte, weil ihr und Autoren nicht grüßig kritisiert, sondern lieber nachempfindend genießt; nicht wahr, meine Lesarten Abschnitt hat euch gefallen? Nicht wahr, meine ganze Erzählung ist, einige Langweiligkeiten ausgenommen, ganz vortrefflich? Gewiß ich weiß es, es sind darin ganz göttliche Stellen, was auch griesgrämige Rezensenten dagegen sagen mögen; sie ist mit Abrechnung mancher unbedeutender Fehler ein Meisterstück von Empfindung, Phantasie und Verstand; sie sucht ihres gleichen!

Jedoch der Leser muß einen sonderbaren Begriff von der Bescheidenheit des Autors bekommen, wenn dieser sich überall so frisch drauf los selbst lobt, was nach der Leute Meinung die Atmosphäre verpesten soll. Indessen ich bleibe dabei ganz unbefangen, und setze mich

noch in vieler Hinsicht gar herrlichen Gehalts und Reiz. Es ist ja so etwas Aussergewöhnliches in der ganzen Art, wie ich mich bediene, und fragt jemand nach dem Grunde, aus dem ich's thue, so erwiedre ich, wenn dich, lieber Leser, das, was ich aus meiner Kasse zu ziehen pflege, thut es, um den Argwohn zu beseitigen, ganz gewiss wissen, ganze Seiten des Lobes zu ersparen. — Doch jetzt weiter im Texte!

Also Rosalie — die arme Rosalie! Wie geht es ihr? Wie lebt sie in ihrer Einsamkeit? Still, eingezogen, fleißig, unschuldig und fromm, wie immer. Wohl stimmte sie oft die ungewohnte Verlassenschaft zur Wehmuth, wohl sehnte sie sich häufig nach der Gegenwart ihres geliebten Bruders, der sie seit Jahren traulich beschützte, mit ihr gelitten und sich gefreut, durch zärtliche Theilnahme ihr das Leben jederzeit versüßend; wohl empfand sie auch zuweilen eine noch andere Sehnsucht nach einem gewissen Freunde, der früher oft ihre jetzt so stille Wohnung mit zu einer Erleuchtung der trüben Eherge und traulichen Kose machte — Ach, beide waren ihr jetzt entschwun-

den; sie hatte keine stühlende Seele, der sie sich zuweilen aussprechen konnte, sie mußte all ihre Empfindungen in dem eigenen Dasein verschließen.

So glücklich sie auch jetzt den Bruder wußte und so sehr sie ihm dieses sein Glück von Herzen gönnte, so war sie doch seines wegen gar oft sehr besorgt. Es befiel sie zuweilen eine ahnungsvolle Bekümmerniß, eine ihr räthselhafte Angst um sein Schicksal; sie dachte, sein Glück würde ihn ihr entfremden und ihn stolz, taumelnd, sorglos, leichtsinnig machen, wie das auch schon zum Theil geschehen war — es würde ihn vielleicht hinaufreißen in eine schwindelnde Höhe, von der er dann in einen um so tiefern Abgrund des Elends hinunterstürzen könnte.

Als Raimund fortzog, bat sie den ihr zugleich Lebewohl sagenden Felix, um ihres beiderseitigen Heils willen und auch um üble Nachreden zu vermeiden, sie während der Abwesenheit Raimunds nicht zu besuchen, was dieser auch, so schwer es ihm werden mochte, versprach und treulich hielt. Doch unterließ er nicht, täglich unter ihrem Fenster vorbeizugeh:

hinaus zu. Jedmal einen nach ihm fragenden schmerzlichen Blick hinaufwarf, den das lebenswichtige Mädchen mit erregender Schüchternheit dankbar erwiderte. So waren schon Wochen dahingegangen; Raimund schrieb ihr Briefe aus der Trübsalzeit schmerzender Schicksale, die von seinem herrlichen Leben und schien auch gegen sie wieder wärmer zu fühlen, als während der letzten Zeit in der Stadt, was sie gewissermaßen beruhigte.

Da hörte sie eines Abends bei anbrechender Dunkelheit an ihre Thüren klopfen. Noch ehe sie nachdenken konnte, wer es wohl sein möchte, öffnete sie sich, und — Lucifer stand vor ihr. Sie wußte sich vor Schreck kaum zu fassen. Indes war er ganz artig und bat um Verzeihung seiner Kühnheit, die sie des guten Absicht halber entschuldigen möge. Es sei ihm unaufrichtig gewesen, sie so ganz allein zu wissen, und wenn er auch nicht zweifelte, daß sie sich die Zeit stets mit angenehmer Beschäftigkeit verkürze, so habe doch die Einsamkeit ihrer langweiligen Stunden; sie werde gewiß zuweilen nach Unterhaltung ein Verlangen fühlen, und er halte es für seine unerlässliche

Pflicht, ihren geheimen Wünschen zuvorzukommen.

Noch war Rosalie in der größten Bestürzung; doch sie suchte sich zu sammeln. Sie sagte, daß es ihr durchaus nicht einfalle, an Männer und am allerwenigsten an ihn dergleichen Anforderungen zu machen; und sie bitte ihn recht inständig, mit seiner Zuverlässigkeit jemand anders zu beglücken. Luzifer ließ sich nicht stören. Er sehe wohl ein, entgegenzusetzen er ihr, daß sie seiner Dienstbeflissenheit als ein Mädchen von dem zartesten Gefühle der Schlichtheit und strengen Grundsätzen, wenn auch nur scheinbar, ausweichen müsse; doch solle sie hierin auch nicht allzu bedenklich sein; man könne ja das Aufsehen vermeiden; er wolle nie anders als nach eingetretener Dunkelheit, und auch dann höchst vorsichtig zu ihr hereinschleichen. Rosalie bat ihn ernstlich, sie mit dergleichen Vorschlägen zu verschonen; er werde sie nicht mehr verbinden, als wenn er sie sogleich verlasse, und während der Abwesenheit Raimunds nicht wiederkäme.

Aber Luzifer that als ob er nicht hörte und blieb sitzen. Sie sollte ihm doch sagen,

und sich ihre Brüder gegenwärtig befinde; er habe ihm seit vierzehn Tagen nicht geschrieben. Kurzweg antwortete sie ihm, es gehe ihm wohl, und bat jetzt nochmals, daß er sich nun entfernen möchte.

„Das laßter alles sitzen wie vorher.“

„Wenn sie nicht gehen wollen, so geh ich!“ rief sie zürnend und wollte fort. Indes bligschneel war er aufgesprungen und hatte ihr den Weg vertreten.

„Wohin wollen sie, reizende Rosalie?“
fragte er zärtlich.

„In den Strichaleuten! — Auf die Polls-
zei! — Lassen sie mich! Sie sind sehr unhöf-
lich! Wasen sie! oder ich rufe aus dem Fen-
ster um Hilfe!“

Beforgend, daß sie letztere Drohung er-
füllen möchte, sprang er jetzt plötzlich auf sie
los, und ehe sie sich abwenden konnte, hatte
er sie gefaßt und nach dem Sopha hingerissen.

„Sein sie ohne Sorgen! flüsterte er; ich
thue Ihnen kein Leid! Schreien sie nicht! Das
profituirt mich und sie zugleich; sie machen
uns Beide zum Stadtgespötere! Einen Kuß,
nur den erlauben sie mir, sie holde!“

„Rosalle war halb in dem Zustande einer Ohnmacht, alle Sinnen waren ihr vergangen, sie sträubte sich nicht, und der schändliche Luzifer überschüttete sie mit seinen Küssen. — Doch jetzt lehrte ihr Bewußtsein wieder. Alles Kraft bot sie auf, um sich aus dem Arme des frechen Lüstlings loszureißen, sie rief nach Menschen, aber niemand hörte sie, sie rief zu Gott, daß er ihr einen rettenden Engel senden möge; aber auch der Himmel schien seine Heilige nicht schirmen zu wollen; jetzt sanken ihre Arme, sie zitterte und glühte, noch zweimal rief sie laut: „Hülfe! Hülfe!“ doch nun war Alles verloren, denn schon machte der Eieger Anstalt, das erbeutete, unschuldige Lamm zu verschlingen, — als — plötzlich Felix herein stürzte.

Er hatte unten vorbeigehend Rosallens Hülferufen gehört, war daher in Todesangst Pfeilschnell heraufgestiegen und besauste nun sofort die Arme, Halbtodte aus den Krallen des Teufels. Mit einer grenzenlosen Wuth packte er Luzifer und ließ sich weder durch dessen Bitten noch Wehelaute abhalten, ihn für's Erste mit seinem spanischen Kopfe tüchtig

durchwachen, und ihm dann einen Stoß zu geben, der ihm die ganze Treppe zu einem einsamen Sturz abführte.

Doch jetzt wieder zurück nach E. — Raimund und Klaidens Liebe stand nun in voller Blüthe. Der Graf bemerkte wohl bei Beiden eine freundliche Anweisung, doch die größte Vorsicht, die sie anwandten, ließ ihn nicht ein so inniges Verständniß ahnen. Klaiden hatte schon früher gezeichnet und gemalt; es war indeß seit einigen Jahren liegen geblieben. Jetzt erwachte bei ihr neue Lust daran; oder war dieß nur ein Vorwand, um Raimund noch näher zu kommen. Gewiss sie bat ihren Vater, daß ihr Raimund, der ihr schon seine Bereitwilligkeit erklärt habe, Stunden geben dürfe. Der Graf erlaubte es und der Unterricht begann. Dieß wären für Raimund selige Stunden gewesen, wenn nur der Graf nicht den Einfall gehabt hätte, allemal in demselben Zimmer und zu derselben Zeit mit zu malen. Nur etwa auf Viertelfstunden entfernte er sich zuweilen, und diese wurden

dann von den Liebenden genügt. Dann trat an die Stelle des Mahlens das Küssen.

So verfloßen mehrere Wochen. Da ereignete sich, daß eines Abends, als sie auf dem Strome spazieren fuhren, wieder von einem nahen Haine her jene schon oben erwähnte Flöte hörbar wurde. Klotilde und der Graf waren ganz Ohr und dachten hin und her, wer wohl der meisterhafte Spieler seyn möchte; Raimund hingegen wurde blaß und verwirrt, und verwünschte im Stillen den Rufus in einen andern Welttheil. Der Graf indes, nicht zufrieden bloß zuzuhören, sagte, er müsse den Flötenspieler sehen; sie wollten aussteigen, und ihn in seinem Schlupfwinkel überraschen.

Und dies geschah auch. Der Rufus, der heute in einem Strome fortblies und vor Begeisterung Alles um sich her vergessen zu haben schien, ward nur erst durch den ihm beifällig auf die Achsel klopfenden Grafen aus seiner Ekstase gerissen, und wer war es? Werner, Werner — zu Raimunds großem Leidwesen. Der Graf überhäufte ihn mit Lobsprüchen, äußerte sein hohes Wohlgefallen an

Werner fragte ihn, woher er wäre, und warum er hier so einsam spiele; und Werner beantwortete diese und andere Fragen mit so vieler Laune, daß der Graf ihn sogleich lieber nahm, ja ihn einlud, auf einige Zeit mit nach E. zu kommen, und die dortige Stille durch Fröhlichkeit und heitern Scherz zu beleben. Werner ließ sich das nicht zweimal sagen; er folgte dem lockenden Antrage, blieb wechselnd unterwegs und ergabte den Grafen und Klotilde durch sein ungebundenes, geniales, und doch nicht gegen den Anstand verstoßendes Wesen. Raimund dagegen blieb still und in sich gekehrt; denn der einstige Freund war jetzt für ihn ein sehr unwillkommener Gast.

Der schöne Aufenthalt in E. — hatte nun mit einemmale für Raimund die Hälfte seiner Annehmlichkeit verloren. Werner folgte ihm überall und belauschte jeden seiner Tritte, so daß er nur mitunter auf Augenblicke Klotilde allein sprechen konnte. Und was ihn am meisten schmerzte, Klotilde schien Werner gern zu sehen, sie wies ihn gegen Raimund als einen heitern, originellen Menschen, sie äußerte oft ihr Entzücken über sein, die herrlichen Som-

merabende noch verschönerndes, Glühen; o diese Lobeserhebungen waren für Raimund Dolschliche! Seine frohe Stimmung schwand, je mehr Berners Lustigkeit stieg, und dieser traurige Kontrast schien ihn in Klotildens Augen noch mehr gegen Werner zurückzusetzen. Er war wohl ziemlich fest von Klotilden überzeugt, daß sie ihm nicht treulos werden würde, und doch — doch — o die Eifersucht ist ein schreckliches Uebel. Sie sucht abschließend Alles recht auf, was ihr Nahrung geben kann, sie sieht die Rosen nicht vor lauter Dornen, sie erkennt in jedem unschuldigen, freundlichen Blicke, eine den andern beglückende Welt von Liebe.

Klotilde bemerkte bald, daß sich Raimund um sie quälte; und sie schien eine Zeitlang eine Art von Vergnügen daran zu finden, ihn ein wenig umherzumacken. Indes als sie bemerkte, daß sie Raimund dadurch tiefer verwunde, als sie wollte, da beschloß sie, ihn nicht mehr auf diese Weise zu foltern. Hatte sie ja doch auch oft nur deshalb Werner begünstigt, daß nicht etwa dieser, eine vorherrschende Neigung zu Raimund an ihr bemerkend, aus Kummer

dardie ihr schädlich werden möchte, zumal da sie etwas arglistigen und freundlichen Leuten öfters eigenes Schadenfrohes an Werner zu erkennen glaubte. Nun nahm sie sich also vor, in beider Jünglinge Gegenwart keinen dem andern vorzugiehn, und dagegen, wenn sie mit Raimund allein wäre, diesen für die ihm auferlegte Entbehrung zu entschädigen. Und darüber sprach sie jetzt mit ihm selbst, worauf sich Raimund völlig beruhigte.

Raimund sehnte sich jetzt unaussprechlich, wieder einmal mit Klotilden wenigstens auf ein paar Stunden allein sein zu können; aber immer wollte es sich nicht fügen; es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß sein Wunsch erfüllt wurde. So sehr ihm Werner jetzt zuwider war, so half es doch nichts, er mußte mit ihm freundlich thun, um weder ihn gegen sich zu erbittern, noch dem Grafen Anlaß zu Unzufriedenheit zu geben, da sich Werner bereits dessen Wohlwollen in einem hohen Grade erworben hatte. So standen denn Raimund und Werner äußerlich recht gut mit einander; doch im Innern sah es anders aus, und auch bei Werner, dem Raimund eben so

sehr im Wege wär, als er Kaimunden. Dennoch: trotz aller anscheinlichen Freundschaft wünschte keiner den andern weit fort, und jeder trachtete im Stillen darnach, diesen Wunsch zu realisiren.

Werner bemerkte gar wohl, so sehr es Klotsilde zu verbergen suchte, daß diese heimlich Kaimund begünstige, und die Freundschaft, mit der sie ihn abfertigen und täuschen wollte, war ihm bald ärgerlich. Er strebte, bei ihr Fortschritte zu machen; doch so blieb sie ja gegen ihn immer dieselbe, die sie von Anfang gegen ihn gewesen war, und eher wollte es ihn bedanken, als ob sie, seine Bemühungen erkennend, statt wärmer zu werden, sich etwas kälter zeige. Anfangs ließ er sich dadurch nicht abschrecken, ja er versuchte sogar mitunter kühnere Schritte; doch das half nichts; Klotsilde verbot es ihm jetzt sogar einmal, sich künftig Freundschaften gegen sie herauszunehmen, die sie beleidigen müßten.

Hochst aufgebracht darüber schwor er im Stillen, dieses Wurmholz nicht weiter mit seiner Liebe zu belästigen, sondern nun sich in seiner andern Rücksicht mehr um sie zu küm-

mern, als bloß, um ihr zu schaden. Er hatte
 liegt sie und auch Raimund und wüthete sich mehr
 zu dem Grafen, in dessen Gnuß er sich durch
 Eingehen in alle seine Lieblingsneigungen im
 höchsten Grade einzunisten wußte. Da ereig-
 nete sich auf einmal ein Fall, der — doch
 hieron im folgenden Abschnitte: ~~erzählt wird~~

Eines Tags war der Graf mit Werner
 weggefahren, Raimund aber und Klothilde,
 beide Kränze tragend, vorschügend, waren zurück
 geblieben. Wohl hatten Raimund und Klothilde
 sich verabredet haben, um sich einmal
 recht ungeachtet eines Nachmittags geschäftigen
 zu sein. Denn kaum rollte der Wagen fort, als
 Raimund schon in den Park eilte, und lustig
 in den Gängen hinuntertanzte bis zu einem
 Strohhäuschen, an dem, den Park begrenzende
 den großen Teiche, wo sein Lieblingsplätzchen
 war. Ulmen und Tannen schützten dort vor
 der heißen Sonnengluth, und aus den klaren
 Gewässern wehte liebliche Kühlung herauf.
 Und es dauerte gar nicht lange, so fand sich
 auch Klothilde dort ein. Stunden verflossen

hier den Liebenden wie Minuten; sie genossen mit doppeltem Entzücken ein Glück, dessen sie so lange entbehrt. Oft wollte Klotilde zurück, um durch zu lange Abwesenheit niemand im Hause aufzufallen; oft glaubte sie bei dem Rascheln der Gesträuche jemand nahen zu hören und wollte fliehen; doch immer beredete sie Raimund zu noch längerem Verweilen; genug sie blieb und blieb, bis schon die Sonne sich tiefer im Westen zu neigen begann. Der Graf wollte ja mit Werner erst Abends um 10 oder 11 Uhr zurückkehren; ein solcher Tag kam vielleicht sobald nicht wieder, darum mußte er auch ganz ausgekostet werden. Und Liebende sind ja gewöhnlich so sicher, sie vergessen ja so leicht über einander Sorgen, Gefahren und die ganze Welt.

Schon einmal hatte mit dem Gefühl ihrer Seltsamkeit eine düstere Wehmuth gewachelt; doch war diese Stimmung immer mehr unter Schweigen übergegangen; erst jetzt bei dem melancholischen Scheiden der Sonne, wo jene Schwermuth wiederkehrte, entspann sich bei ihnen ein trübes Gespräch.

„Wie kesselt Raimund, auch sie werden mir früher oder später einmal ebenso untergehen wie die schöne Sonne; doch nicht so, nein, nicht so wie diese! Diese läßt mir an jedem Morgen gedenken, doch sie werden dann ewig für mich dahin sein!“

„Noch Stand und Rang, wie verbannt, ich euch! rief Klotilde mit Thränen. Wollte doch Gott, ich wäre ein einfaches, schlichtes Mädchen und sie trügen mir ihre Hand an! O wie glücklich wollten wir dann leben! Wie so frei von Geld wollten wir dann alle Pracht anblicken, wenn wir in einander fänden, was die Welt nur Schönes und Wünschenswerthes bieten kann!“

„Ja, meine Klotilde, versetzte Raimund, leben wir in einem Eden süßer Träume, in den Regionen des seligsten Wahnes; aber wir müssen einmal erwachen, eine trübe Wirklichkeit wird unsere paradiesischen Phantasien zerstören. O wie wollen wir eine so furchterliche Zeit überleben? Wie soll uns die Trennung je möglich werden?“

Das Beste wäre es eigentlich, erwiderte Klotilde, wenn wir schon jetzt daran dächten,

ein Feuer zu dämpfen) dessen Flammen uns einmal rettungslos verzehren werden. Ich sehe keine Hoffnung; und Wünsche zu nähren, die sich nie erfüllen können, ist doch am Ende Thorheit. Oder bietet sie Ihnen vielleicht eine Aussicht zu unserer Vereinigung dar?"

"Eine ganz kleine!" versetzte Ralmund, mit geheimnissvoller Miene.

"Wie so? Reden sie?"

"Nur Geld sollte ich haben, und uns wäre vielleicht geholfen. Ein großes Vermögen sollte ich besitzen!"

"Aber der Unterschied des Standes?" wandte Klostilde ein.

"Je nun, erwiderte Ralmund, in dieser Hinsicht — doch lassen wir das jetzt! Denn die Hauptsache, das Vermögen, das fehlt ja mir; und wenn ich vertriebener König wäre, was hätte mir ein bloßer Titel?"

"Sie sprechen räthselhaft, entgegnete Klostilde, und bemühte sich, ihm ein Geheimniß zu entlocken, das ihm auf den Lippen zu schweben schien; doch er wußte das Gespräch davon abzubringen und gerieth mit ihr nach und nach wieder in jätlicher Rosen."

„Daran wollen wir sie einstweilen sich er-
 götzen lassen und und lege einmal zu dem
 Grafen und Berner in den Wagen sehen,
 Wir brauchen nicht zu besorgen, gekumpelt
 und gestochen zu werden, denn die Chaussee,
 auf welcher sie fährt, ist eben und glatt wie
 Papier, und wir hören doch vielleicht etwas,
 was uns unterhalten wird.“

„Sie werden es nicht bereuen, sagte Bern-
 ner, daß wir eher ausbrachen, denn ich wollte
 Tausend gegen Eins wetten, daß wir das
 Pärchen, das uns so zeitig noch nicht erwar-
 tet, glücklich überraschen. Glauben sie denn,
 diese Kränklichkeit, die beide sehrsammerweise an
 einem Tage befallen muß, sei nicht erfunden?
 O ich habe es zu oft und zu deutlich bemerkt,
 daß ein Verständniß zwischen ihnen obwaltet;
 Hebelnde verrathen sich gar zu leicht. Freilich
 in ihrer Gegenwart nehmen sie sich zusammen;
 aber schon dann, wenn ich mit ihnen allein
 war, sah ich verdächtige Kleinigkeiten, hinter
 denen nothwendig etwas Größeres stecken muß;
 sie wurden roth, verlegen, sprachen ihriges
 Zeug, und kurz, wenn mich mein Ahnungs-

vermögen nicht gänzlich trägt, so werden wir sie heute gewiß ertappen!"

Der Graf erwiderte:

„Es wird mir sehr lieb sein, wenn ich, falls solch eine geheime Verbindung zwischen ihnen Statt findet, sie noch im Beginn zerstreuen und die Ehre meines Hauses durch Raimunds Entfernung retten kann. Ich glaube es aber doch noch nicht. Ich halte Raimund eines solchen Undanks nicht fähig.“

„Nun aber sie werden sehen, Herr Graf! Es wird sich bald ausweisen! Es kann wohl sein, daß ich mich täusche; Irren ist menschlich! Ich möchte ja selbst nicht gern von der Comtesse Arges denken, wenn ich nicht müßte!“

„Gott sei ihr gnädig! versetzte der Graf, wenn sich ihr Argwohn bestätigte! Ich wüßte nicht, was ich thäte! Und erst gegen Raimund würde ich — in der Hitze kenne ich mich selbst nicht“ —

„Aber, Herr Graf, fiel Werner ein; ich habe ja ihnen das Geheimniß nur unter der Bedingung entdeckt, daß sie den Weiden, die es betrifft, nichts zu Leide thun, daß sie Raimund höchstens mit Worten und mit ewiger

klüger bin, ich setze an meinen bisherigen
 Versuchen in diesem Fache, deren ich noch nicht
 viele machte, gar manche Unvollkommenheiten,
 und habe aus Aerger über diese die meisten
 meiner Geschäfte unvollendet gelassen. Auch
 bei dieser war ich schon längst mehrmals sehr
 geneigt aufzuhören; ja ich bin es noch jetzt.
 Denn „Gott! was muß das für eine Geschichte
 werden!“ dachte ich anfangs, und nun wird
 sie doch kaum halb, ach kaum ein viertel so,
 wie ich sie gern haben möchte — also deshalb
 hätte ich noch in diesem Augenblicke Lust, das
 Ding wegzumwerfen, wenn nicht Raimunds und
 Klotildens Schicksal so werth wäre, schrifts-
 lich aufbewahrt zu werden. Darum will ich
 nur mein Werkchen immer fortsetzen, und bits-
 te, sollte die Art meiner Darstellung zuwei-
 len etwas Glüchtiges zeigen, mir gütige Nachs-
 icht angedeihen zu lassen. Es ist einmal ein
 Radikal-Uebel bei mir, ich schreibe, wenn ich
 in den Zug gerathen bin, zu schnell darauf
 los, ich kann mich dann nicht halten, es reißt
 mich immer vorwärts und vorwärts, und die
 Feile macht mir, um zu reimen, Langeweile.
 — Doch jetzt weiter im Texte!

[illegible]

sein Rufen gehört hatten, mit Stangen, und unter ihnen sogar der Jäger Klaus mit der Glinte!

„Her die Glinte! Klaus, die Glinte, sag' ich!“

„Nein!“, stünzte Werner dazwischen; fort mit der Glinte! Ich beschwöre euch, entfernt die Wodgewehre, daß kein Unglück aushele! Um Gotteswillen, Herr Graf, mäßigen sie sich!“

„Die Glinte will ich, schrie der Graf noch ärger; Jäger, die Glinte, oder ich werde dich!“

Jetzt gab der bestürzte Klaus dem Grafen die Glintepumpe ohne sich zu bedenken, beharrte dieser sie ab. Raimund stürzte sich eilends sanft ohnmächtig nieder.

Jetzt erschrock der Graf auf einmal vor sich selbst, und wollte sich schon vermindern, daß er sich schon den Leidenschaft des Zornes hatte hinreichend lassen; indessen, da er oben in dieser blinden Wuth seinen Feind nicht richtig auf's Korn genommen, da sich der nur leicht gestreifte mehr mit von Schreck zu Boden geworfene Raimund jetzt wieder erhob, erwachte sein Zorn von neuem, ja er ärgerte sich nun noch mehr, da er sein Ziel nicht ordentlich ge-

Er konnte die Plätze nicht mehr einmahl geladen werden. Da sich der Jäger absichtlich entfernt, und er mußte sich nun begnügen, in Worten seinen Grimm gegen Raimund auszulassen. Und dieß that er denn in Gegenwart der Leute, im dem Grade, daß Raimund vor Schaam und Verwundung nicht fähig war, eine Silbe zu entgegnen.

„Eigentlich, sagte der Graf, sollte ich dich noch rüchtig durchblauen lassen, du impertinenter Mensch; aber ich nehme mir die Mühe nicht an. Preise dich glücklich, daß du noch so davon kommst! Schnüre sogleich dein Bündel, gehe dich, und tritt mir nie wieder unter die Augen!“

Noch einmal wollte Raimund sprechen, doch theils ein stiller Grimm, theils der ihn nicht zu Worte kommen lassende Graf machten sein Bemühen zu nichts. Wie ein Wundkranker wandte er nach dem Schlosse, suchte dort seine wenigen Sachen zusammen und rannte dann in zerrütteter Stimmung hinaus in die dunkle Nacht.

Tausend Gedanken jagten in ihm wild durcheinander, aber er konnte aus all dem Ge-

wür nichts Bestimmtes herausfassen. Er lief querfeldein, ohne zu wissen wohin. Er kam an den Strom. Hier fiel es ihm ein, in den Wellen ein Grab zu suchen. Doch ohne alle Vorbereitung wollte er nicht in das verhängte, rauhe Geströb hineinstürmen. Er setzte sich daher am Ufer im hohen Grase nieder, um sich auf seinen Tod vorzubereiten.

Eine Stunde mochte er wohl gegessen haben, als er Anstalt machte, seinen traurigen Voratz auszuführen. Doch gerade in dem Momente, wo er im Begriffe stand, Hinabzuspringen, erwachte theils wieder mit Allgewalt in ihm eine plötzliche Liebe zum Leben, theils zeigte sich ihm, wie ein drohendes Gespenst, die Abscheulichkeit des Selbstmords in ihrem grellsten Lichte.

„Nein, rief er aus, es ist feig, sein Leben enden zu wollen, weil man nicht den Muth fühlt, seine Beschwerden zu ertragen; es ist nur Mangel an kräftiger Besinnung, was zu diesem verzweifelten Schritte führen kann! Und deine arme Schwester wollest du

und sich auflösen? Sie hätte vielleicht
an Ewigkeit und Traum, hätte sie keine Erge-
bnisse, und was wäre dann an ihrem Tode
schuld, als du?"

Und so beschloß er denn, sich aufzuraffen
gegen seinen verzweiflungs Jammer und mit
ihm zu kämpfen, so lange es ihm gehen wol-
te. Vor der Hand fühlte er sich aber ganz
erschöpft, warf sich daher wieder am Ufer nie-
der und schlief, bis die Sonne schon hoch am
Himmel stand.

Der Morgen hat eine eigene belebende
Kraft; auch mer ganze lange Tage in Küm-
mer und Thänen zubringt, der erwacht doch
jetzt mit sich wie einer gewissen Heiterkeit,
den Anblick der Hölle der Sonne und des
Tageslichtes wenigstens auf eine Zeitlang wie-
der zur Freude.

Auch Raimund fühlte sich in den ersten
Augenblicken wie in eine neue Welt gerissen
durch den Anblick der hellstrahlenden, frischen,
lebenswühlenden Natur, und der Auftritt des
vergangenen Abends kam ihm wie ein bloßer
schmerzlicher Traum vor. Freilich dauerte diese
Verwandlung von Großsinn nicht lange; denn

nur zu bald ging sie wieder über in diese Wehmuth. Wie glücklich hatte er die Stadt verlassen und wie todtbetrübt kehrte er in sie zurück! Er ließ seine Thränen freien Lauf; das Weinen that ihm wohl. Die herrliche Welt um ihn her wurde ihm eine Leichengruft; der lachende Sommer lag eine trostlose Winternacht. Oft weilte er an Hügeln und Gebüschen, um sich dort recht ungestört nachzujähnen; und dann schlenderte er wieder langsam ein Stückchen weiter.

Es war schon Mittag, als er die Stadt erreichte. Das Geräusch des Gewähls kam ihm nach der längern Einsamkeit neu vor; der Anblick der vielen Menschen zerstreute ihn. Jetzt hatte er seine Wohnung erreicht; mit Bangigkeit stieg er die Treppe hinauf. Entzückt sprang ihm Rosalie entgegen; aber die Freude des Wiedersehens wurde ihr gar sehr durch Keimrands Erzählung von seinem Unglück verflümmert. Indes tröstete sie, so gut sie konnte; sie zeigte ihm das Geld, das sie durch ihren Fleiß verdient und trug ihm lauter solche Dinge vor, die geeignet waren, ihn aufzuheitern.

Vor allen aber rief sie ihrem Bruder,
 daß sogleich eine ernstliche Beschäftigung zu
 machen. Dies that er auch. Er malte und
 malte aber, ohne etwas Gescheutes zu Stande
 zu bringen; das Ophir war ihm wie ausge-
 brannt, wie Sand wie gekürrt; all seine
 Aufmerksamkeit hatte ihn verlassen. Immer
 schweiften seine Phantasie abwärts. Es war
 ihm untrüglich, Werner nun statt seiner bei
 Klotilden zu wissen; er wollte in Schmerz
 vergehen, wenn er bedachte, daß er sie nie
 wieder sehen, ja vielleicht nie wieder sehen
 sollte. Dazu kam noch, das Trauerspiel von
 Felix hatte Aufsehen gemacht; Felix war als
 berühmter Schauspieler geworden; der König hatte
 ihn zum Legationsrath ernannt und ihm auf
 Zeit lebens eine Pension von 800 Thalern aus-
 gesetzt. Felix Eltern, hierdurch erfreut, und
 jetzt gewisser als je, alle Wünsche ihres Soh-
 nes zu erfüllen, schienen selbst in Betreff seiner
 Liebe zu Rosalien nachgeben zu wollen. So
 war also Werner glücklich, so war es Felix;
 so war es Rosalie; nur er war es nicht, nur
 er war der vom Geschick Verfolgte, nur ihm ers

öffnete sich seine Aussicht, als die auf eine freudenleere Zukunft.

Es wunderte ihn, daß sich Luzifer gar nicht sehen ließ; doch hörte er bald, dieser sei seit längerer Zeit verweilt. Er wandte sich jetzt wieder mehr zu Felix, der sich bemühte, den armen Raimund zu erheitern, dem er die frühere Vernachlässigung auf sein Dürfen gar bald verzieh. Freilich blieb jede Lust aus Raimunds Seele verbannt, und der Anblick fremden Glückes war nur ein Dolch, der ihn um so tiefer verwundete.

In Schammuth hatte er nun schon ein Vierteljahr hingebraht, ohne das Geringste von Florilden zu hören, als er sie eines Tages auf der Allee mit ihrem Vater neben Werner in einem Wagen sitzend erblickte, der pfeilschnell nach dem Thore lagte. O wie weh that ihm dieser Anblick! Wie zerriß das seine ganze Seele! Ach hätte er ihr nachhellen dürfen! Hätte er an Berners Plage sein, nur einmal wieder ihr Auge schauen, den so lange nicht gehörten Ton ihrer Sprache mit trunkenem Ohr einsaugen dürfen! Aber das waren ja Alles eitle Wünsche, thörichte Träume!

„Nur, wenn ich vor Dem wandle er
 wach ein Stuhl auf der Höhe dahn. Dürres
 Laub raschelte von den Finden und Kastanien
 Bäumen. „Das sind meine Hoffnungen!“
 seufzte er dann, und sah hin, die gelben Blätter
 raschelte, und einen immer
 wachsenden Schmerz in sich fühlend. Endlich
 kam er nicht mehr aus. Er rannte nach Haus
 zu, um sich etwas auszuweinen. Doch seine
 Schwester war gerade heiter; das scheuchte
 ihn sogleich wieder fort. Da riß es ihn mit
 Wuth aus der Stadt, weit hinaus
 in's Freie, fort von allen lebenden Wesen;
 ganz allein wollte er sein, ungestört und
 ungehört wollte er draußen in die rauhe Luft
 wimmern, eine Gegend wollte er aufsuchen
 wild und wüste, so recht mit seinem Innern
 übereinstimmend.

Es war ein trüber Novemberabend.
 Rasch jagten große, schwarze, vom Sturm ge-
 triebene Wolken am Himmel dahin, und die
 Dämmerung brach schon ein. Ein kleines
 Halbjelfchen des ersten Mondesleuchte warf
 nur einige matte Strahlen in die Dämmerheit
 herab. Edmund lief nach dem Walde zu.

Es sauste so bang in den Wipfeln der finstern
 Tannen, die einzelnen am Wege stehenden Bes-
 hüssche bewegten sich so gespensterhaft, die Wei-
 den an dem Bache, dem er jetzt nahte, schim-
 mernten wie einem so unheimlichen Graue, daß
 ihm eine unbezwingliche Furcht anfiel. Und
 doch war es ihm wieder, als ob er dahin
 müsse, wo der Wald am schwärzesten ihm ent-
 gegentrat, als ob ihn etwas unwiderstehlich
 fort und fort triebe, den er gehorchen müsse,
 und sollte es sein Leben kosten. Seine Phans-
 tasie fing immer lebhafter an zu spielen. Er
 baute sich aus den Bäumen Thürme, die Ges-
 träuche wurden ihm gespenstische Gestalten,
 die auf ihn zunichten und ihm winkten, die
 dürren Blätter, die gleich Schneeflocken von
 allen Bäumen herab und in der Luft umher-
 flogen, kamen ihm vor wie Millionen unheim-
 liche ihn umschwirrende geisterhafte Wesen,
 der Wind heulte rings umher so mächtig flas-
 gend „Wehe! Wehe!“ — es war ihm, als
 hörte er halb verwehte Stimmen, die ihm aus
 weiter Ferne her zuriefen, „zurück! zurück!
 armer Ralmund! Wehe nicht deinem Unglück
 entgegen! Kehre um!“ Doch immer weiter

und weiter entfernte er sich von der Stadt, vorwärts und vorwärts rennend über Wiesen und Felder, immer näher nach jener finstern Region des Waldes hin. Nüchtern raschelte das verdorrte Schilf auf einigen alten zu Stümpfen gewordenen Bäumen, ~~Flüster~~ tanzten über dem stehenden Gewässer, und jetzt war er dicht am Walde.

Da sah er in einer kleinen Entfernung etwas Weißes. Er stugte und blieb eine Weile unschlüssig stehen. Jetzt aber ging er darauf los, und siehe da, es war weiter nichts, als ein großer Stein. Hier setzte er sich nieder; seine Furcht verschwand jetzt und der Schmerz befiel die Oberhand.

„Hier will ich heute bleiben!“ schrie er laut; „hier will ich austoben und sollte ich dann über wahnsinnig werden! O wie herrlich ist diese Welt! Was bin ich für ein seliger Mensch! So ist mir's recht! Sturm, ewige Nacht um mich her, kein Stern, lauter, schwarze Wollen, ein winziges Dingelchen von einem Monde, der durch seinen spärlichen Strahl von Hoffnung mich noch mehr verhöhnen will!“

Teufel! Ist das nicht himmlisch! O weanig!
wonnig!

Ein Thränenstrom, der wilden Sachen
unterbrochen, begleitet diese Reden der Wer-
gweifung.

„O alle Kelche des Lebens sind von mir
gewichen! hob er nach einer Pausen mehr sanft
und wehmüthig wieder an. Warum bin ich
doch geschaffen? Womit hab' ich diese Qualen
verdient? Was helfen mir meine schönen Aus-
lagen? Wer fragt nach mir? Das Glück
lächelte mir nur einmal tückisch, um mich nur
desto härter zu züchtigen! O Loos des Mens-
chen! Loos des armen Künstlers! Vermd-
gen, Gesundheit, Trost, sorgenloses Leben,
Alles, Alles hab' ich der Kunst geopfert! Wenn
das die Menschen wüßten! Sollte ich denn
dann kein im Ueberflusse mühelos Schwelgens
der erbarmen und die mitleidig dein Jammers
daseinversäßen? Und nun noch diese Liebe! Graus-
samer Amor, mußt auch du noch deinen Bos-
gen auf auf mich spannen? Bestürmten mich
nicht schon längst tausend giftige Pfeile von
Plagen? Nein, das ist mir zu viel, das kann
ich nicht ertragen, hier ist meine Kraft zu Ende!

„Ich kann nicht länger leben! Meine
 Lust zum Bilden und Schaffen hat mich von
 selbst, meine Fähigkeiten sind erschöpft und
 erschöpft. Was soll ich mehr Dastein weiter
 fortzuschleppen? Was und wozu ein Dastein
 ohne Lust, ohne Kraft, ohne Sinn?“
 Er schritt so langsam, so schwach, wie er kam, als
 er in der Nähe ein halbblaues Kiefern-
 Gebüsch sah, sprang er auf und laufte. Doch
 jetzt war es still. Noch an allen Gliedern
 zitternd glaubte er sich in der Nähe einer uns
 bekannten Macht, die rüchisch und höflich
 ihren Korb mit ihm rege. Indem er
 nun so da stand und ihn das Gausen des
 Strohens durch den weiten Wald hin mit sie-
 soner Gränze erfüllte, hörte er wieder auf ein-
 mal zwar leise, aber ganz deutlich seinen Na-
 men nennen. Er schloß neues Entsetzen. Doch
 noch jetzt raffte er sich zusammen und ging
 vorwärts. Da rief es immer lauter in dump-
 fem Ton: „Kaimund! Kaimund! Kaimund!“
 immer dreimal, und dann schwieg die Stimme
 wieder. Er folgte ihr weiter und weiter, bis
 er auf einem freien Platz im Walde gelangte,
 wo er etwa zwanzig Schritte von sich bei dem

schwachen Mondlichts eine zusammengekauerte
in einem Mantel gehüllte Gestalt erkannte.

Furchsam blieb er einige Minuten stehen
und wußte nicht, was er thun sollte. Da fing
die Gestalt an, auf ihm loszugehen. Wohl
faßte ihn sehr ein mächtiges Grauen; doch
sein ganzes Wesen war heute so stillsam aus
Furcht und Ehrerbietung gemischt, daß auch
er sehr der Gestalt entgegenschnitt. Bald stans
den sie dicht nebeneinander. Noch schweigend
beide. Endlich fragte Raimund mit sekrer
Stimme:

„Wer bist du?“

„Ein guter Freund!“ war die Antwort.
Raimund klang der Ton nicht unbekannt, und
nach einigem Nachsinnen, wer doch so spreche,
fiel ihm Luzifer ein. Doch der Gedanke, Lu-
zifer in dem vermeintlichen Gespenste zu ent-
decken, hatte für ihn etwas eignes Schaudern
volles.

Jetzt enthüllte die Gestalt ihr Gesicht et-
was mehr. Und siehe da, es schienen wirklich
Luzifers Züge. Raimund schloß sich unwill-
kürlich von einem eisigen Entsetzen ergriffen.
Er hatte früher öfters mit Luzifer über Dops

schloß er sich an; das fiel ihm leicht ein;
 Luzifer war ja vertrieben, oder wäre er auch
 heute oder gestern zurückgekehrt gewesen, was
 sollte er hier bei Nacht im finstern Walde
 Thun? es bildete sich in ihm die feste Mei-
 nung, daß er nicht allein nicht anders seyn,
 als ein geistliches Wesen, das die heilige Bil-
 dung empfangen, ein Doppeltgänger von ihm.
 In seiner Angst schlug er ein Kreuz, und
 gebot dem Geiste, im Nahmen Gottes von him-
 men zu weichen. Allein dieser respektirte seine
 Worte nicht, sondern blieb unbeweglich stehen.
 Von höherer Furcht gepackt wollte jetzt Rai-
 mund aus der Nähe des unheimlichen Wes-
 ens fortrennen; er fing an zu rennen, aus Leis-
 heit zu fliehen. Doch die Gestalt kam ihm nach.
 Raimund sagte die Angst ununterbrochen weis-
 send und weinend; immer war ihm das Gespenst
 auf dem Fersen. Endlich stand er an einem
 Sumpfe, und indem er sich seitwärts wenden
 wollte, stieß er sich von seinem Verfolger
 gehalten. Doch jetzt klärte sich die Sache.
 Das Geistes Wesen war nemlich niemand
 andres, als der wirkliche Luzifer, der jetzt in
 der menschlichen Gestalt ausbrach, und sagte, er

habe lange keinen so herrlichen Spas gehabt,
als jetzt mit ihm.

„Er wird sich gleich so einschlagen
lassen! Das nenn' ich mir Courage!“

„Wie aber in aller Welt kommst du hie-
her? Was hast du in der Nacht hier ge-
schaffen?“ entgegnete Raimund, sich etwas
von seiner Angst erhöhend.

„Dieselben Fragen könnte ich dir zurück-
geben! versetzte Luzifer. Doch wir haben erst
nöthigere Dinge mit einander zu verhandeln!“

„Nein, erwiederte Raimund, wir haben
gar nichts mit einander zu verhandeln! Denn
unsere Freundschaft ist aus! Kannst du nach
diesem Trebel an meiner Schwester es noch
wagen —“

„Dacht' ich's doch! fiel Luzifer ein; was
mag dir Rosalie von mir erzählt haben! Einen
unschuldigen Scherz hab' ich mir erlaubt wie
jetzt mit dir, weiter nichts! Denn die Leute
mitunter ein wenig zu necken, macht mir Ver-
gnügen.“

Und so gelang es Luzifer wirklich durch
lustige Wendungen dem Austritte mit Rosalien
ein komisches Ansehn zu geben, so daß Raim-

mit sich zu Muthen anfang, hinst Schwei-
ßer habe die Sache ernstlicher nehmend, als
es gewöhnlich gewesen, nur durch ihre Mangel-
haftigkeit einen solchen Tumult erregt. Genug
die Differenz, aber ich bald in die sanftige
Harmonie übergehe.

„Naimund, wollte ihm sein Unglück erzäh-
len, doch zu seiner Verwundung wußte Zu-
sammenhang nicht, was sie zusammen, auf
das genaueste, Naimund schilderte ihn nun
seine stillste Stimmung, sagte ihm, wie es
schon einmal nahe daran gewesen sei, ein
Leben zu führen, das ihm weder einen Genuß
noch eine Hoffnung mehr blasse, und fragte ihn,
ob er denn bei dieser Lage der Umstände
für ihn noch irgend eine frohe Aussicht habe.

„Gnädig! sehr einbar, verzeihe Eugiser, hat
dich das Bild verlassen. Menschen werden
nie mehr, mehr helfen, aber — aber —“

„Wohin fliehst du mit diesem „aber?“
fragte Naimund.

„Sieh, lieber Naimund, fuhr Eugiser fort,
du wirst mich vielleicht auslachen, wenn ich
dir sage, daß ich — genug ich für meine Pers-
son glaube daran, daß sich der Mensch in eine

engere Verbindung mit der Geisterwelt sehen könne. Rede du, was du willst, laß laße die deine Wirkung; doch wenn du Lust hättest, so könnte ich dich vielleicht bald überzeugen, daß überflüssige Mächte nach einer Gemein- schaft mit dir sterben; ja ich glaube dein Elend entspringt gerade daraus, daß du ihnen nicht näher trittst; sie stügen um deinen Verstand, und ziehst du dich ihnen hin, dann wird all dein Jammer sich schnell in Wonne umwandeln!"

Raimund machte anfangs große Augen; doch die schauerlichen Umgebungen, der heulende Sturm, die Nacht, das Alles stimmte ihm heute phantastischer als jemals; er fing an, so halb und halb etwas von Luzifers Worten zu glauben. Ein gewisses inneres Gefühl, seine bessere Stimme, warnte ihn zwar; doch empfand er zugleich seltsame Trübungen; eine dunkle Macht schien ihn schon jetzt zu umschweben und darauf zu hoffen, daß er ihr sich überlassen solle; kurz er fragte Luzifer um eine nähere Erklärung.

Dieser sagte er glaube, ja er sey fest überzeugt, daß sich Raimund durch ein engeres Bündniß mit einem nach ihm Sterbenden übers

„Von den dunkeln Mächten, versetzte Luzifer lächelnd, kann man Alles erfahren, es sei so verborgen, als es immer wolle; und durch sie kann man auch Alles erlangen, was das Herz nur begehrt. Wenn du es nur einmal versuchen wolltest, so würdest du bald sehen, daß ich nicht lüge! Jetzt höre, Bräuderchen; willst du, daß ich dir Klotilden binnen drei Wochen verschaffe? Es kostet dich nur ein einziges Opfer, und sie wird deine Gattin!“

„Ja bei Gott, Alles will ich wagen und hingeben, um sie zu gewinnen! sagte Raimund. Nenne mir das Opfer!“

„Sieh, versetzte Luzifer, es liegt nun einmal so in der Konstellation; das Schicksal will es so haben; es wird dir vielleicht nicht lieb sein — aber“ —

„Nun so sag' es nur heraus! Was muß ich thun, um Klotilden zu gewinnen?“

„Du mußt mir deine Schwester überlassen!“ war Luzifers Antwort.

„Zur Gattin, meinst du?“ fragte Raimund.

„Nun ja!“

„Denn du selbst nicht widerstehst, erwies
sich Raimund, mithin wegen! Sonst aber!“

„Nein, sie mag wollen oder nicht! Sonst
wird nichts aus unserer ganzen Sache. Bleib
du mir Rosalien, so verheiß ich dir zu Flie-
rilden! —“ „Bedingung ihu“
ist die letzte Einwendung.

„Nun, ich will mit ihr reden! Sollst
du auch nicht ihr Herz besigen; vielleicht
trennt sie mir zu Liebe ein gewisses anderes
Liebesverständnis. Genug ich denke, wir wer-
den schon zusammenkommen.“

So gingen denn die Beiden jetzt aus dem
Walde und eilten der Stadt zu. Jetzt er-
zählte Luzifer, wie er Raimund so betrübt ha-
be zum Thor hinausgehen sehen, und wie er,
obwohl von der Reise noch ermattet, doch
nicht habe unterlassen können, ihm behutsam
bis in den Wald nachzuschleichen. Da habe
er denn erst all seine Geuszer mit angehört
und dann ihn ein Weichen als Geist herum-
gesehen. Ihr Gespräch kam nun wieder auf
die Geisterwelt, und Luzifer kramte Alles aus,
was Raimunds Glauben an eine mögliche
Verbindung mit dieser erhöhen konnte.

Schon am nächsten Tage machte Raimund einen Versuch, Rosalie für Luzifer zu stimmen. Er erzählte ihr, daß Luzifer von seiner Reise zurück sei, daß er ihn gestern gesprochen, daß er sehr freundschaftlich gewesen, und dergleichen mehr. Rosalie äußerte ihre Verwunderung, wie er sich wieder mit dem schlechten Menschen einlassen könne; Raimund hingegen fand es unbegreiflich, wie sie ihn so geradehin verdammen und eines bloßen von ihr mißverstandenen Scherzes wegen gleich so sehr hassen könne. Er gab zu, Luzifers Aeußeres habe für den ersten Anblick etwas Abstoßendes und er selbst sei ihm anfangs nicht gewogen gewesen; doch er kenne ihn ja nun schon lange und habe sich überzeugt, daß er trotz auf Uebeles deutenden Gesichtszüge ein gar herrlicher Mensch sei. Er rühmte seine Heiterkeit, seine Verständigkeit in der Freundschaft, seine Bildung, seinen Reichtum, genug er bot Alles auf, um etwas aus ihm zu machen, wozu Rosalie freilich nur lächelte und ungläubig den Kopf schüttelte. Endlich wurde Raimund ungeduldig, und fragte sie rund heraus, ob sie ihm ihre Hand reichen wolle

oder nicht. Lucifer sei sein Freund, es besitze, die Schönheit ausgenommen, alle Vorzüge, die ein Mädchen nur wünschen könnte, es habe gestern bei ihm um sie angehalten und sie müßte eine Rätzin sein, wenn sie eine so vortheilhafte Heirath nicht. Aber weiteres Besinnen war unnüß.

Rosalie war wie aus den Wolken gefallen. Einen solchen Antrag hatte sie von ihrem Bruder nicht erwartet. Sie glaubte erst, es scherze. Doch da er feierlich versicherte, daß er im höchsten Ernste rede, zweifelte sie fest an seinem Verstande. „Du weißt ja, sagte er, daß meine ganze Seele an Felix hängt, daß ich um seinerwillen schon mehrere achtbare Freier zurückgewiesen, und du kannst mir mit einer solchen Zuthuthung kommen!“

Raimund erdachte ihr hierauf, daß sein eigenes Glück auf ihrer Einwilligung beruhe, daß er nun dann, wenn sie Lucifer nehme, Klattiden erlangen könne, widrigenfalls aber in Schmerz vergehen müsse, und frag nun ob es ihr denn durchaus nicht möglich sei, ihn dieses Opfer zu bringen.

„Rein! sagte Rosalie entschieden; verlange Alles von mir, aber dieses nicht! Kannst du denn dein Glück nur auf mein Unglück gründen? Und willst du das?“

„Je nun, versetzte Raimund, Schwesterchen, so schlimm ist es nun eben nicht; du stellst dir die Sache ärger vor, als sie ist; du hast nun einmal ohne hinlänglichen Grund einen Widerwillen gegen Luzifer gefaßt; es läßt me aber nur darauf an, vernünftiger Ueberlegung Raum zu geben. Selbst den letzten dir so unangenehmen Auftritt mußt du auf's Beste deuten. Luzifer liebte dich längst, liebte dich schon, ehe ich ihn kannte; findest du es denn so verdammlich, wenn er von Sehnsucht getrieben dich in deiner Einsamkeit einmal aufsucht und dir einen Kuß absteht? Ich dünkte doch, das wäre einem Liebenden sehr zu verzeihen! Das thut ja Jedermann, das thut ich ja selbst! Und sege den Fall, Felix hätte es gethan, da würdest du wohl kein Wörtchen dagegen sagen!“

Doch Rosalie beharrte bei ihrer Meinung. Es war heute durchaus nichts mit ihr anzufangen.

Raimund wollte nun Luzifer mit, daß
 seine Schwester zu einer Verbindung mit ihm
 sich jetzt wenig geneigt sei. Luzifer meinte, das
 werde sich schon noch geben; es komme nur
 darauf an, daß er auf seiner Seite stehe;
 Rosellen werde er schon selbst noch zu gewin-
 nen.

Raimund befand sich jetzt wieder in Balde-
 vort. Er entdeckte dieß Luzifer. Die-
 ser sagte, er wolle ihm recht gern ausbelfen;
 allein, wenn er Lust habe, so könnten sie ja
 auch eine Probe machen, ob dieß
 jetzt der nach ihm stehende Geist ihm dienen
 würde. Raimund lachte, war aber das Ding
 nicht, wie er nicht, wie das aussehe-
 en. Luzifer hat, nur Alles ihm zu überlassen.
 In acht Tagen solle der Versuch gemacht
 werden.

Raimund war jetzt täglich mit Luzifer zu-
 sammen; sie besuchten die Weinstuben wieder
 fleißig und lebten ganz vergnügt. Wicunter
 regte sich wohl in Raimund eine Heftigkeit,
 wenn er an die Mittel dachte, durch welche
 er Rosellen erringen wollte; doch sie war
 nur vorübergehend.

Der achte Tag kam. Lustig holte seinen Freund in dem verabredeten Unternehmen ab.

„Bist du schon einmal in der Geisterwelt gewesen?“ fragte er ihn, als sie unten auf der Straße waren.

„Nein!“ versetzte Raimund; gehört habe ich wohl von ihr, aber hingekommen bin ich noch niemals.“

„Nun, heute geht unser Weg nach ihr! Sie liegt in demselben Walde, wo ich dich lezthin antraf. Aber Herz mußt du dir anschaffen! Bedenke, wer eine Klotilde gewinnen will, muß etwas dran setzen, muß was geben!“

Raimund versicherte, daß er es heute an Muth nicht fehlen lassen wolle; und so gingen sie denn zum Thore hinaus. Es war Abends um fünf Uhr.

Ein dichter Nebel erfüllte heute die Luft; man konnte kaum zehn Schritte weit sehen. Einen eignen hellen Glanz strahlte das seit lezthin gewachsene Mondlicht durch die Massen der Nebeldünste und verwandelte die ganze Erde in eine unheimlich stimmende Zauberwelt. Still und erwartungsvoll folgte Raimund

nach dem König Weges schon zujehen. Dies
 sie sich dem Baum, Hügel, und Pfad
 besah, der nun jählich kommen mußte:

Jetzt gelangten sie in den Wald. Ohne
 sich zu verinnen, weil Luzifer mitten durch
 die dichten Tannenzämme hindurch, überall
 Bescheid wissend, und Raimund jetzt mit der
 Nähe des Fiechs tröstend. Indes dauerte ihre
 Wandern doch noch über eine halbe Stunde.
 Jetzt erhob sich der Wind; die Tannenzwipfel
 saugten wieder so bang und grauenvoll wie
 das Hagelwetter, der Nebel hatte sich zertheilt;
 aus dunkeln Wolken strahlte hell der Mond,
 einzelne Sterne kimmerten durch die Bäume
 wieder, als Luzifer plötzlich sagte: Hier sind
 wir da!

Raimund sah eine alte verfallene Kirche,
 die früher einmal ein Kloster gewesen sein
 mochte. Schauerlich klapperte der Wind mit
 dem einzelnen noch auf dem Dache befindlichen
 Schieferplatten; die Thüren waren offen. Lu-
 zifer ging voraus; Raimund folgte nach.
 Eine Tule flatterte ihnen beim Eintritte mit
 Schweiß entgegen. Raimund befiel ein Schwin-
 del; doch er ermannte sich. Luzifer nahm ihn

bogt beim Knie und führte ihn eine Treppe
 nieder hinunter. Sie gelangten hier in eine
 andere unterirdische Kirche. Raimund schloß
 sich auf das Schrecklichste beengt in den düstern
 Gemäueren und wankte mechanisch rückwärts;
 indeß Luzifer zog ihn durch die Finsterniß
 fort bis an den Altar. Aber was geschah
 jetzt! Wie durch einen Zauber entstand
 vor ihnen aus der Erde wohl hundert
 blaue Flammen und weiße Gestalten sangen
 keischend und heulend in der Kirche umher.
 Plötzlich brannten in Raimunds Rücken die
 Altarlichter; es saßen gegen zehn Menschen in
 den Stühlen und summten dumpf vor sich
 hin einen Choral. — Raimund, halbtodt vor
 Schreck, hielt sich am Altar an. Jetzt kam
 Luzifer und reichte ihm ein schwarzes Buch;
 Raimund ließ es zitternd fallen. Luzifer hob
 es auf, öffnete es und zeigte ihm eine Stelle,
 indem er sagte:

„Das liest du laut, wenn der Gesang
 vorbei ist!“ Jetzt war das Lied aus. Da
 lag Raimund halb bewußtlos:

„Großer Dämon, der du nach meinem
 Befehl stehst — stehst — stehst —“

„Dann, dann, welch! welch! — vermuntet
Du, Lucifer?“
„Du, du bist Hölischer, in meiner Noth, ge-
währe mir, was mein Herz brennend wünscht:
Dann will ich dich auch dir mit Leib und
Seele —“

„Du, frisch zu Ende! Dann ist Alles
gut!“ — „Du, du bist Hölischer zu-
—“ — „Zu- und Ewigkeit übergeben!“

„Gut!“ sagte Lucifer, indem er ihm das
Buch abnahm.

„Dann, dann, unter der Erde, als wenn
es Donner; es entstand ein Lärm, als
würden viele tausend Fenster zerbrochen und
die Fenster Thüren zugeworfen, es mischten
sich Schreie und Lärm, eine verstimmte Or-
gel klang mit gräßlichen Weisen hinein, die
Altarlichter flackerten ängstlich, alle Stühle
der Kirche wackelten, alle Bilder fielen von
den Wänden herab, Steine fielen prasselnd
an die Decke und von da zurück auf den Fuß-
boden; plötzlich aber wurde es wieder todten-
still. Ob das Alles geschah, oder ob Nais
nur eine aufgeregte Phantasie noch Etwas hin-
zufügte, wissen wir nicht untersuchen.“

„Nun, reichte Luzifer seinem Freunde eine Wünschelruthe und führte ihn in der Kirche herum, um die Stelle eines Schatzes ausfindig zu machen. Plötzlich fühlte sich Ralmund an einer düstern Stelle von Etwas gezogen. Er sagte dieß stammelnd Luzifer; dieser versetzte: er solle getrocknen Muths sein; das sei gut; dieß rühre von niemand anders her, als von seinem nun mit ihm verbundenen Dämon, und wo ihm dieser hinziehe, da müsse der Schatz liegen.“

Jetzt schien sich die Wünschelruthe zu senken; weshalb auch Luzifer wollte dieß bemerken. Hier werde die Stelle sein, sagte Luzifer, auf der Steinplatte deutend. Sie untersuchten nun den Stein; er ließ sich gar nicht schwer abheben, und wahrhaftig, die schönsten Goldstücke stüßten hervor. Ralmund entgegen.

„Schnell, schnell, greif zu!“ ermunterte Luzifer den ganz Erstaunten, der nun seine Taschen füllte, und nachdem er sich des ganzen Schatzes bemächtigt, fortreilen wollte.

„Nein, wir sind noch nicht fertig!“ rief ihm Luzifer zu! Jetzt kommst du erst hierher an den Altar und schwörst mir, daß du mir

„Nimm dich aber in Acht, sie nicht zu sehen oder
 hören! Wenn aus diesem Hinterlaß nichts zu
 kommen, sonst hilft es dir nichts; du darfst
 die Antwort nicht hinterher als einer Erwungene
 betrachten!“ „Wartet du dich, so schreibe
 lieber ab!“

„Rahmund zauderte.“

„Endlich sagte Luzifer:

„Nimm dich so in Acht, wenn du nicht willst!
 Aber dann schlag dir auch Klößchen aus dem
 Sinn! Ich sage dir, du kannst sie nicht an
 dich erinnern, als wenn du mir schreibst!“

„Da trat denn Rahmund, seine Bereitwillig-
 keit äussend, an den Tisch.“

„Das Kreuzfix fassst du an, während du
 schreibst!“ gebot Luzifer.

„Und so fasste denn Rahmund mit gehor-
 samer Entschlossenheit das Kreuzfix und stotterte den
 Schwur heraus.“

„Er hatte kaum ausgesprochen, als eine
 Stimme aus dem Thor herauszu-
 kommen schien, dumpf murmelte: „Bist du
 drin?“

„Es griffte ihm wie bei einem Sturz
 der Seele das diesem geheimnißvollen Ton;

er habe noch in diesem Augenblicke noch stellen. Schwann wurde genommen, aber Luzifer zog ihn nicht fort mit dem Bedenken, daß ihr Werk für heute vollbracht sei. Sie verließen die Kirche und nahmen ihren Rückweg nach der Stadt an.

Für Raimund hatte Luzifers Gesellschaft heute etwas Furchtbares; es kam ihm vor, als wandele der leidhaftige Teufel an seiner Seite, und trotz des tiefen Abscheus, den er heute zum erstenmale wieder gegen Luzifer empfand, war er doch auf der andern Seite so ganz von der Geisterwelt erfüllt und glaubte so fest an seine nunmehr begonnene Verbindung mit einer übernatürlichen Macht, daß es ihm schien, als sei er nun enger als vorher an Luzifer gekettet, als könne er nie wieder von ihm loskommen.

Eine zeitlang schwiegen Beide. Endlich fragte Raimund, wie er es nun anfangen wolle, Rosalie zu der bevorstehenden Verbindung zu bewegen.

„Wie ich dir schon gesagt habe, versetze Luzifer; du mußt auf meiner Seite sein. Du brauchst mich indeß bloß passiv zu unterstützen.“

1847. Dann soll es schon gehen! Wer dir nicht
 zu schaffen, wenn ich komme! Ich erzwingen
 dich zu gehorchen nicht gehorchen! Und
 ich dich, so bringt sie dann die Noth; dann
 mußt du schon, um ihrer Ehre willen, mich
 Frau werden. //

Lucifers Gefühl empfand sich gegen diese
 Schenkung, doch Lucifer erinnerte ihn immer
 wieder an Klodwen, hatte ihn auch schon
 wieder während seines letzten Zusammenseins
 mit ihm in den Weinstuben leichtfertiger
 Oratorien gebracht; genug, als Lucifer ihn
 fern, er würde so manche Verbindungen
 auf ähnliche Weise geschlossen, die Liebe finde
 sich gar oft auch in der Ehe, er solle doch nur
 bedenken, daß er Rosalien aufrichtig liebe und
 Alles aufbieten werde, um sie glücklich zu ma-
 chen u. s. w. so unterdrückte er alle weitere
 Bedenken.

Lucifer sagte nun, er habe vor der Hand
 von seinem Bräute nur erst eine Probe erhal-
 ten; er solle sich indessen damit begnügen;
 in kurzer Zeit wollten sie eine neue Expedition
 nach den Eiskirichen unternehmen, und da
 werde der Segen schon reichlicher ausfallen.

Besse er nun recht viel Geld, so sei ihm ja die Strafe zu Klotilden gedahnt; übrigens werde der Geist nun schon im Wamborgenen noch andres wissen, um ihn an das Ziel seiner Wünsche zu führen. Wie? — Das werde die Zukunft lehren.

Am nächsten Tage versuchte es Raimund nochmals, seine Schwester in Folge der Verbindung mit Luzifer zu bewegen. Er bat, er beschwor sie, er stellte ihr sein Elend mit den größten Worten vor, wenn sie nicht nachgäbe; doch das Alles blieb natürlich vergebens. —

Indeß steht ein paar Worte über den Grafen und Klotilden. Klotilde hatte bisher traurig gelebt. Werner war ihr zuwider geworden, und sie freute sich über seine wegen eines Disputes mit dem Grafen erfolgende Entfernung. Sie schilderte nun ihrem Vater, als sich sein Zorn gegen Raimund etwas abgekühlt, dessen vortheilhafte Seiten und entschuldigte sich und ihn wegen ihres Liebesverhältnisses, indem sie die eigentliche Schuld

hatten auf den Vater zu wirken suchte, der
 in selbst Raimund ihr in der Einsamkeit zu
 Herzenssorgen, ach, sei in gar kein Wunder,
 daß sie aus ihrer Herzen so wunderbar genügt
 es habe sich ja dies voraussehen lassen. Der
 Vater sah, daß sie gewissermaßen Recht
 hatte, und wie es bei hitzigen Naturen der
 Fall ist, daß sie nachher desto bitterer bereuen,
 so dauerte es auch jetzt den Grafen,
 daß zu Raimund gleich so heftig und rauch
 er sich hatte.

Wenigstens wandte sich die Sache, als
 Raimund bei dem Grafen erschien. Dieser be-
 saß einen großen Einfluß auf den Grafen,
 dessen Grund wir aber dem Leser jetzt noch
 nicht erklären können, und vermog ihn, oder
 nöthigte ihn auf eine gewisse Weise gar bald,
 sich Verfahren gegen Raimund wieder gut zu
 machen.

Wenig nach Tages verließ Raimund zu
 seinem größten Erstaunen eine Einladung zu
 dem Grafen, der seit kurzem wieder die Stadt
 besogen hatte. Er wurde höchst freundlich
 aufgenommen und des Morgens geschah

gar keine Erwähnung. Der Graf wünschte wieder einige Gemälde, und Raimund versprach sie mit Entzücken. Ach wie wußte er sich an Florilden! Wie lockte ihn ihr Wesen! Wie fest glaubte er aber auch, daß die frohe Veränderung, die ihre ganz natürlichen Gelüste hatte, Werk des ihm heimlich unterstützenden Geistes sei!

Trunken von Rouse zeigte er Luzifer den ihm von neuem aufgehenden Glückstern. Dieser versicherte, er habe längst gewußt, daß das so kommen müsse, und es werde bald noch viel besser kommen. Und in der That, der Graf behandelte Raimund in den nächsten Tagen, wenn er ihn bei sich sah, mit viel höherer Achtung als früher, es war nichts von einem sonstigen zuweilen gezeigten Stolge sichtbar, er ging mit Raimund jetzt beinahe um wie mit selbsteiglichen.

Zufällig hatte ein in Raimunds Hause wohnender Lotterie-Collecteur diesem ein Loos angeboten. Raimund hielt sonst nichts von Lotterie; indeß der Mann wußte ihm die Sache recht lachend vorzustellen, und er behielt das Loos fast nur, um des ihm gerade sehr

ungelegenen Schwähers sich zu entledigen, und weit weniger sich hiervon versprechend, als von der Schatzgräberei in der Geisterkirche.

Ruzifer hatte schon seit längerer Zeit, ja schon seit seiner ersten Bekanntschaft mit Raimund diesem immer Bücher über Geister, Träume, Astrologie, Zauberei u. s. w. mitgetheilt, die Raimund anfangs mehr der Curiosität halber las; doch jezt war ja in ihm der Glaube an solcherlei geweckt worden. Er las daher alle mystische, alchimistische, Hexens und Besprenscherbücher, deren er nur habhaft werden konnte, mit einem ganz andern Geiste als früher, und gerieth so in eine Welt voll Aberglaubens und Schwindeleien. Auf diese Art bemächtigte sich Ruzifer, der ihn täglich darin befestigte, seiner immer mehr, bis er ihm eröffnete, es sei nun bald Zeit, den Hauptcoup auszuführen. Doch die Konfession erforderte, daß erst Rosalie mit ihm vereinigt werde. Raimund sollte ihm nur dabei freies Spiel lassen. Er sollte ihm eine Zeit sagen, wo einmal niemand im Hause wäre als Rosalie; dann wolle er sie allein überraschen.

Raimund meinte, daß sei gewöhnlich Sonntag Abends der Fall, wo wenigstens die das erste Stockwerk innehabenden Wirthsleute einen Vergnügungsort zu besuchen pflegten. Und morgen war gerade Sonntag. Daher wurde das Unternehmen sogleich für den morgenden Abend festgesetzt. Raimund wollte da Rosalien allein lassen, und so hoffte denn Luzifer gewiß, dießmal seinen Endzweck zu erreichen.

Luzifer war von Anfang her sehr planmäßig gegen Raimund zu Werke gegangen. Wir wollen jetzt einmal einen Blick auf sein Verfahren werfen.

Noch ehe er mit Raimund bekannt war, hatte er Rosalien gesehn und sich in sie verliebt, natürlich aber nur, wie Wollüstlinge immer, höchst sinnlich. Rosalie erschien ihm als das reizendste weibliche Geschöpf, nur Kosttöchter ausgenommen, welche er zwar eigentlich noch höher stellte, zu der er aber für seine Person nicht so sehr hingezogen fühlte, als zu Raimunds Schwester. Rosaliens Körperbau

hatte mehr Hülfe als jene, und ihr aus süßer Unschuld und heiterm Frohsinn gemischtes Wesen bezauberte ihn mehr als Klotildens ernstere Ruhe und stolzere Erhabenheit. Lange strebte er nun nach näherer Bekanntschaft mit Rosalien, doch vergebens. Da traf er sie ~~einstmals~~ außer der Stadt einsam lustwandeln und war so kühn, sie frischweg anzusprechen, ja sogar, nachdem er kaum einige Worte mit ihr gewechselt, sie lieblosen zu wollen; doch damals gelang es ihr, dem Zudringlichen zu entfliehen. Daher kam jener Schreck, als Raimund zum erstenmale Luzifer mit in das Haus brachte.

Jetzt bot sich Luzifer auf dem Kaffeehause die Gelegenheit dar, mit Raimund bekannt zu werden. Nun schmiedete er das Eisen, weil es glühte. Bald bemerkte er an Raimund den Hang zu dem Phantastischen, und dieser schien ihm der Punkt, wo er die Sache anzufassen hätte. Nachdem er sich bei Raimund eingeschmeichelt, arbeitete er daran, Rosalien näher zu kommen. Dieß mißlang. Doch Raimund war jetzt Luzifer's bedürftig; letzterer stellte sich wenigstens so, als ob er Raimund

helfen könne; und Dienste mußten vergolten werden, ja Luzifer war zu ihnen nur unter Bedingungen bereit. So glaubte nun Luzifer Raimund und auch Rosalie sicher in seinem Klauen zu haben.

Als nun der Sonntagsabend kam, ging Raimund aus. Rosalie war heute sehr ängstlich in ihrer Einsamkeit zu Ruche, ohne daß sie sich einen Grund davon angeben konnte. Dazu kam noch eine tiefe Behmuth über Felix, den Raimund seit Luzifers Ankunft wieder vernachlässigt hatte, und der, ihm deshalb nun ernstlicher zürnend, weder in das Haus kam, noch auch unten vorüberging. Obgleich Felix Letzteres gewiß gethan haben würde, wenn er nicht seit einigen Tagen heftig krank gewesen wäre, wovon die gute Rosalie freilich nichts wußte.

Tief in sich versunken saß sie da, als auf einmal die Saiten ihrer an der Wand hangenden Guitarre von selbst einen ganz leisen, traurigen Ton von sich gaben. Vielleicht war eine Spinne, oder eine Fliege davon die natürliche Ursache; doch Mädchen sind voll Ahnungen; sie fuhr vor Schreck zusammen und

sing an sich zu fürchten. Gern hätte sie ihre Zuflucht zu den Wirthsleuten genommen; doch diese waren ja heute nicht zu Hause. Schon nahte die Dürsterheit der Abenddämmerung. Da ertönte die Guitarre nochmals etwas lauter als vorher. Von neuer Verstärzung ergriffen blickte sie scheu umher und faßte schon den Entschluß, eine Freundin zu besuchen, als sich, ohne daß sie vorher Fußtritte eines Kommenden gehört, mit einemmale die Thüre ihres Zimmers langsam öffnete.

• So wenig sie sonst an Gespenster glaubte, so wären doch ihre Nerven jetzt einmal erregt und ihre Phantasie durch die Guitarre auf Wunderbares hingewiesen; woher es kam, daß ihr das Blut zu Eis gerann bei der geheimnißvollen Selbstbewegung der Thüre. Da trat jetzt mit einemmale Luzifer herein. Und wäre ihr ein Gespenst erschienen, einen so entsetzlichen Eindruck hätte dieß nicht auf sie machen können, als die ihr tausendmal fürchterlichere, so plötzliche Gegenwart Luzifers. Sie erschrock vor ihm in dem Grade daß sie ohnmächtig zu Boden sank.

In diesem Zustande wollen wir sie einst weilen lassen, und jetzt einmal sehen, was unterdessen mit Raimund vorging.

Mit großer Unruhe hatte er heute seine Schwester allein gelassen. Um auf andere Gedanken zu kommen, wandte er sich an einen Ort, wo Tanz war. Der Anblick der Tanzenden zerstreute ihn auch wirklich; doch nur auf ein Weilchen. Bald erwachte seine Vollkommenheit aufs neue. Es trieb ihn mit Gewalt fort. Er ging zu einem Conditor. Doch auch hier fand er kein Bleibens. Er wollte nun in das Theater. Indeß dort angekommen veränderte er seinen Entschluß. In's Freie rannte er jetzt hinaus, als brennte der Boden unter ihm. Sein Gewissen wollte sich nicht zur Ruhe bringen lassen. Alle Gegenstände der Natur schienen ihm zuzurufen: „du bist ein Abscheulicher!“ die Lüfte flüsterten um ihn so melancholisch wie Klagedöne seiner sterbenden Schwester; genug seine Phantasie verfolgte ihn mit lauter bedängnissenden Bildern, sein Frevdel an der guten, reinen, ihn so herzlich liebenden Rosalie fiel ihm wie ein Fels auf die Seele. Er kam sich ganz reufs

isch vor. Und doch verwebten sich wieder in seine besseren Empfindungen jene ängstlichen Ideen von der Geisterwelt, das Bündniß mit dem Dämon in der Geisterkirche schien ihn zu fesseln, Klotilde konnte ja nur die Seelige werden, wenn das Unrecht geschah, an dem er ja ohnehin nicht einmal theiligen Antheil nahm; er wollte sich bereden, es sey ja nur ein Zufall, daß er diesen Abend ausgegangen, und er habe es ja an andern Sonntagen auch gethan. So suchte er sich auf alle Weise zu beschwichtigen. Doch das Gewissen hat in noch nicht ganz verdorbenen Menschen durchdringende Kraft. Gewaltig rang der bessere Theil seines Selbst mit dem schlechtern und — endte sich befehlt er die Oberhand.

„Nein! rief er, und sollte ich auf diese schändliche Art tausend Klotilden und ein Königsreich dazu erlangen, ich will von nun an jeder Verführung trohen!“

Es war ihm jetzt, als ob Gott ihm pldte sich die Augen über sich selbst und über Lussifer öffnete; er fühlte sich in diesen Augenblicke wieder rein moralisch.

„Wahrlich, Luzifer ist ein Teufel in Menschengestalt! rief er wieder aus. Mir ahnt das Abscheulichste von ihm! Wie habe ich ihm so lange vertrauen, wie so unbesorgt mit ihm umgehen können! Ich muß ganz verblendet gewesen sein! Jetzt fange ich an, seine Trugs gewebe zu durchschauen! Fort! Fort! Kosaslien zu retten, wenn es noch möglich ist!“

Der schrecklichste Gedanke war ihm jetzt, daß er zu spät kommen könne, daß die Riesverträchtigkeit schon verübt seyn möchte. Er durfte keinen Augenblick verlieren. Aus allen Kräften eilte er nach der Stadt, erreichte sie in zehn Minuten, und noch fünf Minuten später stand er vor seiner Wohnung. In Kosasliens Zimmer sah er kein Licht; die Hausthür war angelehnt. Keinen Augenblick zögernd zog er die Treppe hinan, riß die Stubenthür auf; da war aber weder von einer Kosaslie noch von einem Luzifer etwas zu sehen. Nur ein Stuhl lag umgeworfen am Boden. Er stand eine Minute in der größten Bangigkeit da. Da hörte er auf einmal draußen eine schwache jammernde Stimme. Im Nu stürzte er hinaus auf dem Saal. Alles wieder todenstill!

So vergingen einige Momente, als auf einmal das Jammern wieder und zwar lauter ertönte als vorher; es war Kosaliens Stimme und sie kam von dem dunklen Corridor her. Schnell rannte er hinter; da stieß er auf eine halb offene Thüre, blickte in das von Mondschein erhellte Zimmer, und siehe da, hier rang die arme Kosalle mit ihrem teuflischen Verfolger.

Auf diesen losspringen, ihn aus Kosaliens Armen reißen und hinausstoßen, war jetzt bei Raimund Eins. Luzifer aber, vielleicht besürchtend, es möchte jener sein, der ihm das legtemal ein so tüchtiges Momento eingeprägt, ergriff sogleich die Flucht, stolperte über eine draußen stehende Kiste und blieb liegen. Jetzt schrie ihn Raimund an:

„Teufel du! Nun kenn' ich dich! Verflucht sei die Stunde, wo ich dich zum erstenmale sah! Verflucht mein ganzer Umgang mit dir! Und verflucht sei ich, wenn ich ferner noch mit dir etwas zu schaffen habe!“

Luzifer wollte, indem er emporstrebte, etwas herkommen, doch:

„Schweig! überbrüllte ihn Raimund, im toschendsten Zorne. Den Augenblick packe dich!

Du betriffst nie wieder meine Schwelle! Ich weiß nun, du bist ein Teufel! Und darum fort mit dir! Fort! fort! fort! sag' ich."

So half es denn nichts; Luzifer, dem höchst Verwunderten über Raimunds so schnell verändertes Wesen, blieb nur übrig sich die Gründe davon selbst zu erklären, und sich so eilig als möglich aus dem Staube zu machen.

Rosalien aber fand Raimund, als er Luzifer aus dem Hause getrieben, mehr todt als lebendig. Es dauerte über eine halbe Stunde ehe sie sich einigermaßen erholte. Dann erst fühlte sie sich fähig zu erzählen. Luzifer hatte Gewalt gegen sie brauchen wollen; sie war ihn entflohen, und in der Bestürzung, statt die Treppe hinab, hinter auf den Corridor gerannt; die Thür eines Zimmers stand hier offen; sie wollte sich hinein retten; aber Luzifer folgte ihr auf dem Fuße, und ehe sie die Thüre zuschlagen konnte, war er auch in dem Zimmer. Nun hatte sie dort eine zeitlang mit ihm gerungen, ihn gebeten, um Hülfe gerufen, doch niemand hörte und rettete sie, bis endlich in dem Moment, wo ihre letzten Kräfte zu sinken begannen, ihr Bruder herbeis

eilte. So war denn auch diesmal das Böbels
 nicht zur Ausführung gekommen.

Gott dankend sanken jetzt Beide auf ihre
 Knie und Raimund fühlte eine selige Freude,
 daß ihm, die schändliche That zu verhüten,
 und die schrecklichen ihn an Luzifer leitenden
 Bonden zu sprengen gelungen war,

Raimund war jetzt wie aus einem tiefen
 Traume erwacht. Er wunderte sich über sich
 selbst, wie er so lange habe in einer Täuschung
 beharren können, die ihm jetzt so klar
 einleuchtete. Mit Luzifers Nähe schienen auch
 seine phantastischen Ideen in Betreff der Welt
 flirwelt zu entweichen, ja er sehnte sich aus
 keiner andern Absicht noch einmal in die Welt
 flirliche, als, um die dreißig Dukaten, die er
 dort gefunden, wieder hinzulegen; denn ihm
 ahnte, daß diese nicht sowohl das Geschenk
 eines Geistes, sondern ein wahrscheinlich von
 Luzifer selbst herrührender Schatz, und die in
 der Kirche vor sich gehenden Wunder ebendess
 selben klugberechnete Veranstaltungen möchten
 gewesen sein. Kurz, da er jetzt mit der Haupte

sache, nemlich, daß Luzifer ein Schurke sei, auf's Reine war, so that er nun auch immer mehr Blicke in die einzelnen Theile des ganzen Gewebes, mit dem ihn jener nach und nach zu umspinnen gewußt hatte.

Es vergingen mehrere Tage, ehe Raimund wieder zu dem Grafen kam. Endlich geschah es. Doch wie staunte er! Der Graf war nicht da; der alte freundliche Johann ging herum wie vor den Kopf geschlagen; Klotilde saß allein im Zimmer und schwamm in Thränen. Lange forschte Raimund umsonst bei ihr, was vorgefallen wäre; sie sah ihn mit unendlich schmerzlichen Blicken an und schwieg.

Endlich als er sie auf's feierlichste beschwor zu reden und dabei sie an vergangene Zeiten erinnerte, wo er gleichsam ihr zweites Herz gewesen, hob sie an:

„Ach sie sind es ja noch immer dieses zweite Herz! Was soll ich's ihnen verbergen? So mögen sie es denn hören!“

Und so theilte sie ihm denn ein von Raimund nie geahntes Ereigniß mit. Ihr Vater, der Graf, habe schon in frühern Jahren

einmal leidenschaftlich Pharoa gespielt und dadurch damals beinahe die Hälfte seines Vermögens verloren. Nachdem er sich nun desto halb lange des Spiels enthalten, sei er seit etwa einem Jahre nach und nach wieder mehr und mehr in seine Leidenschaft zurückversallen. So habe er hunderttausende verloren, und da sein Vermögen an Geld zu Ende gegangen, nun auf seine liegenden Gründe große Summen erborgt. Immer tollkühner werdend habe er sein Glück erzwingen wollen, aber vergebens. Endlich sei niemand mehr geneigt gewesen, ihm Geld zu leihen, als Luzifer. Die Rittergüter ihres Vaters seien nun dahin, und das Haus in der Stadt gleichfalls, ja letzteres reiche noch nicht einmal hin, um die von Luzifer erhobenen Summen zu decken. Noch drei Tage dürfe sie mit ihren Eltern darin wohnen, dann aber werde es Luzifer in Beschlag nehmen, und sie ständen als Bettler da.

War Raimund an dem Grafen mitunter auch schon früher und besonders das letztemal, wo er ihn gesehn, ein gewisser Trübsinn aufgefallen, so hätte er sich doch solch einen Grund davon nicht träumen lassen. Denn

daß der Graf spiele, davon mußte er noch gar nichts.

Wie sollte er nun Klotilden trösten? Er konnte jetzt nichts thun, als sie und ihre Eltern beweinen. Indem er noch mit Thränen in den Augen in einer Fensterecke stand und voll Schmerz hinsah in das laßig unten vorüberlärmende Menschengewühl, trat der Graf aus dem Seitenzimmer, versiehet, blaß, wie ein Schatten seiner frühern Gestalt.

„Ja lieber Raimund, sagte er, nun können sie immer Klotilden lieben; nun ist es noch ein Glück für sie; nun sind sie mehr denn ich und meine Frau und Klotilde! Sie können arbeiten und ihren Unterhalt verdienen; wir sind daran nicht gewöhnt. Sie haben doch noch etwas, ihre Kunst; uns aber bleibt gar nichts; wir sind verdorbene Leute! Wollen sie jetzt Klotildens Hand, so reißen sie zu! Es wäre gut, wenn sie sich des Mädchens erbarmten und sie vor dem Untergange schützten! Ich und ihre Mutter wollen gern in Elend sterben, wenn nur sie, die Aeme, Unschuldigen, noch eine Art von leidlichem Dasein erlanen!“

Raimund schnitten diese Worte des einst über Tausende erhabenen und von Tausenden beneideten Mannes tief in die Seele. Doch war es ihm wohlthuend, durch das Unglück ihm und Klorilden plötzlich so nahe gerückt zu seyn.

„Nun, hob der Graf wieder an, küssen und umarmen sie sie immer, wenn sie anders sie noch lieben; jetzt würde mir das eine Kreuz bedeuten!“

Da rannte Raimund auf einmal fort, kam aber bald zurück. Jetzt überreichte er dem Grafen ein Papier. Dieser sah es an, ließ es aber vor Staunen fallen.

„Wie? So wäre es also doch wahr? Sie von Adel? Sie ein Baron von Armond? Zwar hat mir schon Luzifer davon gesagt, doch ich glaubte es nur so halb und halb, ja ich zweifelte im Grunde mehr —“

„Doch sie sehen, unterbrach ihn Raimund, daß dem also ist! Ich habe meinen Adel bisher nur deshalb verheimlicht, weil ich ihn bei meiner Armuth nicht ehrenvoll behaupten konnte. Meine Eltern verloren in der französischen Revolution Leben und Güter, und ich flüchtete

nach Deutschland. Nun dürfte es ihnen vielleicht Ernst werden mit dem, was sie in Betreff Klotildens nur in der Geistesabspannung des Schmerzes sagten. Bisher wagte ich es nicht, um ihre Tochter anzuhalten, weil ich nicht begütert war; jetzt aber sind sie mir hierin gleich; als Künstler bin ich meiner Meisterschaft näher gekommen und habe Ausichten zu baldigem großen Verdienst; darum beginne ich jetzt getrost mein Werben. Ueberreißn sollen sie sich aber nicht! Ueberlegen sie sich es heute und morgen; übermorgen will ich wieder kommen, um das Resultat zu hören!"

Und so empfahl sich heute Raimund eilig, den erstaunten Grafen und Klotilden ihren Betrachtungen überlassend.

Du wirst bemerken, theurer Leser, daß sich die Geschichte zu Ende zu neigen beginnt. Zum letztenmale will ich denn hier, ehe ich von dir scheide, noch ein Gesprächlein mit dir halten. Vor allen Dingen muß ich nun noch einmal auf die Aphorismen und Bemerkungen zurückkommen, mit denen ich zu Anfange der

Erzählung die beschwerlich fallen zu müssen glaubte. Du siehst jetzt, daß ich's damit nicht übertrieben. Allerdings hatte ich die Absicht, dergleichen weit häufiger einzuwenden, als nun wirklich geschehen ist; aber ich will ein offenes ~~herzigen~~ ~~Erkenntniß~~ ablegen: ~~Wora~~ hätte ich, was erst so halb und halb mein Plan war, über Dichtkunst, Malerei und Musik mich hier und da verbreitet; doch dieß unterblieb nach und nach und zwar besonders aus zwei Gründen. Da ich nemlich gegenwärtig in einem kleinen ~~Städtchen~~ leben muß, ach, es schon seit beinahe drei Jahren muß! wo ich von allen Kunstgenüssen, nach denen ich doch Brennend schmächte, ausgeschlossen bin, so kann ich besonders in Betreff der Musik und Malerei, wo Hören und Sehen die Hauptsache ist, wenig lernen. Was hilft alles Lesen über Gemälde und Tonstücke! Nie erfogt es die lebendige Anschauung, nie belehrt, entzückt, begeistert es, wie das Bild, vor dem ich stundenlang stehen kann, wie die Symphonie, die mit lauten, beseelten Klängen mir Ohr und Herz erschüttert!

Ach, es kommt überhaupt so viel auf das Selbsterleben und Selbstempfinden an! Ein Buch ist nur ein geschliffnes Glas, das mit die Dinge entweder vergrößert, oder verkleinert, oder gar verzerrt; und nur selten der treue Spiegel, in dem sich die Sachen darstellen, wie sie wirklich sind. Ich sehe hier mit eines andern Augen, ich sehe nur so, wie er sah, und es fragt sich gar zu oft, ob er auch richtig gesehen. Nein, selbst muß man erfahren, mit eigenem, unbefangnem Blick die Welt und die Menschen auffassen können, wenn man ein tüchtiger Zeichner derselben werden will! Ja, dürfte ich wieder zuweilen in einer großen Stadt, in einem Meere von Verbindungen, Anregungen, Zerstreuungen und Erfahrungen leben, dann würde bald der halb noch in mir schlummernde Funke von Talent fruchtbarer emporlodern, dann würden meine Produktionen ein Feuer, eine Kraft, eine Empfindung, eine Phantasie, eine Wahrheit gewinnen, die liegt nur als ein vor der Hand unerreichbares Ideal mir vor-schwebt. — So aber theile ich den alten Fluch junger, aufstrebender deutscher Dichter, der zwar oft mein Herz zerreißt, den

ich aber doch tragen will, weil sich das nicht ändern läßt, und weil mir die Kunst, die erwischt, habe, mehr werth ist als mein Leben.

Ein zweiter Grund, der jene Sentenzen und Herzensergüsse in den Hintergrund treten ließ, ist die Beschichte, die Ereignisse haben mich unwillkürlich fortgerissen. Ich sehe jetzt, daß man da, wo man auf Unterhaltung des großen Lesepublikums ausgeht, nicht so gut in tiefere Betrachtungen verfallen kann. Man schwebt dann gar zu leicht flüchtig dahin auf der Oberfläche der Begehrten heilen und vor dem Schacht der Reflexionen vorüber; die spielende Phantasie läßt den ernsteren Verstand nicht recht emporkommen.

Ich habe also gewissermaßen in den Wind hinein versprochen und bin ein wenig zum Schein geworden.

Hier packe mich an, mein Rezensent! Hier ist bei mir die Waise des Achill, obgleich du der Achilles; Reisen auch anderwärts noch mehrere an mir entdecken wirst.

Doch ich springe aus Moll in einen Durs Ton. Nicht wahr, mein guter Leser, meine Erzählung war doch so ziemlich unterhaltend?

Habe ich nicht für jedermann darin gesorgt?
 Es wechselte Trauriges und Lustiges, Sinn-
 liches und Ueberfönnliches, Menschliches und
 Götterhaftes, Objektives und Subjektives, es
 fehlte nicht an Liebe, an Freundschaft, an Tus-
 gend und Laster, an spannenden Ausritten,
 u. s. w.; genug es herrschte stets Mannigs-
 faltigkeit?

Hier welche ich wieder in den Mollton
 auf.

Und doch — doch bin ich mit mir gar nicht
 zufrieden; denn ich habe „große Dinge klein
 gesungen“, wie Horaz sich ausdrückt.

Es kommt jetzt noch auf einen besriedi-
 genden Schluß an; und damit will ich es
 versuchen! Vor allen Dingen soll es darin
 etwas rasch gehen.

Raimund sah den Tag darauf früh mit
 Rosalien allein, als ihm auf einmal sein Eols
 lektant ankündigte, er habe in der Lotterie das
 große Loos gewonnen. Ungläubig gegen ein
 solches Glück, lachte er nur, indem er glaubte,
 der Mann scherze; doch die ihm vorgezeigte
 Liste bestätigte die Nachricht.

Nicht weniger denn hundert und fünfzigtau-

seid Thaler waren sein! Eine Stunde brauchte er, um sich nur mit der Möglichkeit eines solchen Gewinnnes vertraut zu machen. Dann aber eilte er in einem Schwindel voll Lust zu dem Grafen. Er entschuldigte sich, daß er eher wiederkomme, als er versprochen; ein plötzlich eingetretener, wichtiger Umstand sey die Ursache davon. Er müsse in Hinsicht Klotildens das Resultat heute haben, und zwar, wo möglich, in diesem Augenblicke.

Der Graf legte ohne Weiteres Klotildens Hand in die seinige und gab den Beiden seinen Segen. Nun aber entdeckte ihnen Raimund, daß er das große Loos gewonnen habe und ein reicher Mann geworden sei.

Der Graf und Klotilde wußten nicht, ob sie ihren Ohren trauen sollten. Raimund zeigte ihnen die gedruckten Beweise. Der Graf athmete tief auf; eine Centnerlast fiel von seiner Brust; seine Nieren erheiterten sich, seine Augen blühten, er schloß Raimund an seine Brust und weinte Freudenthränen.

„Ja wahrhaftig, rief er aus, nun erkenne ich, sie sind ein Engel des Himmels, den Gott mir zugesendet, vom Rande des Todes mich

in's Leben zurückzurufen! Meine Augen mögen den Worten ersparen, was diese nicht aussprechen können! "

„Werden sie aber, hob Klotilde gegen Raimund an, nun mich Arme noch aufnehmen wollen? "

Raimunds Antwort darauf war eine Umrarmung, ein Kuß.

Jetzt kam die Gräfin; noch ganz in Schmerz versunken wankte sie herein; der Graf und Klotilde hatten bis jetzt ihre Einwilligung zu der Verbindung noch nicht erlangen können; denn, obwohl jetzt ganz gebeugt, streckte sie doch immer noch hoch hinaus. Daß Raimund vom Adel sei, hatte sie gehört; aber ein Baron ohne Vermögen kam ihr vor, wie ein Pfau ohne Federn; sie machte sich immer noch Hoffnung, daß Klotilde sie durch eine andere und zwar vortheilhafte Parthie aus dem gegenwärtigen Elend herausziehen sollte. Freilich war es dazu nun die allerhöchste Zeit, und wenn es heute nicht geschah, so hatte sie morgen das traurigste Schicksal zu erwarten. Wohl hatte Klotilde viele Freier gehabt; die meisten wollten aber nicht

nur sie selbst, sondern dazu ein großes Vermögen; und da sie jetzt gar nichts mehr besaß, so hatten sich die Herren alle gar geschwind zurückgezogen. Es war der Gräfin daher nichts mehr übrig, als das letzte Wort zu ergreifen, das sich darbot, um sie vom Untergange zu retten; denn Verwandte, bei denen sie ein Asyl gefunden, hatten sie auch nicht; genug sie wollte ihre Einwilligung geben, wiewohl sie auf der andern Seite immer noch sehr bis auf den allerletzten Augenblick gewarret habe, ob nicht eine wünschenswerthere Parthei sich zeigen würde.

Doch wie erstaunte sie, als sie nun von Raimunde's Glück hörte! Nun stand er ja auf einmal als Baron mit Vermögen da! Das änderte die Sache gewaltig, das gab im Runden Ausschlag. Kurz, binnen einer Stunde war die Verlobung vor sich gegangen, und die Vermählung sollte schnell folgen.

Als Raimund nun eben fortwollte, begab sich ein neues Ereigniß.

Der Koenig und vielleicht selbst der Kaser wird mir vielleicht einwerfen, daß ich mich zur Lösung des Knotens sehr verbrachte

ter Mittel bediene; doch da sie eigentlich die allernatürlichsten sind, und da die wirkliche Geschichte Raimunds mir so und nicht anders berichtet, so sehe ich keinen Grund, warum ich etwas Künstlicheres und dabei vielleicht Unwahrscheinlicheres erfinden sollte.

Genug jetzt erschien der Postbote und brachte einen Brief an den Grafen. Gleichgültig erbrach er ihn; doch sein Inhalt war ihm nicht gleichgültig. Der Graf zitterte heftig während des Lesens, rief sich die Sinne, als ob er sehen wolle, ob er wache oder träume, las noch einmal, und las wieder, und endlich, als er fand, es war gewiß, sammelte er die Worte heraus:

„Kinder — Kinder! — Treuet euch! — Ein Verwandter — in Schlessien, — von dem ich — seit langen Jahren nichts gehört, ist — ist — ist gestorben — und — hat mir dreis-
malhunderttausend Thaler — ver — macht!“

Der Leser mag sich nun selbst ausmalen, wie diese Nachricht wirkte; sie richtete die fröhlichste Verwirrung an; alle Thränen und Seufzer der vorigen Tage wurden zu Lachen und Jubel.

Der alten Dingen schickte der Graf nun zu Fußser, der morgen sein Haus in Beschlag nehmen wollte, und berichtete ihm, wie sehr sich die Lage der Dinge geändert. Er werde ihm sehr bald seine ganze Schuld bezahlen.

Wozu nun noch Weilläufigkeiten?

Nach vier Wochen wurde die Vermählung Floridens und Raimunds, der sich nun öffentlich als einen Baron von Armand zu erkennen gegeben, aufs Glänzendste gefeiert. Felix veranstaltete das Fest durch eine Cantate, zu welcher Werner, der jetzt eine andere Geliebte gefunden, und sich mit Raimund und dem Grafen versöhnt, die Musik gesetzt hatte.

Bald folgte die Hochzeit von Rosalie und Felix. Der König hatte zu der frühern Gnade noch eine neue gefügt, und dem Dichter in den Adelsstand erhoben.

Und so begannen denn nun die beiden neuvermählten Paare ein Leben, das sich der Leser auf das Reizendste vorstellen mag, wie das Odhische Lied von Coucou, in infinitum.

Fuzifer aber erhielt nach einem halben Jahre seinen Lohn. Die Pollzei hatte entdeckt, daß er nicht nur Diebstähle ohne Zahl, sondern

auch sogar zwei Mordthaten verübt. Deshalb wurde ihm der Prozeß gemacht, und sehr bald erfolgte seine Hinrichtung.

Wie geheimen Schauder dachte Aaimund, oder jetzt Armand, an seinen Umgang mit ihm zurück, und segnete die Stunde, wo er, der Versuchung widerstehend, sich ein dauerndes Glück begründet hatte.



P o l e n l i e d e r

von

Ernst Ortlepp.

Strophe: *Ξύφος νικῶσκει σῶμα,
ροῦν δὲ λόγος.*

Altenburg,
in der Hofbuchdruckerei.
1831.



Yn 6354

I n h a l t.

Großes Polenlied.

1. Polska	S. 1
2. Die Völker	7
Ruf nach Polen	12
Polens Erhebung	14
Das Dreigestirn	17
Skrotenka	20
Theilungspolitik	23
Sturmlied	25
Der Sterbende Pole	27
Der Senfmann	30
An die Ungarn	32
Totenflut	34
Diebitsch	—
An Rußland	37
Diernicki	38
Skrypnicki	41
Die Freiheitsoyfer	43

Der Polengreis	S. 45
Die zwei Berge	47
Nach einem großen Siege	48
Kirchenlieb am Siegesfeste	51
Gräfin Plater	52
Der Jüngling und das Mädchen	55
— — — — — 1.	57
— — — — — 2.	58
— — — — — 3.	60
Totenopfer	62
Geistliches Lied an Polonia	64
Ermutigung	—
Die Heldengräber	66
Die Zeit und Polen	67
Konstantin	70
Nowosiljew	71
Die vaterlosen Kinder	72
An die Fürsten	73
Poniatowski	78
Finis Poloniae?	80
Dembinski	83
Der weiße Adler	86
Den Helden bei Bialolenka	91
Schlopisch	93
Die Polen an die Völker	97
Schlachtlied	100
Lebewohl an Polonia	102
Nachwort	

Großes Polenlied.

1.

Polonia.

Nach der langen Schmach der Ketten,
Neu vom Lorbeerfranz umlaubt,
Das Palladium zu retten,
Hebt Polonia ihr Haupt;
Tief im Staube lag's darnieder,
Doch sie rüttelt ihre Glieder
Aus des dumpfen Schlafes Ruh,
Und die Erde jauchzt ihr zu.

Chor.

Alle Völker sollen leben,
Die vom Freiheitsdrange glühn,
Aus den Gräbern sich erheben
Und dem Feind entgegenstühn!

Freiheit, schöner Gotterfunken,
Tochter aus dem Sternengelt,
Deren Altar umgesunken,
Und nun wieder hergestellt;
Deßley's Polenlieder.

Herculig lodern deine Flammen
Himmelan, woher sie flammen,
Und aus deinem Riesenthum
Stelzt der Jubelhymnen Strom.

Chor.

Jauchzt, erwachte Nationen,
Dennert all ein einziges „Hoch!“
Denn es sinkt das Sklavenjoch,
Und es tagt in allen Zonen!

Der Dreieinheit Farben wehen,
Deine Dyer, Tyrannen,
Steh'st du all entseßelt gehen,
Und der Mensch ist wieder frei;
„Nieder, Knechte,“ tönt's hier, „nieder!“
„Freiheit!“ klingt das Echo wieder;
„Ketten!“ tönt's von Pol zu Pol,
„Schändte Ketten, fahret wohl!“

Chor.

Brausend, wie des Waldstroms Wogen,
Geht die Zeit im Riesenschritt,
Unaufhaltsam fortgezogen
Müssen alle Völker mit.

Wer sich einen Kranz will flechten,
Wer in Thaten oder Wort
An dem Kampfe mit will sechten,
Streiter, auf! aus Süd und Nord!

Euch auch wehen uns're Fahnen,
Uns're Bahn bricht euch die Bahnen,
Allen tönet unser Wort,
Unser Port ist Aller Port!

Chor.

Ihr, die noch der Tod umdunkelt
Mit dem Trauerflor der Nacht,
Seht, wie unser Stern ersunkelt!
Seht ihn schimmern! — und erwacht!

Zwei gewaltige Giganten
Schreiten jetzt durch die Welt,
Einer geht, aus Nordens Landen
Und der And' aus Süd in's Feld;
Doch es wird der alte Tiger
Nicht des jungen Löwen Sieger,
Der, wie auch der Tiger droht,
Kämpft auf Leben, kämpft auf Tod.

Chor.

Wahr von dem Sternenthron,
Hör' auf deiner Menschheit Flehn,
Gib der Menschlichkeit die Krone!
Laß die Tiger untergehn!

Despotismus heißt der Eine
Von den Riesen, der mit Erz
Preßet, wie das Volk auch weine,
In der Brust ein Warmorherz;

Ihn umringen solle Knechte
und sein Wahlspruch ist das Schlechte,
Dürren liebt er, Pferde, Vieh,
Hochst Lugend und Genie.

Tief in Nacht ist er begraben,
um den abgelebten Kreis
Winkeln ihu's, trübsen haben,
Ihn umflarren Schnee und Eis;
Im Gefolge seiner Schergen
Häuft er Leichen auf zu Bergen,
Wortet Nationenheil,
Läßt Gott und — schwingt sein Beil.

Freiheit nennt sich die Zweite
Von dem mächt'gen Riesenpaar,
Die, wenn auch ein Weib, im Streite
Stets ein Mann; ein Held doch war;
Sonnengleich thront sie am Himmel
über lebendem Gewimmel,
Von dem Volksgewühl entzückt,
Das ihr froh in's Auge blickt.

Und in ihrem Diademe
Sind als Perlen eingestreut
Mitlegfühles Thränenströme,
Wahrheit, Recht und Menschlichkeit;

Wie die Wiese lebt im Thau,
Grünt vor ihr des Geistes Aue,
Winter lehrt in Mai sie um,
Hölle in Elysium.

Chor.

Alle Fürsten sollen leben,
Die vom vollumjauchzten Thron
In der Freiheit Region
Gleich den Adlern sich erheben!

Oft hat sie der Feind geschlagen,
Aber nimmer doch entmarckt,
Und in unsern großen Tagen
Ist sie neu wie nie erstarckt;
Und der Gegner, matt vom Kampfe,
Zuckt im letzten Todeskrampfe,
Weht und wankt bei jedem Schritte,
Wo sie ihm entgegentritt.

Auch bei uns entschied die Waage,
Und der große Würfel fiel,
Unser taubverscholl'ne Klage
Ist nicht mehr der Winde Spiel;
Unser „Ach!“ geseufzt im Stillen
Ward nun zu des Löwen Brüllen,
In des Lamm's geduld'gem Blut
Kochet nun des Welses Wuth.

Und ein Volk ist unbezwinglich,
Wenn's nicht will bezwungen sein,
Millionen undurchbringlich
Stehn des Landsturms feste Reih'n;
Kommt denn immer, Russenheere!
Wälzt die ungeheuern Meere,
Wälzt sie nur auf unser Land!
Felsen, halten wir euch Stand!

Polen, auf für Weib und Kinder!
Brave Polen, in den Streit!
Nach dem grauenvollsten Winter
Blühet Frühlingsherrlichkeit!
Hebt die Sensen! Schwingt die Fahnen!
Denkt der ruhmbeängzten Ahnen!
Der am Fels die Woge bricht,
Unser Gott verläßt uns nicht!

Kechtet, wie ihr stets gekochten!
Klechtet euch den Kranz um's Haupt,
Den die Väter sich gekochten!
Saget nicht! Es siegt, wer glaubt!
Lebend stirbt die Furcht am Boden;
Muth lebt unter tausend Toden!
Weht doch aus der Leichengruft
Erst die Auferstehungslust!

Chor.

Keine Furcht soll uns entfärben,
Gähnte rings auch Gruft an Gruft,
Laßt uns siegen oder sterben!
Kosciusko's Stimme ruft!

2.

Die Völker.

Ein grausenvoller Kampf hat sich erhoben,
Wie wenn das Wasser sich mit Feuer mischt,
Es rasen Stürme, wie sie nie geschoben,
Es glehet und braust wie an dem Fels der Eise,
Wenn sich empört der Ocean erhoben
Und aufgewühlt aus allen Tiefen mischt;
Es will der Tod ein Opferfest begeben,
Wie es das Sechsjahrtausend kaum gesehen.

Vergebens in den Büchern der Geschichte
Forscht unser Blick nach Wahr von solcher Zeit,
Wo wie von einem großen Weltgerichte
Sich die erschrock'ne Erde nicht bedrückt,
Wo losgerissen aus dem Gleichgewichte
Das Alte krachend stürzt und sich erneut;
Wo aus des Grundes aufgeborst'nen Tiefen
All die Vulkane brechen, welche schliefen.

Der erste Blitz zuckt' auf im Frankenlande,
Umbrauset von gewalt'gem Donnerschlag,
Und von dem West bis zu Italiens Strande
Klang ihm ein ungeheu'res Echo nach;
Und jedes Volk, und jeder Busen brannte,
Es hob sich Alles, was am Boden lag;
Was erst sich wand, gleich dem getret'nen Wurme,
Das thürmte sich zum Himmel, gleich dem Thurme.

Nach ihr, hochherz'ge Polen, habt begonnen
Und glorreich fortgekämpft den heil'gen Krieg,
Verkauft habt ihr den Sumpf mit Himmelsbronnen,
Die Kerkerschmach mit Thatenkunst und Sieg,
Die Winternacht mit jungen Frühlingssonnen,
Mit Donnermund die Lippe, welche schwieg;
So steht ihr da, Troß bietend Millionen,
Ein Bundervolk vor allen Nationen.

Wie euch so glühend uns're Herzen schlagen!
Wie eure Thräne uns're Thräne weckt!
Wie wir erbeben, wenn von blut'gen Tagen
Und Polens Unglück uns die Kunde schreckt!
Wie wir von Flammenlust emporgetragen
Auslodern, wenn, von Gottes Schild gedeckt,
Ihr eines neuen Sieges Kranz errungen!
Wie's Echo trägt von Jungen dann zu Jungen!

Für euch die Hand gen Himmel zu erheben,
Gebietet schon das menschliche Gefühl;
Des eignen Schicksals schwankte Loese schweben
An eures Glücks verhängnißvollem Spiel;
Auch uns kann einst des Niesen Arm umweben,
Dem euer armes Land zum Opfer fiel;
Auch uns kann er in seine Focke zwingen,
Auch uns, der Allverschlingende, verschlingen!

Auch uns bedrohen unhellschwang're Minen,
Auch uns kann das Entsetzliche gescheh'n,
Auch wir sind noch umringt von trag'schen Bühnen,
Wo wir manch herzzerreißend Schauspiel sehn;
Der rechte Fenz — er will noch nicht ergrünen,
Da, Freiheit singend, wir gebunden geh'n;
Noch sieht der Handel seufzend sich gekettet,
Noch ist das Wort, das freie, nicht gerettet!

Es zischen spaltungsfüchtig gift'ge Schlangen,
Es droht der Riß dem leichtgetrennten Band,
Das uns aus dünnem Flor gewebt umfange;
Noch — ach! noch haben wir kein Vaterland!
Noch röthet tiefe Scham des Deutschen Wangen,
Daß er ein Spiel sich sieht in Feindes Hand,
Daß er stets halb sich und verlegen findet,
Wo all die Andern ein Gefühl verbindet.

Und in des Busens Grab erwacht ein Sehnen,
Es bildet sich dem Geist ein schöner Traum, —
(Dem Aug' entrollen heiße Feuerthränen,
Es lenkt sich fragend in der Zukunft Raum, —)
Als — ist's wohl Phantasie, ist's leeres Wähnen? —
Als hab' in neuer Majestät der Eichenbaum,
Der alte, von Ruinenschutt umgeben,
Sein Haupt empor zu einem schönern Leben.

Und einen Tempel steht der Blick sich bauen,
Wo nicht mehr Trümmer neben Trümmer liegt,
Der Ebenmaas und Einheit läßt erschauen,
Um dessen Thürme sich ein Adler wiegt,
Nach dem das Brudervolk aus allen Gauen
Mit froher Chöre Jauchzen trunken fliegt,
Und an dem großen Altar sinkt es nieder,
Und Alle fühlen wieder sich als Brüder.

Und Patrioten, die das heil'ge Feuer
Ersticken mußten in des Busens Grund,
Und Seher, denen selg das Ungeheuer
Der Despotie verschloß den Göttermund,
Und hohe Dichter mit Lortados Peter,
Sie Alle, Alle fühlen sich gesund,
Und stimmen an die Donner der Gesänge,
Umjauchzet von der neugebornen Menge.

Das Feuer, das in allen Edeln brennet,
Durchflammt auch unsre Brust, Polonia!
Drum sind wir geistig nicht von Dir getrennet,
Drum steht so groß und hoch Dein Bild uns da;
Drum jüht's in uns, wenn man Rebellen nennet,
Der selbst ein Gott gezeigt, daß er ihr nah';
Drum werden wir Dich singen und Dich sagen,
So lang uns Herzen in dem Busen schlagen!

Glück auf, Du Heldin! Bleh' die Fahn der Ehre
Denn freudig hin und kämpfe rüstig fort!
Zerbrich das Eisenscepter, dessen Schwere
Auf Deinem Nacken lastete! Dein Hort
Sei Gott! Vertrau'n zu ihm sei Deine Wehre,
Und Deine Felsenburg sein ew'ges Wort!
So zieh'! Von jedem kommenden Jahrhundert,
Sei Sieg, sei Untergang Dein Loos, bewundert!

Ruf nach Polen.

Ach Polenland, ach Polenland,
Wie wird es dir ergehen!
Regt Gott nicht seine Allmachtshand,
So ist's um Dich geschehen!
Europa's Riese kommt daher,
Und seinem Schritt folgt Asia's Heer,
Es rasen Sturm und Wellen,
Das Schifflein zu zerschellen.

Ach Polenland, ach Polenland,
Dir schlagen alle Herzen!
Das Feuer, das in dir entbrannt,
Entflamme tausend Herzen!
Dein Krieg — es ist ein heil'ger Krieg!
Dein Sieg — es ist ein Völkersieg,
Es bringt dein Stehn, dein Fallen
Wehl oder Weh uns Allen!

Ach Polenland, ach Polenland,
Daß wir dir ferne stehen!
Es flammt der Geist, es zuckt die Hand,
Mit dir zum Kampf zu gehen!
Doch hilft dir auch nicht unser Arm,
So glühn für dich die Geister warm,
Ob mit der Worte Klinge
Ein Kampf für dich gelinge.

Ach Polenland, ach Polenland,
„Muß ich alleine sechten?“
So seufzest du an Grabes Rand;
Doch traue deiner Rechten!
Der fremde Helfer thut nicht gut,
Die Freiheit wächst aus eig'nem Blut;
Läßt du es freudig fließen,
Wird dir ihr Baum erspreßen!

Der Aese schaut zwar auf den Zwerg
Mit jedem Hohn nieder,
Und auf den Hügel wälzt der Berg
Gedrückt seine Glieder;
Doch unter'm Fels zum Himmelraum
Sproßt auch der edle Palmenbaum,
Und einer Dornenkrone
Wird Herrlichkeit zum Lohne.

Drum Polenland, ach Polenland,
So wolle nicht verzagen!
Der Quellen lockt aus dürrem Sand,
Der Rosse stürzt und Wagen,
Der Pharao verschlang im Meer,
Der trat in Staub des Ketzes Heer,
Der kann auch dich erretten,
Und deinen Feind zertreten.

Ja Polenland, ja Polenland,
So halte fest an Gotte!
Vor seinem Wink' säßt, was stand,
Und droht' Rott' an Rotte;
Der Gott, der große Wunder thut,
Wacht's mit den Guten immer gut;
Der Freiheit Sterne winken;
Drum laß den Muth nicht sinken!

Polen's Erhebung.

Erwach', o Geist, erwache
Aus deiner Heldenruht!
Es gilt der guten Sache,
Der Ahnen Stimme ruft!
Sie donnert „Rache! Rache!“
In tausend Echo's durch die Luft.

Empor, empor! Ihr Schläfer
Von eurer Lagerstätte!
Es nißten fremde Räder
In euerm Rosenbett!
Was will der Wolf als Schäfer?
Was soll am freien Arm die Rett'?

Das Volk ist auferstanden,
Das Dylum gewiegt
In tiefen Schlafes Banden;
Der dumpfe Traum verfliegt;
Das Volk ist auferstanden,
Es geht nun unter, oder steigt!

„Ihr lagt so weich gebettet!
So träumt und schlummert fort!
Ihr war't so sanft gekettet;
Hört ein ermahnend Wort!
D daß ihr Einsicht hättet,
Ihr Tolle! Spart euch Blut und Nord!“

„O Elberdunenlager!
O Paradiesestraum!
Wir gaben, stumme Träger,
Dem scheuen Wort nicht Raum!
Doch stehn wir nun als Träger:
„Was soll dem freien Volk der Baum?“

„Wir fragen mit dem Schwerte
Und mit Kanonentlang,
Dah unter uns die Erde
Erdröhnet dumpf und bang;
Was uns zur Antwort werde,
Wir gehen fest nun unsern Gang!“

Sie haben uns zerstücket,
Wie Heerden abgezählet,
Doch ist noch nicht ersticket
Der Geist, der uns besetzt;
Drum, frisch das Schwert gezücket!
Ein Schuß, wer in dem Kampfe fehlt!

Und Kosciusko winket
Aus Wolken und herab,
Ein Geisterschimmer blinket
Aus unsrer Helden Grab,
Und Jüngling fählet, der hinket,
Der Greis, vor Lust sich, an dem Stab.

Ja, Greise, Kinder, Weiber,
Sie weih'n dem Vaterland
Bengelst ihre Leiber,
Entbraunt von einem Brand;
Nur wird ein Schwert dem Schreiber,
Und Sense schwingt des Bauers Hand.

Statt Linte zu vergießen,
Vergießt der Dichter Blut,
Der Landmann mäht Ratt Wiesen
Den Feind mit Löwenmuth;
Wie David an dem Riesen
Am Feind Polonia Wunder thut.

Empor denn Alle, Alle,
Für Weib und Kind und Heerd!
„Wenn ich für Freiheit falle,
Bin ich der Väter werth!“
So ruft mit großem Schalle
Das Volk und schwingt sein Heldenschwert.

Glück zu! Hochherz'ge Streiter!
Gott mit euch in der Schlacht!
Ihr klettert auf schwanker Leiter,
Und unten gähnt der Schacht!
Doch weiter! Gott hilft weiter,
Ob auch die ganze Erde kracht!

Das Dreigestirn.

Am Himmel stehn drei Sterne
Mit bleichen Lichtes Glanz,
Einst einer nur, und gerne
Sie wären wieder ganz.

Die große Weltzersplitt'ung
Als ihren Kern entzwei,
Daron in banger Bitt'ung
Noch heben alle drei.

Sie streben heiß nach Einung
Zu einem Mittellern,
Doch eifige Vernunftung
Hält sie einander fern.

Da schimmerte der Eine,
Der langen Bleichsucht satt,
Einmal mit hellem Scheine,
Wie einst gestrahlt er hat.

Gleich zogen Wellenthürme
Aus Mitternacht herauf,
Und Donner, Blitz und Stürme
Umschwebten ihren Lauf.

Da schlen der Stern zu bluten,
Dem Purpur gleich sein Strahl,
Die andern Zwele ruh'ten,
Doch war die Ruhe Qual.

Sie schimmerten und blinkten
Und flammten Bruderfuß
Dem Einen hin, und winkten
Ihm patriot'schen Gruß.

Und seh! der Sturm aus Norden
Wich vor dem Stern zurück,
Er ist zu Schanden worden
Am seinem Strahlenblick.

Er donnert und er brauset
Mit immer neuem Dreh'n,
Doch seine Macht versauet;
Ein Dämon spricht ihm Dehn.

Gewölkt ist seine Rüstung,
Sein Kleid ist ganz von Nacht,
Sein Athem schnaubt Verwüstung;
Doch — Gottes Engel wacht.

Er kann ihn nicht verdunkeln
Den Stern; je mehr er ihn
Verfolgt, sieht man ihn funkeln,
Je heller ihn erglänzen.

O Stern, mit deinem Schimmer
So prangend und so schön?
Wird dich der Sturm in Trümmer
Doch endlich niederwehn?

Wird dich und deine Brüder,
Die andern zwei, vereinst
Ein Band verknüpfen wieder,
Daß du erneu't erschienst?

Die Antwort steht der Frage;
Doch prophezeit dein Glanz
Von einem großen Tage,
Da wirst du wieder gang.

O s t r o l e n k a.

Im Feld bei Ostrolenka
Da steht ein Eichenbaum,
Der breitet seine Zweige
Doch noch des Himmels Raum.

In seinen Blättern rauschen
Die Lüfte wunderbar,
Und in der Eiche Wipfel
Da thront ein weißer Knecht.

Im Feld bei Ostrolenka
Da geht es irr' bei Nacht,
Da leben alle Wälder,
Da klingt's wie Ton der Schlacht.

Im Feld bei Ostrolenka
Da gehn die Weisser um,
Da sehn die Polen'schatten
Mit Rufen sich herum.

Im Feld bei Ostrolenka
Sitzt, Arm in Arm verschränkt,
Denn gleich Geschoss, o Dichtisch,
In tiefen Gram verkränkt.

Und bei ihm auf dem Hügel
Sitzt Kosciuszko's Bild,
Von Hells'gerschrein umflossen,
Die Augen schön und wild.

Im Feld von Ostrolenka
Da steht manch alter Mann,
Und steht die weißen Fluren
Mit nassen Augen an;

Blickt noch der einzeln Waise,
Gedenkt der Söhne sein,
Und hebt die Hand gen Himmel,
Und ruft: „Allein! Allein!“

Im Jahr von Ostrolenka
Mord's Perch am Frühlingsstag,
Es saß die ganze Grube
Auf einen Eichelholztag.

Im Jahr bei Ostrolenka
Nah'n unter stillen Moos
Biel tausend müde Schmitter
Im fahlen Grünsphäus.

Im Jahr bei Ostrolenka
Singt keine Lerche mehr,
Da blühet keine Blume,
's ist Alles wuß und lerr.

Auf's Jahr bei Ostrolenka
Da steigt das Abendroth
Von Mar'gem Throne nieder,
Und drüber sogt der Tod. —

Im Jahr bei Ostrolenka
Ordnat doch die Götze fort,
Und ihre Blätter süßern
Der manch prophetisch Wort.

Es weht ein Freiheitstodem
Aus ihrem Adlerflügel,
Sie spricht von manchen Stürmen,
Erzählt von manchem Witz.

„Im Feld bei Ostrolenka,
So lang die Eiche steht,“
So lebt im Volk die Sage,
„Wie Polen untergeht!“

Theilungspolitik.

Sie haben viel vermittelt
Und haben viel getheilt,
Uns haben sie gedrittelt;
O Wunde, die nicht heilt!

Es fühlen ihre Räder,
Mit ewig neuem Schmerz,
Die zergerissnen Stücke,
Denn jedem fehlt sein Herz.

Es kann das Herz der Preußen,
Das Herz von Russia,
Nicht Herz von Polen heißen,
Noch dein's, o Austria!

Das Blut muß bitter fließen
In unster Atern Fing,
Ihr werdet's nicht verschäßen,
Da es euch groffen muß.

Das Auslandswort ist widrig,
Das Will' und Sprache drückt,
Wir achten uns als niedrig,
An fremden Leib geknickt.

Polonia kann sehen
Als hohe Göttermaid,
Und stolzen Ganges gehen
In ihrem eignen Aeld.

So füget ihre Glieder,
Die Politik zertheilt,
Füget sie zusammen wieder,
Damit die Wunde heilt!

Laßt ihr sie offen kaffen,
So wird, ein Höllenschlund,
Sie all' euch niederraffen
In des Verderbens Grund!

Sturmlied.

Auf, ihr Polen, alle, alle!
Auf! ertönt's mit großem Schalle;
Was die Wasse tragen kann,
Wer ein Jüngling, wer ein Mann,
Auf, ihr Brüder, auf zum Sturm!
Hört! Die Glocke ruft vom Thurm!

Das ganze Land ist aufgewacht,
Das ganze Land, es geht zur Schlacht!
Die heilige Glocke ruft herab,
Die uns zur Taufe Weihe gab,
Die uns am Hochzeitstische klagt,
Die zum Altare Gottes winkt,
Die über Tod und Leben spricht,
Die Bänder knüpft und Bänder bricht,
Die heulend kündigt Brandgefahr,
Die Tag von Tag und Jahr von Jahr
Mit feierlichem Tone trennt,
Die Glocke, die das Ihr wohl kennt,
Die Glocke ruft vom Himmel herein,
Und Allen dringt's durch Mark und Bein.

Für das Vaterland zu fallen,
Heldentod, wie groß, wie schön!
Drum geschworen sei's von Allen:
„Siegen oder untergehn!“

Brecht die schönsten Sklavenketten!
Gilt's doch, Weib und Kind zu retten!
Zieht mit freudigem Gesang,
Wär's auch unser letzter Gang!

Nieder mit den Rüssen! Nieder!
Nieder mit dem Doppelaar;
Der zerhacket unsre Glieder,
Und uns will verschlingen gar!
Wenn wir alle, alle ringen,
Sollen sie uns doch nicht zwingen!
Stürzt denn, Löwen, auf den Feind,
Der uns zu zertreten meint!

Mohlan! Mohlan! So schließt die Reih'n!
Setzt eure Leben freudig ein!
Sei's Beil und Eichel — für den Muth
Ist eine jede Waffe gut!
Steht unerschrocken Mann bei Mann,
Daß euch kein Stoß zertrennen kann!
Und so, dem Feind Fuß gegen Fuß,
Brust gegen Brust — so bietet Gruß!

Die Trommeln wirbeln — der Marsch erschallt,
Da reißt es fort mit Sturmesgewalt,
Trommeln klingen mit lautem Geschmetter;
Felschauf in's Donnergetrach und Wetter!
Und wer da sinkt in den vordersten Reih'n,
Des Name soll ewig besungen sein!

Der sterbende Pole.

Leb' wohl, leb' wohl, mein Vaterland!
Nimm noch den Abschiedslaut dahin!
Es reißt das letzte süße Band,
Und meines Lebens Geißler stichn!
Rings um mich her erbrüllt die Schlacht,
Die Trommel ruft, die Büchse kracht,
Die Schwerter klirren, die Kämpfer schrei'n,
Und die Trompeten schmettern drein.

Kanonen donnern von den Höhen,
Als sollt' die Erde untergehn;
In Pulverdampf begraben liegt
Das Feld, so weit der Blick nur steigt;
Noch schwankt der Sieg von Schaar zu Schaar,
Noch zittert Polens weißer Har,
Noch stürmt der Russe wild heran,
Noch ruft der Pole: „drauf und dran!“

Wie blutig strahlt das Abendroth!
Wie überall nur Tod und Tod!
Auch ich im holden Lebensmal
Muß schon dahin! Wär' Polen frei,
Dann säh' ich im Triumph den Tod
So heller an wie Morgenroth!
Doch ach! noch seufzt mein Volk so sehr,
Das macht mir auch das Sterben schwer!

Und du, süß Liebchen, Leben mein,
Gollst nun von mir geschieden sein?
Du stehst wohl vor dem kleinen Haus
Und blickst mit nassem Aug' hinaus,
Und jedes Krachen, das erklingt,
Dir durch die tiefste Seele dringt,
Und jeder Blitz und jeder Dampf
Preßt dir das Herz mit Todeskrampf!

Und wie die Mutter tröstet, ach!
Dein Auge wird ein Thränenbach,
Es pocht dein Herz; den holden Blick
Hebst betend du für mein Geschick;
Da wird dir wohl; da sähest du
Im Engelbusen Himmelsruh;
Und hoffst noch dann auf Wiederkehr,
Wenn dein Geliebter ist nicht mehr!

Ich habe dich so heiß geliebt!
Du warst so rein, so ungetrüb't,
Warst mein so ganz! Du treues Herz!
Dich soll ich lassen? Dich! O Schmerz!
Doch Gott im Himmel sand es gut;
So ström' dahin, mein junges Blut!
Leb' wohl, lieb Mädchen, denke mein,
Der Sterbend seufzet: „Ewig dein!“

Lebt wohl, ihr Berg' und Thäler all!
Leb' wohl, o Sonn' und Lerchenschall!
Leb' wohl, du Wald und Helmathesflur!
Leb' wohl, du lächelnde Natur!
Leb' wohl, du schöner Weichseifluß!
Euch allen meinen Abschiedsfluß!
Wie oft habt ihr ein Herz entzündt,
Das brechend noch euch an sich drückt!

Wie schwer mein Tod! Wie schwer! wie schwer!
Ach, daß es doch vorüber wär! —
Doch welch ein Ton schlägt an mein Ohr?
„Bitteria!“ singt's im lauten Chor!
Die Brüder sind's! Nun sterb' ich gern;
Wie freundlich blinkt der Abendstern!
Wie himmlisch naht die Sommernacht!
Wie steigt der Mond in voller Pracht!

Die Völschaaaren jubelnd ziehn,
Der Siegesmarsch tönt, die Rufen stiehn;
Und „Freiheit! Freiheit!“ tausendmal
Erklingt's in Echo's durch das Thal,
Wie wird so leicht! — Geweicht aus Muth
Umsängt mein Haupt ein Strahlenkranz;
Mein Auge fällt ein goldnes Licht;
Ich rufe: „Freiheit!“ — und — es bricht!

Der S e n s e n m a n n .

Es schwingt der Tod die Sense
und mähet rasch und wild;
Es schwing' auch ich die Sense,
Ein Todeslebenbild.

Alt's Feinde zu erschrecken,
Welch besseres Symbol,
O Tod, als deine Sense
Kann ich erwählen wohl?

Alt's Menschensoat zu mähen,
Wo ist ein Instrument,
Das mit gewicht'germ Schnitte
Den Halm vom Stiele trennt?

Gräufz ist die Sense
Des Aderrmannes Hand,
Da brauch't's kein Exerciren,
Sie ist mir wohl bekannt.

Wir Sensemänner haben
Manch Feld schon rein gemäht,
Doch erst in Himmels Mitte
Die heiße Sonne steht.

Die Geaten, die wir schnitten,
Sie stehn und steigen auf
Von Neuem immer wieder,
Zu hemmen unsern Lauf.

O Mut'ges Menschenmädchen!
O traurig Grabsfest!
Dir helfen an der Seite
Das Unglück und die Pest!

Ich schwingte meine Sense,
O Feind, jetzt gegen dich;
Es schwingt der Tod die seine
Welleicht bald gegen mich!

Und wenn uns Sensenmänner
Gedächtniß nun selbst der Tod,
Erwächst wohl aus der Grube
Der Freiheit Himmelsbrod?

Und sollt's auch nicht erwachsen,
Wir mähen rüstig fort;
Sitt's Freiheit nicht auf Erden,
So finden wir sie — dort!

An die Ungarn.

Fliehet, ihr braven Ungarn, fliehet
In des Brudervolkes Arm,
Denn die Schnitter sind ermattet,
Und der Mittag ist noch warm!

Fliehet, ihr braven Ungarn, fliehet,
„Denn das Unglück schreitet schnell!“
Bringt die Hülfe! Kämpfet! Eilet!
Wacht das Dunkel Sternenhell!

Fliehet, ihr braven Ungarn, fliehet,
Reicht dem Nachbar eure Hand,
Der am Boden blutend liegt,
Daß er freudig sich ermannet!

Fliehet, ihr braven Ungarn, fliehet,
Schweckt euch doch ein Kar voran,
Der sich oft empergewieget
Auf des Ruhmes Sonnenbahn!

Fliehet, ihr braven Ungarn, fliehet
An Polonia's wunde Brust!
Krieget, wie ihr stets gekrieger!
Wandelt Polens Schmerz in Lust!

Illeget, ihr braven Ungarn, sieget!
Und Du, hoher Kaiser Franz,
Laß ihn nicht, der vor Dir lieget,
Dir entgehn, den Lorbeerkranz!

Menschlich ist Dein Sinn und milde,
Sieh, die Menschheit hebt den Blick
Bittend nach dem Vaterbilde;
Weißt sie nicht von Dir zurück!

Und der hohe Kaiser sinnet,
Einnet lang und sinnet schwer,
Bis das Herz den Sieg gewinnt,
Und sein „Ja!“ — es schweigt nicht mehr*)!

Illeget, ihr braven Ungarn, sieget!
Reiht euch zu dem Jubelzug!
Daß ihr euch zu Polen füget,
Prangt in der Geschichte Buch.

Illeget, ihr braven Ungarn, sieget!
Der Geschichte Buch — es hat
Schon von euch manch goldne Letter,
Doch dies ist das schönste Blatt!

*) Selber ist dies bis jetzt poetischer Traum geblieben!

T o d t e n s t i l l .

Das Mädchen steht am Grabe,
Ihr trauter Jüngling siel,
Der Mond sieht lächelnd nieder,
Die Welt ist todtenstill.

Er schwor im letzten Sommer:
„Dein, Mädchen! Ewig dein!“
Der Mond sah lächelnd nieder,
Todtstill war Flur und Hain.

Das Mädchen steht am Grabe;
„Ob sie dort weinen will?“
Ach, nein! Sie kann nicht weinen!
Auch sie ist — todtenstill.

D i e b i t s c h .

Nach glänzenden Triumphen,
Des höchsten Kranzes werth,
Da sah man es erslumpfen
Dein thatenreiches Schwert.

Du hattest hoch geschwungen
Dich auf des Ruhmes Berg,
Da ist es dir mißlungen
Im Kampf mit einem Zwerg.

Du dachtest ihn zu bänd'gen
In einem Augenblick,
Doch, anders es zu end'gen,
Beschloß es das Geschick.

Des stolzen Halbmonds Junkeln
Mit seinem Truggesicht,
Das konntest du verdunkeln,
Doch Polens Sonne nicht!

Dem Halbmond zu vergleichen
Stehst du nun selber da,
In hell' und dunkle Hälfte
Man dich getheilet sah.

Erst prangtest du als Vollmond,
Doch ab nahm stets dein Glanz,
Warst kaum noch halb zu schauen,
So schwand'st du endlich ganz.

Du suchtest für die Freiheit,
Du kämpfdest ritterlich
Für der Völkchen Noth,
Dum schmückt der Lorbeer dich!

Du suchtest gegen Freiheit;
Das war nicht ritterlich!
Bei Kampfes Eitelkeit
Verändertest du dich.

Dafür schmückt dich kein Lorbeer,
Dafür singt dich kein Lied,
Da sahst den Mal du wollen
Des Ruhms, der dir entblüht.

Und keine deutsche Bunge
Preis dich, den deutschen Mann,
Der seines deutschen Herzens
Schlag von sich abgethan. —

Ich will mit dir nicht rechten,
Der Tod hat's nun versöhnt,
Und mit dem Ehrenkranz
Dich wieder neu bekrönt.

Es zwang dich, so zu streiten,
Das Schicksal, nicht dein Herz;
Es kämpfen oft die Weiden
Und gatten sich mit Schmerz.

Da du nun bist gefallen
In mitten deiner Bahn,
Darf dir ein Lied erschallen,
Darf sich der Dichter nah'n.

Er darf dich wieder singen,
Von dem er lange schwieg;
Er singt in dir den Adler,
Der flog und sank und — flog!

A n R u ß l a n d.

Wolle nicht mit Polen fechten,
Rußland, gib ihn auf den Krieg,
Gib ihn auf, den ungerechten!
Bringt doch Schmach hier selbst der Sieg!

Wolle nicht mit Polen fechten,
Riese! denn wer hat gestellt
Dich zum Herrn und sie zu Knechten?
Ist dein Eigenthum die Welt?

Wolle nicht mit Polen fechten,
Bär Moskoviens! Wirst doch nicht
Den gereizten Löwen bänd'gen,
Welcher alle Fesseln bricht.

Doppelnar, laß ab vom Streite!
Raben krächzen — sei nicht taub!
„Aus den Klauen laß die Beute!
Fluchbeladen ist der Raub!“

D w e r n i d i.

Dwernickl, tapf'rer Streiter,
Du gingst auf schöner Bahn,
Da konntest, Vorwärtsschreiter,
Auf einmal du nicht weiter,
Da saß auf Sand dein Rahn.

Gezogen aus dem Meise
In einen andern Lauf,
Nach der Kometen Welse,
Wardst du auf deiner Kelse
Nach dem Olymp hinauf.

Aus einem Wandelsterne
Wardst du ein Fixstern nun;
Es glüht' in deinem Kerne
Der Trisb noch in die Ferne,
Doch mußtst du jetzt ruhn.

Nur auf des Friedens Wegen
Gestattete man dir
Dich friedlich zu bewegen,
Zu tragen deinen Degen
Zu Nord nicht, nur zur Her.

Du wurdest abgeschnitten;
Dafür nun werden dir
In fremder Städte Witten
Die Andpfe abgeschnitten,
Den Damen eine Her.

Sie brennen, sich zu schmücken
Mit solchem Ordensstern,
Und Blick und Messer zücken
Auf dich sie mit Entzücken,
Den alten taw'ern Herrn.

Vom großen Stern begehren
Sie einen kleinen Stern,
Den Knopf; und soll er's wehren,
Wenn sie den Knopf zu Ehren
Ihm tragen all' so gern?

Duerrnisch, tapf'rer Streiter,
Du hast genug gethan;
Und konntest du nicht weiter,
So freu'n sich doch die Schneider,
Dir Andysse nähernd an.

Die krieg'rische Abschneidung
Sie wird als knöpfliche
Und tägliche Erleidung
Gemeldet in der Zeitung;
Besser, als löpfliche.

Die konntest du erfahren,
Als du so wacker tritt'st,
Und lähn, trotz grauen Haaren,
Kings drohenden Gefahren
Getroß entgegenritt'st!

Duerrnisch, alter Streiter,
Darfst nun schon ruhn einmal;
Um die entfernten Kleider
Hast du wohl manche Kleider,
Weil du zu reich an Strahl!

S t r y n e d i.

Strzynecki, hoher Held,
Der du dich beigefellt
Den Tapfersten der Ahnen,
Die uns an Größe mahnen,
Strzynecki, ein Koloss
Erscheinst du, hoch und groß.

Du hast in böser Zeit
Das Leben uns erneut;
Mit Sobiesky's Blute,
Mit Kosciusko's Muth
Gerüstet stehst du da,
Bewundert fern und nah.

Du hast den Feind zerstückt,
Der uns von Außen drückt;
O mög's dir auch gelingen,
Den innern Feind zu zwingen,
Daß er mit Schlangengift
Nicht dich, noch Polen trifft!

Sel einig, Polenschaar,
Zur Stunde der Gefahr!
Der Zwietracht und dem Neide
Ist Streit und Zank zur Freude,
Doch morden Streit und Zank,
Was Einigkeit errang.

Strozynedl ging voran
Die steile Dornenbahn;
Der so viel überdachte,
Unmöglich's möglich machte,
Der ist wohl auch ein Mann,
Der recht befehlen kann.

Strozynedl, hoher Held,
Der du dich beigesellt
Den Tapfersten der Väter,
Der größten Thaten Thäter,
Du Retter deines Land's,
Unsterblich blüht dein Kranz!

Die Freiheitsoffer.

„Zum Altare! Zum Altare!“
Tönt der Ruf durch's ganze Land,
„Zum Altar der Göttin Freiheit!
Brüder, Schwestern, seid zur Hand!“

Tretet in den hell'gen Tempel,
Einer zieh' den Andern nach
Mit beseuerndem Exempel
An dem großen Opfertag!

Zum Altare! Zum Altare!

Nahet euch und steht nicht fern!

Seht die Göttin Freiheit winken!

Bringet eure Opfer gern!

Zum Altare! Zum Altare!

Spendet freudig, was ihr könnt!

Wer das Große will, muß opfern,

Und gern opfert, wer es kennt!

Sieh, da füllen sich die Hallen,

Arm und Reich, und Groß und Klein

Allen; Keines will von Allen

Ferne bei dem Opfer sein.

Zum Altare, zum Altare

Drängt's mit Silber sich und Gold,

Mädchen bringen Ketten und Spange,

Selbst vom Bettler wird gezollt!

Doch noch reichen nicht die Opfer,

Alles ward gespendet hier,

Nur die Kirchen sind noch übrig

Mit der gottgeweihten Her.

Soll man in die Kirchen gehen,
Sie entkleiden ihrer Pracht,
Daß auch sie verödet stehen
In der allgemeinen Nacht?

„Zum Altare, zum Altare,
Zum Altar der Kirche nun!
Unser Vater in dem Himmel,
Ach, vergib uns, was wir thun!

Die sei Anbetung und Ehre,
Höchster, in dem Sternenthron!
Deines Heiligthums Beraubung
Ist Verzweiflungsdrang, nicht Hohn!“

„Zum Altare, zum Altare!“
Tönt's mit leisen Stimmen da,
Als ob es von oben riefte,
Als ob Gott selbst wäre nah.

Und von ihren Anken heben
Sich die Betenden empor,
Sammeln nun das Gold mit Thränen
Vom Altar bis auf zum Chor.

„Zum Altare, zum Altare!“

Dieses Gold wird einst ersetzt;
Vaterland heißt unsre Kirche,
Einen Altar gibt's nur jetzt!

Der Polengreis.

An seiner niedern Hütte
Da sitzt ein Polengreis,
Das Auge blind vom Weinen,
Das Haar wie Schnee so weiß.

Er hat die Hand gefaltet
Und betet für den Sohn,
Den Einzigen, den Lieben,
Denn Väter sielen schon.

Das Töchterchen tritt weinend
Zum alten Vater hin,
Mit aufgelösten Locken
Und mit verstörtem Sinn.

Da bringt man auch den Jüngsten
Auf einer Tragebahr',
Noch lebt er und berichtet
Wie auch gefallen war

Der Bedäut'gam der Schwester;
Erzählet es — und sinkt,
Verdohrt vom Todesengel,
Der ihm hinüber winkt.

Da wird die rothe Rose
Zur weißen; über ihn
Sinkt auch die Schwester nieder,
Und ihre Sinnen fliehn.

Der Alte kann nicht weinen,
Er kann nicht beten mehr;
„So macht die Polenhäuser
Der Tod, der Bürger, leer!

Verflucht sind wir vom Himmel!
Kings Pest und Blut und Noth!“
So flammelte der Alte;
Es war — sein letztes Wort.

Die z wei B er g e.

Es steht ein Berg in Süden
Und einer auch im Nord,
Es zieht geheime Sehnsucht
Sie zu einander fort.

Der Berg in Süden flammet
In hellem Sonnenschein,
Nach dem die Völker schauen
Mit frohem Blick hinein.

Den Berg im Nord umflarret
Der Tod mit Eis und Schnee;
Nach ihm die Völker schauen
Im Busen tiefes Weh.

Der Südberg glüht entgegen
Dem Nordberg als Vulkan;
Der Nordberg sehnt die Wärme
Des Südbergs sich heran.

Wer kann den Berg versehen?
Wer zieht den Berg zum Berg?
Der Geist — er kann's! Er wandelt
Zum Kiesen um den Aberg.

Der Geist ein Hoherpriester
Spricht sein Vermählungswort,
Das gattet Nord mit Süden
Und gattet Süd mit Nord.

Nach einem großen Siege.

Der Morgen steigt in voller Pracht
Von rosigem Gewölk umgeben,
Das Dunkel flieht, die Sonne lacht,
Und winkt den Adlern, sich zu heben.
Sie grüßt die Welt im Feiertag
Der hellsten Flammenherrlichkeit;
Der Lerchen trillerndes Gewimmel
Wogt unter ihr am Frühlingshimmel,
Der wie ein Auge Gottes blaut,
Das gnädig nach der Erde schaut.
Da klingen von den Thürmen all
Der Siegesglocken froher Schall;
Und bei dem Ton das ganze Land
Sinket, und hebt zu Gott die Hand,
Der Feind umarmt als Freund den Feind,
Und Alles jauchzt und Alles weint;
Der Vater drückt den Sohn an's Herz
Und schauet sprachlos himmelwärts,

Die Mutter faßet Kind um Kind
Und ihre Bonnetthräne rinnt;
Mit flummer, wamenloser Luft
Sinkt der Soldat an Liebchens Brust,
Und Brüder, Schwestern, Kind und Greis,
„Gott,“ rufen Alle, „Gott sei Preis!“

Von allen Thürmen Flaggen wehn,
Von Grün umlaubt die Häuser stehn,
„Sieg!“ donnert der Kanonen Rund
Mit heiligem Gesang im Bund,
Trompetenklang, Posaunenschall
Klingt durch die Straßen überall,
Durch die von Jubel fortgezogen
Die Völkerschaaren stuthend wogen.

Und alle Kirchen füllen sich
Und unter Glock- und Orgelklang
Dringt wie aus eines Herzens Drang
Der tausendstimmige Gesang:

„Herr Gott, dich loben wir!
Herr Gott, wir danken dir!“

„Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut,
Dem Gott, der alle Wunder thut,
Der uns mit reichem Trost erfüllt,
Dem Gott, der allen Jammer stillt!
Dietrich's Vaterlieder.

Ich rief den Herrn in meiner Noth,
Da half mein Helfer mir vom Tod!
Der Herr ist nah und nimmermehr
Von seinem Volk geschieden,
Und wenn die Welt voll Teufel wär,
So fürchten wir uns gar nicht sehr,
Er hilft uns doch zu Frieden!
Wenn Trost und Hilff ermangeln muß,
So segnet er im Ueberfluß,
Und neigt die Augen denen zu,
Die sonst nirgends finden Ruh!
Eine feste Burg ist unser Gott,
Eine gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei von aller Noth!
Ja, Gott hat Alles recht bedacht,
Und Alles, Alles wohl gemacht,
Gibt unserm Gott die Ehre!"

Kirchenlied
am Siegesfeste.

(Mel.: „Nun danket alle Gott.“)

Triumph! Viktoria!

Lobt Gott mit großem Schalle!
Singt ihm „Hallelujah,“
Und rührt die Glocken alle!
Mit Sait' und Cymbelton
Und mit Posaunenklang,
Mit krachender Kanon'
Bringt ihm den Jubelant!

Er lenkte unsern Krieg
Von seinem Feuerwagen,
Er schenkte uns den Sieg
Und hat den Feind geschlagen!
Er hielt sein himmlisch Heer
Aus heher Flammenwelt
Gerondet um uns her,
Und rettete das Volk.

Drum danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der macht den Feind zu Spott
Und Alles wohl kann enden!
Er wachet Tag und Nacht
Auf seiner Burg des Lichts,
Und ob die Hölle kracht,
So thut sie uns doch nichts!

„Lob, Ehr' und Preis sei ihm!“

So laßt uns Alle singen,
In's Chor der Cherubim
Soll unser Lied erklingen!
Steh fern, Gott, uns bei,
Laß uns dein Antlitz sehn,
Mach' uns vom Drangsal frei,
Laß uns nicht untergehn!

Gräfin Plater.

O hätt' ich Vindars Götterleier,
Durchloderte mich Aesopflots Feuer,
Dann solltest du ein Lied empfah'n,
Das ewig lebend, und gesungen
Von aller Nationen Zungen,
Dich zu den Sternen trüg' hman!

Wenn Hymnen tapfre Männer krönen,
Wie sollen sie von Frauen idnen,
Die, tretend in der Helden Reih'n,
Des Todes Straße muthig schreiten
Und Tod auf ihrer Bahn verbreiten?
Wie sollen die besungen sein?

Noch nicht ist ihr Geschlecht gestorben,
Die solchen Ruhmes Kranz erworben,
Die Jungfrau Orleans ist erwacht,
Sie ist aus ihrem Grab gestiegen,
Um Frankreichs Schwester zuzustiegen
Polonia in ihrer Nacht.

Mit Stahl bedeckt den weichen Busen,
Im Auge Blicke von Medusen,
Erschreckend, tödtend, pallasgleich,
Im Arm, sonst zärtlich nur umschlingend,
Das Schwert, das unnahbare, schwingend,
So ruft sie: „Feind, stirb, oder weich!“

Ein Weib, zum Kriege nicht geschaffen,
Sank sie dahin beim Lärm der Waffen,
Bei der Kanonen erstem Wost;
Doch lernte sie die neue Sprache
Gar bald, ihr fremd am ersten Tage,
Und conjugirt *) nun Blut und Mord.

Sie weiß den Feind nun in Partikeln
Und Defektiven zu zerstückeln,
Doch die Syntax braucht sie am Freund;
Vertraut der Grammatik des Krieges
Macht sie ihr Specimen des Sieges
So, daß Skrzynedki freudig weint.

*) Ist hier abichtlich dem richtigern „declinirt“
vorgezogen.

Ja, ihres Regiments Freude,
Die Adjutantin an der Seite,
Ist es kommandirend sie voran;
„Ein Weib kann an der Spitze stehen,
Und Männer sollten rückwärts gehen?“
So rufen sie und schen sich an.

Und wenn die Schlachtkrommeten klingen,
Dann reißt sie's fort mit Sturmeschwüngen,
Und zur Armee wird jeder Mann;
„Laßt uns als Löwen sechten, Brüder!“
So geht der Ruf durch alle Glieder;
„Die Gräfin Plater fährt uns an!“

O hätt' ich Hindars Götterleier,
Durchloderte mich Klopstocks Feuer,
Könt' ich ein würd'ges Lied dir weihen,
Die schönsten Perlen meiner Klänge,
Der Sang all meiner andern Sänge,
Er wäre, Gräfin Plater, dein!

Der Jüngling und das Mädchen.

1.

„Du bist so still, du bist so wild;
Wo willst du hin, mein Herz?
Die Thräne, die im Auge quillt,
Sie deutet mir auf Schmerz!“

„So wild bin ich aus Nothbegier,
So still macht mich der Schmerz,
Da ich nun gehen soll von dir
Zur Schlacht, mein zweites Herz!“

„Und willst du in die Schlacht hinaus,
Und soll nicht mit dir gehn?
So eng wird mir's in Hof und Haus,
Ich muß in Gram verblähn!“

„Hast Vater und hast Mutter noch,
Wirst nicht verblähn in Leid,
Ich lehrte nach zerbrochnem Joch
Im Siegesherrlichkeit!

Lebt' ich ein Knecht im Vaterland,
Es wär' mir ew'ge Schand;
Die Freiheit ist das höchste Gut,
Ihr weih' ich gern mein Blut!“

Ich lieb' dich sehr, o zweifle nicht,
Tief thut der Abschied weh,
Doch fort muß ich, da Alles steht,
Ade, mein Lieb, Ade!"

„So gehe denn mit Gott! Laß mich
Dir gärten selbst dein Schwert!
Gedenk' an mich, wie ich an dich!
Sei unsres Volkes werth!"

„Lebwohl!" „Lebwohl!" „Noch einen Aug
Du liebevolle Wald!
Und ob ich von dir scheiden muß, —
Dir treu in Ewigkeit!"

Er steigt auf's Roß, das wihert laut,
Der Liebste wach und wach,
Und als die Wald ihn nicht mehr schaut,
Da weint sie bitterlich.

2.

Das Mägdlein, Arm in Arm verschränkt,
Sitzt an der Weichsel Wellen,
Und wie die Woge die Woge drängt,
Ihr Thränen auf Thränen entquellen;
Der Busen ist ihr so bang und schwer,
Sie kann sich nicht fassen, nichts tröstet sie mehr,
Es brauset der Sturm in dem Haine,
Sie fühlt sich so schrecklich alleine.

Und aus der Ferne da donnert die Schlacht
In graußigen Tönen herüber,
Es glitzert der Waffen in blutiger Pracht,
Doch dunkelt es trüber und trüber;
Und die Welle sie murmelt so dumpf, so dumpf,
Und dunkel schwärzt sich der Fluß wie ein Samf,
Und es singen von Bäumen hernieder
Die Raben prophetische Lieder.

Da erhebt sich ein plötzlicher Sonnenblick,
Und malet mit Golde die Auen,
Da leht ihr der Muth und die Hoffnung zuruck,
Und es trocknen die Augen, die blauen;
Sie deutet's auf Sieg und auf Wiederschn,
Und schmeichelnde Lüfte sie sanft umwehn,
Und scheinen ihr leise zu sagen:
„Laß ab von dem Weinen und Klagen!“

Und als sie verfiel in den süßen Traum
Von der Mitternachts stillen Stunden,
Da bringen die Wellen — sie glaubt es kaum —
Einen Leichnam, bedeckt mit Wunden;
Sie spülen und werfen an's Ufer ihn hin;
„Weh! wehe mir, daß ich geboren bin!
Sind das keine Sonnenblicke,
O Schicksal voll schmerzlicher Tücke?“

„So bist du gefallen in blutiger Schlacht
Und schreiß ein Jodter mir wieder?
Was ich' ich noch fernher? Welch Licht in der Nacht,
Welcher Stern noch strahlt mir hernieder? —
Doch Vollin bin ich! — Fort, Weh und Ach!
Mein Velenjüngling, ich folge dir noch!“
So eilt sie, den Schwertz erschendend,
Und will und läßt um sich blutend.

3.

Auf der Halbe von Grochow
Wer steht da so süß?
Wo sich zeigt der Kämpfer
Die Küssen entflieh.

Auf der Halbe bei Grochow
Wohin immer man sah
Gien jungen Streiter
So muthig aßen.

Er mähet die Aussen
Wie Gras und wie Saat,
Und bahnet sich vorwärts
Den blutigen Pfad.

Auf der Halde bei Grochow
Wer sinkt jetzt dahin?
O plötzliches Ende!
O muthiger Sinn!

Man reißt den Gefallnen
Dem Feind aus den Klau'n;
Da sieht man ein Mädchen!
Welch Wunder zu schaun!

Den Rufen durchstochen,
Gebadet in Blut,
Die Augen gebrochen,
Am Boden sie ruht.

Auf der Halde bei Grochow
Die Polenmaid sinkt;
Aus den Wolken ihr Jüngling
Der hat ihr gewinkt.

T o d t e n o p f e r .

Was kommst du, schöne Jungfrau,
Umwunden von schwarzem Band
Beim blassen Schein des Mondes
Mit Kränzen in der Hand?

Du wankst so schwer und traurig
Durchs Gottesackerthor,
Aus deinem Busen drängen
Sich tiefe Seufzer hervor.

Und manches schönen Jünglings
Geist naht sich lächelnd ihr:
„Du holde Lebensrose,
Was willst bei den Todten hier?“

Nun weilst sie an dem Hügel,
Ob dem die Erde blüht,
Wo sie bald starr zu Boden,
Bald nach dem Himmel sieht.

Und wie die goldenen Wolken
Von Süd nach Norden ziehn,
So durch des Mädchens Seele
Zieh'n goldne Stunden ziehn.

Und wie die goldenen Wolken
Die schwarze Nacht verschlingt,
So ihr vergangner Stunden
Gold in das Grab versinkt.

Der Kirchhof mit der Gräbern,
Wo blüht die Todtenkerg',
Der Kirchhof mit den Gräbern
Er ist ihr eignes Herz! —

Sie legt die Rosenkränze
Still auf des Liebsten Grab;
„Bald welkt ihr, holde Blumen!
So welk' auch ich nun ab!“

„Wohin sind deine Blicke?
Wohin die Küsse dein?
Beim Tanz die Händedrücke?
Hier sank es Alles ein!“

Du starbst ein tapftrer Streiter
Den Tod für's Vaterland;
Doch ich — ich steh' unwunden
Hier von dem schwarzen Band

Muß dich die Polin preisen
Als Helden und als Mann,
Es muß die Braut dich weinen,
Es viel sie weinen kann.

Geistliches Lied an Polonia.

Befiehl du deine Wege
Und was dich immer kränkt
Der allertreuesten Pflege
Der, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Sonn' und Sterne
Regiert mit Allmachts-Hand,
Der ist auch dir nicht ferne,
Bedrängtes Polenland!

Dem Herrn mußt du vertrauen,
Wenn dir's gelingen soll,
Er kann durch Nacht und Grauen
Dich führen wundervoll;
Er hat die Macht in Händen,
Der in den Wolken sitzt,
Er kann dein Werk vollenden,
Ob auch die Hölle blüht!

Sein Thun kann Niemand fürgen,
Er gibt dem Schwachen Mark,
Er kann den Mächt'gen stützen,
Ihm ist kein Feind zu stark;
Was kränkt, seufzt und stehet
Das wird durch seine Macht
Zur Stärke erhöht,
Und was geweint, das lacht.

Drum wolle fröhlich hoffen,
Und nicht in Schrecken sein;
Dem ist der Himmel offen,
Der betend blickt hinein;
Gott gibt die Siegespalmen
Stets in die rechte Hand;
Niemand kann den zermalmen,
Der sich mit Ihm verband.

„Er wahre deinem Falle!“
So sich'n mit einem Ton
Europa's Völker alle
Zu Gottes Gnadenthron;
„Er mag den Feind zerstreuen
Und geben dir den Kranz,
Dich glorreich zu erneuern
Zu deinem alten Glanz!“

Ermutigung.

Muth, brave Polen! Felsenmuth!
Gekämpft habt ihr bis auf's Blut,
Nur wer beharrt, der endet gut!
Die Eiche wächst nur nach und nach,
Es steigt kein Thurm an einem Tag,
Das Hohe wird nur hohem Sinn,
Und erst Verlust gebiert Gewinn.
Erst aus der todtten Winternacht
Entblüht des Frühlings Lebenspracht.
Und wem das Große soll gelingen,
Der muß mit allen Teufeln ringen!

Die Heldengräber.

Schlummert sanft, ihr Lieben Todten
In des stillen Grabes Rühl',
Schöpft nun Linden Freiheitssoden,
Nach der heißen Tage Schwül'
Und der Freiheitssoden säule
Uns von euern Hügelu zu,
Wo die Rose süßern lächle:
„Unter mir, wie süß die Ruh!“

Schlummert sanft, geliebte Todte,
Eink vom Schlachtenblig umgläht,
Jetzt von stillem Abendrothe
Und von Rosen überbläht;
Mancher Jüngling wird voll Sehnen
Auf hier nach den Sternen schaun,
Manche Polenmuth mit Thränen
Eure Hängel überthau'n.

Schlummert sanft, ihr lieben Todten,
Sänger suchen eure Gruft,
Und vom Harfenspiel und Oden
Tönt um Mitternacht die Lust;
Und der Dichter steht vom Himmel
Leuchtend euch in Götterpracht
Gleich der Sterne Glanzgewimmel
Niederschimmern in die Nacht.

Schlummert sanft, ihr lieben Totten,
Schwebet aus dem Sternenzelt
Um uns her als Gottes Boten
In den Stürmen dieser Welt! —
Ist es Täuschung? Flammen glimmen
Um der Gräber stillen Rand,
Und es tönt mit leisen Stimmen:
„Heil'ger Boden, Vaterland!“

Die Zeit und Polen.

Stets grünen junge Saaten auf der Flur
Der ewig alternden Geschlechter,
Und wechselnd in der großen Wellenuhr
Regieren andere Gewichte;
Ein Meer erbraust das Nationenleben,
Wo oftmals nur die Woge ruht,
Um stürmischer sich zu erheben,
Und auf die Ebbe folgt die Fluth.

Die Erde lag von Winterschlaf gebunden,
Da rief der Lenz zum Auferstehn,
Die Uhr verzögerte die todtten Stunden,
Es schien ihr Selger Stillschn;
Dem Spiegel gleich des Oceans Fläche; —
Da plötzlich flog die Uhr den Lauf,
Das Meer spie tobend tausend Wähe
Und rasste nach den Sternen auf.

Nun grünt es; nun wettersern kurze Stunden
Mit langen Jahren um Gehalt,
Des trüben Meeres Stille ist verschwunden,
Es fiedet, wogt und zischt und wallt;
Der jarten Frühlings saut droht schon der Schnitter,
Die Uhr sie wird zur Todtenuhr,
Und manches Schiff verschlingt das Ungewitter,
Das ihm zu fest entgegenfuhr.

Polonia, auch deine Masse trachen,
Auch deine Uhr schlägt dumpf und schwer,
Auch deine Saaten, die so blühend lachen,
Ach, bald vielleicht sind sie nicht mehr!
Der Schmetter drohen Millionenheere; —
Gott sei mit deiner Segensflur!
Dein Schiff beschütz' er auf empöretem Meere!
„Erlösung“ schlage deine Uhr!

K o n s t a n t i n.

Der Rassen Häupter fallen;
„Dahin auch Konstantin!“
Hört man die Kunde schallen;
Doch Niemand weint um ihn;
Denn seines Sterbens Dunkel
Bringt Hoffnungsmorgenroth
Mit neuem Glanzgefunkel
Man freut sich, daß er todt.

Im Sommer wie des Jahres
So seiner Lebenszeit
Todt Diebisch! — Vor ihm war es
Seine Unsterblichkeit;
Ein „Halt!“ aus höhern Runden
Nahm den Gemmandeßel
Dem Feldherren, und so sanden
Sein Ruhm und er ein Grab.

Der Oberfeldherr fehlet,
Der stolze Großfürst liegt
Nicht fern von ihm entseelt;
Ein Gottesurtheil siegt!
Doch nein! des Himmels Wendung
Versteht nicht helbe Wuth,
Sie ruft in der Verblendung
Von neuem „Polenblut!“

Was soll ich von dir sagen,
Gestorbener Tyrann,
Dem von den Lebentagen
Kein Segenstag entrann!
Was soll ich von dir singen,
Den nie ein Dichter sang?
Dem keines „Ach!“ Erklingen
Je zu dem Herzen drang?

Dem Stein das Herz im Busen,
Dem Stahl die harte Brust,
Dem weder Kunst der Musen
Noch Wissenschaft zur Lust;
Der du, ein Volk zu tödten,
Zur Weichlichkeit es jagst,
Und, ohne zu erröthen,
Selbst vor als Beispiel flogst!

Der du von dir verbanntest
Der Polensprache Ton,
Ihr Welkethum Unsinn nanntest,
Mit Nowosilzow's Hohn;
Der du Verbrechen fandest
In jedem falschen Knopf
Und nach Sibirien sandtest
Den widerspenst'gen Kopf?

Dem Trommel und Parade
Und Wollust nur gefiel,
Ein Nero ohne Gnade,
Dem Tod und Bann nur Spiel;
Des Jorns verschwinden machte
Des Landes besten Sohn,
So bald ihm Kunde brachte
Der lauernde Spion?

Was soll es von dir denken
Des Dichters fühlend Herz?
In Gram muß sich's versenken
Bei einer Menschheit Schmerz!
Wie soll er von dir dichten,
Um den kein Auge weicht?
Kann er dich milder richten,
Als — wenn er von dir schweigt?

N o w o s i l z o w.

Nowosilzow, Nowosilzow,

Birg dich in die tiefste Kluft!

Fliehe vor dem Strahl des Lichtes,

Flieh vor jedem Hauch der Luft!

Nowosilzow, Nowosilzow,

Mann, der du Polonia's Fluch

Auf dein schuldig Haupt geladen,

Dessen Thun ein schwarzes Buch,

Dessen Sinn ein höllisch Brüten,

Der du schwangst den Todesdolch

Nach des Volkes Lebensblüthen,

Dem das Herz ein gift'ger Kelch!

Nowosilzow, Nowosilzow,

Quell' von Polens Herzeleid,

Teufel, der du einem Teufel

Würdig standest an der Seit'!

Nowosilzow, Nowosilzow,

Weich' in ew'ge Nacht zurück!

Flieh der ganzen Menschheit Auge,

Doch ver allen Polens Blick!

Die vaterlosen Kinder.

Wir armen Kinder, wo sollen wir hin?

Der Vater, die Brüder sind todt,
Die Mutter geht mit verzweifelttem Sinn
Und bestellt ein Stüchchen Brod.

Wir armen Kinder, wo sollen wir hin?

Unser Haus ist niedergebrannt;
Sonst saßen wir traulich zusammen darin,
Kaum steht noch davon eine Wand!

Wir armen Kinder, wo sollen wir hin?

Von dem Dorf blieb kaum eine Spur;
Auf dem Platz, wo wir spielten mit fröhlichem Sinn,
Eehn Trümmer und Asche wir nur!

Wir armen Kinder, wo sollen wir hin?

Wie zogen wir sonst aus dem Haus
So lustig zum ackernden Vater dahin
Und brachten ihm Labung hinaus!

Jetzt ackert der gute Vater nicht mehr,

Nicht lösen die Brüder ihn ab,
Wir schneiden kein Korn, das Feld ist leer,
Und Vater und Brüder hat's Grab.

Wir armen Kinder, wo sollen wir hin?
Wir wollen an Vaters Grab;
Der Hunger thut weh — wir setzen uns hin, —
Wir müssen doch bald auch hinab!

A n d i e F ü r s t e n .

Hört, Fürsten, höret ein ernstes Wort,
Vernehmet der Menschheit Flehn!
Laßt nicht so kalt den blut'gen Mord
An Euch vorübergehn!

D hemmt das grause Würfelspiel,
Das Volk mit Wolke spielt
Und setzet einem Krieg sein Biel,
Der Unheil nur ergiebt!

Auf! Stellet Polen wieder her!
Nicht halb! — Nein, ganz und freil!
Es ließ Euch nicht in Zweifel mehr,
Ob's dessen würdig sei.

Es hat geschritten bis auf's Blut,
So geht als Kampfspreis jetzt
Ihm der erschnitten Freiheit Gut,
Die sich's zum Ziel gesetzt.

Es mahnt die Pest, es mahnt der Schrei
Von Volk zu Volk umher;
Ein Ton erklingt nur: Polen frei!
Drum auf! und stellt es her!

P o n i a t o w s k i.

Bei Leipzig an der Elster
Da hebt in Trauertracht
Sich aus dem Grab der Wellen
Ein Geist in jeder Nacht.

Es schwingt sich aus dem Flusse,
Von Nebelflor umwallt
In hoher Heldengröße
Die leuchtende Gestalt.

Sie schreitet durch den Garten
Und durch den Tannenhain
Nach einem Rasenplätz
Zu einem weißen Stein.

Dort setzt sie bald sich nieder
Und sinnet still und ruht,
Bald richtet sie sich wieder
Empor voll heil'ger Muth.

Sie geht und karrt zur Erde
Bald auf der stillen Bahn,
Bald greift sie nach dem Schwerte
Und rufet: „Drauf und dran!“

Oft wendet ihr Blick in Norden,
Oft schauet sie nach Süd,
Und seufzt: „ach, wär' ich dorten,
Wo roth das Nordlicht glüht!“

Sie spricht von einem Kaiser,
Der groß dereinst, mit Lust,
Ein Seufzer steigt, ein Leiser,
Dabei ihr aus der Brust.

Sie wischt sich eine Thräne
Vom Aug': „Ach, er verschwand,
Und stillte nicht dein Sehnen,
Du armes Vaterland!

Du hast für ihn gebütet
Und groß sein Volk gemacht,
Doch du, du rangst vergebens
Und sankst in Todesnacht!

Es kam ein zweiter Kaiser,
Er zog dich an sein Herz,
Des schönsten Glücks Verheißer;
Doch ach! — Es blieb dein Schmerz!

Nun stürmt ein dritter Kaiser
Voll Grimm auf dich herein,
Und führt in deine Häuser
Verd und Verderben ein.

Ach, daß des Todes Ketten
Vom Kampf mich halten ab!
Adant' ich mein Polen retten,
Dann ruht ich gern im Grab!

Jetzt weckt mich aus dem Schlummer
Die Unruh ewig auf,
Und jede Nacht voll Kummer
Beginn' ich neu den Lauf.

Heraus! Heraus, ihr Brüder,
Aus eurer Wellengrucht!
Liegt nicht so träg darnieder!
Poniatowski ruft!

Wenn Frankreich nicht will fremden
Und fern von Polen weilt,
So soll'n die Todten kommen!
Empor, ihr Brüder, eilt!

Da wanken aus den Reihen
Zerlichter All empor,
Als wollten sie sich stellen
Geordnet Chor an Chor.

Doch treibt sie's durcheinander
In ungewissem Ring,
Sie können sich nicht erkennen
Zu einem Reihenzug!

Sie zittern um den Feldherrn
In stummerndem Gedrang,
Und aus den schwarzen Tannen
Erdönt's wie Grabgesang.

Es braust das Wehr so traurig,
Es blinkt manch weißer Stein,
Die Lüfte wehen schaurig,
Und Eulen singen drein.

In Leipzig an der Elster
So geht's in jeder Nacht,
Bis in dem Osten kesse
Der junge Tag erwacht.

Da schwinden all die Lichter,
Da tönt es rings „Ade!“
Und von dem Stelne seufzt es:
„Finis Poloniae!“

Finis Poloniae?

Noch ist Polen nicht verloren,
Ob auch schwarze Nacht es deckt,
Denn der hat es auferkoren,
Der die Todten auferweckt!
Nach den Wolken, nach den Stürmen
Wird sein junger Freiheitsbaum
Majestätisch auf sich thürmen
Nach dem blauen Himmelsraum.

Noch ist Polen nicht verloren,
Wie ihm auch die Hölle droht,
Aus dem Tode neugeboren
Grüßt es bald das Morgenroth;
Seine Mörder, seine Bürger
Trifft des Himmels Racheblitz,
Und es jubeln freie Bürger
Bald aus Warschau's Adlersitz.

Noch ist Polen nicht verloren,
Denn noch lobert jede Brust;
Längnet's nur, ihr niedern Thoren,
Solcher Gluth euch nie bewußt!
Alle Busen sind Attdre,
Wo nur eine Flamme brennt,
Kleine Häuslein sind hier Heere,
Und der Mann ein Regiment!

Noch ist Polen nicht verloren,
Denn Europa's Völker all
Sind im Geiste still verschworen,
Nie zu dulden Polens Fall;
Will man es zu Grabe legen,
Soll es wieder Mumie sein,
Wird die halbe Welt sich regen
Und entgegen donnern: „Nein!“

.. Noch ist Polen nicht verloren;
Brave Polen, tobt der Feind
Nah auch schon an Warschau's Thoren,
Gott ist ja noch euer Freund,
Kommen wird er selbst in Wettern,
Der gerechtes Urtheil spricht,
Und den Feind zu Boden schmettern
An dem großen Weltgericht!

D e m b i n s k i.

Was läuft das Volk im frohen Gebrang?

Was regt sich's von Haus zu Haus?

Was walt es und wogt es mit jubelndem Klang

Nach den Thoren der Stadt hinaus?

Dembinski kommt! Von Munde zu Munde

Geht die nimmergehoffte, die freudige Kunde!

Und es klopft Entzücken in jeder Brust,

Ganz Warschau durchzuckt das Gefühl

Begeisterter Muthes und seliger Lust,

Und in ungebild'gem Gewühl

Strömt Alles rings von den Straßen und Wegen

Dem tapferen Helden jauchzend entgegen.

Und sie kommt und sie kommt die wackere Schaar,

Und: „Willkommen!“ tönt ihr zum Gruß,

Willkommen nach überstand'ner Gefahr,

Und herzlichem Bruderkuß!

Willkommen, Polens hochherzige Retter,

Willkommen nach manchem durchkämpften Wetter!

Und Czartoryski, der edle Fürst,

Dembinski entgegentritt:

„Der Du die lebende Strafe nun wirst

Für der Andern verräth'rischen Schritt,

Die den Wahlspruch vergaßen: „Siegen und Sterben!“

Stieh' ein, den herrlichsten Kranz zu erwerben!

Seld mir begrüßet, ihr Helden all,
Die ihr ruhmbekrönt wiederkehrt!“
Und es ruft das Volk mit Jubelschall:
„Ja, ihr seid noch Polens werth!
Ruhm Dir, Dembinski, dem Führer und Vetter!
Ruhm, ewigen Ruhm euch, tapfere Streiter!“

Und es nahen die Büge den Schanzen sich,
Und da tönet kriegerischer Klang,
Und die Menge bricht aus gewaltiglich
In den himmelandennernden Volkégesang,
Und sie singen mit Freuden und singen mit Schmerzen
Hervor aus dem allerinnersten Herzen:

„Noch ist Polen nicht verloren!
In uns lebt sein Glück;
Was an Obmacht ging verloren,
Bringt das Schwert zurück;
Strykowski führet uns,
Schnel entbrannt des Kampfes Hitze,
Polen macht sich frei,
Bricht die Tyrannei!“

Und Eltern und Väter und Schwestern stehn
Vor der Krieger kommendem Heer,
Und weinen beim fröhlichen Wiedersehn,
Und kein Herz ist freudeleer,
Und nach langer Sehnsucht, nach Thränen und Harme
hängt Brust nun an Brust und Arm nun am Arme.
Ort lepp's Polentlieder. 6

Und das Fußvolk zieht mit Pferden heran,
Und es bringt der Führer auch Gold,
Das hat er erbeutet auf seiner Bahn,
Wie fehlte den Kriegern der Gold;
Es rief auf des Weges mächtiger Weite
Jeder Tag, ja fast jede Stunde zum Streite.

Nun ruhet, ihr Tapfern! Ihr habt gethan,
Was menschliche Kraft nur vermag!
Und der Polen Bravheit ist doch kein Wahn,
Ihr brachtet sie glorreich zu Tag!
Gerettet habt ihr des Vaterland's Ehre,
Drum tönt euer Lob über Länder und Meere!

Und Dir, Dembinski, jubelt im Sturm
Der Wonne der Dichter zu:
Preis Dir, der Du standest ein eherner Thurm,
Du Hoher, Du Herrlicher Du!
Die Ehre, die die Verräther verloren,
Ist doppelt nun Polen wiedergeboren!

Der weiße Adler.

Es schwebt ein weißer Adler
Am blauen Himmelzelt,
Nach seinem Fluge schauet
Entzückt die ganze Welt.

Es lag der weiße Adler
Im tiefsten Herzen wund
An einer Eisenkette
In finstern Kerkergrund.

Es hielt den weißen Adler
Vom Schwung das Gitter ab;
Der königliche Vogel
Lag lebend in dem Grab.

Und um den weißen Adler
Da war's so dumpf und bang;
Da regt' er seine Flügel,
Daß Kett' und Rössig sprang.

Nun schwang der weiße Adler
Mit seligem Gefühl
Sich aufwärts nach den Wolken
In freiem Flügelspiel.

Run schwebt der weiße Adler
Dem Polenheer voran,
So weiß an Himmelsunschuld
Gleichwie der reinste Schwan.

Gern sah den weißen Adler
Ein Doppeladler todt,
Der haßt nach ihn und krallt
Und färbt ihn blutgroth.

Doch frogt der weiße Adler
Dem überleg'nen Feind,
Der ihn in Staub zu stürzen
In stolzem Wahn vermeint;

Ihm, der den weißen Adler
An Streitkraft überlegt,
Da er an Seelenhöheit
Vor ihm tief unten liegt.

Ja, Polens weißer Adler
Er ist dem Phönix gleich,
Er schwingt sich neugeboren
Aus der Vernichtung Reich.

Du schöner weißer Adler
So roth gefärbt mit Blut,
So steure muthig vorwärts
Die Brust voll Flammengluth!

Es schwebe, weißer Adler,
Viktoria dir voraus
Auf allen deinen Flügeln
Bis an das Ziel hinaus!

Es werde, weißer Adler,
Vor deinem Siegesglück
In Schanden jeder Tödlar
Und welche stumm zurück!

Ja, fliege, weißer Adler,
In sel'ger Lüfte Strom
Bald, leuchtend allen Ländern,
Um deinen Freiheitsdom!

Und wo der weiße Adler
Euch, tapfre Polen, winkt,
Da mag kein Schlag geschehen,
Von dem der Feind nicht sinkt!

Den Helden bei Bialolenka.

O könnt' ich alle singen,
Die ihr in Streites Nacht
Gestrahlet und geleuchtet
In heller Sternenspracht!

O könnt' ich euch, ihr Helden,
Erbau'n ein Säulenhauß
Und eure Bilder stellen
In gold'nem Tempel aus!

Ach, nur mit Worten kann ich
Errichten einen Dom,
Und drin erbrausen lassen
Des Liebes Orgelstrom.

Doch die Paläste stürzen,
Die Statue zerbricht,
Doch keine Zeit zertrümmert
Das ewige Gedicht!

Es rollt sein donnernd Echo
Durch alle Zeiten fort;
Ein horchendes Jahrtausend
Bernimmt noch eink sein Wort.

So will ich denn euch nennen,
Die Sonnen gleich erhell't
Mit eurer Thaten Glanze
Bialolenka's Feld.

Vor allen, Wyzietki,
Geht du dem Zug voran,
Du, der du schon bei Grochow
Unsterbliches gethan.

Im Feld Bialolenka's
Stand'st du im ersten Stand,
Da riß dir eine Kugel
Drei Finger von der Hand.

Nach dem Verband der Wunde
Rieffst du: „Laßt mich! Ich muß!“
Da kommt die zweite Kugel
Und trifft dich an den Fuß!

Die Wunde deckt dein Halstuch,
Das ist getränkt von Blut;
Schon stürmst du wieder vorwärts
Mit kühnem Löwenmuth.

Du strebst nach der Kanone,
Du tödtest hier den Feind;
Da kommt die dritte Kugel,
Die Bund' und Tod vereint!

Skrjynedl hat gepriesen
Dich vor dem Heere laut,
Der du ein ew'ges Denkmal
Dir vor dem Volk erbaust!

Den Captain Dobryski
Heb' auch das Lied empor,
Der drang durch Feindes Mitte
Und — seinen Mann verlor!

Sjtochmann und Bojensowski
Von Muth wie er durchbrannt,
Es sei auch euer Name
In hohem Ton genannt!

Nabonski am Geschütze
Allein mit Wenigen,
Er sank, und hieß sie Sterbend
Bei der Kanone stehn!

Auch Eszembek sei gesungen,
Der tapfre General,
Der nach des Pferdes Sturze
Drang in der Feinde Zahl.

Und du, o Oberst Pietka,
Des Landes ächter Sohn,
Der deine Batterie zu
Sahst ohne Munition;

Du dachtest nicht an Umkehr;
Bis Vorrath ward gebracht
Auf der Kanone stehend,
Umdampfst von Pulvernacht,

Umsaust von Kugelregen,
Rieffst du mit kaltem Blick:
„Ihr bringt mich nicht von hinnen,
Ich weiche nicht zurück!“

Oh' laß' ich mich zerschmettern,
Oh' nimmt der Tod mich mit,
Oh' ich von hier mich wende
Auch nur um einen Schritt!“

Ihr alle, seid gefeiert
Mit hohen Liedes Klang!
Ihr alle werdet leben
Unsterblich im Gesang!

Das Feld Blateten la'st,
Das euren Muth sah glühn,
Das Feld wird von euch reden,
So lange Saaten blühn!

So lange Sonnen prangen
Im blauen Heiligthum,
So lange Fensje grünen,
Erdnet euer Ruhm!

Und wenn in künft'gen Tagen
Der Engel dorten steht
Da wird er von euch sagen,
Begeistrungumweht.

Und wenn die Saaten wachen
In rauschender Lüfte Rühl,
Da wird's von euch ihm schallen
Wie goldner Harfen Spiel!

E h l o p i d i.

Gegauert hab' ich, dir ein Lied zu weihen;
Den ich zuerst gesungen hätte gern,
Du schließt nun der Polenhelden Reihen,
Ein großer, aber nicht der größte Stern;
Ich wußte nicht, ob ich dich sollte preisen
Des Hells, denn in dir lag ein edler Kern;
Ich wußte keinen Sinn nicht zu erfassen,
Und so wollt' ich dich unbesungen lassen.

Ich konnte dir es nimmermehr vergehen,
Daß du in der Gefahr dich sogst zurück,
Daß du, der Polen konnte neu beleben,
Auf den gerichtet war ein jeder Blick,
Der Mann von Kraft, der Mann von kühnem Streben,
Der Polen Erster an Talent und Glück,
Daß du, ein Stern aus Kosciuszko's Tagen,
Diesmal den gleichen Kampf nicht wolltest wagen.

War's Furcht? — Doch nein! Sie ist dir fremd ge-
blieben;

Das zeigst du in manchem Schlachtgewühl;
War's, weil du sahst den hohen Paar dich lieben?

War's einer Freundschaft freilichendes Gefühl?
Doch dich darf nicht die reine Quelle trüben,
Wo sich das Vaterland erhebt zu einem Ziel;
So suchst' ich zweifelnd über dich nach Wahrheit,
Doch nirgends fand ich sie in voller Klarheit.

Du wolltest nur den Kampf nicht selber leiten,
Weil sein Gelingen dir unmöglich schien,
Und dennoch sah ich dich als Helden streiten
Und gegen den vermeid'nen Feind mit gleichm;
So stand'st du da, ein Räthsel, schwer zu deuten,
Hier zaudernd, und dort wieder löwenlähm;
Du kahltest schön, doch nur mit halbem Glanze,
O hätte nimmer dir geschit der ganze!

Ein Andreer wäre groß durch deine Thaten;
Du bist's nicht so! Du konntest größer sein!
Hier gab's nicht lange Wahl von beiden Pfaden:
„Dem Kaiser oder Vaterland sich weihn!“ —
Und hielt dich an dem Kaiser auch ein Faden,
Hier galt's den All! — Das Vaterland allein
Das mußte deine ganze Brust beselen,
Und an der Spitze durstest du nicht scheitern!

Die Polen an die Völker.

Schon stürmt der Feind heron zu Warschau's Thoren,
Schon schließen seine Schaaren rings uns ein,
Die Wetter all, die unser Muth beschworen,
Sie brechen nun vereint auf uns herein,
Ach, unser lähmes Spiel — es scheint verloren,
Der Würfel fällt: „Es soll kein Polen sein!“
Schon klettert es an der Häuser Fensterscheiben:
Dort soll kein Stein mehr auf dem andern bleiben!

Und ihr umher, die ihr euch Menschen nennet,
Ihr Völker all, ihr seht es ruhig an,
Ihr schneidet, daß Mitleid in euch entbrennet,
Ihr preiset uns und hebt uns himmelan,
Ihr weint, wenn ihr den Namen Polen nennet
Und laßt uns doch allein auf unsrer Bahn!
Was helfen uns die mimischen Geberden,
Wenn aus den Worten keine That will werden?

Ihr sprecht von uns, ihr tadelt unser Edamen,
Doch Acken jagen nicht den Feind zurück;
Leicht läßt sich es von großen Thaten träumen,
Doch anders trifft die Wirklichkeit den Blick,
Des Arm's bedarf's, den Feind hinwegzuräumen,
Und Wähe! muß dem Topferßen das Glück,
Und um die Uebermacht hinwegzustreiken,
Dazu bedarf es doppelt wohl der Weiden.

Ihr habt uns Gold gesandt und andre Zeichen
Von Freundschaft und erbarmentendem Gefühl,
Es tauschte Lieder aus dem deutschen Eichen
Zu uns herüber manches Wallenspiel,
Der Ungar strebte brüderlich zu reichen
Die Hand uns bei dem großen Trauerspiel,
Wir sahen Frankreich noch den Jähnen fliegen,
Mit uns, wie einst, zu kämpfen und zu siegen.

Da hofften wir; doch fern seid ihr geblieben!
Selbst Frankreich du, Polonia's Schwester du,
Gerühet hast du viel und viel geschrieben,
Und dennoch sahst du unserm Jammer zu;
Du weisst nicht mehr, wie wir uns aufgetrieben,
Da wir dir folgten ohne Rast und Ruh;
Was du und was dein Kaiser einst befehlen
An uns, hast du's, o Schwester, schon vergessen?

Die Ströme Bluts, die wir für dich vergossen,
Die Ströme Polenbluts, sind sie so schnell
Dem kochern Leibesflusse zugeflossen?
Und träumten doch, daß sie ein Lebensquell
Der Liebe, die uns einst an dich geschlossen,
Fortzinsen müßten, ewig heiß und hell!
Zwar hemmen Mauern dich, und zu umranken,
Doch — wahre Liebe seßet keine Schranken.

Wir schirmten vor den nordischen Barbaren
Europa's blüthenvollen Länderkranz,
Ein Sobieski schlug die Türkenchaaren,
Und euch beschien der Friedenssonne Glanz;
Stets waren wir die Burg, euch zu bewahren,
Euch sproßte Ruh aus unserm Bosentanz;
Auch seht ihr unsre Fahnen wehen
Um den Altar der heiligsten Ideen.

Jetzt gilt's, die große Frage zu entscheiden,
Ob frei die Welt sein oder dienen soll;
Jetzt gilt's den Drang, von dem die Brust der Völker
Schon längst in stiller Wallung überscholl;
Jetzt gilt's, in einen Ocean zu setzen
Der tausend Ströme wogendes Geroll;
Jetzt gilt's, mit langverhalt'ner Donner Krachen
Von dumpfen Schwül den Aether frei zu machen.

Drum auf zum Riesenschreit! Die Fahnen winken,
Der weiße Adler fliegt voraus dem Zug,
Der Freiheit Himmelstüfte will er trinken,
Und nach der Sonne geht sein hoher Flug;
Auf! laßt nicht die Arme länger sinken,
Vertraut nicht ferner mehr dem Satanskug!
Erringt mit uns der Menschheit heil'ge Rechte
Und Segnungen vom kommenden Geschlechte!

Und säumt ihr noch, und steht ihr ewig ferne,
Nun denn, so fault im alten Sauerteig!
Wir blicken zu dem Herrn der ew'gen Sterne
Und sehten fort, verlassen auch von euch;
Zur Eder wächst auch aus zertret'nem Kerne
Doch einst noch auf das edle Polenreich!
Wo „Freiheit, Gott und Vaterland!“ ertönen,
Und wo Skrynecki ruft, muß Sieg uns krönen!

Schlachtlied.

Auf, Polens Heldenöhne!

Auf, in die Schlacht hinaus!

Und siegt, daß sie uns kröne,

Victoria voraus!

Die Wufen alle flammen,

Wir halten fest zusammen,

Skrynecki führt uns an,

Drum, Brüder, drauf und dran!

Hört ihr die Trommeln klingen?

Seht ihr den weißen Aar

Die Silberflügel schwingen,

Und winken unsrer Schaar?

Hört ihr die Schlachtdrommete

Und unsres Feldherrn Rede?

Skrynecki führt uns an,

Drum, Brüder, drauf und dran!

Frisch in die Kussenglieder!

Frisch in den Pulverdampf!

Gott blüßt vom Himmel nieder

Und leitet unsern Kampf!

Die Russen müssen weichen,

Wo sich die Polen zeigen!

Skrynecki führt uns an,

Drum, Brüder, drauf und dran!

Laßt keinen Zwist euch trennen!
Gedenkt an Kind und Weib!
Laßt einen Geist nur brennen
In einem einz'gen Leib!
Und in der bängsten Stunde
Da geh's von Mund zu Munde:
„Nicht rückwärts auf der Bahn!
Skrynecki führt uns an!“

Und stehen wir verlassen
Von allen Völkern da,
Laßt Gottes Hand uns fassen,
Gott ist uns immer nah;
Mag Menschenhülfe fehlen,
So denkt mit tühnen Seelen:
„Skrynecki führt uns an!“
Und — „selber ist der Mann!“

Den Schwertern des Tyrannen
Und seiner Söldnerschaar
Entgegen, tapfre Mannen!
Entgegen der Gefahr!
Nur hohlen Herrscherworten
Gehorchen ihre Horden!
Uns führt des Volkes Mann,
Uns führt Skrynecki an!

Trischauf denn, Löwenbrüder,
Der Eisenmarsch erschallt!
Mit den Tyrannen nieder
Und fort mit der Gewalt!
Ja, keine Nacht der Erden
Hemmt Polen, frei zu werden!
Setzt, Brüder, drauf und dran!
Bis auf den letzten Mann!

Lebewohl an Polonia.

Lebewohl, Polonia!

Land, so theuer allen Herzen,
Auch von mir geliebt mit Schmerzen,
Land, wo Heldenseelen glühen,
Land, wo große Thaten blühen,
Land, dem Herzen ewig nah,
Lebewohl, Polonia!

Lebewohl, Polonia!

Nimm die Lieder, welche schliefen
In der Seele tiefsten Tiefen!
Nimm den Abschiedsang der Mäusen
Aus bewegtem Dichterbusen!
Land, das ich nur sang, nie sah,
Lebewohl, Polonia!

Lebewohl, Polonia!

Lebet wohl, ihr Schlachtgesilde,
Al' ihr leuchtenden Geilde,
Helden, die ihr fern mir schwebtet,
Doch mir in dem Kiede lebet;
Die so klar du stand'st mir da,
Lebewohl, Polonia!

Lebewohl, Felonia!

Nimm sie hin, die Abschiedsstille,

Nimm die letzten Händedrücke!

Ja, mit nassen Augen wende

Ich zu Gott mich auf, und ende:

„Rufe bald Viktoria!

Und — leb'wohl, Felonia!“

R a d w o r t.

So hab' ich denn gesungen,
Wovon die Brust mir schwoll,
Viel hat sie ausgeströmet
Und doch ist sie noch voll.

Nie wird er ganz erschöpft
Des Geistes Ocean;
Hier ward er nur durchsegt
Einmal mit flücht'gem Kahn.

Und frei war nicht der Schiffer,
Nicht seiner Kunst zu lieb,
Ach nein, er mußte segeln,
Die Wind und Welle trieb!

Der Wind der wehte brausend,
Die rasche Welle flog;
So ward er fortgerissen,
So wie ihn Beides zog.

Die Kunst gebot die Welle,
Gebot Bedachtsamkeit
Bei einer jeden Welle;
Die Noth rief: Schnelligkeit!

Die Eache wollte Eile
Und drängte nach dem Ziel;
Drum schenket ihm die Felle,
Und richtet nicht zu viel.

Betrachtet mehr sein Streben
Und seines Zweckes Pfad
Als jedes Lied's Bollenbung;
Nur wecken will's zur That!

Auch hätt' er können formen
Mit treuer'm Künstlerfleiß,
Wenn nicht ein Loos ihn drängte,
Von welchem Niemand weiß.

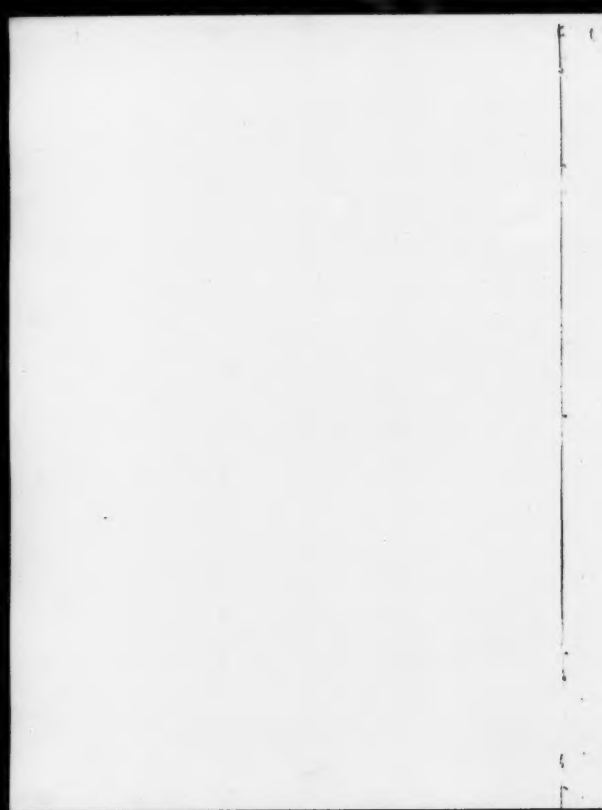
Gern hätt' er euch, ihr Polen,
Als Opfer dargebracht
Die Früchte seiner Lieder;
Doch — um ihn ist es Nacht!

Auch er ist eingeschlafen
In's dunkle Schicksalsbuch,
Auch er ist helmgefallen
Dem alten Dichterfluch.

Doch still! Mehr kann euch nützen,
Als kärgliches Metall,
Des Geistes kühnes Blitzen,
Des Wortes Donnerschall.

Ist der nicht taub verklungen,
Hört man des Dichters Ruf,
Dann ist sein Werk gelungen,
Dann freut ihn, was er schuf!





TODTENKRANZ

für

Carl August

und

G ü t h e

von

Ernst Ritzkepp.



Wort:

„Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch,
Wenn der Leib in Staub gefallen,
Lebt der große Name noch!“
(Schiller.)

Leipzig, 1832,
in W. Birger's Buchhandlung.

420
501



Carl August.

(Gedichtet im Jahre 1828.)

Ich saß am Hain; des Morgens frohe Töne
Begrüßten jubelnd mein entzücktes Ohr;
Die Sonne stieg in wolkenloser Schöne,
Und in den Lüften sang der Lerchen Chor;
Der Saatenocceen schlug seine Bogen,
Die Wiese perlte von des Thaues Glanz,
Und ob dem Thal, von blauem Duft umzogen,
Bob grün und golden sich der Berge Kranz.

Mit vollen Zügen schlürft' ich in den Aelchen
Der Wonne, die Natur mir lächelnd bot,
Ich ließ den durst'gen Busen satt sich schmelzen
Am jungen Sonnenstrahl und Morgenroth;
Das auß're Paradies warf durch die Augen
Mir bis in's tieffste Herz den Wiederstrahl;
Wie Bienen aus den Blumen Honig saugen,
Sog ich mir Luft aus Wald, Gebirg und Thal.

Da schreckt auf einmal aus den fernern Räumen,
 Wie dumpfer Donnerton, ein Brausen mich
 Empor aus meinen holzverworr'nen Träumen,
 Ha, und die Sonne selbst verbunkelt sich;
 Von mächt'gem Windeshauch daher getragen,
 Umzieht den Horizont ein Wollenheer,
 Die Lüfte seufzen alle, stöhnen, klagen,
 Und ach, mir wird das Herz so schwer, so schwer!

Sind's junge Donner, die die Flügel heben,
 Um wild zu stürmen auf einander los?
 Ist's ein Gewitter, das, nach düstern Schweben,
 Herab will krachen in der Erde Schoos?
 Ach nein doch! Nicht von Donnern, nicht von Wettern
 Geboren ist der jetzt verstand'ne Ton!
 Ich weiß, wen's gilt; es ruft — mich will's zerschmettern —
 Mit dumpfem Hall: „Verwaist ist Weimars Thron!“

Das trifft mich durch und durch mit einem Schlage,
 Das wiederhallt bis in mein tiefstes Sein;
 Der Lerche Jubelton wird mir zur Klage,
 Und zum Cypressenwald der Birkenhain;
 Fern donnern jetzt die ehernen Schlände wieder,
 Noch tief're Schatten decken rings die Flur,
 Und größ'res Wehe wirft die Seele nieder,
 Da selbst in Schwarz sich kleidet die Natur.

Ein Strom von Thränen quoll mir von den Wangen,
 Ich fühlte ganz mich aufgelöst in Schmerz,
 Erbebend von untröstlichem Verlangen
 Berging in Wehmuth mein bekomm'nes Herz;
 Mit nassem Auge sah ich Lichtgestalten,
 Doch Nebel wob den Trauerflor um sie;
 Die MUSEN waren's, die vorüberwallten
 Gelöstes Haar's mit leiser Elegie.

Jetzt schwebte mir mit schwermuthvollem Lächeln
 Entgegen einer holden Göttin Bild,
 Da fühl' ich sanft're Lüfte mich umfächeln,
 Sie nahte mir wie Frühlingshauch so milde;
 Erin'nung war's; sie rief wie Ton der Fiedle
 Der Jubeltage Echo mir zurück;
 Da theilten sich die Wolken; goldne Rötze
 Floss nieder von der Sonne schrägem Blick,

Den Fürsten sah ich wieder im Gewühle
 Der Seinigen gleich einem Vater steh'n,
 Kanonen krachten in der Saiten Spiele,
 Die Thürme jauchzten zu der Flaggen Weh'n;
 Die Stadt, die waldbeword'ne, stand mir wieder
 Von lichtem Rosenschein umflossen da,
 Und drinnen wogt' es jubelnd auf und nieder,
 Und Alles sah ich, wie ich's damals sah.

Doch herbe Täuschung! Alles Schöne, Große,
 Ist nur ein Meteor, das steigt und — sinkt,
 Ein Blitz nur, den, kaum aus des Dunkels Schooße
 Geboren, wieder ew'ge Nacht verschlingt,
 Jetzt flammt es — dann verlöscht's für alle Zeiten,
 Kein Beten hält's, kein Klagen und kein Flehn,
 Es muß hinab in's Grab der Ewigkeiten —
 Man weinet — denn man soll's nie wiedersehn!

Wie froh sang ich an jenen Jubeltagen!
 Wie riß mich die Begeisterung dahin!
 Wie fühl' ich da mein Herz im Sturme schlagen!
 Wie war nur ein Gefühl mein ganzer Sinn!
 Gleich Bergen fühl' ich's auf in mir sich thürmen,
 Mit Adlerfittigen trug mich's hinan;
 Mit muß' ich in die goldne Harfe stürmen,
 Mit Welle sein im Freudenocceän!

Weiteren glaubt' ich meine schwachen Klänge
 Im Bonnesturm, der aus dem Bardenhain
 Von hundert Harfen brausenden Gesänge,
 Gesungen hatt' ich nur für mich allein;
 So wähnt' ich; doch, o schreckendes Entzücken!
 O niegeträumter Jubel! Auf einmal
 Sah ich belauscht von Weimars Lächelblicken
 Mein einsam Lied im stillen Schattenthäl!

Verlass'ner Dichter hat es viel gegeben;

So manche welken, zarten Blumen gleich,
Schnell an dem Frost des Schicksals. Auch mein Leben
An Wehrmuth war es, nicht an Nektar, reich;
Dein Lächeln, Weimar, fiel wie Blick der Sonne,
Mir wärmend in des Daseins Wintertag;
Denn höher kennt der Dichter keine Bönne,
Als wenn ihm edle Herzen süßen nach.

So folg' ich wieder denn dem Drang im Busen;

Der damals sang, sollt' er verstummen jetzt?
Das Opfer fordern ungestüm die Mufen
Zur Zeit, die wie ein Dolch ihr Herz verlegt;
Denn er ist hin, der ihren Altar hegte,
Ihr Hoherpriester, hin der Dichterfreund,
Der ihres Tempels schönsten Grundstein legte,
Der dem Jahrtausend nur einmal erscheint!

Hin ist der Fürst, der von des Zwanges Ketten
Entlastete den freien Geniusflug,

Der rollen ließ in selbstgewählten Betten

Der Geister Ströme, wie Natur sie trug;

Der Fürst, der, wie die Sonn' aus hoher Ferne

Das Moos und selbst das Gräschen lächelt an,

Roll sanfter Milde von dem Throne gerne

Hernieder sah auch auf den ärmsten Mann.

Hin ist der Fürst, der, als die Donnerwolke
 Des Welteroberers mit Bliz und Sturm
 Teutonia durchbrauste, treu dem Volke
 Dhn' Furcht undanken stand ein Felsenthurm;
 Der sanft war wie des Maientüschens Wehen
 Im Frieden, aber wenn die Schlacht begann,
 Dem Tode fest in's Antlig konnte sehen,
 Ein Erzkeß, ein ächter deutscher Mann.

Hin ist der Fürst, den von der deutschen Eiche
 Tyrannenlist zu reißen nicht vermocht,
 Der um den Adler Preußens seine Zweige
 Zu des Palladiums Rettung muthig flocht;
 Der, als der fremde Löwe lag bezwungen,
 Den jungen Frieden hier an seiner Hand,
 Und dort vom Freiheitsgenius umschlungen,
 Entgegentrat dem neugebornen Land.

Hin ist der Fürst — ach, ungestümer brechen
 Dem Sänger hier die Thränen aus dem Blick! —
 Kann er doch ganz hier aus der Seele sprechen! —
 Hin ist der Fürst, wenn kehrt er wohl zurück? —
 Der Einz'ge, der, getrennt am Himmelsbogen,
 Die größten Sterne, die die Zeit gebat,
 Von fern und nah in seine Bahn gezogen,
 Und ihnen lichtverleih'nde Sonne war.

Carl August, ja, an Deinem Throne rauschte
 Der Philomelen zaubrischer Gesang,
 Des Göttermelobieren Deutschland lauschte,
 Ja, der hinaus in alle Länder drang:
 Du warst der Erste, der den Chor der Dichter,
 Ein Gott die Götterschaar sich zugesellt,
 Und machtest Weimar zu dem Licht der Lichter,
 Daß Hoz hinstrahlte durch die ganze Welt.

O Wieland, Herder, Schiller — große Namen,
 Mit schauernder Entzückung nenn' ich Euch!
 Ihr streutet gottesfüllt den goldnen Saamen,
 Der fortergrünt durch der Aeonen Reich!
 Und Du, o Göthe, Meister aller Meister,
 Des Aarflug eine Welt sich nachgelenkt,
 Du majestät'scher Fürst im Land der Geister,
 Wie jauchzt die Seele, wenn sie Dein gedenkt!

Ja, lauter jauchzt sie, da mir nun mein Sehnen,
 Daß unaussprechliche, ein Gott erfüllt;
 Ich schaute Dich — und hemmte kaum die Thränen,
 Da vor mir stand Dein würdevolles Bild!
 Der Tag war mir ein Sonnenpunkt im Leben,
 Da Deine Sprache liebevoll mir klang,
 Und mir aus Deines Flammenbildes Weben
 Dein ganzer großer Geist entgegen drang.

Dich trifft nun doppelt die geschlag'ne Wunde,
 Dir starb der Fürst nicht nur, Dir starb der Freund,
 Ein Freund, den Jahr auf Jahr zu festerm Bunde
 Des Herzens Harmonie mit Dir vereint;
 So Mancher war Dir schon vorausgegangen,
 Mit dem Du Großes bautest Hand in Hand;
 Nun neht um ihn die Zähre Deine Wangen,
 Der wie am höchsten, Dir am nächsten stand.

Du weinest, ach, und weint doch alle, alle,
 Ihr Dichter! Singt die bangsten Melodien!
 Zersiehet in Thränen bei des Hohen Falle,
 Der euer goldnes Alter hieß erblühen!
 Ihr seid nun eine hirtelose Heerde,
 Die wieder in der Wüste irren soll,
 Denn ach, entrissen ist der Mann der Erde,
 Aus dessen großem Sinn euch Labung quoll.

So sanft als glorreich war des Fürsten Ende,
 Er sah ein großes Tagewerk vollbracht,
 Er schied auf seiner Höhe Sonnenwende
 Und ging, gleichwie ein Sieger, aus der Schlacht;
 Nach drei und sunzig thatenvollen Jahren,
 Nach langer Pilg'ung auf des Ruhmes Bahn,
 Flog er empor zu jenen höhern Schaaren,
 Um dort die schön're Krone zu empfab'n.

So wird der tiefe Schmerz in Trost gewandelt
 Und in erhebende Begeisterung,
 Denn was er hier erstrebt, gewirkt, gehandelt,
 Es rollet fort in ungehemmtem Schwung;
 Ja, und so lange Dichterharfen klingen,
 So lang der Baum der Künste nicht verdorrt,
 So lange wird, Carl August, man Dich singen,
 So lange lebt Dein großer Name fort!

Ein Denkmal höher als der Pyramiden
 Erhab'ner Bau, ein fester Monument
 Als Marmor und als Erz ist Dir beschieden,
 Das keinen Einsturz, kein Vergehen kennt;
 Dich werden künftige Geschlechter preisen,
 Dein Ruhm wird wachsen wie ein Cedernbaum,
 Nach Dir wird in Jahrtausenden man weisen
 Wie nach dem Leuchthurm in dem Nebelraum.

Ha, welch ein Feuer strömt mir durch die Glieder!
 Welch ein Entzücken flügelt mich empor!
 Wie neugeboren athm' ich plötzlich wieder;
 Sieh! — Aus den Wolken bricht die Sonn' hervor;
 Der Himmel heitert sich — die Fluren lachen,
 Der Vögel Chöre schmettern hell im Hain,
 Die ganze Erde seh' ich neu erwachen,
 Und Alles glühn von goldner Strahlen Schein!

Das weckt den Geist zu heitern Phantasien; —
 Ein großes Muster lodt ja mächtig nach;
 Carl Friedrich wird als neue Sonne glähen
 Und rings verstrahlen Licht und goldnen Tag;
 Hat doch sein Mund das schöne Wort gesprochen,
 Daß vor ihm schweben soll, ein leuchtend Bild,
 Der Herrliche, deß Auge nun gebrochen;
 Ha, wie das balsamgleich die Wunde stillt!

Es tröstet, wie der neue Sonnenschimmer,
 Wenn Wolken kurz den Horizont umgraut; —
 Bei eb'lem Wollen sinkt es nicht in Trümmer,
 Was eines großen Schöpfers Hand gebaut;
 Und so mit vollen, stürmischen Akkorden
 Lönt, Friedrich, Die des Dichters Lyra zu:
 „Heil Dir! Was der Bollendete geworden,
 Ja das, Erhabener, das werd' auch Du!“

G ö t t e.

Stimme:

In Frohschaft all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

(Götter.)

Mitten durch den Wetters Sturm der Zeiten
Tönet einer dumpfen Glocke Ton;
Ha, wer ist's, den sie zu Grabe läuten?
Sank ein Fürst, ein König von dem Thron?
Wohl ein Fürst, ein Fürst im Land der Geister,
Dessen Vorbeer Kronen überstrahlt,
Ach, der höchste aller hohen Geister
Hat den Zoll der Sterblichkeit bezahlt!

Leb' sind nun des Ruhestempels Hallen,
 Wo das deutsche Saitenspiel erklang,
 Denn der Hohepriester ist gefallen,
 Der gesungen, wie noch Keiner sang;
 Den Altar umnachten schwarze Flöte,
 Es verglimmt der heil'gen Lampe Licht,
 Und die Rufen stöhnen Trauerchöre,
 Da des Tempels ält'ste Säule bricht.

Melpomene sitzt in dumpfen Schweigen,
 Manches Leichendrama sah sie schon,
 Doch dem Trauerspiel muß jedes weichen,
 Denn es fiel darin ihr liebster Sohn:
 Berther steigt aus seinem Grabeshügel,
 Und Ottiliens Lichtgestalt erscheint,
 Mignon sprengt des Sarkophages Kiegel,
 Kommt im weißen Kleid herauf und weint!

Die Natur erbebt von eis'gem Schauer,
 Und der Himmel birgt sein holdes Blau,
 Alles kleidet sich in Todesstrauer,
 Schwerenuth athmen Fluß und Hain und Au';
 Selbst der Frühling wendet sich erschrocken
 Von der schon betret'nen Bahn zurück;
 Seine Säfte, seine Blumen faden,
 Thränenströme weint sein dunkler Blick.

Nur die Welt ertost im alten Saufen
 Hört und hört und hört den Glockenhall
 Kaum bei der Erlebe wilhem Brausen,
 Das ihn überläut mit wüstem Schall;
 „Starb er, dessen Ruhm vor ihm gestorben?“
 Fragt sie kalt, „der längst sich überlebt?“
 Dem im Winter jener Kranz verderben,
 Den sein Lenz und Sommer ihm gewebt?“

Und wie stets das Heute wagt zu tadeln,
 Was das trunk'ne Gesehn hoch entzündt,
 Wie Zwerghäume Cedern da entadeln,
 Die kein Zoll von ihrer Größe schmückt;
 Wie die Kinder meistern an dem Dome,
 Der dem Vater groß und herrlich war,
 Träf auch Dich die Zeit mit ihrem Strome,
 Die doch keinen Gleichen ausgebar.

Noch wie Luna, Sol und alle Sterne
 Greßer, prangender am Himmel stehn,
 Einmal da, wo sie den Lauf begonnen,
 Und noch einmal — wenn sie untergehn;
 So auch bricht in allem seinen Glanze,
 Göt'ge, Dein Gestirn erneut hervor,
 Jetzt, wo es nach dem Kieftentanz
 Durch den Saal des Himmels sich verlor.

Also Nichts hat Deine Kunst erschaffen?

Nichts als — Welten, die kein Andrer schuf!
Götterbilder! und — ein Heer von Affen,

Die nachstotterten den Schöpfungsruß!

Also Nichts hat Deine Lei'r gesungen?

Nun dann singt auch Philomele Nichts!
Ho, ihr Stümper! Dann ist's euch gelungen!
Dann seid ihr die Meister des Getichts!

Und doch will es nicht zu Herzen gehen

Euer Lied, nicht rühren und erfreun,

Will nicht Himmel in die Seele wehen,

Will ihr Spiegel nicht und Abbild sein,

Will mit jenem Zauber nicht umschlingen

Welchem Niemand widerstehen kann,

Und im Volke will es keiner singen,

Weil es nicht aus echter Quelle rann!

Götze, Götze! Wo sind Deine Ticker?

Mann des Herzens, Mann des Weib's, der Lust,
Einziger, Du lebst und nimmst wieder!

Wenn Du sangst, da hob sich jede Brust!

Freud und Leid und Begehrt und Entzücken

Brach wie Sturm auf unser Lax herein!

Und das Siegel auf Dein Werk zu drücken,

Stand Natur und Kunst in dem Verein!

Deine Bilder wandelten und lebten,
 Deine Scenen malten eine Welt,
 Die mit holder Täuschung uns umwebten,
 Wahrheit war dem Ideal gestellt,
 In dem Geiste lebten die Gestalten,
 Und in den Gestalten glomm der Geist,
 Uns in jenem Zauber festzuhalten,
 Der uns eng und enger stets umkreist.

Leib und Seele sind in Eins gegessen,
 Unlosreißbar durch das Weltenall,
 Eines von dem Andern abgeschlossen
 Wird des Andern fürchterlicher Fall;
 Drum verkettete Dein hohes Streben
 Mit dem Aufzug in das Aetherland
 Klaren Blick auf Wirklichkeit und Leben,
 Mit Wer, Erfahrung und Verstand.

Darum leuchtet über Schillers Sterne
 Deiner noch! Er sah ein Ideal,
 Sah es nur in hoffnungsloser Ferne,
 Und verstarb wie Bliß im eignen Strahl;
 Soll ich nur in Regionen schauen,
 Ach, zu deren lustigem Gebiet,
 Nie sich eine Brücke mir will bauen?
 Soll ich suchen, was mich ewig zieht?

Soll ich Leben und Geschicke scheitern,
 Weil mich dann ihr grober Stoff zermalmt,
 Und die Flamme, die nach höhern Welten
 Lebert, ird'scher Dampf und Rauch umqualmt?
 Ach, dann bricht das Ich mir in zwei Stücke,
 Keinen Sinn hat Leben und Natur,
 Grausend gähnt die nie ergänzte Lücke,
 Und die Welt ist eine Hölle nur.

Ist's nicht größer, Harmonie zu finden,
 Wo der Schmerz Verwirrung nur gewahet?
 Ist's nicht weiser, Theile zu verbinden,
 Die der Weltenschöpfer selbst gepaart? —
 Du umarmtest heilig Deiner Träume
 Goufelnde Fikellen auf der Flucht,
 „Grün sind nur des Lebens gottkne Bäume!“
 Riebst Du aus, und pflücktest ihre Frucht.

Und Du sahst sie selbst im Leben reifen,
 Was Schöne war Dir wirklich da;
 Lächelnd sprachst Du: „Lern' es nur ergreifen,
 Scheweise nicht, das Gute liegt so nah!“
 Darum, wenn um Andre's Kunstgebilde
 Nebeldämmerung sich goß und Nacht,
 Blühten Deine früh im Leuzgerilde
 Klarer Sonne, lichter Tage'spracht.

Doch das Glück, des Irtsicht Andre höhnet
 Von der Dornenbahn zur Dornenbahn,
 Hat Dich auch gleich einem Gott bekrönt,
 Wie es keinem Dichter noch gethan!
 Wie dem Epheu königliche Eichen
 Leben spenden, pflögte Dein Talent
 Jener Fürst, — wer ist ihm zu vergleichen?
 Ihm, den Einzigen, den Deutschland kennt!

Ewig werden ihn die Dichter singen,
 Der im Musentempel thronend saß,
 Und Carl August wird's in Zeiten klingen,
 Wo man stolze Könige vergaß; —
 Laßt den Lebten eine Lyra preisen,
 Welche sparsam ist mit Fürstenlob,
 Metror das Metror sie heißen,
 Das sich nur ein einzigmal erhob!

Göthe, Du gedichst an seinem Throne
 Mit der hohen Geister Götterzug,
 Deinen Namensklang zu jeder Zone
 Tausendfach des Echo's Junge trug;
 Hier gestalltest Du all die Blüten,
 Die Dein Frühling die Dein Herbst gebar! —
 Wer sah Winter, wo die Sonnen glühten?
 Wem ist Alter, was die Jugend war?

Laßt uns danken für die schönen Gaben! —
 Sind sie doch der Stolz der Nation! —
 Und dem Manne, den wir jetzt begraben,
 Nicht verkümmern seine Straßienkrän!'
 Was der Jüngling, was der Mann geschaffen,
 Stirbt's durch das, was uns der Preis noch gab!
 Nein, die Krone soll ihm nichts entzissen;
 Seht sie unverfehrt ihm mit in's Grab!

Mancher griff noch seinem hohen Krone,
 Der durch ihn zum Stolz erst gewick,
 Mancher schwang auf ihn die Feindeslanze,
 Daß des Feindes Glanz ihm Glanz verlieh;
 Er beturste nimmer wider Künste,
 Er war groß, und groß durch sich allein;
 Doch um alle Sonnen müssen Dünste,
 Und um Götter müssen Meilen sein.

Lohr sagt ihm, daß er nie gelehrt
 Den des Vaterlandes heil'ger Rath,
 Daß er Freiheit nicht, wie wir, geslehrt,
 Daß er selbst am großen Tag geruht,
 Wo durch Deutschlands Eichen Kure rauschten,
 Wo die Geister alle stark und jung
 Den erwachten Brüdern lauchten
 Und sich flügelten mit neuem Schwung.

Noch ist Egmont euerem Sinn entschwunden?

Ist ein Góð aus euerem Aug' entrückt?

Ersproßten jene Tage nicht aus Stunden,

Wie vielleicht sein Blutblatt auch entzückt?

Sei es, daß, der stets der Zeiten Gänge

Folgte, wie er stets die Zeit gelenkt,

Sei es, daß dem friedlicheren Drange

Seinen Joll der sanfte Geist geschenkt.

Sei es, daß er, müd' des weiten Schenk,

Sich gesucht ein stiller Schattenthron,

Aum Genuß des Ruh's und Stillsitzens

In der Abendsonne mildem Strahl;

Er war noch ein Sohn vergang'ner Zeiten,

Den gerecht Vergangenheit nur mißt,

Nicht wie wir jetzt — wo nur Farben fliehen,

Wo der Zeitfluß nur der Größe ist.

Schweicht ihm nicht das Deutschthum auf der Jüng',

Schuf er aus die deutsche Sprache doch,

Wachte mit Hülfe sie und Schwünge,

Und beehrte sie vom Regelschloß;

Und der hohe Ruhm einer Sprache

Bildet auch an des Gehandlten Sein,

Bildet auch an unsrer Herzguth Schläge,

Wenn er ihren Vorhang aus entrollt.

Nation, drum weise deinem Dichter —
 Eine Thräne weiß' dem großen Mann,
 Der erhaben über alle Dichter,
 Bei den Sternen seinen Platz gewann;
 Rühmt' es tief, was er dir einß gewichen,
 Wirt auf seinen Hügel einen Blick,
 Laß in deinem Tage Wehmuth kühn;
 Denn ein Göthe hehrt dir nie zu schänd!

Und von mir, o Lektör, nimm die Thränen,
 Nimm noch diesen Reiz als Opfer hin!
 Ach, wie erßt Weiden, Dichterthronen,
 Lieben — Alles geht durch meinen Sinn —
 Meines Lebens goldne Morgenröthe
 Färbt' mir mit Rosenfarben zu —
 Und ich muß weinen; „Guter Göthe,
 Dir im Grab recht lausle, süße Ruh!“

Göthe's Erklärung.



Welle:

Wie er so heimlich glücklich leht,
Da weben in den Wellen schwebt!

(Stich.)

Wer sieht hoch über den Sternen,
Die Lyra in der Hand,
Das Auge mit Sonnenlächeln
Zur Erde niedergewandt?

Wer greift in die goldenen Saiten
Auf glühender Wolken Thron,
Und haucht in den sterbenden Abend
Den süßen, sterbenden Ton?

Es sinkt die Scheidende Sonne,
 In Schatten zerschmilzt das Licht,
 Die ganze Natur ist Wonne,
 Ist Farbe, Klang und Gedicht!

Die Berge leuchten und winken,
 Der Mond schaut liebend herab,
 Und weiße Schwäne versinken
 Melodisch in's feuchte Grab.

Es lag ein Geist der Schwermuth
 Dumpf über die Flur daher,
 Und Wald und Hügel und Flüsse
 Beklagten: „Er ist nicht mehr!“

Da wogt der Glanz hernieder,
 Die Himmelsthyra erschallt;
 Sie hören die alten Lieder
 Und sehen die Wellengestalt!

Und nach der Saiten Schlage
 Die ganze Natur sich regt,
 Des Weltalls ewige Tiefen
 Sind alle von Grund bewegt.

Sie süßten sich aufgeschwungen
 Nach blauer Meere Schoß
 Zum Geiste, der sie durchdrungen
 Von der Eder bis zum Noos.

Es flüßern die Erken am Bache,
 Es lässeln die Buchen im Hain,
 Es streben die Felsen und Eichen
 Zu ihm in die Wolken hinein.

Es rauschen die ewigen Flüsse,
 Es säuseln die Blumen empor,
 Es singen sich Welten entgegen:
 „Er ist unsterblich!“ im Chor.

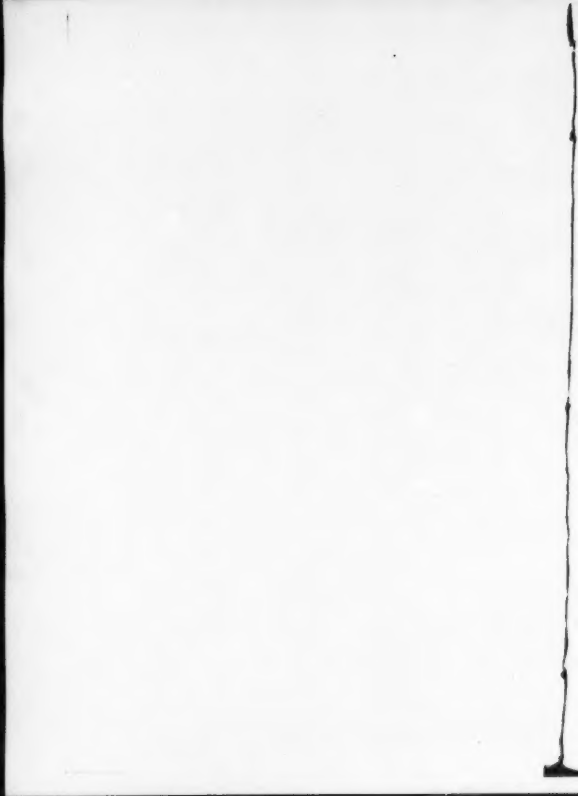
„Als Himmelsphilomele
 Singt er nun Melodein
 Von einem ew'gen Frühling
 In den irdischen Frühling herein!

Und so lange Sehnsucht und Liebe
 Und Sonnen und Sterne glühn,
 Und Nachtigallen schlagen
 Und Weibchen und Rosen blühn;

So lange Lenz grünen,
Und so lang ein Menschenberg
Hinsieht in süßem Entzücken,
Hinsieht in heiligem Schmerz:

So lange wird er leben
Da droben am Himmelstelt,
Und unten wiederklingen
Im Busen einer Welt."





Frankreich, Rußland, Deutschland
und Polen,

oder:

Stimmen der Gegenwart.

Ein

Kranz politischer Gedichte

von

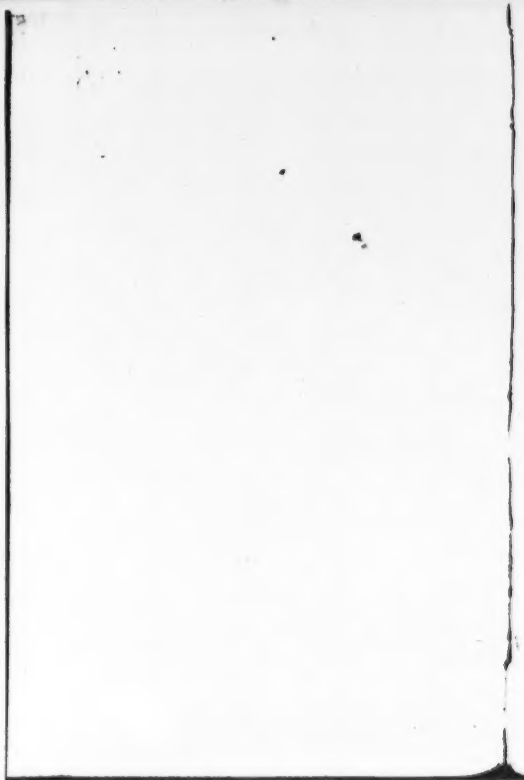
Ernst Ortlepp.

Motto:

„Wenn zuweilen Himmelsfunken fagen,
Von den Gottgewählten angefaßt,
Kommen böse Geister an und schlagen
Alles wieder tief in Mitternacht.“

(Seume.)

Hamburg 1832,
bei Hoffmann und Campe.



Wo wilst du, armes Deutschland, hin?
O Land voll Mark und Saft,
Mit Löwenmuth und Adlersinn,
Hast weder Halt noch Kraft!

Aus dem Norden kommt der Winter mit dem Flet-
tenocean,
Der den Lenz und alle Blumen mordet mit dem eisgen
Sahn;
Aus dem Norden kommt der Eisbär — und ein
Meer Barbaren mit —
Der den kurzen Freiheitsfrühling, einer Blume gleich,
getrilt.

Aus dem Süden kommt der Sommer mit des Sa-
 mums Flammengluth,
 Und er thut es mit der Hitze, was der Nord mit Kälte
 thut;
 Aus dem Süden kommt die Schlange: „Die ver-
 bot'ne Frucht ist süß.“
 Zlistert sie — denn ihr gelüstet selbst nach unserm
 Paradies.

Wo willst du, armes Deutschland, hin?
 So mittenein gestellt,
 An Form zerrissen wie an Sinn,
 Bist du nicht schon gesätt?

Bist du nicht im voraus besiegt,
 Eh' noch ein Feind sich regt?
 Du bist's ja selbst, die sich betriegt,
 Und die sich selber schlägt!

Wo willst du, armes Deutschland, hin?
 Ein Reich in sich uneins
 Hat seines Daseins nicht Gewinn
 Und ist so gut wie kein's.

Wo willst du, armes Deutschland, hin,
 Wenn nun der Eisbär kommt?
 Ist nicht dein kurzer Mai dahin,
 Bevor er dir gestremt?

Wo wiffst du, armes Deutschland, hin,
 Wenn nun die Schlange naht,
 Halb Heilge, halb Oeifnerin? —
 Wo haft du Rath und That?

Wo wiffst du, armes Deutschland, hin? —
 Ich höre deinen Ton:
 „Weh mir, daß ich nicht einig bin,
 Wo rings die Feinde drohn!“ —

Aber Schuld find deine Kinder; blind und taub ift ihr
 Gefchlecht;
 Denn dein Sohn ift halb ein Freier, und halb ift er
 noch ein Knecht,
 Streckt die Arme nach dem Neuen, möchte ziehn das große
 Rood,
 Und doch ringt fich feine Ohnmacht nicht von alten
 Gängen los.

Wahrheitsfündende Propheten traten gottbegelktert auf,
 Und fie predigten gewaltig von der neuen Sonne
 Lauf,
 Sie verheiften den Meffias und des Hellen großen
 Tag,
 Aber Wahnsinn nennt es Wahnsinn, was der Scher
 Zunge Sprach.

Ob sie warnen, ob sie schelten, ob sie bitten, ob sie
 sich,
 Ob sie blitzen, ob sie donnern, ha, ihr wollt sie nicht
 verstehn;
 Brecht mit Spott ob ihrem Haupte der Verdammung
 Stab gar schnell,
 Kennt den Gott, die Völkstimme „ultraliberal Ge-
 bell!“

Und die Mächtigen der Erde sind im Innern tief er-
 grümt,
 Weil der Urakfod der Wahrheit nicht zu ihren Noten
 stimmt,
 Und sie wollen es nicht hören, was sich schwingt von
 Mund zu Mund,
 Und sie wollen es nicht sehen, wie das Herz der Völker
 wund!

Ach, es mahnen die Propheten, euch, ihr Fürsten selbst
 zu gut,
 Über falsche Rätze sagen: „Herr, es spricht rebellisch
 Blut!“
 Denkt an Kalchas und Kassandra! Ach, sie wurden erst
 erkannt,
 Als die Völker Pest verzehrte, Ilium in Flammen
 stand!

Wo wilst du, armes Deutschland, hin?
 Ein Eisberg drehet hier,
 Dort ein Vulkan — wehin, wehin,
 Germania, mit dir?

Hast est erkannt und bis ins Mark
 Geführt der Zwietracht Fluch;
 Du könntest sein so groß und stark,
 Und wirst doch nimmer klug!

Du siehst, und träumst, und legst im Schlaf,
 Und eh'r erwachst du nicht,
 Bis dich des Feindes Klinge traf;
 Dann wird dir's schrecklich Licht! —

Von dem heil'gen Sternendome wirst der ew'gen Lampen
 Schein
 Süßen Himmelsstrahl der Freiheit in das Völkerherz
 hinein;
 Wieder aus der Völkerherzen stillem Gluth: und Licht:
 altar
 Nach den Sternen strebt die Flamme, wie die Sterne
 rein und klar.

Auf den grünen Gefilden aus der Erde Kerkerschacht
 Tritt hervor die junge Rose frei mit aller Blumen
 Pracht,

Über eine schön're Blume in des Busens heil'ger Flur
Blüht der Freiheit Himmelsblume, blüht die Rose der
Natur.

Lerchen in dem Meer der Lüfte, Nachtigallen in dem
Hain
Stürmen frei die vollen Seelen hin im Zauberwelo-
del'n,
Über göttlichere Lieder haucht das goldne Saitenspiel,
Wenn der freie Dichter kühneth frei sein jubelndes Ge-
fühl.

O ihr holden Freiheitssterne, wann doch geht ihr endlich
auf?
Ach, mit tiefer, tiefer Sehnsucht blickt die ganze Welt
hinauf!
O du schöne Freiheitstrose, wenn erfüllt dein Himmels-
dust
Kings den großen Völlergarten — Himmel, Erde, Meer
und Luft?

Wann, o Lerche, Lenzverkünd'rin, wann doch schwingst
mit freiem Gang
Durch die Länder alle, alle dich dein jauchzender Ge-
sang?

Freiheit, süße Philomele, wann doch klingt dein Bau-
 berten
 Von dem Throne zu dem Volke, von dem Volke zu dem
 Thron?

Nach, noch droht der halbe Winter, welcher in den Früh-
 ling ragt,
 Und mit zornig = rauhem Sturme, ihn, warum er da sel,
 fragt!
 Doch es steigt, ein Nar, die Senne, hoch und höher
 jeden Tag,
 Deren ew'ges Feuer Niemand von dem Himmel reißen
 mag.

Und das Weltgericht ist nahe, da ergreift das Scepter
 Gott,
 Und der macht mit einem Schlage jeden falschen Rath
 zu Spott;
 Es erdröhnet die Posaune, und sie bläst mit einem
 Klang
 Alle Mauern auseinander, die emporgethürmt der Zwang,

Es zerbrechen alle Kiegel, alle Pferten thun sich auf,
 Auf der Tenne bleibt der Weizen und die Spreue fliegt
 hinaus,

Und es springt der Tod aus Gräbern, und das Leben
 sinkt ins Grab,
 Und dem hohlen Luge fallen alle seine Masken ab. —

Gerne sei mir wilde Drohung! — Gönnt mein Herz,
 doch Jedem Glück!
 Aber nicht ersluden kann ich, was erschaut mein Sehers-
 blick;
 Und ich donn'r euch zu: „Erwachtet!“ Seht, wie schon
 die Nemesis
 Euer Riesennetz zerreissen will mit einem Riesenriß!

Armes Deutschland, armes Deutschland, o wie lange
 sollst du schrein?
 Und wie lange soll dein Hoffen noch hinausbetrogen
 sein?
 Heilige Pflicht ist hier die Rede; denn uns alle geht
 es an,
 Leicht ist es um euch, ihr Fürsten, leicht ist es um uns
 gethan!

Darum zaudert nicht, ihr Größten, macht das Volk nicht
 irr' an euch,
 Haltet Wort, wo ihr versprochen, thut's den Andern
 Kleintern gleich!

Treu ist euer Volk und bieder; machet es nicht selber
schlecht,
Gebt ihm, was sein Blut verdiente, gebt Verfassung ihm
und Recht!

Was doch gilt es noch zu zögern? Ist's noch nicht die
rechte Zeit? —

Haltet euch, daß man nicht fürchte, diese sei wohl ewig
weit!

Denn da Ruhe bei uns wohnte, sagtet ihr: „man hat
genug!“

Da es Sturm ist, findet wieder zu gewähren ihr nicht
flug.

Wie doch soll die Stunde kommen, wenn ihr fort stets
widersteht,

Und euch mit dem Verwand decket, der sich in dem Sitz
sel dreht?

Thut es nicht die Zeit der Sorge und die Stunde der
Gefahr,

Nimmer macht, was ihr verheißen, wohl die Ruhestunde
wahr!

Seht ihr vor dem Freiheitsslange; der aus Frankreich
euch erschreckt,

Sind euch eure Völker Schilder, deren Erz euch wohl
bedeckt;

Doch die Herzen müßt ihr haben, dann erst habt ihr
 auch den Arm,
 Eure Kälte macht sie frostig, nur die Liebe macht sie
 warm.

Bei dem nordischen Giganten sucht für euch die Rettung
 nicht,
 Denn er schmiedet heimlich Ketten, wo er Freundschafts-
 bänder sticht;
 Solcher Bund stiehlt euch die Liebe eurer Nationen ab,
 Die an Polens Grabe weinend denken an ihr eignes
 Grab.

O betrachtet seine Arme, die er streckt nach Asia,
 Die man gierig in zwei Welten stets nach Beute jagen
 sah!
 Lenkt den Blick auf seine Bahnen! Seht noch ist er nicht
 am Ziel,
 Und wie viel ihm schon verfallen, nimmer hat er doch
 zu viel!

Darum hütet euch! Seid wachsam! Und, ihr Fürsten
 widersteht!
 Denn bald wird er euch befehlen, wo er schmeichelt noch
 und ficht!

Was er will, das liegt im Dunkeln; kann's das Hells der
Menschheit sein?

Ach, es tödt durch ganz Europa nur ein einz'ges großes
„Nein!“

Die Gewalt zurückzuführen an den Thronsiß der Vers
nunst,

Und die Welt zum Knecht zu machen der Aristokratens
zunst,

Und den Himmel zu unnebeln, wo die Sonne licht ges
lacht,

Und die Völker zu begraben in die alte Todesnacht;

Und des Oftertages Morgen, der das Leben uns ers
neut,

Auszutragen mit dem Schwerte aus dem Almanach der
Zeit,

Und zum Raub dem Censor geben jedes Offenbarungsbuch,

Und für Wahrheit Ketten spenden, Orden für den Lug
und Trug —

Und das ungeheure „Rückwärts!“ hinzubrüllen durch die
Welt,

Und zu werden systematisch, was der Geist errang, der
Held,

Und zurückdrehn den Zeiger auf der Bildung Siffer:
blatt,
Da der Freiheit Silberglöcke kaum erst Eins geschlagen
hat —

Und Gesetze zu distilliren, denen Menschheit ist ein Ding,
Das despotisch sie umspannen mit des Zwanges Eisen:
ring,
Ha, Gesetze, die die Freien zu Maschinen wandeln um,
Die die Geister schwunglos machen und das Salz der
Erde dumm —

Ist das nicht des Kiesen Trachten? — Wegte nicht dein
Ocean,
Barbarei, von je aus Osten nach dem Abendland
heran?
Aus dem Osten führt die Sonne wohl herauf des Tages
Licht,
Doch der Bildung großen Morgen — ach! den bringt
der Osten nicht!

Aus des Tages edler Heimath kam von je nur Selbstes:
nacht;
Asia, der Menschheit Wiege, hat der Menschheit Grab
erdacht;

Selbst der Krankheit Todesengel mit dem Riesen = Würger-
 schwert,
 Hat ihn nicht dem Kind Europa Mutter Asia bes-
 scheert?

Darum hüte vor dem Osten, hüte dich, mein Vater-
 land!

Doch auch mit dem leichten Westen flechte nicht zu rasch
 ein Band!

Denn er macht es gern zum Neße, drin er dich als Beute
 fängt,

Spielt als Rahe mit der Taube, die er zu verschlingen
 denkt!

Edle Sonnen hegt der Westen, welche noch im Unter-
 gehn

Schimmern, ja, die in zwei Welten man erstrahlen hat
 gesehen;

Sterne stehn an seinem Himmel, die der Menschheit
 höchsten Kranz

Eragen an den hehren Stirnen leuchtend in erhabnem
 Glanz.

Über mag am Steuer Unschuld, Reinheit stehn und Edels-
 muth,

Was doch frommt ihr Thun und Schaffen, wenn das
 Meer ertöbt in Wuth?

Wenn Gewitter mit Gewitter, Welle mit der Welle
grollt,
Auf den Blitz der Blitz sich stürzt, Donner auf den
Donner rollt?

Auf der Flur geht mancher Sämann, der auf gute
Saaten denkt,
Möchte goldnen Welzen streuen; aber Arm in Arm vers
chränkt
Weist er schwermuthsvoll und jögert, denn das Feld ist
rings Vulkan,
Im Moment kann seiner Schöpfung die Zerstörungslava
nahn.

Darum hüt' auch vor dem Westen, hüte dich, mein Va-
terland!
Bleib zurück von seiner falschen delne deutsche, treue
Hand!
Hör' die Stimme der Erinnerung, die mit grellen Noten
kreischt,
Wie das Herz dir auch der Westen mehr als einmal hat
zerfleischt!

Seß ein Volk auf sich nur bauend gleich dem Fels allein
doch stehn,
Und sich selbst aus sich nur rathen und sich nicht nach
Andern drehn;

In Germania's Gebeinen welche Kraft und welches
Merk!

Und der deutschen Männer Geister wie so kühn und wie
so stark!

Einig laßt uns sein, nur einzig, an Verfassung wie
an Sinn,

Dann ringsher auf jedes Ausland schauen wir als Lö-
wen hin;

Dann erschreckt uns nicht der Riese; sind wir doch dann
selbst Gigant!

Dann vergiftet nicht die Schlange unser Paradieses-
land!

Und wir haben auch noch Sennen, die an unserm Him-
mel glühn,

Und wir haben auch noch Blumen, die im deutschen
Garten blühn,

Und wir haben goldne Sterne; schön und leuchtend stehn
sie da,

Daß wir keine dir nicht neiden, elste Schwester Francia!

Gleich der Glocken ehr'nen Tönen tönet unsres Rotted
Wert,

Auf der Windekraut Wetterschwingen reißt uns Wel-
ke & Rede fort,

Hahn, Hund, Bär und Adler.

Es war einmal ein rechter Hahn,
Der hatte große Speren an,
Der stand gar früh auf seinem Miß,
Sein Auge flammte Muth und List;
Er blickte sinnig: wild empör,
Er hatte große Dinge vor.
Erst kräht' er mit gar lautem Schrei
Run seine Morgenmelodei,
Dann rauscht' er mit den Flügeln sehr,
Als ob er ein Adler geworden wär'.
Dann schwang er gar sich auf ein Dach,
Und krähte von dreien Alles wach.
Und alle Hühner sah'n hinan,
Und schrien: „schaut den großen Mann!“

Doch bald ein Schwindel ihn befiel,
 Denn drehen gehn, das war sein Spiel.
 Vorsichtig spaziert' er erst ein Stück
 Vorwärts, dann ging er wieder zurück.
 So trieb' er mit Behutsamkeit
 Sich hin und her 'ne kleine Zeit
 Gerade wie ein Wetterbahn;
 Dafür sah ihn auch Niemand an.
 Als nun in ungewohnter Sphär'
 Er es ertragen konnte nicht mehr,
 Da fiel er ganz bedachtsam nieder;
 Nun setz er auf dem Risse wieder. —

Es war einmal ein armer Hund,
 Der trug 'nen großen Kettenbund,
 Und hatte Schlösser vor dem Mund,
 Daß er nicht einmal bellen konnte;
 Der wurde toll und riß sich los,
 Da war die Furcht vor ihm sehr groß.
 Der fiel nun hier den Einen an,
 Dort wieder einen andern Mann,
 Noch Einen hier, noch Einen dort,
 So lebt' er eine Weile fort.
 Er dachte, daß er ein Löwe wär,
 Und lief im Walde hin und her;
 Doch hungrig ward er bald und matt,
 Und hatte die Freiheit herzlich satt.
 Er suchte schmachtend sich 'nen Herrn,
 Trug wieder Schloß und Kette gern.

Und wir schaun auf unsern Ithland; der als Lieder-
 nachtigall
 Uns entzückte, wird auch bringen neuen Freiheitsfrüh-
 lingshauch.

Und wir schaun auf unsern Menzel, dessen Wert ein
 scharfer Deth,
 Der die Spitze bohrt zum Herzen jeder Unte, jedem
 Melch;
 So, wenn solche Gleden klingen und wenn solcher Geist
 erkraust,
 Wie doch dann das große Pfingstfest durch die deutschen
 Wälder saust!

Ja, dann wird das Band gedeihen, das uns alle gleich
 umschlingt,
 Das mit einem Hauberringe uns als Brudervolk um-
 ringt,
 Das nicht Kabinette lösen, das wie Erz zusammen-
 hält
 Und mit Olieb in Olieb gefuget troget einer halben
 Welt.

Da sollst du, chles Deutschland, hin!
 O Land voll Mark und Saft,
 Mit Löwenmuth und Adlersinn,
 Dann hast du weht noch Kraft!

Doch stügte deinen Lauf dahin, .
 Und wandle Rath in That!
 Die Stunden jagen rauschend hin,
 Und das Verderben naht!

Es war einmal ein garstiger Bär,
Der glummig kam gezogen her,
Er wollte gern der König sein,
Und stürzte in die Welt hinein;
Er schrie und brüllte furchterlich,
Und wer ihn sah versteckte sich. —

Es war einmal ein weißer Hax,
Der schwang sein blendend Flügelpaar,
Und schwebte nach dem Himmelzelt;
Ihm staunte die entzückte Welt.
Da fiel er aus der Höh' herab,
Er blutete — und sank ins Grab.

Doch sangen süße Liedeslieder
Die Vögelschaaren all hernieder,
Es ließen Lerch' und Nachtigallen
Ihm ihre schönsten Klänge schallen.

Das war der Hax, der weiße Hax,
Der ein'ge Rechte aus der Schaar!

Napoleon.

Es klingt ein Lied von Aegypten;
 Wie wunderbare Mähr
 Ergrünter Heldensagen
 So klingt das Lied daher.

Es klingt ein Lied von Marengo,
 Das hat gar starken Klang,
 Da grüßte den Kometen
 Der ganzen Welt Gesang.

Es klingt ein Lied von Jena,
 Das kraust und donnert so stark,
 Es tracht dem zermalnten Hèrre
 Hinab ins innerste Mark.

Borussia stürzte zu Boden
 Voll Blut und todtenstumm,
 Es wandte sich Friedrich der Große
 In seinem Grabe um.

Es klingt ein Lied von Wagram,
 In schwarzer Gewitternacht,
 Da zog er über die Donau,
 Und lieferte Wagrams Schlacht.

Und Rußland sank zu Boden
 Voll Blut und todtenstumm;
 Germania's weite Säule
 Sie set mit Krachen um!

Es klingt ein Lied von Moskau,
 Es lodern Flammen darin,
 Und Eis und Grabeschauer
 Sieht's durch die Geister hin.

Ah, von der Ceresina
 Er klingt ein traurig Lied,
 Voll Leiden und von Blute
 Roth ihre Welle zieht!

Es klingt ein Lied von Lützen,
 Dem lauscht man athemlos,
 Da steht der alte Gigant
 Noch einmal hoch und groß.

Es klingt ein Lied von Leipzig,
 Von des Giganten Haß,
 Von Muth und Potentleichen
 Klings's mit beweglichem Schall.

Von Waterloo erklinget
 Das letzte Lied daher,
 Das ist ein dumpfes Heulen
 Wie Todtengesang so schwer!

Es tönt von einer Sonne,
 Die untergeht im Blut,
 Es tönt von einer Insel,
 Dieragt aus der Meereshuth —

Es tönt von der alten Eiche,
 Die Wettersturm gebroch; —
 Das Lied wird wiederhollen
 Bis an den jüngsten Tag!

V i s i o n.

Einß bei Trompetenschalle
 Da folgen Ihn an Eher
 Die Polenherden alle
 Aus Ihren Gräbern hervor.

Dem Klange der Trompeten
 Erhebt sich die Heiterchaar,
 Bei Trommelmwibeln regt sich
 Das Juchzeß um den Bar.

Der Bar der Stuhlet und lachet
 Wie Schnee und Sonnenglanz,
 Und klingendes Spiel erschallet,
 Gleichwie zu feichtlichem Tanz.

Und Kockinsko riefig
 Erhebt sich vor dem Heer,
 Das jauchzt, und präsentirt
 Das funkende Gewehr.

Und Penlatowski schreitet
 Nach feucht von Wellenthau
 Herver aus Nebelwegen
 Ins Licht und Himmelstau.

Sebieski selbst erscheint
 Auf wildem, bäumenden Fels,
 Mit mächt'gem, blankem Schwerte,
 Ein riefiger Kelsch.

Und auf gethürmten Wellen
 Anhöchster Spitze steht
 Auf flammenumzacktem Throne
 Ein Bild von Majestät.

Das steht auf schwarzem Gebirge,
 Erhaben und allein,
 Und schaut, im kleinen Hute,
 Mit verschränkten Armen, herein.

Es rollen unter ihm Donner,
 Und Blitze kreuzen sich wild,
 Sie künden das nahe Gewitter,
 Das dunkler und dunkler erchwilt.

Es rollen heilige Schauer
 Von Herzen zu Herzen fort
 Und alle Lippen stammeln
 Ein großes Lösungswort.

Der Geist des alten Titanen
 In seiner Kraft erwacht,
 Er schreitet voran den Kriegern
 Und lenkt die heilige Schlacht.

Es dämmt der Pyramiden
 Gebild aus dem Nebel herab,
 In flammende Wellen malet
 Sich Moskau's lodrendes Grab.

Auch Peltzig läßt sich schauen,
 Als thürmende Himmelsstadt,
 Wie Pulverdampf es begraben
 Und Gluth es umschlungen hat.

Nun bricht das große Gewitter
 Wie Weltengericht herein,
 Es fladern Süden und Norden
 In blutigem Purpurschein.

Es stürzen Berg' und Hügel,
 Die Erde thut sich auf,
 Es splintern Fels und Eiche,
 Es fließt der Strom im Lauf.

Das ist das große Gewitter,
 Noch schläft's in tiefer Nacht,
 Doch werden Welten wanken,
 Wenn aus dem Schlaf es erwacht.

Und ist sein Krachen verhallt,
 Und ist die Nacht vorbei,
 Dann kommt ein schöner Morgen,
 Ein helder blühender Mai.

Und wieder dann im Osten
 Auf Morgenwellen steht
 Auf feuerumjacketem Gebirge
 Das Bild voll Majestät.

Und über ihm hebt sich die Sonne,
 Da strahlt's in Helligenschein,
 Da lächelt sein Antlitz friedlich
 Und sanft wie nie herein.

Und Kosciusko senkt sich
 Mit Poniatowski hinab,
 Und Sobieski legt sich
 Zu ruhigem Schlaf ins Grab.

Und über der Sonne schimmert
 Die Freiheitsgöttin klar,
 Und über ihr schwingt die Fädel
 Verkündet der weiße Nar.



Es jauchzen die Nationen
Zum Himmel emporgewandt.
Und die Polen jubeln und weinen
Im freien Vaterland!

Die Theilnahme.

Und wenn ein Freund die Augen schließt,
So wein' ich Thränen auf sein Grab,
Und wenn die heiße Thräne fließt,
Dann sehn' ich wehl mich selbst hinab.

Und wenn ein edles Volk verdirbt,
So wein' ich Thränen auf sein Grab,
Und mehr, als wenn ein Freund mir stirbt,
Noch sehn' ich dann mich selbst hinab.

Und wehret man das Horngeblöth,
Das aus der Sängerscede strebt,
Das Trauertied wehret man wehl nicht,
Das Polen Todtenkränze weht!

Die Mutter und ihre Kinder.

Gestrennet von der Mutter
Zieh'n ihre Kinder umher,
Sie schweifen und sie irren
Ein weltverstreutes Heer.

Sie denken an sie mit Lächeln
Und denken mit Thränen an sie;
Das Lied der Nachtigallen
Ist ihnen Elegie.

Es mahnet sie der Frühling
An einen schönern Mai,
Voll Grün und lachender Hoffnung,
Doch ach, der Lenz ist vorbei!

Da klangen frohe Lieder,
 Nun sind sie längst verhallt,
 Es sank in Gräber nieder,
 Was damals froh gewalt.

Es ist getrennt, zerrissen
 Das alte, liebe Band,
 Die schweifenden, irrenden Schaaren
 Sie haben kein Vaterland!

In fremden Regionen
 Geseht nirgends die Brust;
 Wo sollen die Armen wohnen?
 Ach, hätten sie das gewußt!

Wohl wachen die alten Schmerzen
 Auf in dem bewölkten Sinn,
 Wohl zehrt's die blutenden Herzen
 Zu der fernnen Mutter dahin.

Sie sieht wie Rahel und weinet
 Um ihrer Kinder Geschick,
 Sie lechzt nach Süd' und Norden
 Den gramumnachteten Blick.

Es strecken sich tausend Arme
 Voll Sehnsucht hinüber nach ihr,
 Aus Frankreich, Deutschland, Sibirien
 Klingt's: „wären wir bei dir!“

„Du heiliggeliebte Mutter,
Die uns genährt und gepflegt,
An deren Brust wir gelegen,
Für die das Herz nur schlägt!

Stiefkinder sind wir geworden;
Die fremden Mütter sind
So kalt und hart und süßlos!
Du kennst allein dein Kind!

Wann wird das alte Unglück
Doch endlich einmal zu Glück?
O wann an deinen Busen,
Wann kehren wir zurück?“

Das verfluchte Land.

Es laßt ein Fluch des Himmels
Sich schwer auf einem Land,
Und immer kehrt er wieder,
Ob's auch zur That sich ermannt.

„Sind wir zu Knechten geboren?
Was thaten wir, Erw'ger, dir?
Nicht alle Völker zählten
Der Braven so viel wie wir!

Was ist doch unser Verbrechen?
Entroll', o Richter, dein Buch!
Soll ewig an uns haften
Der alten Verdammung Fluch?

Es schweigt der blaue Himmel,
Keine Antwort tönt herab,
Und in dem Land ist's stille
Als wie in einem Grab."

S i b i r i e n.

In Sibirien, in Sibirien
 Wehet kalte Grabesluft
 Und das ganze Land ist eine
 Einz'ge große Leichengruft.

In Sibirien, in Sibirien
 Hat der Lenz nur einen Tag,
 Und der Sommer eine Stunde,
 Und das Herz nur halben Schlag.

In Sibirien, in Sibirien
 Wo man täglich sterbend lebt,
 Ach, da gehen edle Polen
 Von des Todes Hauch durchbebt.

In Sibirien, in Sibirien
Ist der Mensch nur eine Zahl;
Flammenpein der Höl' ist schrecklich,
Schrecklicher der Eiswelt Qual.

In Sibirien, in Sibirien
Steckt der Athem in der Brust,
Es gefriert die heiße Thräne,
Und es gleicht sich Schmerz und Lust.

In Sibirien, in Sibirien
Ab und todt sind Freud und Leid,
Nur ein dumpf Empfinden wälzt sich
Durch die Wüsten der Zeit.

In Sibirien, in Sibirien
Tönet keines Freundes Gruß,
Keines süßen Mädchens Lippe
Rinnut und gibt das Herz im Ruß.

In Sibirien, in Sibirien
Fern von Weib und Kind und Haus
Schauet weinend der Verbannte
In den todt'n Raum hinaus.

In Sibirien, in Sibirien
Hört er keinen lieben Ton,
Tiefer sieht er sich begraben
Als im Sarge lebend schon.

Von Sibirien, von Sibirien
 Seufzen Polenhelden her,
 Und der Nationen Herzen
 Schlagen alle bang und schwer.

In Sibirien, in Sibirien
 Ach, du arme Polenschaar!
 Steine müssen um euch weinen!
 Thränenlos ist nur — der Czar!

D e r E z a r.

Thränenlos der Ezar allein?
Könnt' er ohne Thräne sein?
Die ihr hart und fühllos nennet,
„Eine Brust, die ihr nicht kennet,
Die ihr nach dem Außenschein
Eure Sprüche fällt allein,
Denen eine Art von Tiger
Ist Polonia's Besieger,
Die ihr, was er thut und sinnt,
Schon verdammt, eh' er's beginnt,
Und weil Stimmung nur euch hört,
Alle Geister leicht bethört:

Steigt einmal auf seinen Thron,
 Tragt die hohe Kaiserkrön'!
 Und dann seid, was ich — nicht bin!
 Laßt Verhältniß euern Sinn,
 Laßt ihn Menschen, Ehrgefühl,
 Inn- und äußeres Gewühl,
 Laßt ihn nichts verdrehn noch lenken,
 Und — ich will die Kron' euch schenken."

Der weiße Adler.

Es flattert ein weißer Adler
Durch alle Länder dahin,
Er findet nirgends die Heimath —
Ihm ist so traurig zu Sinn.

Er schwingt sich nach dem Süden,
Da weht ihn Frosthauch an,
Er schwingt sich nach dem Norden,
Da glühen ihn Hellen an.

Es sehen alle Völker
Den Adler tief bewegt,
Doch bergen sie im Herzen,
Was in dem Herzen schlägt.

Der reine weiße Adler

Er war der Freiheit Symbol!

Er rettet sich zu den Sternen —

Du schöner Adler, leb wohl!

Herbst im Frühling.

Alle Blumen kommen wieder,
Lächelnd grünen Flur und Wald,
Aus den Lüften klingen Lieder,
Und das Meer des Lebens walt,
Waltet auf in hohen Wegen,
Und es fühlt sich jede Brust
Ungewaltig fortgezogen
Von der süßen Frühlingsluft.

Aber ach, der Menschheit Schmerzen
Sonn'n ihr die Wonne nicht,
Und es bluten uns die Herzen,
Die ein gift'ger Deth durchsticht.
Was ist alle Lust des Lebens,
Was die Freuden der Natur,
Wenn die Seelen sind voll Bebens,
Und voll Tod des Geistesflur?

Bäume sehen wir erblühen,
 Doch es welkt der Hoffnung Baum!
 Sonnen sehen wir erglüh'n;
 Nacht erfüllt des Geistes Raum!
 Wir erblicken junge Saaten,
 Unsre Saaten sinken hin;
 Adler folgen Himmelspfaden;
 Fesseln binden unsern Sinn!

Ostern ist es wieder worden,
 Doch kein Heiland kommt vom Grab,
 Ach, in seine dunkeln Pforten
 Führt der Tod, was lebt, hinab;
 Pfingsten naht mit seinem Prangen,
 Blendend strahlt des Himmels Pracht,
 Doch der Geist ist heimgegangen,
 In den Seelen herrscht die Nacht.

Ob die Ernte wohl mag reifen?
 Despote, die Schnitterin
 Wird die Sichel rasch ergreifen,
 Und im Blüh'n sie mähen hin!
 Um den farbentlosen Winter,
 Um die alte Finsterniß
 Sammeln dann sich ihre Kinder,
 Und — geheilet ist der Riß!

Ja, geheilet ist die Wunde,
Die den Diplomaten traf,
Und damit der Wolf gesunde,
Gibt sein Blut das arme Schaf;
Und wer wollte da noch klagen?
Alles geht die alte Bahn,
Es verstummen alle Fragen
Vor dem großen Sclendrian!

Preßfreiheit.

Du vielgepresste Presse,
 Du vielgedrückter Druck,
 Wie siegst du doch darnieder,
 Des Geistes Bier und Schmutz?

Die Preßfreiheit regieret,
 Doch ist's die Freiheit nur
 Erstickend zu zerpressen
 Von Freiheit jede Spur.

Die haben die Censoren,
 Die halten ihr Gericht,
 Ein Dolch ist ihre Feder,
 Der freies Wort ersicht.

Doch alle eure Striche
Durchstreichen nicht den Schmerz,
Der steht mit Feu'rbuchstaben
Gebrannt ins Völkerverz.

Je mehr ihr streicht und merdet,
Je besser wird die Schrift,
Die lodernde im Innern,
Die euer Dolch nicht trifft!

Sie ward von Gott geschrieben
Ins Buch der Seelen ein,
Und wer ihr droht, den reißt sie
In ihre Lettern hinein.

Die sind wie Donner und Blitze,
Die werden zum Feuermeer;
Ob wem sie zusammenschlagen,
Der streicht gewiß nicht mehr!

Der Rückschritt.

Von Gau zu Gaue schreitet wieder
 Der finstre Geist der alten Nacht,
 Und würde gern den Bau darnieder,
 Zu dem der Grundriß laun gemacht;
 Er rüttelt an den ew'gen Rechten,
 Bestürmet, was gerettet schien,
 Er will uns wieder fesseln, knechten,
 Und in die alten Kerker ziehn.

Die Völker stehn in düstern Schwelgen
 Und schau'n sein Thun verwundert an,
 Man sieht ihn Schlangenspade schleichen
 Und gehn auf krummer Winkelbahn;
 Er hüllt geheimnißvoll ins Dunkel
 Den Gang, den seine List erkor,
 Er fürchtet jedes Sterngefunkel,
 Und hebt das Auge kaum empor.

Die Adler, die vom Himmel flogen,
Sind Grauen seinem trüben Blick,
Er sah sie gern in Ketten liegen,
Und triebe gern die Welt zurück;
Er hüllet sich in Trug und Lächeln,
So schleicht er um den Freund des Lichts,
Gefällig wie der Wüste Lächeln
Ist das Geberdenspiel des Wichts.

Wir hoffen einen schönen Morgen,
Wir sahen schon für ferne Zeit
Der Wahrheit Aetherstrahl gebergen;
Wehin ist nun die Herrlichkeit?
Erwacht aus einem Traume reiben
Wir uns die Augen, sehn umher,
Erstaunen vor dem fremden Treiben,
Und kennen unsern Traum nicht mehr.

Es drohen rings die alten Rege,
Die alte Nacht, die alte Noth,
Gelelte werden die Gesetze,
Und neue Form lebend'ger Tod;
Des freien Wortes Töne schweigen,
Der Censor hemmt den Lebenslaut,
Der zu den Thronen möchte steigen,
Weil Fürsten vor der Wahrheit graut.

Und doch hält eben diese Wahrheit
 Kein Damm und keine Mauer auf,
 Durchbrechen wird sie voller Klarheit
 Und enden ihren Sonnenlauf;
 Umsonst, daß knechtisch = feile Seelen
 Abwehren ihren Strahl vom Thron,
 Umsonst, daß sie die Fackel stehlen
 Der blindetrog'nen Nation!

Umsonst, daß sie nach Mitteln klügeln,
 Zu zähmen des Gedankens Macht,
 Den Star des Geistes zu entzügeln,
 Und Tag zu wandeln in die Nacht;
 Umsonst, daß sie dem freien Worte
 Unwürd'ger Fesseln tiefe Schmach
 Bereiten, und des Klanges Pferte
 Versperren dem, was Wahrheit sprach:

Allmächtiges ist nicht zu zähmen,
 Das Ew'ge löscht ein Mensch nicht aus,
 Was Gott will, läßt er sich nicht nehmen,
 Was er beginnt, führt er hinaus!
 Er wird sein großes Werk vollenden,
 Wie er's in seinem Rath bedacht;
 Er hat das Herz der Welt in Händen,
 Sein ist die Herrlichkeit und Macht!

Ihr Fürsten, ach, von ganzer Seele
 Aus tiefem Herzen ruf' ich auf,
 Ihr wißt, ihr ahnet was uns schlec,
 Verhindert nicht der Wahrheit Lauf!
 Ersticket nicht das Ueberwachsen
 Des Herzens, das ihr selber fühlt,
 Laßt frei das freie Wort erschallen,
 Das stumm wie Gift im Innern wühlt!

Wir fürchten — ach, es ist uns bange,
 Gebt uns die Freude zurück!
 Erbebt nicht vor der Worte Klänge!
 Ach, unser Glück und euer Glück
 Es ruhet in dem offenen Handeln;
 Wo Fürst und Volk sich nicht vertraun,
 Wo sie verschiedne Straßen wandeln,
 Da muß es beiden Theilen graun!

Weit breitet seine Kiesenarme
 Schon aus der glühende Verein
 Für Geistesfreiheit und der warme
 Mittag hangt wetterschwer herein!
 Noch ist es Zeit; doch die Momente
 Sind löstlich — die Gefahren drohn;
 Drum reicht begeistert uns die Hände,
 Der Diplomatenzunft zum Hohn!

Sie wollen rathen, wollen retten,
 Doch was sie sinnen, bringt nicht Ruh,
 Und wenn sie hundert Geister leiten,
 So strömen hundert andre zu;
 Die Menschheit wiß's — die schlauen Künste
 Sie hemmen nicht des Fortschritts Pfad,
 Der Löwe bricht durch die Gespinste
 Der List — und wehe! wenn er naht!

Wo Luther Hölten einst beschwerten,
 Wo Gustav Adolph blutend sank,
 Das Land, das Gott sich auserkoren,
 Es soll gesund sein und nicht krank!
 Die einst der Römer Joch zerbrechen,
 In denen Hermanns Geist noch lebt,
 Sie knechtet Niemand ungerne;
 Wem sie gedroht, hat stets gekehrt!

An den Verfasser der Spaziergänge eines Wiener
Poeten.

Ich liebe Dich aus tiefer, voller Seele,
Der Du der Weltposaune Donnerklang
Vereinst mit dem Ton der Phlöte, und
Und Freund wie Feind bewegst mit Deinem Sang;
Du bist der ächte Dichter; aus dem Herzen,
Aus treuem, warmem, innerstem Gemüth
Entquellen Deine Thränen, Deine Schmerzen,
Und selbst der heilige Farn, der Dich durchglüht!
Du bist der ächte Dichter; sanft und milder
Trist der Ideen graubewölkter Eher
Entgegen uns im Kleide hehrer Bilder,
Und Heiterkeit blüht selbst aus Schwarz; beher;

Du bist der ächte Dichter; hoch erheben
 Ob Leidenschaft, dem Gott der Wellen gleich,
 Der sanft sein Haupt erhebt, wo Wegen toben,
 Beruhigend das sturmdurchraute Reich;
 So blickst Du in die Welt, mit tiefem Borne,
 Und doch versöhnend, liebevoll und mild,
 Der Weichheit Kesen paarend mit dem Dorne,
 Gleich eines Engels leuchtendem Schild!

Das Volksfest in Hambach.

Wehl tönen aus alten Ruinen
Ihr eigene Sagen hervor,
Als sollten aus ihnen steigen
Verstorbene Kaiser empfer; —

Verstorbene Kaiser und Helden,
Voll Muth, in all ihrem Glanz,
Sie sollen herniederkommen
Und leiten den Waffentanz.

Verfallen sind die Ruinen,
Dahin ist all ihre Pracht,
Doch halten die Geister der Vergeit
In ihren Trümmern Wacht.

Es sank sich trauernder Erben
 Am alten Gemäuer hinan;
 Es sanken trauernde Deutsche
 Am Gendauer wie Erben sich an.

Ganz Deutschland ist 'ne Ruine,
 Ein Haufen Fragmente nur;
 Von alter Herrlichkeit Grüne
 Verdenne fast jede Spur.

Drum hielten wir's mit den Ruinen,
 Sie sind unser Ebenbild,
 Und wohl ist uns Einsamen drehen,
 Wenn die Thräne der Schwermuth quillt.

Doch wehler ist kräftigen Deutschen,
 Wenn flammend an Geist und Gefühl
 Aus dem Velle zusammen sie strömen,
 Zu Ruinen im bunten Gerühl.

Da steigen die alten Kaiser
 Und Ritter leuchtend hervor
 Und treten mit liebendem Gruße
 Wohl mitten unter den Eher.

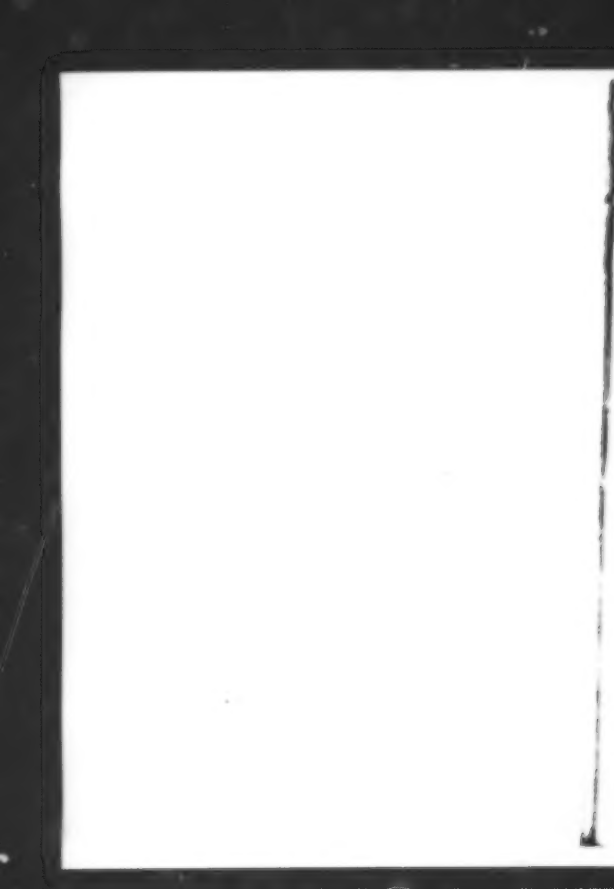
Dann schweben sie auf zu den Hinnen
 Und icken ihr Geisterweist
 Zu den lauschenden Schaaren hernieder,
 Und reißen die Seelen fort.

Und es bauet sich in den Ruinen
Ein neuer, prangender Bau,
Dran reihet, wie Säul' an Säule
An dem Dem, sich Bau . . . Bau.

Wehl Gräber sind die Ruinen,
Doch Gräber, wo Luste wehn
Dem großen Menschen
Und freudigem Ausersehn!







2 an.

Landtagslieder

für

die deutsche Nation

von

Ernst Dittlepp.

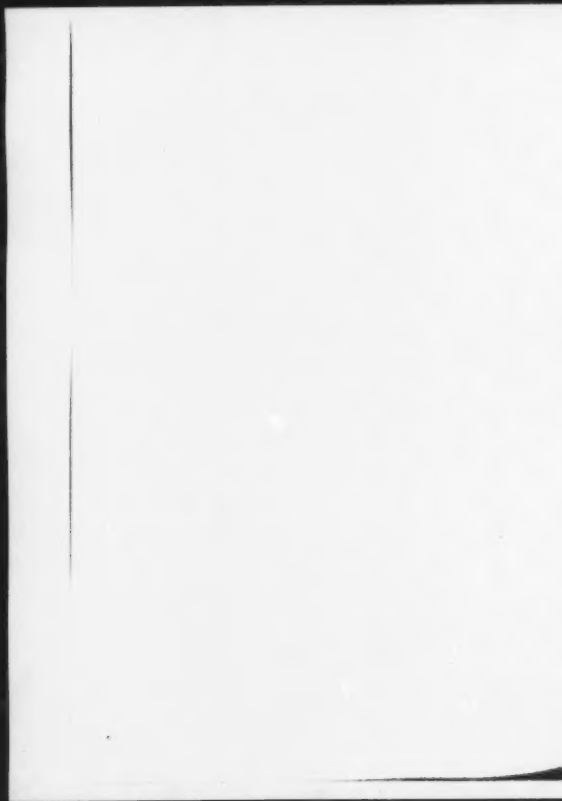
Motto:

„Und also soll es bleiben,
Es auch die Massen ruhn,
Der Geist soll's ferner treiben,
Und seine Kämpfe thun.“

(Hüderl.)

Leipzig, 1833.

Wigand's Verlag's Expedition.



V o r w o r t.

Der Muse, die in kühler Haine Schatten
An einsam : stillen Quellen einst geweilt,
Um dort mit 'ihrem Freunde sich zu gatten,
Dem Dichter, dessen Schmerz ihr Anblick heilt,
Ihr will's das Schicksal länger nicht gestatten,
Dem süßen Gang zu folgen ungetheilt;
Denn Beide riß, den Dichter wie die Musen,
Die wildbewegte Welt an ihren Busen.

Einst schwelgten sie in süßen Harmonieen,
Sie sangen zarter Sehnsuch Lust und Schmerz,
Der Liebe galtten ihre Melodieen,
Und aus dem Herzen ging der Ton in's Herz;
Die Seelen zu dem Schönen zu erziehen
Und zu vereinen Grazie mit Scherz,
Gefühl und Geist und Künste zu beleben,
Das war ihr sanftes, ewig : heitres Streben.

Jetzt ist der holde Traum dahingeschwunden,
Verklingen ist die schöne Harmonie,
Der große Mißlaut hat sich eingefunden,
Der Täuschung, die dem Leben Farben lich,
Schlug strenge Wirklichkeit voll Borne's Wunden,
Weil sie sich nicht so reizend sah wie sie;
Seitdem sind Mus' und Dichter in die Wogen
Des Marktgetöses mit hineingezogen.

Singt nicht von Liebe! Dieser Ton verhallt,
Er findet, ach! kein Herz mehr und kein Ohr!
Auch Freundschaft nicht! Ein Klang, der schwach nur
schallet! —

Und was sich sonst noch euer Sinn erkor,
Das Land der hohen Kunst, das ihr durchwaltet,
Ein Lieb, erlauschet aus der Engel Chor,
Ein Flug zu Gott empor! — Der Geist der Tage
Er stimmt ja nicht zu eures Herzens Schlage!

Geschieden von den schönsten Phantasieen,
Erweckt aus seinem holden Liebungsstraum,
Muß jetzt der Dichter andre Bahn durchziehen,
Muß weilen an der düstern Wolken Saum,
Muß das ergreifen, was er möchte fliehen,
Und Blüthen suchen an dem dürrn Baum;
O Kunst, du stirbst im tobenden Gewimmel,
Denn ob dir hängt ein sternloser Himmel!

Des goldnen Alters Tage sind entronnen,
Ein eisernes tritt seine Herrschaft an,
Erlöschen sind die heitern Frühlingssonnen,
Die auf den Künstler lächelnd niedersah'n,
Es hat der Herbst, der Winter hat begonnen,
Der Mensch will Wahrheit für den süßen Wahn;
Ach, wo dem Dichter keine Blumen winken,
Muß nicht auch seine Kunst zu Grabe sinken?

Doch nein! Geht er auch einsam und verlassen
Die dunkle Straße durch die wirre Zeit,
Will auch kein Gott die Hand des Wallers fassen,
Um ihn zu retten für die Ewigkeit;
Berührt ihn für die Liebe nur das Hassen
Und eine Welt in tollem Widerstreit,
Durch Dornen wird er festen Sinnes gehen,
Und unverrückt nach einem Ziele sehen. —

So komm denn, Muse! Laß die Erde dröhnen!
Begleite mich auf dem umtobten Pfad!
Den Kampf der Elemente zu versöhnen,
Und liebevoll zu fügen Rad in Rad,
Zu bilden eine Harmonie von Tönen,
Wo Wissen trennen möchte Sinn und That,
Den Einklang in die Welt zurückzubringen,
Ist Dichters Werk — o mag's auch uns gelingen!



Die Ständeverfassungen.

Ueberall in deutschen Landen
Sammelt sich der Geißler Schaar,
Zu zersprengen alle Banden,
Um des Thrones Hochaltar;
Tempel sind die heil'gen Stellen,
Wo das Gute soll gebeth'n;
Fürsten selbst, die sich gesellen,
Sollen Hohepriester sein.

Hohenpriester sehn nach oben,
Nach verjährter Satzung nicht,
Die nur Menschenwahn gewoben;
Gottes Wort ist ihre Pflicht,
Und sie sollen es nicht deuten,
Wie der Eigennutz befiehlt,
Der Besitz zu erbeuten,
Andern ihre Rechte stiehlt.

Nein, der Hohenpriester Seele,
Edler Fürsten großer Sinn,
Schau' rein und ohne Fehle
Nur nach einem Ziele hin;
Ihre Völker zu beglücken
Durch die Freiheit und das Recht,
Sei ihr Streben, ihr Entzücken!
Dann verehrt sie ihr Geschlecht!

Fürsten auf den deutschen Thronen,
 Lenkt den Lauf nach diesem Ziel,
 Tragt mit Ehren eure Kronen,
 Werbet nie der Laune Spiel!
 Haltet ob euch selbst die Wache!
 Fliehet Falschheit wie die Pest,
 Und nur in der guten Sache
 Stehet wie die Felsen fest!

Und ihr, wack're Volksvertreter,
 Hohes Werk ward euch zu Theil,
 Kniet vor Gott als heil'ge Pater,
 Bittet um des Volkes Heil!
 Aber handelt auch und wirkt!
 Mit der That wie mit dem Mund
 Freien Geistes, unbezirket,
 Gebet euch als Männer kund!

Folget keinen andern Stimmen,
Hört nur des Gewissens Ton!
Wanket nicht, um zu erklimmen
Eine Stufe nach dem Thron!
Buhlet nicht um Stern und Orden
Und ein doppeldeutig Band!
Denket nicht an Süd und Norden,
Denket nur an's Vaterland!

Laßt euch keine Furcht verwirren,
Wo es Kraft und Mannheit gilt,
Lasset's euren Sinn nicht irren,
Ob ergrünter Hochmuth schilt;
Schwanket nicht von Pol zu Pole;
Nur ein Ziel, und nur ein Sinn!
Nach des ganzen Landes Wohle
Lenke, was ihr schafft, sich hin!

Dann wird aus dem Tempel kommen
Segen auf das Volk herab,
Und es wird ihm wahrhaft frommen,
Daß es euch sich übergab;
Um der Hohenpriester Throne
Werden Glückliche sich reihn,
Und der Edelstein der Krone
Wirt des Volkes Liebe sein.

Der deutsche Geist.

Das ist der ächte Geist!
Der einst in Hermanns Tagen
Die Heere Rom's geschlagen,
Das ist der deutsche Geist!

Das ist der ächte Geist,
Der Kaiser Karl besetzte,
Und manchem Fürsten fehlte,
Das ist der deutsche Geist!

Das ist der ächte Geist,
Der freies Volk regieret,
Und nicht tyrannisiert,
Das ist der deutsche Geist!

Das ist der ächte Geist!
Seht Stausen und Ottonen,
Wie strahlt aus ihren Kronen
Der ächte deutsche Geist!

Das ist der ächte Geist,
Daß statt nach Furcht die Fürsten
Nach Völkertliebe dürsten,
Das ist der deutsche Geist!

Das ist der ächte Geist
An Völkern, daß sie geben

Dem Fürsten gern ihr Leben,
Das ist der deutsche Geist!

Das ist der ächte Geist,
Der Luthers Brust bewohnte,
In Gustav Adolph thronte,
Das ist der deutsche Geist!

Das ist der ächte Geist,
Der einst in Joseph lebte,
Der stets nach Lichte strebte,
Das ist der deutsche Geist!

Das ist der ächte Geist,
Der sich auf Leipzigs Auen
Ließ als Gigant erschauen,
Das ist der deutsche Geist!

Das ist der ächte Geist,
Der Ketten stets zerbrochen,
Der nie zu unterjochen,
Das ist der deutsche Geist!

Das ist der ächte Geist,
Der zürnend sich gereget
Und jüngst das Land beweget,
Das ist der deutsche Geist!

Das ist der ächte Geist,
Der jezt wie einst nach Freiheit
Sich regt in ew'ger Neuheit,
Der alte deutsche Geist!

Luthers Standbild in Wittenberg.

Zu Wittenberg auf dem Markte
Steht Luthers Bild von Erz,
Es steht still und schweigend,
Dem Lebenden wohl gleichend,
Doch regungslos vor Schmerz.

Bald scheint es tief zu brüten
Ob einer Welt Geschick,
Bald auf zu Gott zu schauen,
Bald über Deutschlands Auen
Zu wenden seinen Blick.

Bald ist's, als wollte reden
 Der alte eherne Held,
 Die Lippe scheint zu heben,
 Der Fuß sich zu erheben,
 Zu schreiten in die Welt.

Der Todte fühlt ein Leben,
 Es rinnen durch Mark und Bein
 In Strömen Schaum und Galle
 Dem glühenden Metalle,
 Zur Schau gestellt zu sein.

Und die sich um ihn regen
 Die Lebenden fühlen sich todt,
 Es liegt im Grabesbunkel
 Die Welt nach schwachem Gefunkel
 Von kurzem Morgenroth.

Es sehn das Bild von Eisen
Die Menschen staunend an,
Gedenken wohl an Werke,
Wie einst der Mann der Stärke,
Der Mann von Erz, gethan.

Doch drückt sie bleierne Lahmheit
An Rede wie an That,
Und wenn sie halb = gebrochen
Ein knirschendes Wort gesprochen,
So gehn sie ihren Pfad.

Es sieht das Bild sie kommen,
Und sieht sie wieder gehn,
Und immerdar sich gleichend,
Nicht von der Stelle weichend,
Bleibt stumm und ernst es sehn.

O größter deutscher Sprecher,
Wie bist du nun so stumm!
Wie treibt die Würmerheerde
Mit ärmlicher Geberde
Sich klein um dich herum! —

Es war in der Neujahrsnacht
Beim zwölften Glockenschlag,
Da hat sich das Bild gereget
Und den ehernen Arm bewegt
Und begrüßt den jungen Tag.

Das Schweigen hat's gebrochen
Mit Worten gewaltiglich,
Hat eine Predigt gehalten
Vom Neuen und vom Alten,
Der nimmer eine glich!

„Es ist das Jahr gekommen
Dem Fürst der Welt zum Hohn,
Da soll sich klutern und sichten
Und mächtig auf sich richten
Die deutsche Nation!

Der Geist soll flammen und wehen,
Zu tödten Satans List,
Die Lüge soll vergehen,
Und das allein bestehen,
Was aus der Wahrheit ist!“

So sprach das Bild von Erze;
Und zu derselben Stund'
Da rann, halb Lust, halb Trauer,
Durch manchen Saal ein Schauer
Durch aller Busen Grund.

O edles Bild von Erze,
Tritt ein in der Deutschen Rath,
Poch', ein Gigant, an die Pforte,
Und bring' die gewalt'gen Worte,
Und bring' die gewalt'ge That!

Einheit der Gesinnung.

Brüder in allen Landen,
Die nach des Volkes Wahl
Sich zum Bunde verbanden,
Solltet bedenken zumal,
Daß wir Deutsche sind alle,
Daß ein Stamm uns gezeugt,
Daß wir in gleichem Falle,
Und von gleicher Noth gebeugt!

Solltet redlich ersinnen,
 Wie nicht Jedes für sich
 Mag das Heil nur gewinnen,
 Solltet einmüthiglich
 Einer für Alle denken,
 Daß ein geist'ger Verein,
 Nicht aus den Fugen zu renken,
 Mög' in Deutschland gedeihn!

Klein und schwach nur alleine
 Stehen die Stämme da,
 Aber Wald im Vereine
 Wird, wo man Baum nur sah;
 Und wenn des Geistes Wehen
 Gleich in den Wipfeln brauf't,
 Wird der Wald wohl stehen,
 Wo der Schauer hauf't.

Will der Fremde sich regen,
Schreckt ihn der Genius,
Wehn ihm Graun entgegen
Die Eichen mit ernstem Gruß!
Und es treibt ihn zurücke,
Wenn er die Schatten betrat,
Ängstlich sucht er die Lücke,
Und zu der Flucht den Pfad.

Die Erscheinung.

Halb weinend, halb lächelnd, halb-sanft und halb wild,
Erscheint mir, Teutonia, dein leuchtendes Bild;
Wie des farbigen Bogens himmlischer Schein,
Von Wolken umbunkelt, so schaut es herein;
Durch den Regen der Thränen bricht sonniger Glanz,
Um den Sonnenstrahl flieht sich ein Trauerkranz;
Halb Leid und halb Wonne
Durch Thränen lächelt die Sonne.

Teutonia, dein Weinen soll nimmer vergehn,
Und dein Lächeln soll nimmer wachsen man sehn,
Bis des Bogens verschiedene Farben zumal
Verschmolzen der einige leuchtende Strahl!
Bis vorüber gezogen die wolfige Nacht,
Und der große Frühlingsmorgen erwacht;
Dann ohne das Weinen,
Sollst ganz du lächelnd erscheinen!

Patriotismus.

Lasset nicht den Geist verleben,
Der noch glüht auf dem Altar,
Lasset nicht ein Leben modern,
Das so groß und göttlich war!
Zach' dein Feuer! heb' die Flügel
Mit erneutem Adlerschwung
Aufwärts an der Weisheit Bügel,
Vaterlandsbegeisterung!

Sinke nicht in Gräber wieder,
Da du auferstanden bist,
Schwinge dein Triumphgefieder
Ueber Bosheit, Macht und List!
Gürte muthig deine Lenden
Mit des Wortes Flammenschwert,
Um den großen Kampf zu enden!
Zeige deutschen Volkes Werth!

Nimmer hat seit Hermanns Tagen
Deutscher Sinn und deutsche Kraft
Schnöde Despotie ertragen,
Stark, ein Held, sich aufgerafft;
Und wie unsre Väter dachten,
Soll auch unser Glaube sein!
Da wir einmal nun erwachten,
Schlafen wir nicht wieder ein!

Freiheit ist das Wort der Zeiten,
 Und es dröhnt in seinem Klang
 Graulicher Vergangenheiten
 Majestätisch-heber Gang!
 Nach den Wolken ausgerichtet
 Steht vor uns der Verwelt Berg,
 Sich bewachsen, blühmlichtet,
 Und es jagt vor ihm der Zwerg.

Nation, so stark und blühend,
 Edle deutsche Nation,
 Du so mächtig, du so glühend
 Wärest fremder Völker Hohn?
 Nein, aus deines Busens Tiefen
 Kasse deine Mannheit auf,
 Und, wie inn're Stimmen riefen,
 Lenke deinen kühnen Lauf!

Neben wir doch eine Sprache,
 Haben wir doch einen Sinn!
 Eine Sehnsucht, eine Klage
 Lenkt nach einem Ziele hin!
 Was da lebt im großen Ganzen,
 Einzeln mühe Jeder sich
 Es zu hegen und zu pflanzen,
 Eh' die rechte Stunde wich!

Sind wir äußerlich zerrissen,
 Eint uns doch der starke Geist,
 Was wir denken, was wir wissen —
 Ha, ein Band, das nichts zerreißt!
 Ja, uns regen gleiche Triebe,
 Für den deutschen Bruder fühlt
 Jeder Deutsche Bruderliebe,
 Die der auf're Frost nicht kühlt!

Einheit sei in Sinn und Meinung
Aller Bessern höchstes Ziel;
Brüder, ohne die Vereinung
Sind wir stets der Fremden Spiel!
Gleich an Liebe, gleich an Drange
Flechten wir das schöne Band,
Dann ertönt mit süßem Klange
Uns der Name „Vaterland!“

Oftmals ach, erscheinen Klagen:
„Deutscher hat kein Vaterland!“
Hörten wir gar traurig sagen —!
Wegs denn sich Herz und Hand!
Wenn wir Alle Gleiches wollen,
Wenn der Geist uns nie gebricht,
Wenn wir handeln, wie wir sollen,
Fehlt ein Vaterland uns nicht!

Vor Beginn des Landtages.

Begleitet von des Volkes Segen
Versammelt euch denn um den Thron,
Um Hand an's große Werk zu legen,
Vertreter eurer Nation!
Bedenket in dem tiefsten Herzen,
Was man euch hoffend anvertraut,
Und lindert all' die bangen Schmerzen,
Nach deren Art man längst geschaut.

Verbergt euch nicht die Wundenmale,
 Verjähret Unrechts alte Spur,
 Legt in der Waage Doppelschaale
 Gewichte des Gewissens nur!
 Zerbrecht der Verurtheile Fesseln
 Mit des Verstandes hoher Macht,
 Den Wägen sichtet von dem Kesseln,
 Das Licht des Tages von der Nacht!

Thut ab das heimlich scheue Wesen,
 Das offene Red' und Handlung flieht,
 Und laßt in jedem Blicke lesen,
 Wie euer Sinn die Sachen sieht!
 Verlangt nicht nach Fürstenlöhne,
 Und strebt allein der Ehre nach,
 Denn Achtung ist die schönste Krone,
 Die sich ein Bürger flechten mag.

Mit klarem Ernst und mit Gebeten
 Begleitet eure heil'ge Pflicht;
 Um nur das Rechte zu vertreten,
 Halt' Jeder mit sich selbst Gericht!
 Verbannet des Eigennuges Liebe,
 Der jeder Tugend Werth bestiehlt,
 Des Volkes Heil, des Volkes Liebe,
 Das sei's allein, was ihr erzieht!

Bedenkt, was euerm Thun entspricht,
 Wie künft'ger Zeiten Pflanze sein,
 Und was ihr jetzt verderben ließt,
 Kann immerdar verderben sein!
 Ist nicht der rechte Grund gelegt,
 So klagt euch dann die Zukunft an,
 Wenn sich der leichte Bau bewegt,
 Und niederstürzt vor dem Erkan.

Drum leget ihm das Recht zu Grunde,
 Das nicht an falscher Deutung krankt,
 Die Mauer sei der Wahrheit Kunde,
 Der Felsen Gottes, der nicht wankt!
 Als Säulen laßt Gesetze steigen,
 Worauf des Staates fester Thurm
 Mag sicher nach dem Himmel steigen
 Und trocken aller Zeiten Sturm.

So zieht denn hin! Des Volkes Segen
 Er tönt euch zu dem Throne nach!
 Wir hatten wie auf milden Regen
 Die Flur an einem Frühlingstag!
 Durchblinkt von halbem Sonnenstrahle
 Begrüßt er die erquickte Flur,
 Und über Hügel, Wald und Thale
 Lacht neugeboren die Natur.

An die Volksvertreter.

Männer, die das Volk erkoren,
Zeigt euch weise, stark und fest,
Denn das Volk — es ist verloren,
Wenn euch Kraft und Geist verläßt.

Last euch Lockung nicht verwirren,
Der die Seele käuflich ist,

Laßt euch nicht Bestechung irren,
Die mit falschem Maasse mißt!

Tadeln Euch erzhörnte Spötter,
Daß ihr keine Götzen ehrt,
Kessler auf die wahren Götter
Sei nur euer Blick gelehrt!

Will Verlehnung euch verdächt'gen,
Die von Eigennutz nur spricht,
Zeigt der Eulenschaar, der nächt'gen,
Heller eurer Tugend Licht!

Zeiget eure lautern Triebe,
Zeigt Verachtung dem Gewinn,
Für das Vaterland die Liebe,
Und nur für das Recht den Sinn!

Männer, die das Volk erkoren,
Das ist euer Ideal,
Und das Volk ist nicht verloren,
Ziel auf solche seine Wahl!

An die Sonne.

Sei gegrüßt, erhab'ne Sonne,

An des großen Morgens Tag!

Bringe Freude, bringe Wonne!

Hebe, was am Boden lag!

Schon bekranzt mit Morgenrothe,

Von dem Ost zum West hinauf

Wede mächtig alles Tode

In das Leben wieder auf!

Einer Heldin zu vergleichen
Ziehe deine Strahlenbahn,
Und in allen Weltenreichen
Zünde deine Lichter an!
Schwebe wie ein Aar von Feuer
Durch des Aethers hellen Raum
Ueber alle Ungeheuer
Und der Nächte finstern Traum!

Sende deine Gluth hernieder,
Und begeistre mit der Lust
Frohbeschwingter Hoffnung wieder
Jedes Land und jede Brust!
Sende Wärme, sende Flammen!
Denn nur aus Begeisterung
Können hohe Werke flammen,
Und den Flug erzeugt nur Schwung!

Send' auch helles Licht hernieder,
 Durch der Finsternisse Schwall
 Tritt mit leuchtendem Gefieder
 Und vertreib' die Wolken all!
 Sende Licht, ja sende Strahlen,
 Denn nur, wo die Lust erhell't,
 Kann im wahren Bild sich malen
 Vor dem klaren Blick die Welt.

Send' auch neue Freude nieder,
 Große Wonneschöpferin!
 Wecke Sang und Reichenlieder
 Und des Lenzes frohen Sinn!
 Nur die Freude schafft das Leben,
 Und der Schmerz lebend'gen Tod;
 Lust besflügelt jedes Streben,
 Doch ein Mörder ist die Noth!

Steige denn, erhab'ne Sonne,
Ueber Deutschland fröhlich auf,
Und in ungetrübter Wonne
Ende deinen Siegeslauf!
Bringe Wärme, Licht und Freude,
Dann erpreist des Landes Mai,
Segen wird aus jedem Leide,
Und der Sklave fühlt sich frei!

Pygmalion.

Traurig an Cytherens Feste, wo der Freude Lieder schallen,
Und bei süßen Lyraclängen krantzgeschmückte Züge wallen,
Traurig aus Gewüht und Jubel in die Einsamkeit entflohn,
Stand in seiner stillen Kammer vor dem Bild Pygmalion.

Vor dem Bild, das er geschaffen von dem Götterdrange trunken,
Stand er aufgelöst in Sehnen und in tiefen Gram versunken,

Denn das Bildniß, aller Schönheit, aller Himmel Wiederstrahl,
Ach, es war nur kalter Marmor, war ein todt's Ideal!

Mag in Gliedern Reiz, im Blicke seelenvoller Zauber weben,
Ach, so fehlt doch aller Zauber Zauber, denn es fehlt das Leben!
Dieser Arm wird nie sich regen, diese Brust von Marmorstein
Nie an seiner Brust erglücken, ewig stumm die Lippe sein!

Oft von Sehnsucht überwältigt und von glühendem Entzücken
Wollt' er schon an seinen Busen das geliebte Bildniß drücken,
Gab sich hin den süßen Träumen und dem hoffnungslosen Wahn,
In Arm dem der Liebe werde Leben noch das Bild empfah'n.

An Cytherens hohem Feste glüht sein Herz in heißern Flammen,
Und die Arme schlingt er fester um den kalten Stein zusammen,
Presset weinend, betend, rasend auf die Lippen Kuß auf Kuß,
Er verzweifelt, ach, er ahnet, daß der Schmerz ihn tödten muß!

Muß der Genius denn ewig nur gebären sein Verderben?

„Ich erschuf das Werk des Lebens, darum soll und will ich
sterben.“

Jammert's laut, und wie von Wahnsinn überwältigt, ruft
er wild

Nun beim letzten Abschiedskusse: „Lebewohl, du schönes Bild!“

Doch auf einmal, ha, wie wird ihm? Ist es Täuschung, ist
es Wahrheit?

Glüht die Lipp' ihm nicht entgegen? Strahlt das Auge nicht
voll Klarheit?

Wegt die Brust nicht auf und nieder? Und bewegt sich nicht
der Arm?

Ha, und ist der todt' Marmor nicht von jungem Leben warm?

Sei'ger Meister, alle Himmel steigen nun auf dich hernieder,
Deine Künstlerwonnen alle, deine Träume lehren wieder;

Wirklich wurde durch die Liebe, was nicht wirklich war, belebt,
Durch den Zauberhauch des Sehns, was der Tod zuvor
umschwebt.

Als dein Weib hast du umschlossen sie mit namenlosen Gluthen;
Wie dich tausend Lebensströme nun mit einemmal umfluthen!
Holde Kinder und ein Dasein voller Lust und Seligkeit
Zeugt dir nun die rings von Lenzen überblühte Flur der Zeit. —

Völker, sehet hler ein Gleichniß! Das Gebild, das euch entzückt,
Das ihr wie Pygmalion sehnend an den Feuerbusen drückt,
Jenes Bild, das ihr euch formtet, mit des Himmels Wiederstrahl,
Ja, das Bild nicht eines Menschen, einer Menschheit
Ideal —

Seht, es ist das Bild der Freiheit, und Verfassung heißt
die Schöne,

Der sie gelten eure Lieder, eurer Sehnsucht laute Töne;
Ach, sie steht so leuchtend vor euch die erhabene Gestalt,
Doch noch ist sie tochter Marmor, ist die regungslos und kalt!

Hegt sie mit dem Hauch der Liebe, die der Quell ist alles Lebens,
Haltet fest sie an dem Herzen, denn vielleicht ist's nicht vergebens!
Wehet ihr mit tausend Hauchen Seele, Geist und Athem ein,
Daß es warm und regsam werde, was noch kalter Marmorstein!

Zu dem ew'gen Gott der Liebe laßt den Ruf der Liebe steigen,
Daß das Bild belebt und Leben spendend möge bald sich zeigen!
Betet feurig zu dem Himmel, der, was einst er einem Mann
Gab, den Nationen allen nimmermehr versagen kann!

Erinnerung an die Väter.

Ha, sind wir Deutsche noch vom alten Heldenflamme?
Erglüht sie noch in uns der Väter heil'ge Flamme?
O nein! Es hat das Laster uns gezeugt
Und Schwachheit uns an welcher Brust gesäugt!

Entflohen ist der Muth, der jeden Feind erschreckte,
Die Kraft, die eine Welt aus ihrem Schlasse weckte,

Die Nationen die Gesetze schrieb
Und mit dem Schwert die Despotie zerhieb!

Der kühne freie Drang, der einem Sturm geglichen,
Der Größe Genius ist aus der Brust gewichen,
Der Knechtschaft niedrer Sinn schlich in das Volk sich ein,
Und machte Deutschland, ach, so elend und so klein!

Wenn Männer einst voll Muth den Ketten widerstanden,
So süßen Sklaven jetzt wetteifernd sich den Banden,
Ein Blick der Gunst von einem Fürstenthron
Macht Leben, dem er gilt, zu einem Göttersohn.

Der Eigennutz gebeut, wo Tugend herrschen sollte,
Die kleine Seele strebt nach Range nur und Golde,
Und wenn durch Kriechen sie nur hohen Stand erflog,
Dann nennet sie wohl gar der Pöbel groß und hoch.

Dann klümmert sie nicht mehr des großen Hauses Jammer,
Dann ist sie an den Herrn gefügt mit goldner Klammer,
Dann regt sie nur für ihn die stets bereite Hand
Und denkt und fühlet nichts beim Worte Vaterland.

Ich seh' euch vor mir stehn, ihr schlaunen Diplomaten,
Und sehe, wie durch euch das deutsche Land berathen;
Was Allen Heil erschafft, wofür das Volk erglüh't,
Wenn hattet ihr einmal dafür noch ein Gemüth?

Wenn wolltet ihr den Tag mit alter Nacht vertauschen?
Wenn hörtet ihr mit Lust des Geistes Flügel rauschen?
Wenn fragtet ihr nach Volk, wenn fragtet ihr nach Recht?
Wenn war euch Jemand lieb als nur allein der Knecht?

Wenn risset ihr euch los von eurer Herren Willen,
Der Millionen Schmerz zu sehen und zu stillen?

Zu sehn? — Ihr kanntet ihn, und mochtet ihn nicht sehn,
Nur Eines Willen gibt's bei euch, der muß geschehn!

Doch, Bürger, eure Schuld ist die verdiente Schande,
Des Vaterlandes Wohl ruht stets im Vaterlande,
Wer seine Fesseln sieht und küßet trüg und still,
Der bleibt ein Knecht, doch nur, weil er es bleiben will.

Die Knechtschaft wollt ihr nicht! Ihr wollt den Vätern gleichen,
Ihr sprecht von Adlerschwung und singt von deutschen Eichen;
So flügelt euch empor in freier Lüfte Raum,
Und gleicht an Majestät dem königlichen Baum!

Beseht den todtten Geist an hoher Vorwelt Größe!
Verwischt vor der Welt des Volkes Schimpf und Blöße!
Zeigt Muth und Stolz und Kraft selbst vor dem Königsthron,
Und zittert nicht, ob euch Gefahr und Kerker drohn!

Laßt freier Worte Klang aus kühnem Mund erschallen,
Laßt Recht und Wahrheit laut in euren Reden hallen!
Iagt nach dem Orden nicht, den euch ein Fürst verleiht,
Nach jener Achtung strebt, die still das Volk euch weiht!

Dann wird der Väter Sinn sich wieder neu beleben
Und euerm Beispiel nach der Bürger sich erheben,
Es wird der Freiheit Lenz in allen Gauen blühen,
Und jedes Deutschen Herz in heil'gen Flammen glühen!

A b e n d r u h e.

Die Abendglocken tönen,
Die Sonne sinkt in's Meer,
Die scheidende zu krönen
Zieh'n Purpurwolken daher.

Am Tageslicht noch bleichend
Besteigt den Silberkahn

In Osten Luna schwebend
Und segelt still heran.

Es weht ein tiefer Friede
Um Dörfer und im Thal
Und in so manchem Liede
Beim lehten Sonnenstrahl.

So stille stehn die Wälder,
Nur Philomele singt,
Und über Hügel und Felser
Ein leiser Hauch nur dringt.

Natur, in deinen Räumen
Welch tiefe süße Ruh!
In selig-stillen Träumen
Erwachst und schlummerst du!

Und wen so hold umwoben
Dein friedenvolles Bild,
Wer ahnte wohl das Loben
Im geistigen Gefühl?

Öeffentlichkeit der Verhandlungen.

Berget nicht in scheues Dunkel,
Was des Volkes Wohle gilt,
In der Sonne Glanzgefunkel
Strahlt der Wahrheit Götterbild:
Gutes braucht sich nicht zu decken
Mit der Finsternisse Flor,
Laster nur muß sich verstecken,
Doch die Tugend tritt hervor.

Unrecht liebt verborg'ne Klüfte
 Und die Nacht der Sünde Knecht,
 Aber frei durch freie Lüfte
 Schreitet seine Bahn das Recht;
 Was geheim die Zungen flüstern,
 Bringt nur selten ein Gedeihn,
 Und es stellt zu leicht im Düstern
 Sich der böse Dämon ein.

Lautes Wort und offne Reden!
 Wo sich Aller Schicksal webt,
 Deffne sich die Thür für Jeden,
 Den der gute Geist belebt!
 Nicht sei euer Werk entrisßen
 Unserm Blick! Was Alle trifft,
 Sollen auch wohl Alle wissen;
 Dann erstirbt des Argwohns Gift.

Alle bringen ihre Gaben

Zu des großen Ganzen Heil;

Laßt uns gleiches Recht auch haben —

Bei der Lasten gleichem Theil —

Zu erkennen, ob Verschwendung

An dem Haushalt sich vergreift,

Ob aus nützlicher Verwendung

Gutes oder Schönes reißt.

Auch die Presse soll nicht schweigen,

Soll getreu und scharf und klar

Es dem ganzen Volke zeigen,

Ob es gut berathen war;

Auch dem Fernen werde Kunde

Von dem wirkenden Verein,

Daß er immerdar im Bunde

Mag mit den Vertretern sein.

Darum nicht in scheues Dunkel
Verget, was dem Volke gilt!
Daß der Wahrheit Lichtgesunkel
Auf das Land herniederquillt;
Tugend braucht sich nicht zu betten
In den tiefverborg'nen Schacht,
Nur das Laster muß sich retten
Ewig in die ew'ge Nacht!

An die Aristokraten.

Schwer ist's, ein altes Vorrecht hinzugeben
Und aufzuopfern, was man lang besaß,
In gleiche Theile theilte nicht das Leben,
Dem gab's die Haide, dem das fette Gras;
Den Einen führt das glühendste Bestreben
Nicht zu dem Glücke, das er sich erlas,
Der Andre sitzt ihm seit Geburt im Schooße,
Der bleibt gering, der ist sogleich der Große.

Das ist Gesetz der Welt; es umzuschaffen,
 Das widerspricht der Gottheit ew'gem Plan;
 Doch auch die Kleinsten glühn, sich aufzuraffen,
 Sie steuern zu dem höchsten Ziel hinan
 Und zürnen, wenn des Glücks, der Hoffnung Affen,
 Sie durch die Klust sich abgeschieden sahn
 Von einem Recht, das nur die Macht sich eignet
 Vor Geistern, die der Gottheit Stempel zeichnet.

„Ein gleiches Recht!“ So ruft in ihrem Grimme
 Die wundgetret'ne Welt zum Thron empor!
 Sie ruft's mit eines Luthers Donnerstimme
 Mit Festigkeit im tausendsachen Chor!
 Und, daß sie länger nicht vergebens klinge
 Nach dem von Ketten lang gesperrten Thor,
 Stog sie hinauf und pochte mit dem Worte
 Gewaltig an die zugeschloss'ne Pforte.

Der Stürme wilde Lage sind verschwunden,
 Wo die Empörung zu der Unthat rief,
 Wo Raserei die Geister losgebunden
 Und jeden Gräuel weckte, welcher schlief;
 Die Ruhe hat sich wieder eingesunden,
 Es walt im Bett der Strom, der überlief,
 Die Weisen sieht man friedlich sich gesellen,
 Das Bankende von neuem festzustellen.

Aristokraten! An dem großen Feste
 Seid eures Namens, Eures Ranges werth,
 Ihr werdet's, werdet herrschen auf das Beste,
 Wenn ihr euch selbst euch zu beherrschen lehrt;
 Wenn ihr der Vorzeit abgelebte Reste,
 Die modernd die verjüngte Zeit beschwert,
 Wenn ihr die Leichen an den Lebenstagen
 Selbst helft mit hohem Sinn zu Grabe tragen.

Als Beste soll der beste Sinn euch leiten,

Als Beste zeigt auch das beste Herz,

Last Eigensucht nicht euren Geist regieren,

Und süßt und heilet mit den großen Schmerz,

Wer viel besitzt, soll gern etwas verlieren

Zu Aller Wohl, und starr nicht sein, wie Er;

Ein solcher Sinn gibt zehnfach ihm zurücke

An wahrem Werthe des Verlustes Lücke.

So denkt denn groß! Und schließt verjährte Rechte

Zu unerbittlich nicht an eure Brust,

Theilt nicht die Welt in Herren nur und Knechte

Und wühlet nicht in alter Zeiten Dross!

Seid edel! Daß sich leicht und freudig flechte

Der Bund von Fürst und Volk zu Weiber Lust!

An euerem Sinn und Thun ist viel gelegen;

Drum, Beste, sorgt, den besten Geist zu hegen!

An die deutschen Dichter.

O deutscher Dichter Schaar, die ihr so laut gesungen,
Ist eurer Lieder Ton so frühe schon verklungen?
Ist eure Seele kalt, ist euer Busen leer,
Der hoch emporgewallt gleichwie ein Feuermeer?

Entfloh vor euerm Blick die Muse mit dem Kranze,
Der Kronen überwiegt an wahren Werthes Glanze?

Erlosch der Freiheit Stern an eures Himmels Raum?
 Ist er schon ausgeträumt der kurze schöne Traum?

Entmuthigt euch das Loos des freieren Gefanges?
 Das schwache Mitgefühl des abtergleichen Dranges?
 Ihr seufzet: „Selten blüht dem Dichter ird'ches Glück,
 Und weiter weicht's von dem, der Freiheit singt, zurück!“

Doch wollt ihr Glanz und Pracht, dann laßt die Saitenspiele!
 Ihr hebet Len geht nicht nach diesem niedern Ziele!
 Den Reichthum und die Macht erlangt nur kleiner Sinn;
 Drum, wollt ihr sie, dann werft die Saitenspiele hin!

Verzöglet sie, oder stimmt zum Schmeicheln die Afforde,
 Bückt euch am Throne krumm und lässelt süße Worte,
 Den Fürsten macht zum Gott, und singt ihm Lieber vor
 Voll Untertänigkeit in heiler Sklaven Chor!

Gedenket nie des Volks als besseren Geschlechtes,
 Laßt seine Freiheit ruhn, vergesset seines Rechtes!
 „Für Einen nur, so sagt,“ „sind all die Andern da!“
 Und schwörtet, daß das Land nie glücklicher sich sah!

O niedre Sklaventrut, die nie ein edles Feuer
 In todtter Brust genährt! O fluchenswerthe Leyer,
 Die sich dem Zug ergab, aus Kleinem Großes macht,
 Und ihre Klänge weicht dem Nebel und der Nacht!

Verachtet geht ihr hin auf euern krummen Pfaden,
 Gehast vom Volk, geliebt nur von Aristokraten,
 Dem Kranz versagt euch die Unsterblichkeit,
 Es schweigen selbst von euch die Lippen eurer Zeit!

Wenn ihr Tyrannen singt, durch welche Völker sterben,
 Vor denen mordend ziehn der Tod und das Verderben,

Wenn ihr Beglückter gar der Menschheit Bürger nennt,
Wer hört's dem nicht von Born die ganze Seele brennt?

Dech du, den höh'rer Drang und reine Gluth durchledest,
Deß Busen nicht ein Grab, darin die Seele medest,
Du Säng'rer heil'ger Art, deß Inn'ers ein Altar,
Auf dem der Wahrheit Licht stets brannte rein und klar —

Ihr Alle, deren Flug der Erde Mei nicht hemmte,
Die nicht der Sündfluth Meer in seine Wogen schwemmte,
Euch meinen Händedruck, euch meinen Feuerkuß;
Bewahret ihn ewig rein den Dichtergenius!

Euch folgt der ew'ge Ruhm, und seine Töne schallen
Erhebender als Lob aus gold'nen Füßtenhallen,
Ein seliges Bewußtsein ist der Stab,
Der euch geleiten wird zum vielbeweinten Grab!

Ermüdet nicht im Sang zu Zeiten, wo den Seelen
 Zum Aufschwung oft der Muth und leichte Flügel fehlen,
 Und wo, was als ein Flammenmeer gegläht,
 Als Aschenhäuschen nur noch kleine Funken sprüht!

Und mag in Reid und Hoßn der Töbter sich verzehren;
 Sein Zischen soll doch nicht dem heiligen Drange wehren;
 Und hat mein Lied nur Kraft, ist Wahrheit dein und Weisß,
 So sorg' ich nicht, wie es dem kleinen Reittler heißt!

Das Jahr, das uns begrüßt, ist reich an Geistesregung,
 Es fordert euren Sang die große Weltbewegung,
 Und hattet ihr am Werke guten Theil,
 Dann, deutsche Säng'er, Heil euch! Heil!

Unsere Träume.

Wir haben viel gesprochen und haben viel geträumt
Von einem Freiheitsmorgen, der lang genug gesäumt:
Wir lagen tief im Schlummer bedeckt von dunkler Nacht,
Und schauten in den Träumen des jungen Tages Pracht;
Wir schauten eine Sonne, die hell aus Osten stieg,
Es war der Wahrheit Sonne, die leitete den Sieg:
Wir hörten mächtig wehen die junge Morgenluft,

Das war des Wortes Athem, des Geistes Blüthendust;
 Wir sahen grüne Fluren mit hoffnungsvoller Saat,
 Das waren Segenwerke, das war die edle That!
 Es ragten mächt'ge Eichen zum Aether hoch empor,
 Das war der ächten Männer, der kühnen Helden, Chor;
 Wir hörten Lerchen schmettern in Melodieneschall,
 Das war der Freiheitlieder allmächt'ger Jubelschall;
 Wir schwebten auf den Bergen und sahn auf eine Flur
 Voll Strahl und Licht und Leben und Frühlingswonnen nur,
 Und riefen voll Entzücken von heil'ger Gluth entbrannt,
 „Das Land, es ist das schöne, das deutsche Vaterland!
 Das sind die deutschen Eichen in ihrer Majestät!
 Das ist das Lied der Dichter, das durch die Seele geht!
 Das ist die große Sonne, die strahlt zum Osterfest,
 Wo die erstand'ne Schöpfung das dumpfe Grab verläßt!
 Die Lüfte, welche wehen, das ist der Gottesgeist,
 Der einß auf Wassern schwebte, der Alles nach sich reißt;

Und all' die Blumenauen, das ganze Lenzgesild,
Das ist der Zeit, der neuen, erhebend-heitres Bild!"

So riefen wir im Traume; jezt sind wir aufgewacht,
Die Wolken sind verschwunden, vorüber ist die Nacht,
Der Tag hat seine Pforten erprangend aufgethan,
Wie sehen wach nun Alles, was wir im Traume sahn,
Es steht so nah und leuchtend vor uns das holde Glück,
Und wir, ach, wir erbleichen und beben scheu zurück?
Ist doch die Klust gefallen, die uns zuvor erschreckt,
Sind doch die Geister alle zum Leben auferweckt,
Es trennt uns nur vom Ziele noch eine kurze Bahn,
Warum nun stellt so schläfrig ihr zu dem Lauf euch an?
Was jagt ihr nun vor Dornen und manchem Felsgestein?
Das Eden zu erobern ist jede Mühe klein!
Gedenket eurer Träume, gedenket ihrer Lust,
Und zündet neue Flammen an in der kühlen Brust!

Der schöne Völkerfrühling er war kein leerer Traum,
Er blüht in euerm Willen, in eures Busens Raum;
Nur wenn ihr wieder schlummert, kehrt er zum Traum zurück
Und niemals lächelt wieder einmal versäumtes Glück!

A p o l o g i e.

Oft schon hat man mich getadelt und gescholten, daß mein Sang
Von der Freiheit nur und immer von der Freiheit wieder klang,
Daß ich die erhab'ne Lyra, heilig einer Ewigkeit,
Dem Moment dahingegeben und dem flücht'gen Rausch der Zeit.

Und ich hörte solche Reden ruhig und geduldig an,
Und die Bahn, die sie nicht kennen, ging ich fort, die Dichterbahn,

Ging sie fort mit festem Schritte, schaute nicht nach rechts und links
Für das Schicksal und den Genius nur gewärtig jedes Winks.

Umzuformen die Geschehe, steht es in des Menschen Macht!
Ist es oft um Andre dunkel, ist's dem Dichter doppelt Nacht!
Gütig nehmen wohl die Eichen den verlass'nen Epheu auf,
Doch der Dichtkunst edle Ranken überläßt man ihrem Lauf.

Aus dem Boden, wo sie grünen, sprieset, was sie grün erhält,
Und die Ranke muß verdorren, wenn sie nicht an ihn sich hält.
Fragt ihr nach der Dichtkunst Boden? Ist es nicht der Zeiten Flur?
Was sie erndten will und wirken, das erkeimet hier ihr nur!

Und was ist die Zeit? O saget! Und was ist die Ewigkeit?
Kommt nicht stets Vergang'nes wieder nur in etwas anderm Kleid?
Was nicht eure Welt beweget und nicht einer Zeit entspricht,
Ist als todtgeborne Schöpfung auch für alle Zeiten nicht!

Alles Göttliche und Schöne ruhet in der Lage Schoos,
Löset's nur aus seinen Fesseln mit dem Magusstabe los!
Und wem dieß ein Gott versagte, wer mir diese Kunst nicht kann,
Gehe seines Weg's und sehe nicht so allzuseel mich an!

Das Meer der Zeit.

Es braust der Ocean der Zeit,

Ich sitz' an seinem Strand,

Dahin in die Unendlichkeit

Das Auge still gewandt.

Es braus't der Ocean der Zeit

In hoher Fluth heran;

Wer taub sich träger Ruhe weih't,

Was ist das für ein Mann?

Es braus't der Ocean der Zeit
 Von tiefem Grund bewegt;
 Ein Faulthier ist, wer bei dem Streit
 Zum Schlaf sich niederlegt!

Es braus't der Ocean der Zeit,
 Es blüht, der Donner kracht,
 In fürchterlicher Herrlichkeit
 Erscheint des Meeres Pracht.

Es braus't der Ocean der Zeit,
 So schlaf' und träume du,
 Ich sehe wachend und bereit
 Dem großen Schauspiel zu.

Es braus't der Ocean der Zeit,
 Der tausend Stimmen Drang

Erfüllt die Länder weit und breit
Mit lautem Wiederklang.

Es braust der Ocean der Zeit,
Ich sitz' am Ufer da,
Und spähe rings nach jeder Seit'
Nach Jedem, was geschah!

Der Geist, der auf dem Wassern schwebt,
Weht mich gewaltig an,
Und in des Sehers Busen lebt
Der Gottheit ew'ger Plan.

Ich sitz' und lausche fort und fort,
Und aus dem weiten Meer
Kauscht mancher Ton, und manches Wort
Prophetisch zu mir her.

Königin Freiheit.

Was doch will ich mich entschuld'gen,
Da mich träf' gerechte Klage,
Wenn ich unterließ zu huld'gen
Dir, o Fürstin unsrer Tage!

Dir, o Freiheit, deren Krone
Aus Demant und Strahl der Sonnen
Ueber jede Weltenszone
Gieset ihre Flammenwonnen!

Deine Majestät und Schöne
Leuchtet in das Herz dem Dichter,
Und so werden seine Töne
Abglanz deiner Gotteslichter.

Sieht er dich den Scepter heben,
Fühlt er ein himmlisch Feuer,
Und vor deinem Anblick beben
Alle Saiten seiner Leier.

Der verlassene Baum.

In Deutschland steht ein schöner Baum,
Er sproßte freudig hervor,
Und hob sich nach des Himmels Raum
Auf einsamer Flur empor.

Die Zweige prangten frisch und grün
In sonniger Lebenslust,
Man sah ihn schimmern, leuchten und glühn
Und zittern in seligem Duft.

Es klangen himmlische Melodien
Aus seiner Blätter Spiel,
Forttönend, ob die Sonn' erschien,
Und ob die Sonne fiel.

Und auf der ganzen Au' umher
Ergoß sich Strahl und Klang,
Es wallte rings ein Blumenmeer
In farbigem Wogenbrang.

Und Adler schwebten ob dem Baum,
Und manche Nachtigall
Erlauschte dort sich ihren Traum
Von Lieb' und Liederschall.

Und Herzen fanden dort sich ein,
Um unter dem Schattenzelt

Beglückter, göttlicher zu sein,
Als in dem Sturm der Welt.

Da kam der wilde Sturm daher,
Und wollte des Baumes Fall,
Und wühlte in dem Blumenmeer,
Und verwehte den Liederschall.

Und Keiner war, der ihn begoß
In heißer Sommergluth;
Da welkte trauernd Sproß auf Sproß
Vor des Geschickes Wuth. —

O Gärtner, die ihr euch vereint,
Seht den verlass'nen Baum,
Aus dem ein Sterbelieb nur noch weint,
Und gebt dem Herzen Raum!

Ein Weib auf dem Landtage.

Zum Landtag auch ein Weib erscheint
Mit schwermuthsvollem Blick,
Die manche Thräne wohl geweint
Bei manchem Mißgeschick.

Sie pranget nicht in Edelstein,
Sie trägt nur einen Kranz,
Doch könnte sie nicht schöner sein
In goldnen Schmuckes Glanz.

Sie sieht euch so beweglich an,
Und doch so wie sie steht
Mit Würd' und Hoheit angethan,
Ist sie voll Majestät.

Ihr fühlt das tieffte Herz erregt
Und ahnet, wer sie sei,
Die alle Himmel in sich hegt,
Wie Göttin Freiheit frei.

Ihr flüstert leis euch in das Ohr:
„Es ist die Göttin Kunst!“
Und euer Geist hebt sich empor
Ob niederem Nebeldunst.

Sie blickt euch an, und redet nicht,
Es genüget, daß sie kam;

Warum sie keine Sylbe spricht: —
Es wehret's ihr die Schaam!

Beschämen würd' es euch und sie,
Gäb' sie den Worten Lauf;
Die euch die schönsten Gaben lieh,
Nahm Liebe selten auf.

Sie sieht so stumm-berebt euch an,
Sie wendet sich und geht;
Wer soll euch bitten, wer euch nahn,
Wenn ihr sie nicht versteht?

Form und Gehalt.

Alle Federn, alle Zungen
Schreiben, reden einkleide,
Ja, es wird sogar gesungen
Von Akzif' und Polizei.

Jetzt, wo Alles wird betrachtet,
Was betrifft des Seins Gestalt,
Sorget auch, daß ihr beachtet,
Was dem Leben gibt Gehalt.

Unter der Verfassung Schilde
 Decket auch den Genius,
 Denn bloß frei ist auch der Wilde,
 Doch der Geist erstrebt Genuß.

Lasset nicht die Kunst vermodern!
 Sehet nicht in kalter Ruh
 Edler Flammen heil'gem Lodern
 Wie 'nem Feuerwerke zu!

Geizet nicht sie zu beleben;
 Kunst ist jeden Opfers werth,
 Und der wird es gerne göden,
 Der in ihr die Göttin ehrt.

Nur dem Nützlichen zu fröhnen,
 Ist beschränkter Seelen Trieb;

Ein Barbar ist, wer dem Schönen,
Wer den Künsten ferne blieb.

Dumpf entfliehen seine Tage,
Seine Brust ist rohes Erz,
Harmonieentlos die Sprache,
Und ein Muskel nur sein Herz.

Mancher Geist ist hingefunken,
Nation, zur Schande dir!
Drum belebt die matten Funken!
Und verkehrt die Schmach in Bier!

An die Schwindler.

„Es soll nun Alles anders sein,
Nichts bleiben, wie es war!
Des goldnen Alters Widerschein
Begrüßt das große Jahr!

Es stürze, was die Vortwelt schuf;
Ein jegliches Gebäu
Entsteh' auf unsern Schöpfungsruß
Im Nu von Grund aus neu!

Das Alte sei nun abgethan,
Nur Ideal und Schwung
Sei Lösungswort der Zeit fortan,
Nie Schritt, nur Flug und Sprung!

Das Nievereinthe sei vereint;
Ein großer Völkerrath,
Dem nicht ein König mehr verneint,
Als freier deutscher Staat!

Die Republik erhebe sich!
Die Monarchie in's Grab!
O sähet ihr doch all' wie ich!
Traut meinem Zauberstab!

Ich wandle so die Welt euch um,
Daß ihr sie nicht erkennt!

Ich schaff' euch ein Elysium,
Bin gleich damit zu End'!"

Du sprichst, ja, und versprichst sehr schön!
Doch was zu hoch erklingt,
Das ist zu oft nur leer Getön,
Dem keine That entspringt!

Versprich uns weniger; wir traun
Mit festerm Sinne dir,
Und hilf uns mählich aufzubauen,
Und halte Schritt, wie wir!

Die Tage der Größe.

Die Tage der Größe sind lange dahin,
In den Gräbern liegen die Braven,
Verzweigt und verfault ist der Gegenwart Sinn,
Und die Geister der Helden schlafen,
Ach, in der Erinnerung leben sie nur,
Da locket und winket die leuchtende Spur,
Da siehst du das Vaterland leben
Und prangend im Glanze schweben.

Um die Mitternacht steigen die Helden herauf,
Und sie seufzen über den Hügeln,
Und heben die Blicke zum Himmel auf,
Ob nicht sich die Nacht will besflügeln;
Und wo noch ein Einsamer tief in der Nacht
In Träume der Vorwelt verloren wacht,
Da pochen die hohen Gespenster
An's Fenster.

Es schimmert der Tag, die Nacht kehrt zurück,
Es wechseln der Sommer und Winter,
Und vergebens rufen wir Freiheit und Glück,
Wir bleiben doch Narren und Kinder!
Ach, nur eine Brust, eine einzige Brust,
Voll göttlichen Drangs und voll Thatenlust,
Die Luther und Hermann beseelen, —
Und uns könnte die Freiheit nicht fehlen!

Der Tag.

Der junge Tag, der goldne Tag,
Der tief in Nacht begraben lag,
Er strebt mit aller Macht herein;
Soll er noch länger ferne sein?

Der junge Tag, der goldne Tag,
Den Hoffnung tausendmal versprach,
Nach dem die Sehnsucht rief hinan,
Soll er nicht endlich brechen an?

Der junge Tag, der goldne Tag,
Mit Lerch' und Nachtigallenschlag,

Mit hellem Licht und Sonnenstrahl
Hat er uns schon begrüßt einmal.

Doch junger Tag, doch goldner Tag,
Die Nacht, die über dir noch lag,
Beging den fluchenswerthen Mord
Und trieb dich grausam wieder fort!

O junger Tag, o goldner Tag,
Den keine Nacht ertödtet mag,
Nun strebst du wieder still herein;
Sollst du noch länger ferne sein?

Nein, junger Tag, nein, goldner Tag,
Du nahst, wenn auch nur nach und nach;
Was wir ersehnt, gehofft, geträumt,
Das grünet, blühet, lebt und keimt!

Lehtes Lied.

Noch einen Sang, den letzten Sang,
Mein liebes Vaterland,
Dem ich geweiht der Lyr' sang,
Geweiht Herz und Hand!

Noch einen Sang, den letzten Sang!
Sei glücklich! Blüh' empor!
Geh aus der Stürme wildem Drang
In neuer Pracht hervor!

Noch einen Sang, den letzten Sang;
Dem kühnen Adler gleich,

Dem schon so mancher Flug gelang,
Schwing' dich in's Sonnenreich!

Der Lenz der Wahrheit und des Rechts
Verjünge deine Flur,
Und von dem Trauerloos des Knechts
Sei ferner keine Spur!

Noch einen Sang, den letzten Sang,
Mein deutsches Volk voll Muth,
Das siegreich oft die Waffen schwang,
Auch diesmal kämpfe gut!

Noch einen Sang, den letzten Sang!
Es ist ein geist'ger Krieg;
D ringt darin, wie Luther rang,
Dann krön'et euch der Sieg!

Noch einen Sang, den letzten Sang;
Der Dichter streitet mit,
Und folgt des ganzen Volkes Drang
Bei einem jeden Schritt.

Sein Köcher ist sein Saitenspiel,
Der zeigt so manch Geschoss;
Er richtet seinen Pfeil auf's Ziel
Als treuer Kampfgenos.

Und wenn ihn der und jener schilt;
Der heil'ge Liederquell,
Der fort aus tieffstem Rufen quillt,
Verachtet das Gebill.

Das Göttliche gibt die Natur;
Wer bloß gelernt, der spricht

Geschwäpzig wie der Rabe nur,
Und hat und gibt kein Licht. —

Noch einen Sang, den letzten Sang;
Und bist du endlich frei,
Mein Vaterland, dann schalle mein Klang
In schön'rer Melodei.

N a c h w o r t.

Gar Vieles möcht' ich noch der Welt verkünden,
Und an dem raschgezimmerten Gebäu
Hier fester bau'n, gefälliger dort ründen;
Gemahnen will mich Rezensentenscheu
Und dichterisches Gewissen; denn der Sünden
Entdecken stets am Dichter mancherlei
Die Richter, die gestrengen Moralisten
Im Reich der Künstler und der Belletristen.

Unreine Reime sind ein schwer Verbrechen;
D gäb' es doch ein peinliches Gericht,
Um förmlich über sie den Stab zu brechen,
Und mit gleich über Dichter und Gedicht!

Doch da gerechte Strafen hier gebrechen,
 So bleib' es beim verzogenen Gesicht,
 Und bei den schrecklichen Rezensionen,
 Ob denen Kritiker wie Götter thronen!

Der strengste Richter wohnt im eignen Busen,
 Der gern der allerbärtigste Cenfor wär',
 Und Alles striche, was dem Chor der Mäusen
 Und ihrem Freund gereichte nicht zur Ehr';
 Doch mit dem Schreckensbilde der Medusen
 Gebietend geht das Schicksal vor ihm her;
 Mag ihm der Donnerer Zeus nicht widerstehen,
 Ach, kann ihm, saget, ein Poët entgehen?

Beim Vaterlande möcht' er würdig singen;
 In seiner Seele braust' ein Ocean,
 Wo mit Gedanken die Gedanken ringen,
 Und unentdeckte Länder sehn ihn an;
 Kennt' er im Fluge sich hinüberschwingen!
 Doch fahre wohl du träumerischer Wahn!
 Die Dame Prosa winkt; ich laß' es bleiben,
 Um — weiter an einem Conversationsterikon zu schreiben! —



24a 1889

71

[Handwritten signature]

275
BRITTE

eines

Unglücklichen.

Ein Roman

von

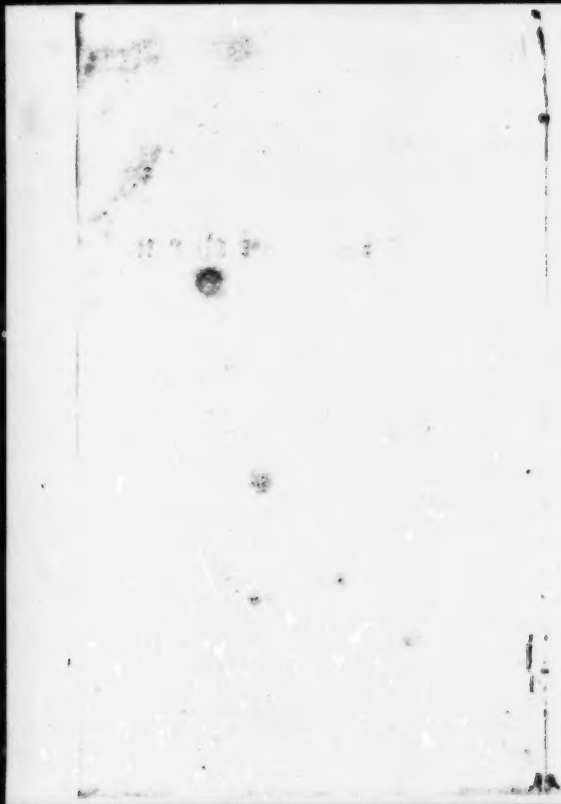
ERST ORTLEPP.



Leipzig,

bei Hermann Reichenbach.

1833.



V o r w o r t.

Das Leben mancher Menschen ist ein Sturm, den wenige Sonnenblicke erheitern. Häufig verfolgt gerade die edelsten Geister das unwürdigste Schicksal. Die schönen Ideale der Freundschaft, der Liebe, der Kunst, des Ruhmes und der Vaterlandsbegeisterung locken ein lebhaft empfindendes Herz — es überläßt sich ungetheilt seinem hohen Drange — es sucht die Bilder seiner überspannten Phantasie in der Wirklichkeit und — findet sie nicht — da zerfällt es mit dem Leben und wird elend gerade durch das, was ihm die höchste Seligkeit zu versprechen schien.

Das ist die Geschichte so mancher Verdauernswürdigen, die sich häufig genug wiederholt in unsern Tagen; das ist auch die Geschichte des Unglücklichen, dessen Briefe wir hier der Welt übergeben. Könnte man

seine Meinungen nicht überall unterschreiben, ja müßte man seine Verirrungen sogar verdammten, so wird man doch seinem Gemüth und Charakter ein besonderes Interesse und seinem Schicksal die innigste Theilnahme nicht versagen.

Der Mensch bildet sich seine Lebensansicht aus den Verhältnissen und Umständen, die ihn umgeben. „Daß der Materialismus in der Welt herrsche, und der Geist unterliegen müsse,“ zu dieser Ueberzeugung brachten den Unglücklichen sein Streben, sein Geschick. Indem er Schöpfer seines Glückes sein wollte, wurde er Zerstörer desselben, und mußte es werden; denn er trug den Keim des Verderbens im eignen Busen.

Möchten die Briefe jeden warnen, der ihm ähnlich denkt und fühlt!

Am 1. October 1830.

Wie mir doch wohl ist, felt ich die Stadt verlassen habe! Ein Ausflug dieser Art lag mir längst im Sinne; doch fanden sich immer neue Hindernisse, und selbst wenn man die Art seines Daseins haßt, reißt man sich ungern aus seiner gewöhnlichen Lage heraus; übrigens kennst Du meine Bequemlichkeit, mein Schwanken und meine Gewohnheit, Alles zu verschieben und zu keinem Entschluß zu kommen. Dank Deinem Zureden, das meiner Unentschiedenheit ein Ende machte! Es freut mich, daß ich es über mich vermocht habe, mein Verhältniß zu Auguste aufzugeben; es war eine Thorheit; ich fühle eine wohlthätige Befriedigung darüber, daß sie beseitigt ist. Ich glaube mich nun ziemlich sicher,

für ein reiches und vornehmes Mädchen von feiner Weltbildung wieder etwas Aehnliches zu fühlen; ich habe nun einmal das Vorurtheil und traue ihnen kein Gemüth mehr zu, und so bin ich denn auf jeden Fall mit ihnen fertig. Ich weiß, Du hast zuweilen die mir verhasste Kette in Schutz genommen, und sie sogar mitunter liebenswürdig finden können. Bester, erfahre sie nur erst von einem Wesen, das Dir wirklich Etwas ist, und Du wirst ganz anders reden! Ich suche nichts als ein Herz, das ist sehr wenig, und — sehr viel! Tragt sich's doch, ob ich ein solches, wie ich es verlange, jemals finden werde. Denn ist es nicht der gewöhnliche Gang unserer Neigungen — der Jüngling trägt ein herrliches Ideal in sich und weht in süßen Täuschungen; doch nirgends will ihm sein Urbild entgegentreten; rings erschaut er nur matte Kopieen; endlich fesselt ihn ein Gegenstand und seine Phantasie trägt nun die ganze Herrlichkeit seines innern Originals auf diesen über; da muß denn nun der Kontrast hervorbrechen; der Zauber dauert nur eine Zeit lang; er wird enttäuscht; so geht es ihm ein oder mehrere Male, und er greift dann nach dem ersten Besten, was sich ihm

Metet, oder giebt es auf, an die Vereiniung mit einem weiblichen Wesen zu denken.

Der Graf, von dem ich Dir schrieb, und mit dem ich in der letzten Zeit häufig umging, zeigte mir oft Grundsätze, die mich bei ihm überraschten. Seine Ansichten sind so liberal, als man sie nur bei einem Manne von seiner Geburt verlangen kann. Doch erbittet es ihn, wenn man will, daß der Adel überhaupt nicht existire, und ich selbst habe nach mehrfachem Streiten seinen Gründen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Du suchtest in dem etwas heftigen Menschen gewiß nicht das oft so weiche Gemüth. Es war fast der Einzige, in dessen Umgang ich eine wahre Befriedigung für den Geist finden konnte.

Du wunderst Dich, daß ich meine Verwandten so sparsam besuche, und mich überhaupt allen Gesellschaften so viel als möglich entziehe. Du siehst darin eine Neigung zur Melancholie, Menschenhaß, einen Hang, den Sonderling zu spielen, und was weiß ich Alles! Wesler Theodor! Was find' ich in den sogenannten feinen Vögeln

als Unterhaltungen, die mich um keinen Gewinn
besser und vernünftiger machen! Was nützen mir
die Gastmale, die mir halbe Tage rauben und
mein ~~kleines~~ Talent in den Strom der Ge-
wöhnlichkeit hinaranziehen streben? Laß mich doch
genießen, wenn ich nach Sammlung trachte und
die Zerstreuung fliehe!

Ich kann Dir sagen, ich fühle mich fast nie
glücklicher als allein. Die langeschnte Einsam-
keit umfaßt mich auf meiner Reise wie eine
geliebte Geliebte; ich sinke ihr an die Brust,
und empfinde eine Wonne, die ich fast nicht
mehr kannte. Dieser blaue Himmel, diese milde
Herbstluft, die schweremüthige Sanftheit in der
ganzen Natur, diese lange nicht gesehenen Berge,
Thäler und Flüsse mit ihren lieblichen Krüm-
mungen, und dieser ländliche idyllische Friede um
mich her, ach das Alles ergreift mich mit einer
so süßen Gewalt, daß ich weinen möchte vor
Entzücken!

Dort drüben seh' ich ein Plätzchen mit nur
wenigen Gebäuden, wo ein deutscher Dichter
einige heitere Jahre verlebte. Ach, es war ein

kurzes Aſyl für ihn. Den verkannten Mann, den das Vaterland nicht brauchen konnte, warf das Schickſal in einen andern Welttheil und wieder zurück, wo ihn in der Blüthe des Lebens die beſſere Heimath, das Grab aufnahm, und ihm die Ruhe gewährete, die ihm die Welt verſagte.

Die Stadt, in der ich einen Tag verweilen werde, iſt mir nicht neu; Du weiſt, welche Erinnerungen ſie mir erweckt! Ach, Theodor! Damals war eine ſchöne Zeit; die frühern Jünglingsjahre richten ſich vor mir auf wie abgeſchiedene Geiſter und wundern ſich, daß ich noch lebe! Mein Geiſt wiegt ſich in der Vergangenheit wie eine Blume in dem Thau des Morgens — doch ich will nicht ſehnfüchtig zurückblicken nach dem, was nimmer wiederkehrt; ich will mich mit der Gegenwart zufriedennehen, und von der Zukunft hoffen.

Ich habe hier ſchon mehrere Bekannte geſehen, und ſie noch ganz wie ſonſt gefunden. Sie intereſſirten ſich für mich, doch tadelten ſie es ſehr an mir, daß ich mich um kein Amt bewerbe. Sie haben, wie ſie mir erzählten,

Elter und Kinder, und befinden sich sehr glücklich. Der in seinen frühern Jahren so eifrige Philolog L. — hat sich ein Landgut gekauft, und ist sonderbarer Weise mit Leib und Seele Oekonom. Seine Disposition zur Auszehrung scheint durch den Genuß der Landluft verschwunden; sein Aussehen ist frisch und roth; die Natur hat ihn geheilt. Mit Büchern macht er sich nichts mehr zu schaffen.

Am 3. October.

Mein ganzes Wesen ist in stiller Seligkeit aufgelöst. Meine Seele gesundet; ich fühle mich wie neugeboren. Losgebunden von allen kleinlichen Sorgen, befreit von allen erbärmlichen Frohnarbeiten und nicht gestört von lästigen Menschen, athme ich erquickende Lebensluft und schmelze in süßen Träumen. Ich wanderte von der Stadt aus durch ein liebliches Thal, wo sich in manchfaltigen Windungen der Fluß mir

zur Seite schlängelte, und sanft sich die Berge erhoben, von denen das Waldesgrün im Sonnenschein freundlich herniederstrahlte; wunderbar gestaltete Felsen standen in der Ferne wie versteinerte in Schweigen versunkene Riesen; auf den Feldern regten sich noch thätige Landleute; doch die Natur hatte so etwas Stilles und Feierliches, als wäre sie tief versunken in Gedanken an ihren nahen Tod; das siehbare Welken und Hinsinken überall, das ermattete Grün, die von Stoppeln erfüllte Flur, das Schweigen, das durch keine frohliche Stimme eines Vogels mehr unterbrochen wurde, die dünnen Fäden, die in der Luft umherzogen und der Erde ihr Leichenkleid zu spinnen schienen — diese Dinge hätten mich wehmüthig machen können; aber dieser blendende Aether, den kein Wölkchen trübte, diese reine, in himmlischer Heiterkeit herabblühende Sonne, und der Anblick der lieblichen Gegend um mich her ließ mich Alles froher auffassen und an eine süße Reise der Natur denken, die mit meinen innern Vorstellungen wohlthuend harmonirte. Ach wie oft tief ich sonst, wenn die Fluren sich gelb färbten, aus: „Abermals zeitigen die Saaten! Doch

deine wollen nicht reifen! Du siehst die Ernteten wiederkehren von Jahr zu Jahr, und die Ackerleute mit frohen Empfindungen die Gaben des Himmels sammeln; aber deine Mühe bleibt verloren, denn auf dem Felde, das du bauest, ruhet der ewige Fluch!“ Ach, wie oft seufzte ich so unter heißen Thränen, und wollte in Hoffnungslosigkeit vergehen! Das ist doch nun anders; die reisende Natur macht mir keinen Vorwurf mehr, ich betrachte sie mit Gefühlen einer seligen Befriedigung, und freue mich, daß es dem Himmels gesiel, den Fluch in Segen umzuwandeln.

Am 4. October.

Freund, ich lebe ein ganz neues Leben. Die Gegenwart gewährt mir eine ruhige Wonne, und holde Bilder gaukeln auf meiner Wanderung vor mir her. Ich begreife in diesen Momenten nicht, wie ich mich jemals mit Hypochondrie

habe quälen, und an meinen Anlagen verzweifeln können; meinem Geiste wachsen größere Flügel mit jedem Schritte durch diese Paradiese und tausend große Pläne gehen mit durch die Seele. Ich fühle so lebhaft, man muß das Große nur ernstlich wollen, um es zu können. Man braucht sich nur einmal hartnäckig vom großen Haufen zu isoliren, und man findet in sich ganz andere Kräfte, als man von immerwährendem Gewühl umbraust und bestürmt zu entwickeln fähig ist. Man braucht nur Alles, was das Wollen und Thun zerstückt, entschieden von sich abzuweisen, und seine ganze Lust auf Eins zu richten, und man wird selbst erstaunen über das, ~~was man~~ dann zu erschaffen vermag. Viele kleine Arbeiten machen leicht ohnmächtig zu großen Unternehmungen, und der häufige Verkehr mit der menschlichen Gesellschaft reißt uns hinein in eine Sphäre der Alltäglichkeit, in welcher wir unsere Individualität am Ende nicht wiederfinden können. Denn die Menschen können es nicht leiden, wenn wir etwas Anderes, oder gar mehr sein wollen, als sie sind; sie wollen uns gerade so haben, wie sie selbst sind. Und doch wird nie etwas Ungewöhnliches aus

dem werden, der genöthigt wird, sich für etwas Garböhnliches anzusehen; das erregt den Zweifel über die innere göttliche Kraft; Keiner aber erreicht Größe, der an seiner Größe zweifelt. Man muß sich kühn Alles zutrauen, was jemals einem Menschen gelungen ist.

O wie ist meine Seele so voll! Wie gibt die Bewegung des Körpers auch meinem Geiste leichtere und freiere Regung! Mit welcher Inbrunst hang' ich an der mir so lange geraubten, und nun endlich einmal wiedergefundenen Natur, die mich nach Jahren voll mühseliger Dampfheit und Schwüle, wie ein frisches Bad erquickt und mich erfüllt mit frohem Lebensgefühl!

Al' meine ideallischen Träume kehren mir wieder; sie stehen aus den Gräbern auf, in die ich verzweifeln sie begrub; Morgenroth und Sonnenglanz spielen um ihre himmlischen Bilder, die in ihrer holden Verklärung mich anlächeln wie leuchtende Götter aus dem Jugendalter der Menschheit; ich glaube wieder an sie, denn ich sehe sie ja und fühle mich in ihrem Anschau'n selig.

Am 5. October.

Auch das thut mir wohl, daß ich einmal die politische Lage der Dinge ganz vergessen kann. Denn offen gesagt, Freund, ich habe kein Zutrauen. Es regt sich in ganz Deutschland hier und dort; Frankreichs Regeneration hat sich uns allen mitgetheilt; es erklingen Freiheitsslieder und patriotische Reden, es scheint ein kräftiges, reges Leben zu erwachen — man hat in einer Art von lyrischer Trunkenheit Alles Andere weggeworfen, und fast für nichts mehr ein Interesse behalten, als für die eine Idee. Aber Du kennst die Deutschen! Du weißt auch, was unsere Hoffnungen sich einst erträumten, Du erkennst Dich, was wir über das Heil des Vaterlandes zusammen schwärmten, und wie ich in zitternder Hast die Zeit kaum erwarten konnte, die alle unsere Gedanken beschäftigte; jetzt ist sie da, die von unsern neuesten Dichtern und Welken als eine große gepriesene Zeit, und ich stehe vor ihr — ach! voll Mißtrauen! Wahrhaftig, ich schäme mich meiner Stimmung, und doch kann ich nicht anders! Ein gewisses tief ahnendes Gefühl weißt mir nun einmal etwas Un-

glückliches, und Alles, worüber ~~ich~~ mich freuen möchte, erscheint mir zu sehr als Krankheit und flüchtiger Rausch, als daß ich ernstlich Hoffnung fassen möchte. Ich fühle mich nicht wohl, nicht geistig gesund in dieser beklemmenden Atmosphäre; doch still davon; ich bin froh, daß ich auf einige Tage reinere Luft athme.

Dieser Hefe Friede der Natur gibt mir einen süßen Kontrast zu den tobenden Stürmen der Welt. Dort hör' ich lauter Mißklänge und verworrenes Geschrei der wilderregten Partelen, und ohne eine große Dissonanz, die vielleicht ein Jahrhundert nicht auflöst; hier umfängt mich Stille und süßer Wohlklang, und auch mein Inneres wird zu schöner Harmonie.

Am 6. October.

Du glaubst nicht, welchen Eindruck das Wiederfinden der ächten Ländlichkeit auf mich

hervorbrachte. Wie ein aus der paradiesischen Helmath Verbannter trieb ich mich herum zwischen den Häusern und Steinhausen der großen Städte, und sah in den auf den Straßen Umhergehenden nur Marionetten und gemalte Bilder; hier erst fand ich den wahren Menschen in seiner Einfachheit und Unschuld wieder. O der unvergeßlichen Jahre, die ich auf dem Lande verlebte!

Die niedern Hütten mit ihren Obstgärten, die den Ausgang in's freie Feld gewährten, erschienen mir so heimisch und einladend, es war mir zu Sinn, als müßte sich's so heiter und kummerlos in ihnen leben, als müßte das Glück in ihnen wohnen. Und wenn ich dann einen Bauer sah, der Obst schüttelte, das seine blühende Tochter in ein Körbchen sammelte, um vielleicht für den Sonntag Kuchen zu backen und ein besonderes Fest zu bereiten, wenn ich sah, wie der Mann so vergnügt in seinem Garten umherschaut und dem Töchterchen mit ernstlicher Freundlichkeit Eile gebot; so beneidete ich ihn um sein einförmiges Natur- und Familienleben, das sich meine Phantasie in seinem Hause bildete,

und verwünschte die künstliche Mannichfaltigkeit eines Daseins, die den Städter in ewigen Kreisen der Mißbefriedigung und der Bedürfnisse umhertreibt, und den Thoren noch über den beglücktem Landmann spotten heißt! O mein Theodor, ich habe schon viele tausend Male gewünscht, ich wäre ein Bauer geworden, um der Natur näher zu stehen, in der ich nun einmal all das Gute sehe, um das uns unsere gepriesene Weisheit und Bildung gebracht hat! Ein Bauer? Aber würde ich da die Schönheit der Natur fühlen! Würde ich nicht vielleicht gerade heute für dieses himmlische Sommerwetter einen bläulern Regentag wünschen? Würde ich auch diese Einbildungskraft besitzen, die alle Widrer des Glücks in eine enge Hütte zaubert? Ist diese Phantasie nicht selbst erst ein Geschöpf der Bildung, das ich nur mit ihr zusammenhaben kann, das mir fehlen würde, wenn ich nicht durch die Kultur meines Geistes vorher erst alle die feinsten Gefühle und die Gluth des Innern gewonnen hätte, ohne die ich das von mir besessene Glück nur mit dumpfer Gleichgültigkeit betrachten könnte? So widersprechen sich unsere tollsten Wünsche in sich selbst, und dem einmal

zur Ungenügsamkeit Erzogenen kann ein geringes Loos nicht mehr genügen.

Am 8. October.

Meine Reise geht langsam, Theodor. Ich weile Stunden lang an Orten, wo es mir gefällt und wo ich meinen Empfindungen nachzuhängen Lust fühle. Und wenn ich mich nach Mittheilungen sehne, so lagere ich mich oft gleich im Freien; und schreibe für Dich ein Blättchen voll. Du erhältst in meinen Briefen eine Art von Tagebuch; ich schicke Dir gewöhnlich mehrere zusammen.

Der flachen Ebene entrückt, befinde ich mich glücklich unter den Bergen und Thälern, nach denen ich mich längst mit einer Art von schmerzlichem Heimweh gesehnt habe. Ich genieße die Natur noch recht aus, ehe der Winter sie begräbt. Oft schweife ich völlig regellos dahin und dorthin, ehe ich daran denke, mich wieder an

meinen Weg zu binden. Wollt' ich Alles ausführen, was ich in diesen wenigen Tagen geträumt und phantasiert habe, ich würde mehrere Menschenleben brauchen. Ach, wie oft wollte mir dagegen im dumpfen Zimmer kein Einfall kommen, der mich nur eine Stunde beschäftigte! Ich trage mehrere Bücher mit mir; aber mein ganzes Wesen ist so voll süßer Unruhe und trunkenen Begeisterung, daß ich für keine Lektüre Sinn habe. Sie sind mir alle zu kalt, zu todt; sie genügen meinen warmen Gefühlen nicht. Auch erinnern sie mich zu sehr an alle die Jahre, die sie meinem Herzen und meiner Seele, selbstständigen Empfindung raubten; ich habe genug gelesen; ich will von nun an mehr leben und aus meinem eignen Geiste schöpfen.

Am 9. October.

Ich habe den heutigen Tag in einem Dorfe zugebracht, weil ich wünschte, einmal nach länd-

licher Weise einen Sonntag zu feiern. Uebrigens war es mein Zweck, die einfachen Naturmenschen einmal ganz ungestört zu belauschen. Die nächste Veranlassung aber gab wohl ein Zufall. Ich war fast den ganzen gestrigen Tag ohne Plan umhergeirrt und wußte gegen Abend nicht genau, wo ich mich befand. Da treffe ich dicht an meinem Wege ein auf dem Felde arbeitendes Mädchen, die sich durch eine ungewöhnlich feine Gesichtsbildung auszeichnete. Mit etwas scheu gehobertem Blicke dankte sie mir, als ich sie grüßte, und schlug die Augen sogleich wieder nieder, als ob sie von mir nicht weiter bemerkt zu sein wünschte. Ich fragte sie nach dem Namen des nächsten Ortes; sie antwortete mit Lächeln, ich würde hier wohl bekannter sein, als ich mich stellte. Indem ich mich im Stillen darüber ärgerte, daß man das treuherzige Landvolk durch üble Neckereien so weit gebracht habe, daß es nun Jeden aus den höhern Ständen mit Argwohn und Mißtrauen betrachte, versicherte ich das Mädchen ernstlich, daß ich der Gegend völlig unkundig sei, und wiederholte meine Bitte in dem freundlichsten Tone. Sie sagte mir hierauf, daß der Ort Schöndthal

heiße, und daß ich in dem Gasthose, wenn ich
 heute nicht weiter reisen wolle, ein gutes Nachts-
 quartier finden könne. Ich fragte weiter, ob
 hier die Erndte gut ausgefallen sei, ob es viel
 Obst gegeben und dergleichen mehr. Sie ant-
 wortete auf Alles mit etwas schüchternen Ver-
 legenheit und Kürze. Doch das hatte einen
 wunderbaren Reiz für mich, den ein etwas sin-
 nender und fast melancholischer Zug in ihrem
 runden, lieblich blühenden Gesichtchen noch ver-
 mehrte. Ich erkundigte mich nach dem Pfarrer,
 ob er gut predige; sie sagte mir, daß er schon
 im vier Jahre sei, daß sie ihn aber alle gern hörs-
 ten, und ihn lieb hätten, weil er so denke, wie
 er rede, und auch selbst so handele, wie er lehre.
 Als ich fragte, ob sie auch öfters Tanz im
 Dorfe hätten, wurde sie heiterer und gespräch-
 iger; sie sagte, daß morgen Abend welcher sei,
 daß aber erst ein Concert gehalten werde; es
 gehe da anständiger her, als gewöhnlich, weil sich
 viele bemittelte Dekonomen aus der Umgegend
 dazu einfänden.

In demselben Augenblicke bemerkte ich einen
 jungen gutgekleideten Mann, der mit einem

Buche in der Hand den Weg daher wandelte, und bei dessen Herannahen das Mädchen in eine eigene Verlegenheit zu gerathen schien; bildete ich mir's bloß ein, oder war's wirklich so? genug sie wurde roth, sie sah sich unter ängstlichen Bewegungen um und schien nicht mehr zu hören, was ich zu ihr sprach. So sehr mich das wirklich interessante Mädchen fesselte, so hielt ich es doch für gut, mit ihr abzubrechen. Ich dankte und sagte ihr gute Nacht.

Bald begegnete ich dem jungen Manne, der ohne die Augen aus seinem Buche zu verwenden, an mir vorüberging. Er trug eine Monatsrose auf der Brust. Als ich ein Stück entfernt war und zurückblickte, sah ich ihn bei dem Mädchen verweilend stehen. Noch mehr; auf einmal fand ich ein reinliches Mädtchen Papier, das er, nach meinem Vermuthen, verloren haben mußte, mit folgenden Versen:

Es blüht ein helles Mädchen
Auf grüner Wiesenflur,
Ach, keine schönere Blume
Hat wohl die ganze Natur.

Sie war noch zarte Knospe,
 Sich ihrer kaum bewußt,
 Da ruhte schon mein Auge
 Auf ihr mit süßer Lust.

Nun ist sie aufgebrochen,
 Die ich als Knospe sah,
 Sie steht nun als Rose,
 Als liebliche Rose da.

Lebend hat mein Herz Dir längst geschlagen,
 Und ein Mädchen hab' ich stets getragen
 Auf der Brust nicht bloß, auch in der Brust:
 Oft hast Du die Blume ja gesehen,
 Konntest leicht den Sinn davon verstehen,
 Fast auch die Bedeutung wohl gewußt.

In meiner innersten Seele
 Da wohnt Dein holdes Bild,
 Und Du umschwebst mich immer
 Von süßem Reiz erfüllt.

Wenn ich Dich nur erblicke,
 Da wird mir ich weiß nicht wie,
 Und wenn ich die Hand Dir drücke,
 So drückt mein Herz Dir sie.

Ah, Mädchen, liebliches Mädchen,
 Auf stiller Wiesenflur,
 Du bist die schönste Blume
 Wohl in der ganzen Natur!

Daß sich die Verse auf das Mädchen beziehen mußten, war mir sogleich ausgemacht, und ich konnte mir hier wohl ein süßes idyllisches Verhältniß denken, wie ich es mir selbst zuweilen in poetischen Träumen ausgebildet hatte. Das Mädchen, das also wahrscheinlich Mädchen hieß, hatte bei ihrer Einfalt und Natürlichkeit durchaus etwas Ungewöhnliches; ein zauberlicher Anflug von einer gewissen Naivität paarte sich mit einer bestrebenden Schwermuth, die ihrem ganzen Wesen ein eignes Interesse verlieh. Doch was halfen Worte? Sehen müßtest Du sie, müßtest den Wohlklang und die wunderbare Innigkeit ihrer Sprache hören, müßtest die ~~reizenden~~ Uebergänge von dem Erröthen süßer Verschämtheit zu dem Aufschlagen der durchbohrenden feurigen Augen, von dem gedankenvollen Sinnen und In sich Verlorensein zu dem lieblichen Grübeln bildenden scherzenden Lächeln — aber was red' ich — das ist Alles nichts — es sind todte Redensarten über unnachahmliche und unbeschreibliche Reize, die mich selbst zu rühren fähig wären.

Ich bewahrte das Blatt mit den Versen,

und ging in das große und gutgebaute Dorf. Da der Gasthof meine Erwartungen noch übertraf, so war mein Beschluß gefaßt, erst Montags früh meine Wanderung fortzusetzen.

Es fanden sich Abends mehrere Leute aus dem Dorfe ein; sie sprachen von den jetzt überall ausgebrochenen Unruhen und deuteten darauf, daß es ihrem Rittergutsbesitzer übel ergehen könne. Auch der Herr Amtmann könne sich versehen. Ich fragte nach den Beiden, und da hörte ich denn, daß sie seit langen Jahren vereint bemüht gewesen wären, die Gemeinde des Orts zu bedrücken und sich durch die schändlichsten Ungerechtigkeiten zu bereichern. Man erzählte mir, sie hätten auch den Pfarrer, einen besonnen, musterhaft moralischen Mann in mehrere Prozesse verwickelt, die sichtbar an seinem Leben nagten. Ich knirschte im Stillen; ließ mich aber nicht in Worten aus.

Die Erinnerung an die Oberherrschaft des Reichthums in der Welt, und an alle die hässlichen Mißbräuche seiner Gewalt wäre fähig gewesen, mir den ganzen Frohsinn dieser Tage zu

gernichten, denn sie warf mich auf einem Moment zurück in die Verstimmung ganzer Jahre, und brachte mir das verschlechte Herz von dunkeln Gedanken wieder. Ich sah im Geiste den Rittergutsbesitzer vor mir stehen in stolzer, kalthöhnlicher Vornehmheit und wußte, daß er ein Mann war, den nur der grenzenloseste, niedrigste Eigennuß besetzte, ohne für etwas Gutes und Schönes Sinn zu haben, und neben ihm sah ich den Amtmann, den lächelnden Schuft, sich bücken und mit erfinderischer Bemühung die Ehikane des Herrn unterstützen. Ich dachte mir, wie das so im Kleinen ein Bild gebe von den Peinigern ganzer Länder und Völker, und wie man so langmüthig sei, und so schwer daran gehe, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen; dabei fand ich die jetzige Stimmung der Welt in vieler Hinsicht sehr natürlich. Doch schwieg ich gegen die Leute. Denn ich meine, man sollte sich über jedes Wort ein Gewissen machen, das ruhige und religiös erzogene Menschen gegen ihre Obrigkeit erbittert. Bei dem Ungebildeten entsteht dadurch leicht ein Haß, alle gesetzliche Ordnung leichtsinnig zu betrachten und er wirft dann in der Hitze mit dem Repräsentanten des

Gefeges das Geseß selbst über dem Haufen. Ich verheile mich daher beobachtend; und so fand ich, daß in dem Landvolk noch nicht der Geist der Städte wohne; denn sie sprachen einstimmig von dem Glück des Irledens, und fürchteten alle gewaltsamen Erschütterungen durch den Krieg. Da ich den Bürger und Bauer als den Kern des Volkes betrachte, und bei ihm im Durchschnitte eine gewisse pflegmatische Ruhe bemerke, so glaube ich noch nicht an eine große Revolution Deutschlands. Wenigstens wird es damit noch seine Zeit haben. Das Volk hat eine wunderbare Anhänglichkeit an das Alte und Gewohnte, und hält oft daran fest, selbst wenn es ein Verlethetes ist.

Des Sonntags früh besuchte ich die Kirche, nachdem ich seit Jahren in keine gekommen war, mit eignen Empfindungen. Da kam denn ein überwältigendes Gefühl der Andacht über mich; mir traten die Thränen in die Augen, als der erste Vers des schönen Liedes: „Wir nach, spricht Christus unser Held,“ begann, und die allmächtigen Töne der Orgel in den vollstimmigen Gesang der Gemeinde hineinbrausten. Es

war köstlicher Balsam für mein Herz in den lange nicht gefühlten Schauern der tiefsten Nüchternung zu zergehen, und der unveränderte Urtext des alten Gesangbuches that mit den gemüthlichen, einfachen Kraftausdrücken seine Wirkung. Ich fühlte mich aufgelöst in einen wonnigen Schmerz; Erinnerung, Sehnsucht, Trauer, Entzücken, Liebe, Begeisterung stürmten auf mich herein und wurden zu einer großen Empfindung, und es war die Empfindung vor Gott und seiner unmittelbaren Nähe!

Mein Blick fiel auf den Kirchenstuhl des Rittersgutsbesizers, ich sah ihn leer; man hatte mir vorausgesagt, daß er des Jahres kaum zwei Mal in der Kirche erscheine; ich verdamnte ihn, daß er dem Dorfe kein besseres Beispiel gab. Doch ich dachte an mich selbst. So ist der Mensch! Schnell richtet er Andere, seine eignen Gebrechen sieht er nicht, oder schlägt sie geringer an als fremde.

Der Prediger sprach: „Von der siegenden Kraft des Geistes,“ ein Thema, an dessen Wahrheit ich oft verzweifelt hatte. Er

Wort für sein Alter mit vieler Wärme und Lebendigkeit, zwar schmucklos und einfach, aber mit einer Bewegung, die aus der Tiefe seines Herzens kam. Ich muß Dir offen gestehen, trotz meiner Aufmerksamkeit und wirklich heiligen Spannung konnte ich nicht unterlassen, während der Predigt öfters nach dem hübschen Köstchen zu sehen, die ich bei dem ersten Umschauen sich entdeckt hatte. Sie erschien mir nach ländlicher Weise geschmackvoll gepuzt, und achtete sehr genau auf die Predigt; jedoch zuweilen streifte ihr Auge über mich hin mit einem betrachtenden Gesicht, das mit einem leisen Anflug des Lächelns kämpfte. Einigemal schien sie auch flüchtig zu erröthen.

„Du hast Blicke gewechselt? Das war also Deine Andacht?“ wirst Du sagen. Guter Theodor; Du magst Recht haben, aber der Mensch ist nun einmal so; von dem Göttlichsten umgeben, tritt ihm das Menschliche entgegen, und mitten in den heiligsten Gebeten, kann er sich oft recht irdischer und zerstreuter Gedanken nicht erwehren. Was soll ich mit einer Moralität prahlen, die ich nicht besitze? Es

scheint mir besser, mich Dir ganz so zu geben, wie ich wirklich bin, um so mehr, als ich ein Wohlgefallen an dem Schönen, nie für ein Verbrechen achte.

Daß die Rührung des Predigers am Schlusse seiner Rede in Thränen, und einen gedrochenen Vortrag überging, gefiel mir nicht; denn es macht dieß allemal einen bedrückenden Eindruck auf die Zuhörer. Jeder Künstler, und auch der Redner muß sich zu beherrschen wissen; nur dem Schauspieler kann es am rechten Orte gestattet sein, die innere Bewegung auf solche Art zu zeigen.

Den Nachmittag über habte ich mich am Sonnenschein und stillen Träumen. Die Flur war heute so einsam; meine Gedanken ergingen sich viel in einer bessern Welt, und doch war mir die Erde, dieses sechstaufendjährige Grab von Leiden und Freuden, heute so lieb. Ich hatte den verlorenen Gott wieder gefunden; das that mir so wohl. Ich schwor es mir, nicht wieder von ihm zu lassen; und nun konnte ich froher beginnen, wieder Mensch zu sein.

Das Abendconcert zeigte, daß man auch auf den Dörfern in der Cultur vorwärts schreite, und ob ich gleich über das nach der unvollkommenen Musik erfolgende Händeklatschen im Stillen von Herzen lachen mußte, so konnte ich doch dem Sinn für einen, wenn auch sehr mangelhaften Kunstgenuß, meine Billigung nicht versagen. Auch hütete ich mich vor allen tadelnden oder spöttischen Bemerkungen über dasjenige, was diesen Leuten völlig genügte.

Es begann nun der Tanz; die dabei herrschende Sitte machte dem Dorfe Ehre. Daß Mädchen nicht fehlte, versteht sich, und daß sie sehr gesucht wurde, fand ich natürlich. Ich konnte nicht unterlassen, in der Unterhaltung mit einem etwas blaffen jungen Mann, der sich mir genähert hatte, die Rede auf sie zu bringen und zu äußern, daß ich an seiner Stelle sogleich einmal mit dem Mädchen tanzen würde. Er erwiderte mir, vor ihm sei sie sicher; ihr apertres und gezwungenes Benehmen werde sie bald allen jungen Burschen verhaßt machen.

Der Anblick des Tanzes versetzt mich sonder-

batter Weise gewöhnlich in eine heilig- schwer-
müthige Stimmung. Wenn ich das Auf- und
Niederwogen, das Kommen und Verschwinden
der Paare sehe, so befällt mich ein tiefes Gefühl
von dem Wechsel und der Vergänglichkeit alles
Irdischen; ich versinke in mich selbst, und die
frohen Töne der Musik machen mich nur noch
melancholischer. Ich denke an die Flüchtigkeit
aller Freude, und wenn der Tanz aus ist, dann
seufz' ich im Stillen: „so tauschen unsere Jahre
vorüber! Alle Verbindungen, alle Freundschaften
und süßen Verhältnisse trennt das grausame
Zeitmaas; alle entzückenden Klänge verstummen
vor dem Ohr wie die Melodie des Tanzes!“

Wo ich selbst an dem Vergnügen theilnehme,
da ergeb' ich mich dem frohen Rausch und webe
in heitern Gedanken; aber als bloßer Zuschauer
werde ich stets besiegt von melancholischer Gewalt.
Sie ergriff mich auch dießmal und riß mich
mit einer unwiderstehlichen Alimacht in's Freie
hinaus. Es war eine himmlische Mondnacht,
in der ich einsam meinen Phantasieen nachhän-
gen wollte, als mich auf einmal eine Stimme
anredete. Es war jener blasse junge Mann, mit

dem ich in dem Saale gesprochen hatte. Er saß ganz allein auf einer niedern verfallenen Mauer. Ich fragte, warum er sich der Lustbarkeit des Dorfes entziehe; er erwiderte mir, weil er seit einiger Zeit an nichts mehr ein Vergnügen finde. Auf mein weiteres theilnehmendes Forschen erklärte er mir ganz offen die Ursache seines Kummers, und sagte, es thue ihm wohl, daß er heute einmal einen Menschen finde, gegen den er kein Bedenken tragen dürfe, sich auszusprechen. Er habe Klöschen einst geliebt, und geliebt mit aller Wuth der Leidenschaft, ja er liebe sie noch. Sie habe ihn nicht ungern gesehen, aber da sei der Sohn des Amtmanns gekommen und habe ihm ihr Herz entrißen. Daß dieser eheliche Absichten hege, lasse sich nicht wohl denken; auf jeden Fall wollte er sich bloß eine Zeitlang annehmlich unterhalten, und dann den für ihn verpassenden Umgang abbrechen. Er sehe das sicher voraus, und er habe das auch Klöschen im Anfang gesagt; aber sie sei verblendet von Eitelkeit, und hoffe nun einmal eine Dame vom Stande zu werden, und da habe er denn sich von ihr zurückgezogen. Aber immer noch werde es ihm schwer, den Gedanken an sie zu verban-

nen; zuweilen habe er eine erzwungene Lustigkeit angenommen, und sich berauscht in geistlichem Getränken; ja er habe sie sogar verhöhnt und ausgelacht; aber dann sei sein Schmerz nur desto wilder ausgebrochen, dann sei er der Gesellschaft entflohen, und habe oft auf diesem Pflöcken unter freiem Himmel bitterlich geweint.

„Meine Eltern,“ sagte er, „haben ein Haus und hübsches Feld, und würden die Heirath gern zufrieden gewesen sein. Aber nun mag ich das Mädchen nicht mehr nehmen; sie hat mich durch herzlose Kälte bis in die tiefste Seele gekränkt, und wenn sie ein Anderer nicht mehr haben will, dann behaupte ich auch meinen Kopf; denn es scheint mir immer, als ob man sich schämen müßte, nach einer Zwischentliebschaft von dieser Art zum zweiten Male zu werden.“

Ich fühlte mich ganz in die Seele des niedergeschlagenen Menschen, der mir doch zugestand, daß es ihm wohlgethan habe, nur einmal von Mädchen zu sprechen. Uebrigens sagte er, daß er durchaus nichts Unrechtes von ihr denken könne, ob gleich viele Jungen ihrem

guten Rufe etwas anzuhaben strebten; denn sie sei vortreflich erzogen, und besäße, trotz ihrem jugigen Stolz, doch eine gewisse edle Schüchternheit, die nur der Tugend eigen sein könne; auch der Sohn des Amtmanns sei, ungleich seinem Vater, ein Mensch, den man allgemein wegen seines sonstigen guten Betragens achte, wodurch aber eben jene heimliche Liebchaft mit Klösch um so auffallender werde.

Du hättest den Menschen sehen sollen, mit welcher Begeisterung er mir von seinen früheren Empfindungen für das Mädchen erzählte, mit welchem Ausdruck des reinsten Entzückens er mir ihr Bild entwarf, wie es ihm damals erschienen war, wie seine Blicke verklärt leuchteten, als er mir sagte, daß er im vorigen Sommer mehrmals auf dieser Stelle mit ihr gegessen, und ihr bei den Sternen ewige Liebe geschworen habe; ich versichere Dich, die Zartheit seines Gefühls könnte Tausende unter den Gebildeten beschämen. Ich habe noch nicht geliebt, Theodor; meine flüchtigen Reizungen hatten keine Ahnung von dem innigen, erinen und heiligen Truer, das in diesem Herzen lebte.

So zu fühlen und Erwiderung zu finden,
es muß ein Himmel sein! Aber das Gegentheil
davon auch eine um so schrecklichere Hölle!

Daß sich doch immer unserm Glücke feindselige
Verhältnisse entgegensetzen! Daß selbst da,
wo die Elemente dazu sich darbieten, irgend ein
böser Dämon zerstörend eingreifen und das Ge-
bäude in seinem Grunde zertrümmern muß!

Was ich in diesem Dorfe sah und erlebte,
könnte meinen alten Wahnsinn erwecken; doch
was nehm' ich mir fremde Schicksale zu Herzen?
Ist das nicht Gottes Sache?

Am 11. October.

Köchens Bild hat mich auf meiner Wan-
derung verfolgt. Seltsam! Immer erwacht das
Wohlgefallen an einem holden Wesen erst in
doppelter Stärke, wenn man es aus den Augen

verloren hat. Doch es ist gut, daß ich sie nicht länger sehe; denn ich fühle, mein Herz ist noch sehr toll, und wird dem sich sicher dunkelndem Verstande noch manche Streiche spielen. Morgen hoffe ich bei meinem Freunde E. — in W. — einzutreffen! Wie ich mich nach ihm sehne! Mit welcher Ungeduld ich auf die ersten Augenblicke des Wiedersehens brenne. War er doch außer Dir der Einzige, der mich ganz verstand, und den ich das Echo aller meiner Gedanken und Gefühle nennen konnte! Und diese lange Trennung! Zehn Jahre sind vergangen, seit wir von einander schieden, mit thränenden Blicken und mit blutenden Seelen schieden! Eine trübe Ahnung sagte uns, wir würden uns auf lange Zeit verlieren. Sie ist eingetroffen! Doch desto größer wird der Jubel sein, mit dem wir uns wieder in die Arme stürzen werden!

Am 12. October.

Ich habe dem Leben oft gezürnt, mein Theser. Ich habe es für eine Kette von Sorge, Mühe, Verdruss und Schmerzen gehalten, und mich aus vollster innigster Seele nach dem Augenblicke gesehnt, wo ich mit erleichteter Brust ausrufen könnte: „Es ist vorüber! Betragen ist all die Arbeit, überwunden der Schmerz, im Rücken liegt die lange beschwerliche Wanderung durch die dornen- und thränenvolle Wüstenel der Zeit; die Seele löst sich sanft aus den zeitlichen Fesseln, und schwebt wie auf weichem Kargesieder empor in das Reich der stillen Ewigkeit! Dahin sind all die fürchterlichen Fieberträume, die deine Phantasie so oft wie im Krampfe zusammen schüttelten, dahin sind die kalten Verhöhnungen eines tückischen Schicksals und noch tückischerer Menschen, dahin ist das tägliche Fortbrechen des armen in sich zusammengebrückten Herzens, dahin ist all die zehrende unerfüllte Sehnsucht, dahin sind die Phantome dieses verworrenen Daseins, und der Schlaf, aus dem du nicht wieder erwachst, drückt dir mit weicher Hand die müden Augen zu!“ Ja,

Theodor; oft hab' ich mir von ganzer Seele
 einen frühen Tod gewünscht; aber ich habe dem
 Leben Unrecht gethan! Es gibt Tage der Wonne,
 die traurige Ewigkeiten aufwiegen, und —
 Theodor, ich habe einen solchen Tag verlebt!
 Was ist doch alle Freude unseres Daseins, was
 ist der sinnliche, was ist der künstlerische Ge-
 nuß vor den Empfindungen der Freundschaft und
 der Liebe! Gewiß, in ihnen muß die Seligkeit
 des Himmels bestehen! Ich habe meinen S. —
 umarmt, ich habe es wieder gefunden, das treue,
 warme, in Gefühlen überwallende Herz, ganz so,
 wie es einst war, nur sanfter und heiliger ge-
 worden durch raue Jahre und ein schmerzvolles
 Leben! Die Augen mit dem weichen Schimmer,
 die jeden Gedanken aus den meinigen heraus-
 lassen, diese fast weibliche Zartheit des Empfin-
 dens, diese seltsam mit einem beinah kindischen
 Humor verwebte Neigung zur Melancholie, die
 selbst mir lieb gewordenen Schwächen und Un-
 arten, diese vollkommenste jedes Wort und jeden
 Blick befeelende innige Güte und Herzlichkeit —
 Alles, Alles — kurz den ganzen Menschen hab'
 ich wiedergefunden, der mir einst so grenzenlos
 theuer war und um dessen Fernsein ich Jahre

durchtrauerte. Welche Worte schildern Dir die Momente, wo wir einander entgegenflogen, welche Farben malen Dir die Scene der ersten stammelnden Mittheilung, welche Bilder geben Dir einen Abdruck von den unendlichen Modificationen des reinsten Entzückens, das unsere gebrochenen Worte und unsere Thränen begleitete! Wir waren der Gegenwart entrückt; unsere erste Jünglingszeit richtete sich vor uns auf, und es webte sich um unsere Blicke wie ein Schimmer der Morgenröthe. Wir waren außer uns, wir schwärmten, wir schmeckten süße, ach, längst vergessene Empfindungen! Theodor, auch die Freundschaft hat ihre Eifersucht; denn streng genommen ist etwas Wahres darin, man kann bloß eine Seele sein nennen, und von grundaus lieben — und ein Herz, das sich stets so innig an mich schmiegte, wie das Deinige, könnte wohl hier etwas der Art fühlen — doch daß ich Dir ganz mein Gefühl für einen Dritten ausspreche, möge Dir gerade zeigen, wie warm ich Dich liebe. Ja, ich sage Dir, E. — Seele ist der meinigen ähnlicher als die Deinige — Du bist nicht Thor genug, um mir so weit gleichen zu können; — in E. — finde

ich jeden selbst meiner sonderbarsten Gedanken wieder, und das geht zuweilen so weit, daß ich davor erschrecken könnte — doch Dich liebe ich wieder, weil Du klüger und besonnener bist als ich — genug Jeder von euch beiden hat bei mir seinen besondern Werth, den er als Freund mit keinem Menschen theilt. Du weißt, wie sehr S. — alles Brieffschreiben haßt; Dir dagegen kann ich mich auch in der Ferne täglich mittheilen. S. ~~ist~~ istirt für mich nicht, wenn ich ihn nicht sehe und spreche; Dich habe ich zu jeder Zeit. — Ich habe mit S. — viel durchgeschwätzt, und seine Liebe für die Kunst macht ihn mir noch verwandter! Gott, was könnte man sich frei regen, wenn man nicht in so enge unerträgliche Fesseln geschmiebet wäre, was könnte man schaffen, wenn man nicht seine beste Kraft an Frohndiensten abarbeiten müßte! Scheußliches Schicksal des Talentes, daß es sein Leben an niedere Geschäfte verschwenden muß, die oft ein Anderer weit besser verrichtet! Daß man gegen alle Lust zu Dingen gezwungen wird, die man haßt, weil man ihnen keinen Geschmack und keine Freude abgewinnen kann! Als ob sich etwas leisten ließe, wo der innere Trieb

fehlt, wo der Geist in jedem Momente sehnsüchtig nach etwas Andern strebt! Auch E. — ist mit seiner schönen Keuse vor dem großen Lastwagen gespannt, und seine Vorgesetzten sind mit ihm zufrieden, weil er ihnen seine Jünglingsträume verbirgt; er kann einmal ein Landrath werden! Wird auf diese Art die Poesie je gedeihen! O Welt! O Menschheit! O Deutschland!

Am 13. October.

Heilige Freundschaft! Ja, noch glaub' ich an dich und deine reine himmlische Natur, die selbst in der Liebe selten so lauter waltet! Süßes Bergehen verwandter Seelen, holde Vereinigung aller edleren Gefühle und Gedanken, seliges Ueberströmen des reinen Selbst in das andere, du bist kein eitler Traum, du bist wirklich vorhanden für Herzen, die empfinden können! Leider hat sich ein böser Dämon der Kälte unseres Zeitalters bemächtigt, und der mephistophelische

Hohn ist stets bereit, jedes wärmere Auswallen sogleich als sentimentalen Reizenjammer zu ver-spotten. Wozu hat denn der Mensch ein Herz? Soll es in der Brust liegen wie ein Stein und ein Eisklumpen? Warum ward uns die Thräne gegeben, die als Perle aus der kesslen Seele durch die Augen hervortritt, und zeugt für den Werth und Reichthum des unendlichen Gemüthes! O ich zürne, mein Theodor, wenn ich so unbedingt über Siegwart und Werther spotten höre; die Zeit, wo sie erschienen, war eine schöne Zeit übermächtigen Vollgefühles und jugendlicher Schöpferkraft; unsere ist vertrocknet und ausge-dorrt an Hien und Herz. Unsere Dichter singen geleckte und gedrechselte Lieder, behangen mit einem mystisch-romantischen Aufputz, der so kalt läßt, wie der Anblick der Bilder in den Modesjournalen, denen sie an Leblosigkeit und bunter Verbräunung gleichen; unsere Schriftsteller huldigen einem frostigen, aus dem Verstande entspringenden Witz, oder geben uns nichts als Intrigue und verpfuschte, für den Gaumen des Publikums mundgerecht gemachte Historie; wenn uns Göthe in den Tempel der Kunst und ewigen Natur führte, wenn uns ein Jean Paul an

der Hand der Religion, Liebe und Freundschaft, und aller erhabenen Himmelsgeister durch verkörperte irdische Wunderländer leitete, wenn uns Schiller, der allgewaltige Prometheus, die heilige Flamme des Ideals unmittelbar von den Sternen und Sonnen des Himmels herabieß; was thun ein Heine und Börne, die gepriesenen Helden unserer Tage? Sie räsonniren. Alle Achtung ihrem Talente, aber der Neger übermannt mich, wenn man diese Halbgötter bis in die Wolken erhebt, und den alles überstrahlenden Apollo von Delphere und die Majestät des olympischen Jupiters verlästert. Noch hat keiner von den beiden letztgenannten Dioskuren ein eigentliches Kunstwerk geliefert, noch gelang es keinem, eine Welt zu erschaffen. Und unsere Musik? Wohin ist Haydn's rührend-gefällige Einfachheit? Wohin sind Mozart's Melodien? Wo sind unsere Beethoven und Weber? Entwichen sind sie aus einer Welt, auf deren erkaltetem Geiste ein erstarrender Winter lastet, der es dem Frühling zuvorzuthun vermeint, indem er künstliche Blumen aus Eis an die Fenster malt! Jene Leute fühlten; ja Alles war an ihnen ein Weben der innigsten und glühendsten Empfindung. Was thun wie? Wir gehen in's

Theater, um die Längeweile los zu werden, und langweilen uns dort noch mehr, als in der Wirklichkeit an den fadeſten Vaudevilles oder geſchloſſenen Intriguenſtücken, deren erſtes Sehen eine Strafe, und das zweite eine Hölle iſt. Warum will nichts Großes mehr in unſerer Kunſt und Literatur erſcheinen? Weil alles Große nur aus dem Herzen kommen kann, und weil wir verkleinte, verzweigte und eingefrorene Seelen keine großen und erhabenen Gedanken mehr in uns nähren. Wir haben uns vor alle Ideale eine Mauer hingebaut. Aber das Genie wird die Mauer durchbrechen im Namen der Menſchheit, in welchem es ſtets handelt, und zwar allmächtig handelt. Es wird ein Geiſt kommen, der wie ein friſcher Morgenwind hineinweht in die Welt, auf der die Nacht der todtverhauchenden Proſa laſtet; er wird ſie aufſchütteln aus den Ketten der ſchöpfungsloſen Gebundenheit, und die wachgewordene, aufſtauchende Weltſeele wird ihr Oſterfeſt begehen. O Menſchen, Menſchen! Lernet, was ihr vergeſſen habt, wieder fühlen! Könnt ihr es denn ertragen das herzloſe, ſchöne, barbariſche, ſeiner himmliſchen Reize entblößte Daſein mit ſeinem verſtändig kaltem Mechanis-

muß, mit seiner Erstarrung und Verkücherung?
 Es ist so widernatürlich, alles höchste von sich
 abzuweisen, und sich geßtentlich in die elendeste
 Prosa zu beoraben! Lernet wieder fühlen! In
 jeder Seele brennt ja ein heißer Durst nach
 Schönheit und Freiheit, eine Ahnung des Gött-
 lichen und Großen! Jeder Mensch hat als
 Jüngling eine süße, schwärmerische Zeit, wo er
 mit glühender Sehnsucht die Arme ausbreitet nach
 allen Idealen, wo ihm die Thränen aus den
 Augen stürzen bei dem Gedanken an Gott oder
 Unsterblichkeit oder an ein großes Wort oder
 an einen großen Mann. — Begrabt diese heiligen
 Regungen nicht so schnell für ein ganzes künftiges
 aschgraues, verholztes und vermoostes Leben —
 laßet sie in eurer Brust still fortblühen die
 schöne Blume der Empfindung; und ihr werdet
 Alles, was ihr erlebt, in höherm Sinne fassen,
 ihr werdet Alles, was ihr treibt, mit anderm
 Geiste treiben; das Ideal wird euch auf seinen
 gewaltigen Flügeln tragen, und wenn euer Körper
 sinkt und erbleicht, wird doch der Lenz in euerm
 Geiste fortblühen!

Am 14. October.

Es ist mir eine der größten Strafen, mich mit dem gewöhnlichen Menschenschlag über Litteratur zu unterhalten; am erbärmlichsten wird mir zu Muthe, wenn man darüber streitet, „ob Göthe oder Schiller größer sei,“ und wohl gar von mir eine Entscheidung verlangt; oder darüber, ob man Shakespeare frei bearbeiten, oder wörtlich übersetzen müsse;“ oder darüber, „was Göthe eigentlich mit seinem Faust gewollt habe;“ oder darüber, „ob ein Kunstwerk unmoralisch sein dürfe,“ und dergleichen mehr. Ich lasse dann die Leute reden, was sie wollen, und habe im Stillen meine Gedanken, die ich mich hüte auszusprechen. Auch mit den Velletristen von Profession rede ich selten über andere Werke als ihre eignen, und viel lieber über Wetter, Mädchen, Geld, Begebenheiten und Plutuster; über Griechen und Römer aber in meinem ganzen Leben nicht. Was ist ihnen Homer als ein Popanz, und was Sophokles, Aristophanes, Pindar und Aristoteles, als unromantische Schulfüchse? Mit S. — aber schwelge ich in Unterhaltungen, die mir die

klebsten sind, sobald mir der rechte Genius be-
 gegnet. Die geistigen Mittheilungen und der
 zarte Austausch unserer wunderbar verwandten
 Gefühle machen uns unaussprechlich glücklich.
 Halbe Tage lang gehen wir durch die stillen
 Fluren des schönen Thales, auf denen der seltsame
 Friede des Herbstes ruht, und träumen uns zu-
 rück in die Tage unseres ersten Lebenslenzes, wo
 wir unsern Freundschaftsbund schlossen und wo
 alle unsere getheilten Stunden den Hauch der
 glühendsten Begeisterung und der empfindseligsten
 Schwärmerel athmeten. Unsere Geister sind
 stiller, milder und ruhiger geworden; wir lobern
 nicht mehr auf wie einst; unsere Phantasieen
 fühlen sich nicht mehr mit der ehemaligen All-
 gewalt emporgerissen nach den Idealen, die uns
 damals wirklich wurden, weil wir sie für wirk-
 lich hielten. Der Herbst mit seiner Reife, und
 ach, ich möchte fast sagen, Kraftlosigkeit, ist auch
 in unserm Innern eingezogen. Der Eichelwa-
 gen einer tyrannischen Wirklichkeit ist dahin ge-
 gangen über unsere blumigen Gefilde, und hat
 mit seinen Rädern zermalmt unsere Beilchen und
 Myrthen, und mit seinen Klängen abgeschnitten
 unsere Rosen und duftenden Blüthen, und uns

selber rißte er in seinem Laufe, daß wir dahinsanken auf unserer Bahn nach den Wolken und Gestirnen — unsere Adlerflügel wurden die Beute seiner verheerenden Wuth, und unsern Herzen entquoll das Blut in mächtigen Strömen. Eine tiefere Melancholie hat sich auf die Stirne meines S. — gelagert; sie erzählte schon mit leisen faltigen Lettern von den tausend schmerzlichen Tagen, die dumpf lastend auf sie gedrückt haben; und sein Auge, aus dem sonst der Geist und die Liebe sanft hervorblitzten, ist dem düstern Unmuth jetzt meistens näher als der süßen Schwermuth. Auch er hatte schon mehrmals, wie ich, einen Hang zu dem Selbstmord mit sich herumgetragen. Wir kamen darauf zu sprechen. Ihn fesselten seine Mutter und Geschwister an das Leben.

Wir waren durch den Wald nach einem Berggipfel emporgestiegen, und genossen jetzt einer entzückenden Aussicht auf die reizenden Weidungen des Thales, auf den Fluß und die jenseitigen Weinberge mit ihrem bunten Gemisch von Häusern.

„Wie schön ist die Welt!“ rief E. —
 aus. „Sollte man denken, daß diese Paradiese
 für so viele Unglückliche geschaffen wären, die
 ihrer nimmer froh werden können! O wie viele
 tausend Male habe ich gewünscht, augenblicklich
 vernichtet zu sein! Alles zu vergessen, was ich
 genoss und litt, und endlich einmal von der täg-
 lich neuen innern Herzenqual nichts mehr zu
 fühlen! Mit Thränen flehte ich von dem
 Schöpfer einen ewigen völligen Tod, und hätte
 ihm gedankt für die Erhörung meines Gebetes!“
 Ich erwiderte: „Sieh, mein E. — In dieser
 Welt seufzen und bluten die Völker, in diesen
 weiten Räumen gehen Tausende mit wundem,
 hoffnungslosen Herzen und zerbrochenen Entwür-
 fen umher, nach diesem reinen Himmelsblau
 richten sich Millionen Augen mit der fragenden
 Thräne, der von oben keine Antwort wied, in
 diesen stillen Aether, der sich um uns ergießt,
 strömen die vergeblichen Klagen der Liebesqual
 und die Seufzer des verlassenen Verdienstes, daß
 seine Kraft erschöpfte, und nur Vernachlässigung
 und Elend erndtete für seine unermesslichen rast-
 losen Bemühungen — auf diesen Gefilden wan-
 delt der einsame Dichter ohne einen Laut und

ohne eine Thräne, denn er weiß, daß auf Beides weder Menschen noch Himmel achten — und nun denke Dir das ganze Heer der Lahmen, Blinden, Gebrechlichen und Kranken, die auf dieser schaudervoll-räthselhaften Kugel ein Dasein fortschleppen, das unerforschliche Tyrannenthum auferlegte — denke Dir dabei die Masse all der Dummen, Stolzen, Reichen, Unfähigen und Nichtswürdigen, die ohne ihr Zuthun und Verdienst herrlich und in Freuden lebend theilnahmlos, ja wohl gar höhnisch dein schauen in das zahllose Elend — o kann man sich auf einem solchen Wohnplatze glücklich fühlen? Kann man etwas sehnlicher verlangen, als ihn zu verlassen?“

„Die Phantome, die uns an dieses Dasein fesseln,“ hob S. — an, „sind Liebe, Ruhm, Ehre und die bis in's Grab blindetragene Hoffnung auf ein Glück, das mit einem unbestimmten idealischen Dufte vor unsern Blicken schwebt.“

„Und wenn wir sehen,“ fiel ich ein, „daß sie eben nur Phantome sind, daß die Materie hier herrscht, daß sie die Königin ist, vor deren

Throne der Geist als verachteter Sklave in ewigen Ketten liegen muß — so wird man stumm — wer zu stolz ist, die unwürdige Rolle zu spielen, entschließt sich einmal rasch und nimmt seinen Ausweg.“

Wir schwagten noch mehr dergleichen, bis endlich S. — nach seiner humoristischen Art, aus der Schwermuth in den Scherz überzuspringen, meinte, wir wollten es vor der Hand mit der Führung des Dinges, das man Leben nenne, noch ein wenig versuchen; vielleicht werde uns der morgende Tag frohere Gedanken bringen. Wir waren nehmlich zu Morgen auf A — s Weinberg, dem wir jetzt gegenüberstanden, in eine große Gesellschaft eingeladen. „Du wirst,“ sagte S. — „dort in der Tochter des Marquis da Vigo ein herrliches Mädchen finden, vor der Du Dich aber um so mehr in Acht nehmen mußt, da wir ein paar böse Nebenbuhler werden würden.“ Ich hörte kaum auf diese Worte, sondern betrachtete in träumerischer Versunkenheit die so eben untergehende Sonne, welche die waldigen Berge vergoldete. Meine Seele war noch voll von unserm vorligen Gespräch;

mir blutete noch das Herz von dem Stiche
der alten gewöhnten Dolche; aber dabel empfand
ich doch die balsamische Kraft der Natur, die
mit ihrer schönsten Abendscene sich lindernd mir
um den runden Busen legte.

Bald strahlten die Dioskuren am Himmel.
Ich blickte zu ihnen auf und rief meinem G. —
an die Brust stürzend aus: „Unsere Seelen
bleiben auf Erden sich treu; es mag eine Ewig-
keit geben oder — keine!“

Am 15. October, früh.

Die melancholischen Afforde von gestern klün-
gen noch heute in meiner Seele fort. G. —
treibt die drolligsten Scherze, um mich zu laci-
ren; doch will's ihm nicht sonderlich gelingen.
Manchen Menschen hat der Himmel neben einer
Neigung zur Schwermuth einen wunderbaren
Leichtsinne verliehen, der noch dazu glücklicher

Welse gerade dann über ihn kommt, wenn die Leidenschaft des Schmerzes am höchsten zu steigen droht, gleich der Sonne, die es liebt, aus den dunkelsten Wolken am hellsten hervorzublügen. Bei mir wirken alle Gefühle nachhaltiger und tiefer; mein Schmerz ist schwerer zu trösten; mein Frohsinn läßt sich dagegen ebenso nur durch wiederholte gewaltsame Angriffe zerstören.

Noch habe ich Dir nichts von der Mutter und den jüngern Geschwistern meines E. — geschrieben. Die erstere ist eine feingebildete Frau, deren Aussehen sich glücklich conservirt; sie muß in ihrer Jugend sehr schön gewesen sein. Ihre Seele gleicht dem Spiegel eines Sees, dessen Oberfläche jeder Anhauch von außen erschüttert, ohne jedoch in den Grund hinabzudringen. Ihre Empfindung ist mehr lebhaft als tief, mehr vorübergehend reizbar, als dauernd; sie ist gütig, sie zürnt, sie ist zufrieden, sie ist mißvergnügt, sie schilt, sie lobt, sie weint, sie lächelt in einem Wechsel von Stimmungen, die so schnell vergehen, als sie entstanden. Wenn mein E. —, der mich nie an seinen Adel erinnert, und den ich daher auch ohne die drei

für uns unwesentlichen Buchstaben bezeichne — wenn mein S. — seinem äußern Range fast zu wenig Bedeutung beilegt; so zeigt seine Mutter desto mehr Anhänglichkeit an die Formen, an die ihr Stand sie gewöhnte, doch ohne dadurch ihren sonst leutseligen und freundlichen Charakter zu verdunkeln. Ihr früher weit lebendigeres und fröhlicheres Temperament hat sich seit dem Tode ihres Mannes, Obersten in — schen Diensten, bei einem einsamen Landleben in einem abgelegenen Dorfe in jene oben bezeichnete seltsame Launenhaftigkeit umgestaltet, deren etwaige Fehler jedoch ihr gesundes Gefühl stets schnell verbessert. Das Gut, das sie besaß, und das zum Theil verschuldet war, hat sie verkauft, und ist seit einigen Jahren in die Stadt gezogen, in welcher S. — eine Stelle erhielt. An ihrem Sohne hängt sie mit ganzer Seele; an seine Ausbildung wendete sie die Reste ihres Vermögens, in der Hoffnung, an ihm nun eine Stütze zu finden. Diese Erwartung trügt sie nicht; S. — zeigt die zärtlichste Sorgsamkeit für sie wie für seine jüngern Geschwister, seinen etwas wilden Bruder Eduard, und seine himmelweit von diesem verschiedene Schwester Adeline. Diese

Adeline, ein Kind von elf Jahren erfüllt mich mit einer seltenen Theilnahme. Ein interessanteres Mädchen von diesem Alter habe ich noch nie gesehen. Mit einer kindischen Naivität verschmilzt sich in ihrem unergründlichen Wesen ein Anflug von der weichsten Melancholie, mit welcher eine gewisse trostige Ungezogenheit auf das Allersonderbarste contrastirt. Ueber ihr blasses nur von einer leisen Röthe überhauchtes Gesicht, zucken ausdrucksvoll und doch zugleich höchst räthselhaft in raschem Wechsel tausend verschieden schattirte Nuancen von Empfindung. Ihre Augen, ihre Stirn, ihre Bewegungen des Mundes reden eine eigne stumme Sprache; sie antwortet auf die meisten Fragen nur mit Blicken, bald mit ärgertlichen, bald mit spöttischen, bald mit wehmüthig-lächelnden, seltener mit heiteren und freundlichen. Eine eigne Seele der Musik wohnt in dem Mädchen; sie hat fast für nichts Sinn, als für Gesang; und wunderbar erhöht sich der Ausdruck ihrer Mienen, wenn sie singt, mit einer Fertigkeit und Tiefe der Empfindung singt, vor der man im gleichen Grade staunt, als man sich von ihr ergriffen fühlt. Oft stürzen ihr, wenn sie eine schöne Musik von Mozart oder Beethoven

hört, die Thränen aus den Augen. Du weißt, daß ich unter den Mädchen noch nie eine gefunden, die meinem Ideale nahe gekommen wäre; ich sage Dir, wäre dieses Kind erwachsen, ihr erster Anblick hätte mich für ewig an sie gefesselt. Ein Wesen dieser Art ist es, das mir vorschwebt, und das ich auf Erden zu finden die Hoffnung aufgegeben habe. Ich liebe das Kind freilich immer nur, wie man ein Kind eben lieben kann.

Abends, denselben Tag.

Es ist in der Nacht. Aber der innere Sturm von tausendfachen Empfindungen läßt mich an keinen Schlummer denken. Es ist ein eigner Zustand, wenn man den Drang fühlt, eine so eben erlebte Wonne der Schrift anzuvertrauen, indem die süß-verwirrte Seele noch in allen Tiefen zittert; man möchte gern ein einziges Wort finden, das fähig wäre, die ganze

Fülle der grenzenlosen Empfindungen auszudrücken — ich habe schon eine ganze Stunde nach einem Namen für mein Glück gesonnen — ich habe die Feder angesetzt, um Dir zu schreiben, und habe sie weggeworfen — ich habe — ach, ich will schweigen! — denn wenn man's nun sagen will, und die Worte alle so kalt, hölzern und todt herauskommen, da ärgert man sich wieder, daß man so ein elender Stümper ist und daß alle unsere Kunst an der einfachsten Wirklichkeit zu Schanden wird! — O ich bin manchmal so eitel gewesen, mich für einen Dichter zu halten — lache mich aus, Theodor, da ich nicht einmal fähig bin, die simple Geschichte dieses Nachmittags zu erzählen!

Ich muß auffpringen, um das Fenster zu öffnen, und nach dem Mond zu sehen — ihr Auge ruhte auf ihm, da er sich am Horizonte erhob und sie eine Stelle aus Romeo und Julia liespelte — vielleicht schläft auch sie noch nicht — vielleicht trinkt auch ihr Blick in diesem Momente süße Gedanken und Phantasieen an seinen heiter = schwermüthigen Strahlen.

Himmliche Stille der Nacht! Tieser Friede
des weiten Aethers! Wie erfüllt ihr mit grenzen-
loser Seligkeit ein Herz, in dem die Wonne
wohnt, wie steigert ihr alle Gefühle zur wärm-
sten, holdesten Innigkeit! Wie belebt ihr die
Träume des Wachenden!

So höre denn, mein Theodor, ich habe ge-
funden, was ich nie zu finden hoffte, die gün-
stige Stunde hat mir entgegengeführt, was neid-
ische Jahre mir mißgönnten, ich habe eine Be-
kanntschaft gemacht, die in mein Leben eingreift —
ich habe das Göttliche auf Erden verkörpert ge-
sehen — ich habe — und da stock' ich wieder —
halte mich für verrückt — ich selber suche ja
vergebens nach meinen Sinnen.

Mein Kopf taumelt — vor meinen Augen
webt der magische Flimmer — mein Geist ist
feiner nicht mächtig, und doch hat er nie die
glühende, heilige Lebenskraft empfunden wie in
diesen Augenblicken.

Wo soll ich Sammlung hernehmen, Dir ruhig
zu erzählen? Die entzückte Seele haßt die ge-

regelte Folge — sie greift nur Fragmente heraus und wirft sie unordentlich durcheinander.

Es gibt von nun an nur einen Namen für mich, und der heißt Bianca. — Außer ihr ist kein Mädchen mehr für mich vorhanden. — Ob sie sich in der Welt todt schlagen und zanken, gilt mir gleich — Weisheit, Ruhm, Tapferkeit, Künste, Vergnügungen und alle Götzen dieses Daseins sind in meinen Augen gestürzt — ich habe die neue Göttin gefunden, und es wird nur ein Geschäft meines Lebens sein, sie anzubeten, die den Olymp und alle Madonnen in sich vereint.

Dieser Buchst! Diese Augen! Diese Haltung! Diese Sprache! Diese Einfachheit bei so vieler Bildung, diese edle Beherrschung bei so vielem Feuer, diesezüge von Naivität bei dem gemüthlichen Ernst —

O Theodor, was schwah' ich da in dem Tag hinein, um Dir aus dem Marmorblock der dümmsten und alltäglichsten Worte ein Bild herauszubosseln, das die zartesten unbeschreiblichen

Schattirungen aller Schönheit und Vollkommenheit in sich vereint! Es ist alles schwerfällig, dumm und leblos, was ich Dir sage. In einer ruhigen Stunde will ich mich hinsetzen und versuchen, ob ich Dir ihre körperlichen Reize zu vergeistigen und ihre geistigen zu verkörpern vermag. — Und doch, wenn ich's jetzt nicht kann, so kann ich's nimmermehr!

Ach, ich muß hinaus in die herrliche Mondnacht — das Zimmer ist mir zu enge — ich muß erst in der freien Natur unter den Gestirnen des Himmels meine ganze Seligkeit noch einmal ausempfinden! — — —

Da bin ich denn wieder — ich habe den Fluren und Bäumen von meiner Wonne erzählt — ich habe phantasiert, ich habe gebetet, ich habe geweint — denn so ganz außer mir vor Entzücken war ich noch nie in meinem ganzen Leben. Der Schmerz wie die Freude verlangen ihren Spielraum, sich auszutoben — in solchen Momenten sind wir zu sehr vom Affekt

hingerissen, um eine Sache in hergebrachter Art mit dem Verstande zu betrachten; solche Eelnungen gleichen dem Wasserfalle, der gewaltig erbraust und nachher erst als ruhiger Fluß fortfließt.

Jetzt bin ich gesammelter und will versuchen, Die meine interessanten Erlebnisse vorzutragen.

Ich schrieb Die schon gestern von einer Einladung in A—s Weinberg, und erwähnte dieselbe, ohne mir dabei viel zu denken. Der Weinberg ist mir zum Paradies geworden. Wir fuhren nach dem Mittagstisch aus, E. — mit seiner Mutter und Geschwistern und ich. Der kurze Weg von etwa einer halben Stunde auf der Landstraße bis nach dem nächsten Dorfe verging uns unter alltäglichen Gesprächen. Frau von E. — kankte mehrmals über Eduards Ungezogenheit; Adeline trällerte Melodien und sprach nur mit Mienen; E. — erzählte mir viel von einem alten kleinen Männchen, einem musikalischen Genie, das ich in der Gesellschaft antreffen würde. Er rühmte mir seine Fertigkeit im Improvisiren, durch die er in den besten Circeln

beliebt sei, so wie auch seine eben so sonderbaren als geistreichen Einfälle und Lebensansichten. Dann nannte er mir den Schriftsteller D. — unter denen, die mich vielleicht interessiren könnten.

In dem Dorfe angelangt, ließen wir den Wagen im Gasthose zurück, und gingen die noch übrigen wenig hundert Schritte bis an den Fluß zu Fuße, wo wir dann die Gondel bestiegen, die uns nach dem jenseitigen Ufer, und dort unmittelbar an den Eingang zu dem Weinberge hinüberbrachte. Wir traten durch das Thor in einen heitern, geschmackvoll angelegten Garten; Statuen des Apoll, Merkur, Hercules, Theseus, Pan, der Diana, Venus und anderer Götter und Heroen schauten auf uns nieder und muntere Fontainen spielten im heitern Sonnenstrahl. Von einer etwas erhabenen Terrasse blickte uns mit heller Fronte das schöne Landhaus entgegen, hinter dem dann der eigentliche Weinberg emporstieg. Rechts in der Mitte desselben versprach ein liebliches Wäldchen mit hohen schattigen Bäumen dem Erklimmer der auf dem Gipfel fahrenden steinernen Stufen

säße Kasse; oben auf der äußersten Höhe war eine künstliche Ruine erbaut.

Wir betraten das Landhaus und wandten uns nach dem Gesellschaftszimmer, in welchem man versammelt war, um den Kaffee einzunehmen, und die für die Jahreszeit ungewöhnliche den gegen Mittag liegenden Berg treffende Sonnengluth ein wenig vorüberzulassen. Freundlich empfing uns der Kaufmann K.—, der es als Wirth sogleich übernahm, mich, den Fremden, so viel als möglich mit der Gesellschaft bekannt zu machen, die aus einer Mischung von Adelligen, Gelehrten, Kaufleuten und andern gebildeten Familien bestand. Greise, Männer, Jünglinge, Frauen und Mädchen regten sich in lebendigen Kreisen; ich fühlte mich sogleich durch den Geist einer freien hier herrschenden und den Gesellschaften der großen Städte so häufig fehlenden Gemüthlichkeit und Ungezwungenheit angezogen. Ich sah, daß man hier gern der heitern Laune, dem Humor, dem Talent und auch wohl dem Gefühl Spielraum verstattete, ohne jene ängstlich abwägende Besangenheit zu äußern, die den Nerv der Unterhaltung erstödtet und nur

drückende Langeweile verbreitet. Die Kinder tummelten sich in lustigem Spiel draußen vor dem Landhause. Gegen Abend sollte in dem Saale nach einem Flügel getanzet werden.

Unter dem weiblichen Personale sah ich einige hübsche Gesichter, doch keins, das eben fähig gewesen wäre, mir ein besonderes Interesse einzulösen; ich bestrebte mich um so weniger ihre Beachtung zu gewinnen, als ich nicht die geringste Reizung empfand, heute zu tanzen. An dem *Marschese* da *Olgo*, dessen Tochter mir gestern S. — in so hohem Grade pries, fand ich einen etwas düstern und einspitzigen Mann. Seine große edle Gestalt hätte imponiren können, wenn nicht sein etwas gesenktes Haupt und eine Art von schlaffer Nachlässigkeit in seiner äußern Haltung dem Eindruck geschadet hätten. Aus seinen über die Augen herabhangenden Braunen sprach ein innerlicher Unmuth; die Falten seiner Stirn und die von ihr nicht wegzubannenden Wolken ließen auf eine beständige Erinnerung an finstere Schicksale schließen; und selbst sein mit einem leisen Anflug von Hohn und Bitterkeit gemischtes Lächeln zeigte

eine nur mühsam gewonnene, ihm mehr durch die Gewalten der Geschehnisse abgezwungene Resignation der Seele. Wiewohl ich den Mann mit einer geheimen Apprehension betrachtete, so stößte mir sein Anblick doch auf der andern Seite eine wunderbare Theilnahme ein. Ich konnte nicht unterlassen, E. — über seine nähern Lebensumstände zu fragen. Dieser erwiderte mir, daß darüber Niemand etwas Genaueres wisse, außer vielleicht der Kaufmann K. —, der sich aber bei allen Fragen ausweichend benehme. Auf jeden Fall sei er aber ein vertrauter Freund von Da Vigo, der ihn seit mehreren Jahren jedesmal auf einige Monate bei sich sehe. Da Vigo, der im höchsten Grade die Einsamkeit liebe, wohne dann gewöhnlich hier in dem Landhaus des Weinberges, wo er mit großem Eifer besonders historische Werke der Alten studiere.

Ich ließ das gut sein; mich lockte der himmlische Herdstrag, und so stahl ich mich denn aus der Gesellschaft, um den Gipfel des Berges zu ersteigen, und mich im Genuß der reinen erquicklichen Lust an dem Anblick des herrlichen Tha-les zu weiden.

Das Ersteigen der ziemlich steilen steinernen Treppe erhitze mich, und so war mir das heimliche Wäldchen auf der rechten Seite in der Mitte des Berges willkommen. Der Eintritt in den kleinen Park mit seinen hohen Buchen, Eichen und schattigen Gängen hatte etwas unbeschreiblich Erquickliches; es gleichen wenige Wohlgefühle der labenden Empfindung, wenn man an einem heißen Tage von der Kühlung und dem tiefen Frieden eines stillen Haines empfangen wird. Ich setzte mich auf eine von den Moosbänken; hinter mir in dem gezackten felsigen Gestein murmelten kleine Wasserfälle; in den Wipfeln der Bäume regten sich nur leise die frischen Athemzüge der Natur. Es überwältigte mich jene Stimmung süßer Schwermuth, bei welcher der Seele so wohl und weh ist, indem sie tausendfache Bilder der Freude und des Schmerzes in flüchtigen Umrissen vor sich wogen läßt. Ich fühlte eine lange nicht empfundene Sehnsucht nach einem Etwas, das ich mir selbst nicht nennen konnte — war es ein Glück der Zukunft, oder ein Leben in ferne Paradiese, oder ein Herz, das dem meinigen ähnlich schlug — mein ganzes Leben, Trostes

und Trübs, zog wie leichtes Gewölz an mir vorüber — alle entauschten Wonnen lösten mir in lieblichem Echo's wieder, und alle Quaslen der Vergangenheit standen mir in weiter Ferne fast lächelnd da — genug, ich lebte Augenblicke, welche die kalten verständigen Leute nicht kennen, und mit denen der Himmel nur seine weicheiten, empfindungsvollen Lieblinge beglückt — mit denen er sie am liebsten im tiefsten Gewühl oder in der tiefsten Einsamkeit heimfucht — meine Augen schlossen sich unwillkürlich, um das lebendigere Spiel der innern Phantasieen zu unterstützen — den linken Ellbogen auf das Geländer gestützt, und die flache Hand auf der Stirn, überließ ich mich meinen Träumen — als auf einmal in meiner Nähe süße Akkorde einer Pedalharse erklangen!

Der Harfenklang in Waldeinsamkeit hat etwas Ueberirdisches, in andere Welten Entzückendes — ich wußte nicht, sollt' ich aufspringen, oder noch seliger fortträumen. Ich that, meine Neugier bezwingend, zuerst das Letztere, vielleicht weil meine schwärmerische Vegrabenheit in die Tiefen des eignen Selbst vor der Hand

noch stärker war, als meine Neugier; auch fühlte ich eine Art von Scheu, eine andere Seele, die ihren Tonphantasieen nachhängen wollte, zu stören und von dem ihr nahen Genuss zu scheiden, wobei ich jedoch beschloß, sie dochher ungeschoren zu belauschen.

Wie vom Himmel oder von den Baum-
kriseln herab kamen sie über mich, die von dem
Lüften zum Pianissimo verwehten, hinsterbenden
Klänge — es war ein Vorspiel voll Schwermuth
und jählicher Sehnsucht — und jetzt, ach,
jetzt — wie wurde mir, als auf einmal eine
glockenhelle, seelenvolle Stimme, und mit ihr
zugleich die Melodie erklang, die mit einer Lösung
alle Himmel über mich ausschüttete. Es
war Beethovens: „Freudvoll und leidvoll.“
Das — in diesem Momente — es was zu viel!

Ich war außer mir — es riß mich empor!
Ich schleiche den Gang hin — ich komme an
das Ende desselben — hier gewahre ich einen
etwas freieren Platz, und vor einer Grotte neben
einem Strohhäuschen mehrere runde steinere
Tische — auch Bänke und einige leere Stühle —

Ich gehe noch einige Schritte weiter — da seh ich die kleine Adeline stehen vor einem Mädchen, die mit der Harfe im Arm auf einer Bank sitzt. Noch erkenn' ich sie nicht genau — ich benutze ein dem Spähen günstiges Gebüsch, mich noch mehr zu nähern — und nun, Theodor, Gott, wo find' ich Worte, Die von diesem Anblicke zu sagen! Und wenn ich Dir Zug für Zug hinzeichnete von dem dunkelblonden, glühend: emporgerichtetem Haar, von den süßen blauen Augen und dem so interessanten als vollendet schönen Gesicht bis zu dem niedlichen Fuß herab, Du hättest doch nur die leblose Schrift, die keinen Schatten des wirklichen Anschauens ausdrücken würde!

Mit Mühe hielt ich mich länger zurück; doch ich ließ sie den Vers vollenden. Ach, und als nun die Worte tönten: „Glücklich allein ist die Seele, die liebt!“ als ihr voller Rufsen bei ihnen in der Ebbe und Fluth des mächtigen Verlangens auf- und niederwogte — als jene Worte besetzt von der tiefsten Gluth des Affektes klangen und wiederklangen wie rufende Echo's — wiederklangen, ach, von ihren Lippen — da

flammelte ich gedrohen: „Sollger, den du liebst, und für den du so empfinden könntest — mein ganzes Leben gäh' ich für eine Stunde des seinigen dahin!“

Die kleine Adeline, deren Empfindungen auf eine wunderbare Weise über ihr Alter hinausgehen pflegten, weinte, wie öfters bei schöner Musik, bei dem Schlusse des Liedes; doch in diesem Momente bemerkte sie mich, und da sie aus Rührung tricht in Scherz übersprang, lachte sie auf einmal mit den Thränen in den Augen. Sie stieß die Sängerin, und sah mit einer höchst komischen, aus Aerger, Spas und Angstlichkeit zusammengesetzten Miene nach meinem Hinterrhalt, mit den sogleich hinzugesfügten Worten: „Bianca, wir werden belauscht!“

„Das ist also, Bianca, Da Vigo's Tochter!“ murmelte ich zu mir selbst, ergriffen von einem eigenem Staunen.

Bianca schien wie ein wenig erschrecken; Adeline flüsterte ihr wahrscheinlich zu, wer ich

wäre, und diesen Moment hielt ich für den geeigneten, aus meinem Gebüsch hervorzutreten.

Noch ehe ich meine Anrede und Entschuldigung vorbringen konnte, sagte Adeline zu Bianca: „Es ist mein guter Freund; Sie dürfen's ihm nicht so übel nehmen; er quält mich alle Tage, ihm vorzusingen, was ich auch gern thue, weil er nicht so sehr tadelt, wie andere Leute.“

Ich weiß nicht, was ich Albernes hinzusammeln mochte; doch sie ersparte mir alle Phrasen, indem sie sich mit freundlichem Blicke gegen mich wandte:

„Adeline erzählte mir bereits von Ihnen; sie haben Freude an der Musik und besonders an Beethoven; auch kritisiren Sie nicht zu streng, und das mag ich wohl leiden.“

Ich versetzte: „Ich halte mich in allen Künsten gern an das Schöne und Gelungene — dieses genieße ich, und mache deshalb ungern viele Ausstellungen, weil diese nur zu oft ein heiter schaffendes Talent niederschlagen —“

„Die Talente sind gewöhnlich empfindlich!“
sagte sie ein —

„Und wissen,“ setzte ich hinzu, „meistens selbst besser, wo es ihnen etwa fehlt, als alle Kritiker, die sich einbilden, sie Hofmeistern zu können.“

Adeline meinte, sie ärgere sich am meisten, über den Schriftsteller D. —, der nicht das geringste von Musik verstehe, und ihr doch jedesmal, wenn sie gesungen, mit seinen wohlmeinenden, belehrend sein sollenden Bemerkungen angestochen komme. Aus seinem Schwall von Kunstphrasen lasse sich gar nichts nehmen.“

Erst jetzt konnte ich dazu gelangen, Bianca auszusprechen, wie mich das Beethoven'sche Lied von ihren Lippen in tiefster Seele ergriffen habe.

Sie sagte: „Ich glaube, es erfordert einfachen Vortrag und innigsten Ausdruck; vielleicht ist es mir hier besser damit gelungen, als in Gesellschaft, vor der man ja nie so von Herzen reden und auch singen kann, wie allein, oder

vor — ungesesehenen Zuhörern.“ Die letzten Worte begleitete sie mit einem süßen scherzhaften Lächeln.

Ich mußte mächtig an mich halten, um in dem ruhigen Tone mit ihr fortzusprechen; ich hätte sie mit der flammendsten Gluth der zärtlichsten Worte überströmen, hätte diese reizendsten aller Lippen küssen, tausendmal küssen, und die Arme um die herrliche Gestalt schlingen mögen, in der mir eine eben so herrliche Seele zu wohnen schien — doch ich zwang mich, und drängte das herausstrebende Gefühl in mein Inneres zurück.

In ihren Augen lag so viel Seele — und so viel — Liebe. Aber für wen? — Was sie sprach, erschien so leicht hingeworfen und athmete doch dabei ein so warmes Gefühl. Ich weiß kaum, was sie noch von der Musik sagte, denn der Ton ihrer Worte war selbst eine Musik, die ich träumerisch einsog, und ihr Gesicht, das eine überraschende Aehnlichkeit mit dem der kleinen Abeline hatte, war eine leuchtende Renzflur von Rosen und Lilien, von der

ich den Blick kaum verwenden konnte. Die schönste griechische Form, das feinste purpurne Zinkarnat auf den zarten Wangen, die porportionierte, weder zu spitze noch zu stumpfe Nase mit den gefälligsten Einbiegungen, der kleine rosig blühende Mund mit den sanft geschwellten Lippen und dem Zug einer mit gutmüthigem Spott gemischten himmlischen Holdseligkeit, für dessen Eigenthümlichkeit ich keinen Namen finde — o Theodor, an dem Allen konnte ich mich nicht satt sehen! Und nun dieser Ausdruck des Weisesten, dieses unergründliche Auge mit seinen Himmeln!

Noch nie hatte ich diese Züge meines Ideales bei einem Mädchen so vereint gefunden; die herrlichsten Formen ließen mich ein schönes Gesicht vermissen; oft traf ich schöne Gesichter bei kleinen unansehnlichen Figuren; oft fehlte dem gefälligsten Aeußern der Anhauch von Geist, oder wo sich auch dieser mit allen Reizen verband, fehlte das Beste — das Herz. Alle Koketten lassen mich entschieden kalt; an ihnen stört mich das sichtbare Streben zu gefallen und der vorbiklirte Werth von Reizen, die ich selber ent-

decken will; die höchste Anmuth muß sich ihrer unberührt erscheinen; ein Mädchen darf kaum ahnen lassen, daß sie die siegende Kraft ihrer Schönheit kenne.

Blanca war jetzt aufgestanden — ich hatte mich gegen die kleine Grotte gewandt — sie warnte mich hineinzutreten — und mit Recht — denn jetzt sah ich in dem Fußboden derselben einen Wasserspiegel, in den ein Schritt weiter, wie schon viele andere Neugierige, auch mich geführt hätte — ein wirklicher großer Glasspiegel war der Hintergrund derselben, worauf sich ein Theil des Thales und die Stadt mit ihren Thürmen herrlich abbildete — indem wir die uns im Rücken liegende Aussicht auf diese Art vor uns verkehrt betrachteten, sah ich Blancas holde Gestalt lieblich erzitternd aus dem klaren Wasser wiederstrahlen.

Jetzt kamen mehrere von den Gästen, die den Gipfel des Berges ersteigen wollten. Wir schlossen uns an; der Schriftsteller D. — bemühte sich, mich, und ein honigsüßer, trippelnder und lächelnder Regierungsrath Blanca in Beschlag zu

nehmen; aber wir schienen wie durch schweigende Uebereinkunft Beide an einander fest zu halten; Adeline riß Blanca und mich zum Laufen fort; sie meinte, wir wollten sehen, ob wir alle drei gleich flink wären den Gipfel zu erreichen. Auf diese Art war ich eine von dem pflegmatischen und korpusculenten D. — eingeleitete Untersuchung „über die großen Fehler der meisten Genies“ los, und Blanca brauchte nicht länger mit anzuhören, „wie Helios sie um ihren Glanz beneide,“ und „wie der Wein diesmal hier besser gerathen müsse, da dieser Berg der Fokus aller himmlischen Strahlen, und der Wohnplatz einer Göttin sei.“ Sie rieth dem süßlichen Herrn mit einer ziemlich spöttischen Miene, lieber andern als hier gewachsenen zu trinken; und wir flogen davon.

Nicht eher als auf dem Gipfel sahen wir uns um, um uns nicht durch stückweise zugezählte Betrachtung den Totaleindruck der Aussicht zu verderben. Ein abschüssiger Hügelvorsprung bildete den höchsten Punkt — dort blickten wir, auf ein Geländer gelehnt, nach dem Strom und den Bergen und den erbleichenden

Wäldern, und den nur noch hier und da ein-
geses Grün zehenden Blüten — der Charakter
der reichmüthigen Stille in der Natur wurde zu
sanfter Wärme umgeschmolzen durch den reinen
blauen Himmel und den hellen Sonnenschein.
Das Thal konnte man romantisch nennen; links
erhob sich strahlend und blühend die Stadt als
Bild des Lebens; uns zu Füßen lag das nahe
Dorf, umschwebt von ländlichem Frieden; rechts
blickten die noch einsameren am Fuße des Ber-
ges ruhenden Gebäude eines ehemaligen Klosters
hervor; und noch weiter hinaus zeigten sich, von
waldigen Bergen materisch grundirt, die Thürme
einer herrlichen Ruine.

Das Geländer schien mir nicht ganz fest —
ich machte darauf aufmerksam — doch vergaß es
Bianca, oder fürchtete sie nichts — sie ließ die
ganze Wucht des Körpers unbeforgt darauf ruhen.
Nach meiner vergeblichen Warnung hielt ich es
für nicht allzulühn, meinen Arm leise um sie
zu schlingen — mit welchem Gefühle — davon
hast Du keine Ahnung. Bei der sanften Berüh-
rung der schönen Gestalt durchzuckte es mich wie
elektrische Schläge — das momentane Umfassen

gab mir einen Begriff von der Seltsamkeit, sie
 mein zu nennen. Jetzt machte sie eine Bewe-
 gung — und Gott! das morsche Gelande brach
 hinab! Wie ich sie aber packte, das kannst Du
 Dir denken! Ohne mich wäre sie auf die scharfen
 Felsen hinabgestürzt. Sie war sehr erschrocken
 und ruhte eine halbe Minute fast bewusstlos in
 meinen Armen, — welche Momente für mich! —
 dann aber fiel ihr Auge auf das meinige mit
 einem Blick, ach! mit einem Blick, der mich
 vergötterte! „Sie haben mir das Leben gerettet!“
 sagte sie in einer zauberischen Mischung von Be-
 schämung, Freude, Verwirrung und herzlichster
 Güte. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr in's
 Ohr zu flüstern: „gern gäbe ich meines tausend-
 mal für das ihrige dahin!“

Ein liebliches Wäldchen von jungen Eichen-
 bäumen mit breiten Gängen zum Lustwandeln
 bedeckte fast ganz den Plan des Berges — ich
 wandte mich dahin — Bianca sörgerte zu folgen,
 — ich bat, — sie gab nach. Auf einmal springt
 uns die kleine Adeline davon — wir sind allein,
 allein mitten in der Stille des einsamen Haines.
 Bianca war ängstlich, und ich bei der Neuheit

unserer Bekanntschaft und der innern Gluth der Seele, gleichfalls befangen. Denn Mädchen, die uns gleichgültig sind, sehen uns in keine Verlegenheit; aber die Einsamkeit mit einem geliebten Wesen, dem wir uns noch nicht ausgesprochen haben, versetzt uns in einen Zustand erkünstelter und geschraubter Fassung, der die freie Regung unserer geistigen Kräfte um so mehr zusammenschnürt, je reiner und heiliger wir für die uns umschwebende Gottheit empfinden. Die wahre Liebe beginnt selten anders als mit einer gewissen bebenden, zarten Scheu. Diese hatte sich auch unser jezt bemächtigt. Und wie es der Fall ist, daß man häufig da, wo das Herz in dem Vollgeföhle warmer Empfindungen überfließen möchte, gerade von den trockensten und alltäglichsten Gegenständen redet, so sprachen auch wir von gleichgültigen Dingen. Bianca war plötzlich ernster gegen mich als in der Nähe Adeline's, und mir wollte es nicht gelingen, ohne einen Sprung in einen wärmeren Ton zu gelangen. In diesem Sprung schien mir aber die Stunde noch zu frühzeitig; in der Liebe wie in einem Musikstücke wird eine zu kühne, gleich zu Anfang gewagte Ausweichung leicht zur grellen Disso-

nanz, die das Aufleben der jungen Melodie erstödtet.

Und doch — konnte ich denn die herrliche Gestalt in ihrer Schlankheit und Fülle, vereint mit dem Himmelsangeficht, so kalt und gelassen neben mir hinwandeln sehen? Konnte ich, als sie jetzt mit all ihrem hinreißenden Lächeln und dem innigen Wohlklang der gemüthbeseelten Sprache den Wunsch ausdrückte, „mir für die Rettung ihres Lebens auch einmal einen Dienst erzeigen zu können“ — konnte ich da unterlassen, sie um einen Kuß zu bitten? Und als sie ihn mir mit nur wenigem Widerstreben, fast mehr hingebend gewährt hatte, mußte sich nicht da das Herz von den Lippen lösen und die Sprache einige glühende Worte als Echo's der innern Seligkeit hervorstammeln? Bianca bebte vor der Nähe ihres Vaters oder sonstiger Lauscher — da tauschte es auf einmal in den Gebüsch — ich erkannte S. — ganz allein, der mir einen zornigen Blick zuwarf und wieder im Gesträuch verschwand — Bianca zitterte vor dem Gedanken, daß der Kuß vielleicht einen Zeugen gehabt habe — und sie schien sehr froh, als uns jetzt auf einmal nahe an

dem Ausgange des Haines, Adellins entgegen-
 läufte. Wir kehrten mit ihr zur Gesellschaft
 zurück, die jetzt bei der künstlichen Ruine ver-
 sammelt war. Auch wir besuchten die kleinen
 Zimmer mit den alten Rüstungen und weilten
 auf der Linde, wo der mir von E. — ge-
 nannte alte, kleine Improvisator so eben eine
 ihm aufgegebenen Hymne auf den Bacchus vortrug.
 Seine Verse strömten in seltener Geschwindigkeit;
 doch wechselten mit wirklich poetischen Stellen
 und Ergießungen lebendiger Empfindung viele matt-
 herzige und prosaische Zeilen, die nur sein äußerst
 gewandter und ausdrucksvoller Vortrag aufrecht
 zu halten wußte. Gefällig schloß er mit dem
 Gedanken, wie Bacchus sich immer die schönsten
 Paradiese der Erde zum Wohnplatz wähle, woran
 er eine Verherrlichung dieser Gegend knüpfte.
 Man beklatschte ihn. D. — war gleich mit der
 Bemerkung da, wie auch der beste Improvisator als
 Dichter immer nur mittelmäßig bleibe. Ich ent-
 gegnete ihm, daß dieß gar nicht anders sein könne,
 und man an den Improvisator nicht dieselben An-
 forderungen machen dürfe, wie an den Dichter.

Jelly — so hieß der Improvisator — wurde

jetzt aufgefordert durch eine andere beliebte Art seiner Kunst der Gesellschaft einen Genuß zu bereiten — diese bestand nehmlich in Verbindung von Musik, Gesang und wechselnd accompagnirter Recitation von Streckversen. Man ließ ihm in Betreff des Stoffes freie Wahl; er nahm eine Guitarre zur Hand, und begann, nachdem er einleitend einige düstere, gleichsam ängstlich fragende Akkorde angeschlagen:

„Wohin strebst du, eilender Pilger? Siehst du nicht die öde Wüstenel, in die dein Weg dich führt! Siehst du nicht die rauhen Dornen und das Gestein, dem du entgegen gehst? Schreckt sie dich nicht die schwarze Winternacht, die am Himmel vor deinem Angesichte sich erhebt und fürchterlich mit den gezackten Wogen droht! Weile! Tritt in die sichere Hütte des gastfreundlichen Einsiedlers, bis der Zorn des Himmels vorüber ist!“

„Aber du hörst nicht auf den rufenden Ton! Dein Genius treibt dich vorwärts mit festem, trothigen Gang; du schreitest fort, als wär dir's gleich, ob auch der Tod dich träfe!“

Es folgte ein originelles, marschähnliches Zwischenspiel der Guitarre, das eine zwar schmerzliche, doch heroische Entschlossenheit ausdrückte. Hierauf fuhr die Recitation, von einzelnen, dumpfen und grellen Mollakkorden unterbrochen, fort:

„Ich vernehme deine Antwort; deine Stimme erklingt:“ „Durch ödere Wüsten schon führte mich mein Pfad, — fürchterlicher sind die Bahnen der tyrannischen Gesetze, — schon schwärzern Wintern ging ich entgegen, — verheerender sind die Stürme der innern Welt, — oft lag ich am Busen der Melancholie und in den Armen der Verzweiflung, — Freundschaft durchbohrte mein Herz mit gebrochenem Schwur, — Liebe senkte in das blutende ihre vergifteten Pfeile mit den tausendfachen Widerhaken, — Verleumdung zerriß meine Ehre, — der Neid bestahl mich um den Ruhm, — das Schicksal überfiel mich wie ein Räuber und nahm mir, was ich besaß, — ich hoffe kein Glück, ich fürchte kein Unglück mehr, — aber noch lebt die gigantische Kraft des Geistes, — und sind mir alle Götter fern, ich schreite dennoch meinem Ziele zu!“

„Laß dich warnen! Da drüben gähnt der Abgrund! höre, wie er schon lauter rollt der grausenvolle Donner, sieh, wie sie schon über deinem Haupte schweben die heller flammenden Blitze! Den Pfad, den der Himmel nicht segnet, vermeide der Mensch! Kehre um und fliehe dein Verderben!“

„Aber rastlos schreitet er fort, der Unaufhaltsame! Ihn umheult der Sturm, ihn peitscht der Regen, ihn umkracht der Donner, — ihn ritzen die Dornen der Wüste, er achtet's nicht, und schauet nicht nach rechts und links, — da schweigt der Orlan, und vor seinem Blick erhebt sich eine blumige Insel!“ „Sanfte Lüfte wehen von ihren schimmernden Ufern daher, — aus Baum und Strauch erklingen süße Melodileen, — das leichtbewegte Meer musiciert mit lieblichem Getöse, — es ist das Land des Friedens, es ist die ersuchte Heimath, — die Gestalt der Geliebten breitet die Arme aus — und neben ihr steht der Genius mit leuchtenden Flügeln — es ist das Ziel!“

Die wogenden Töne der Guitarre drückten

bald nahe Erfüllung der Sehnsucht, bald stille Seligkeit, bald aufschauende Freude aus."

„Da erhebt sich der Pilger vom Felsen, er stürzt sich mit letzter Kraft ins Meer — der Abgrund verschlingt ihn, — doch kein Auge schaut ihn wieder!"

Die Guitarre verstummte nach und nach im Pianissimo gebrochener Mollakkorde.

Wenige mochten den Sinn dieser poetischen Ergiehung verstehen, — den Meisten aus der Gesellschaft war sie zu düster, — aber mir ging sie in die tiefste Seele. Es zog eine dunkle Ahnung an mir vorüber.

Man bat Felix noch um ein Abendlied. Die Jahre hatten zwar seiner Stimme das Metall geraubt; doch indem er durch den Vortrag diesen Mangel ganz vergessen lehrte, begann er nach einer einfachen rührenden Melodie:

„Die Abendglocken erklingen
Im friedlich-melodischen Chor,

Sie musciren und singen
 Manch Märchen dem Trödler vor.

Sie erzählen von Jugend und Helmath,
 Sie reden von Festen und Tanz,
 Sie zeigen mein treulos' Lieb mir
 Umwunden vom bedäutlichen Kranz.

Sie öffnen den moosigen Hügel,
 Der Vater und Mutter versint,
 Sie führen in Echo's vorüber
 Mir, was ich bejauchzt und beweint.

Das klingt von vergangenen Stunden,
 Vom Dörfschen, von Sonntag, von Gott,
 Von Ostern und Pfingsten und Airmes,
 Von Kindheit, von Leben und Tod!

Wohl Mancher schläft in dem Grabe
 Und hört die Glocke nicht mehr,
 Er wandelt in seligen Höhen
 Und sehnt sich nicht wieder hieher. —

Die Abendglocken erklingen,
 Sie klingen und spielen um's Herz,
 Es weint und möchte zerspringen
 Vor Entzücken und seligem Schmerz!

Das sind die Töne der Ruhe,
 Wie süß nach Arbeit und Pein,

Nach allen den stürmischen Tagen,
Ach, wie süß muß die Ruhe doch sein!

Die Abendglocken erklingen,
Die Sonne sinkt; ich träum';
Nach Hause ziehn alle die Mäden;
Wollt auch, ich wäre dahel'm!"

Felix hatte mit der tiefsten Empfindung gesungen; Thränen glänzten in seinen Augen und auch in manchen anderen; sein Lied war allen zu Herzen gedrungen, außer dem mephistophelisch-verneinenden D. — diesem Repräsentanten jener mäkelfinden Kritiker, die sich dadurch wichtig zu machen suchen, daß sie herzlos gerade alles Beste angreifen, und sollten sie ihm um eines unreinen Reimes willen das Verdammungsurtheil sprechen. Er wandte sich zu mir und schnitt ein Gesicht, indem er sagte: „wenn uns nur der abgeschmackte Reimstümper mit seinem leidigen Klingklang verschonen wollte!“ Ich konnte mich nicht enthalten, zu erwidern: „wenn nur die Kritiker erst einmal lernen wollten, ein Kunstwerk zu genießen!“ Er lächelte mich mit einer höhnischen Frage an: „Also auch einer von den Enthusiasten?“ Ich

versetzte: „meine Meinung ist, daß alle Leute ohne Enthusiasmus sich nichts mit der Kunst zu schaffen machen möchten,“ und fügte die Frage hinzu, „welcher Dichter ihm denn eigentlich gefalle oder genüge.“ Seine Antwort war: „Keiner; denn alle Genies haben ihre Fehler!“ „Die man ihnen aber verzeiht!“ fiel ich ein; und zumal, wenn man selbst nichts Besseres machen kann.“

Doch was verliere ich Worte über einen der Leute, die geboren werden, um als grassirende Pest alles jung aufblühende Leben der Kunst zu tödten? Folge mir nun lieber herab, mein Theodor, in den Saal des Landhauses, wo bereits mehrere von den Gästen sich am Tanz vergnügen! Beltausche mich, wie ich um Bianca den Arm geschlungen mit den muntern Paaren dahinsiege und ihr manches zärtliche Wörtchen in das Ohr flüstere! Du findest mich, wie Du mich noch nie gesehen, meine Augen leuchten von höherm Schimmer, meine Wangen erglüh'n von lebhafterem Feuer, über meine Mienen hat sich süße Trunkenheit ergossen, mein ganzes Wesen weht in einem Meer namenloser idealischer Gefühle.

Aber lenke nun auch Deinen Blick auf sie! Sieh, wie die schöne Gestalt alle Mädchen und Frauen überstrahlt, sich diesen edeln, kaum vollendeteter zu denkenden Wuchs mit all den reizenden Rundungen und Uebergängen seiner himmlischen Formen, sieh die Grazie und Natürlichkeit in allen ihren Bewegungen, sieh den hinreißenden Liebreiz ihrer in Liebesseligkeit schwimmenden Blicke, und glaube mir, daß mir alle Sinne vergingen, daß ich kaum wußte, wo ich war! Der Tanz macht sie erst zu dem ganzen Inbegriff aller Anmuth und alles Wohllauts — diese Vereinigung von ätherischer Leichtigkeit und süßer reifer Sinnlichkeit, die ein Schmachten ausspricht, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen — o Theodor, jeder Nerv an mir wurde zu glühendem Verlangen, jeder Puls ein dem Ubergesehlt des Herzens nachklopfendes Echo! Ich bin sonst kein Freund der Händedrücke bei dem Tanze; — ob ich sie mir hier erlaubte? — Ob? — Der letzte schien mir leise erwiedert zu werden! Sie zu berühren, sie zu umschlingen, sie so nahe zu haben, den reinen, himmlischen Athem ihres Mundes zu fühlen, und mich mit meinen Augen in die ihrigen tief hinein zu begraben, — o es füllte

meine Seele mit holdem Wahnsinn! Ich träumte mir, wie Bianca jetzt mein sei und mein bleiben solle, und schwur mir zu, nicht zu rasten, bis ich an diesem Zeile stünde. Ich wußte nicht mehr, was ich that und sprach, — ich sah den unmuthigen E. — nicht, der mehrmals mit finstern Blicken an mir vorüberging. O und welcher innerer Jubel war mir's, wenn ich daran dachte, daß ich die Schönste von allen geküßt hatte!

Ich bat sie nun um mehrere folgende Tänze, die sie mir freundlich zusagte. Ha, ich brannte, sie für alle festzuhalten! Oft hatte ich über die Eifersucht geredet und es ausgesprochen, wie sie mir zurecht sei, und doch fühlte ich heute diesen Teufel sich in mir regen; ja, Theodor, daß ich Dir's offen sage, ich gönnte keinem Andern einen Tanz mit Bianca, ja nicht einmal gern ein Wort. Doch hütete ich mich wohl, dies merken zu lassen; übrigens war mein Himmel zu hell, um durch solche leichte Wölkchen getrübt werden zu können.

Das nähere Zusammensein und die erhöhte Stimmung hatte uns freier und vertraulicher

gemacht — Ich flüsterte ihr zu, sie möchte zu Anfang der Eccosaise rechts bei der ersten Laube des Gartens sein. Sie zeigte Bedenken und erinnerte auch, daß sie sich auf die nächsten drei Tänze versprochen habe. Ich beschwor sie, dann zu Anfang des vierten zu kommen; doch ehe sie sich bestimmt erklärte, schloß der Walzer, und wir wurden durch Andere, die sich zu uns gesellten, unterbrochen.

Mit eigenen scheuen Blicken betrachtet man bei solchen Gelegenheiten den Vater oder die Mutter eines geliebten Wesens; man möchte sich wohl nähern, und doch strebt man, seine Empfindung vor ihnen zu verbergen. So ging mir's mit Da Vigo; ich hatte ihn halb unwillkürlich, halb absichtlich bis jetzt vermieden; doch wurde ich durch A. — in ein Gespräch mit ihm gezogen. Ich schwante viel, woran Da Vigo kein sonderliches Gefallen zu finden schien. Meine Lieblingsgegenstände lockten ihm kein Wort ab, als „daß er für seine Person Alles hasse, was nicht praktisch sei;“ da befiel mich die Antipathie, und ich war für diesmal mit dem Manne fertig.

Ein nicht sonderlich angenehmer, aber reicher Baron, der sich kurz vorher sehr vertraulich mit Da Vigo unterhalten, tanzte jetzt mit Bianca. Mir ging das im Kopfe herum. Ich sah sie viel und freundlich mit ihm sprechen, und es war mir nicht recht, daß sie ihn, wenn auch vielleicht auch nur halb so gütig behandelte wie mich. Und doch, wenn ich überlegte, wie wenig Ansprüche ich noch eigentlich auf sie hatte, schalt ich mich einen unbilligen Thoren.

Ich zwang mich für den nächsten Tanz zu einem lachichten Wesen von Blondine, mit der ich viel scherzte. Doch ergriff mich bald ein Gefühl der Eadheit und Leere; stets ist der Tanz mit einem Mädchen, die uns kein Interesse einflößt, mehr Last als Lust. Ich unterließ nicht, mich häufig nach Bianca umzuschauen; und freute mich auch von ihr manchem verstohlenen Blicke zu begegnen.

Für den nächsten pausirte ich; Biancas Tänzer war ein schöner junger Mann; ich freute mich seine Schwerefälligkeit zu bemerken, obgleich ich nicht finden konnte, daß sie ihm bei der ihm

höchst lebreich begegnenden Bianca schadete. Ein wenig verdrießlich hatte ich mich abgewendet, als ich auf einmal zwar noch ihren Tänzer, aber nicht sie mehr in dem Saale erblickte. Ich erwartete noch, um jedes Aufsehen zu vermeiden, den Beginn des nächsten Walzers, — aber dann flog ich wie ein Sturmwind fort nach dem Garten.

Ich fand sie allein auf der Terrasse vor dem Landhause, in den Anblick des vollen Mondes versunken, der die sommerlich laue Nacht verklärte. Mit glühendem Ungestüm ergriff ich ihren Arm und flehte wie um eine Gnade von Gott, daß sie mir nur auf einige Momente folgen möchte. Ich schwöre Dir zu, daß kein Gedanke in mir war, dessen mich mein Gewissen hätte verklagen müssen, und daß mich in diesen Augenblicken nur die heiligsten Empfindungen der reinsten Liebe besaßen; ich wollte nur die Lauscher und Störer los sein und ihr im Angesichte des verschwiegeneu Himmels sagen — ach, ich wußte nicht was! Sie strebte sich loszuwinden; doch ich setzte ihren unendlich mild ausweichenden Worten unendlich herzliche und

feurige Bitten entgegen, — und so gelang mir's, obgleich mit Mühe, — halb zog ich sie, halb folgte sie mir willig in eine der Lauben, die uns vor den Spähern Schutz versprach. Ich bedeckte die blühenden Lippen mit brennenden Küssen, — sie beschwor mich ihrer zu schonen, und doch hing sie selbst an meinem Halse, als könnte sie sich nicht losreißen; — es war so still um uns her — nur die Heere der Cicaden zirp-ten, — sie bebte vor jedem Rauschen der Blätter und fürchtete vor allem ihren heftigen Wasser — doch betäubten meine zärtlichen Liebkosungen ihre Angst. Meine Hände glitten, indem ich sie umschlang, über die marmorfesten Wunderformen ihres wallenden Busens, — ich faßte sie fester — „Gott, was thun Sie?“ rief sie aus; „Sie machen mich unglücklich!“ „Sollte denn das höchste Glück immer Quelle des Unglücks sein?“ erwiderte ich — und ruhte an ihr, Brust an Brust und Mund an Mund gedrückt.

Auf einmal springt die kleine Adeline daher, — Biancas Schreck war grenzenlos, — wir regen uns nicht, — sie ruft mich, — es besiel

mich ein Argwohn, sie könne von E. — an-
gestellt sein, nach mir zu spähen — sie hüpfte
vor der Laube vorbei — doch bald lehrte sie
zurück — sie bleibt einige Minuten lang dicht
vor der Laube stehen — plötzlich gesellen sich
mehrere andere dazukommende Kinder zu ihr —
wir achten uns verloren — doch das leichtbe-
wegliche Wölchen hüpfte auf einmal fort — und
wir athmen wieder auf.

Doch Bianca war nicht mehr zurückzuhal-
ten — sie hat mich, die glücklich vorüberge-
gangene Gefahr der Entdeckung nicht auf's neue
herauszufordern und entwand sich meinen Ar-
men. Ich faßte sie noch einmal mit Allgewalt.
„Lassen Sie mich,“ sagte sie, „ich kann ja doch
nie die Ihrige werden!“ Ich schwor ihr bei
dem Monde, der als stiller Zeuge unseres selb-
gen Bundes herniederleuchtete, daß ich sie ewig
lieben werde!

„O schwöre nicht beim Mond, dem Wan-
delbaren!“ flüsterten ihre Rosentippen; die Kin-
der drohten sich wieder zu nähern; noch ein
langer glühender Kuß, und sie schlüpfte fort.

Selig wandelte ich noch verweilend in den Gängen des Gartens. Ich sah alle Gegenstände verklärt; ich fühlte mich neugeboren. Bei meiner Rückkunft traf ich gerade zu Beginn der Tafel ein, die bis nach zwölf Uhr dauerte. Fern von Bianca sitzend war ich immer in den Gedanken mit ihr beschäftigt und hörte auf die mir jetzt völlig gleichgültigen Gespräche, in die ich öfters verkehrtes Zeug hineinschwappte, nur mit halben Ohren.

Gegen ein Uhr brach man auf. Ich fand Gelegenheit, Bianca in einem günstigen Augenblicke noch mit einem Händedrucke gute Nacht zu wünschen, und fuhr dann mit der Familie von S. — nach der Stadt zurück.

Es ist schon früh um fünf Uhr, und ich will schliefen. Ach! da ich nun mit übersießendem Blick mein Geschriebenes noch einmal betrachte, ärgere ich mich, daß ich Dir von dem schönsten aller meiner Lebenstage nur ein so halbes und mattes Bild gegeben!

Am 16. October.

Ich habe heute einen fürchterlichen Auftritt mit E. — gehabt. Was er wie im bloßen Scherze hinwarf, ist schrecklicher Ernst geworden. Denke Dir, Theodor, E. — liebt Bianca mit gleicher Gluth wie ich; nur theilte er in seinen Bestrebungen nicht mein rasches Glück. Die zärtlichsten Freunde werden gar leicht die heftigsten Feinde. Er sagte mir, daß ich sein Lebensglück zerstört habe, daß er die Stunde meiner Ankunft verfluche, daß ich niederträchtig an ihm gehandelt, und daß er nach diesem Verweis meiner Falschheit keine Stunde länger mit mir umgehen könne. Und Gott weiß, daß ich gestern kaum an E. — gedacht habe; erst nachher befielen mich wegen seiner verdrießlichen Stimmung und wegen seines Todtenschweigens bei unserer Rückfahrt unheimliche Gedanken. Bianca's Anblick ergriff mich im ersten Moment; ich sah sie und fühlte mich zu ihr hingezogen von einer Gewalt, welcher Trost zu bieten nicht in meinem Willen und meinen Kräften stand. Denn wahre Liebe läßt sich so wenig unterdrücken, als fehlende sich erkünsteln und erzwingen läßt; sie trifft in un-

ser Inneres wie ein Blitzschlag, den abzulenkten uns nicht möglich ist. Kurz und gut, E. — behandelte mich völlig wie ein Rasender; daß mir in Augenblicken gelungen war, wonach er seit Jahren mit nur schwachem Erfolg gestrebt hatte, empörte ihn noch mehr, alle meine Vorstellungen und Entschuldigungen scheiterten an seiner tobenden Leidenschaft, die ich dem stets so sanften und weichen Menschen nie zugetraut hätte. Ich sah, daß ihm mein bloßer Anblick unerträglich war und daß er mich gern sogleich aus der Gegend fort gehabt hätte; aber sich, nun tröste ich auch; es soll ihm damit nicht gelingen. Ich ziehe in das Dorf bei K — Weinberge; in wenigen Stunden schreibe ich Dir von dorthier.

Nachmittags.

Daß wir doch keine einzige Freude der Welt rein genießen sollen! Daß gerade die Freunde

schaft feindlich in meine Liebe eingegriffen muß! Ich bin so selig, wenn ich an Bianca denke, und es wird mir wie einem Missethäter zu Muthe, wenn mir nun wieder E. — dabei einfällt. In manchen Momenten schießt mir der Entschluß durch den Kopf, ihm jede Erinnerung an Bianca zum Opfer zu bringen, ihr Bild aus meiner Seele zu vernichten und im Augenblick von hier zu scheiden. Aber kann ich denn, Theodor? Kann ich? Es will mir moralisch scheinen, wenn ich so handelte; und doch ist es um diese Moral in vielen Fällen eine so erbärmliche Sache! Nichts Großes und Außers-
 erdentliches kommt zu Stande, wenn man ängstlich thut, wie ihre Compendien vorzeichnen; sie gebiert die philistischerhaftesten und ledernsten Menschen. Uebrigens, wenn ich dann noch bedenke, daß ich durch mein Weggehen das langersehnte schönste Gut des Lebens vielleicht auf ewig verliere, ohne daß es dadurch E. — gewinnt; so kann ich nicht anders, als unbedingt meiner schönen Neigung folgen. Bin ich doch selbst Bianca's noch nicht gewiß; ich meine, die Mädchen mögen frei wählen, und die Männer ihr Glück frei versuchen.

Bianca sagte mir, „daß sie nie die Weinlas werden könne;“ sie sprach diese Worte sehr fest und ernst; sie machen mir zu schaffen. Ich bin nicht von Adel, sollte dieß die Mauer sein, die uns trennt? Aber ich trage eine tiefe mächtige Ahnung dessen in mir, was ich einst sein werde; und ich denke, das soll den Adel allenfalls aufwiegen! Oder sollte ein Nebenbuhler? — Doch fort mit allen störenden Gedanken; ich will von dieser Stunde an meines Glückes rein genießen! Muß doch jeder Genuß gewissermaßen erzwungen werden! Und geht doch der, welcher gar zu viele Bedenkllichkeiten hat, immer leer aus! Aus meinem so eben bezogenen Wohnzimmer sehe ich nach dem Weinberge, wo Bianca wohnt; ich habe schon viel nach den Fenstern des Landhauses geschaut; ach, ich muß hinüber; es ist nach *K—s* Willen Jedem vergönnt, dort zu lustwandeln, und ich werde täglich von dieser Freiheit Gebrauch machen.

Abends.

Ich habe noch nie gefühlt, was Liebe ist! Meine vorigen Empfindungen waren kein leiser Schatten von meiner jetzigen. Mit dem brennendsten Verlangen, Bianca zu sehen, bin ich stundenlang in dem Garten des Weinbergs umhergeschlichen; ich habe in dem Wäldchen verweilt, ich habe auf der Bank gesessen, wo sie gestern Pedalharfe spielte, ich habe den Gipfel erstiegen, habe den Hügelvorsprung mit dem zerbrochenen Geländer, die künstliche Ruine und den Wickenhain besucht — Alles mit ganz andern Gefühlen als gestern. Es schien mir heute Alles so still und leer und todt — ach, ich sehnte mich unaussprechlich nach ihr, und daß ich sie nirgends fand, machte mich so unendlich schwermüthig. Nur einmal, als ich in der Laube des Gartens saß, wo ich sie küßte und umschlung, öffnete sich ein Fenster, an dem sich eine weibliche Gestalt zeigte, die aber im Nu wieder verschwunden war. Vielleicht ist sie es gewesen — vielleicht! Ich habe bei dem Garten allerlei durchgesonnen über das menschliche Leben, über die Gebrechlichkeit unserer Entschlüsse, über

die unvorhersehbliche Gewalt unserer Neigungen — über die Trennungen lange verbunden — Herzen und über die Vereinigung mit neuen Seelen — ich habe wieder einmal über das Ziel nachgedacht, dem ich noch fern stehe, das ich aber nimmer aufgehe — damit kreuzten sich Erinnerungen an die Vergangenheit und allerlei Gedanken über die mir immer in drohender Gestalt erscheinende Zukunft.

Ach, sonst, als ich noch mit heiterer Erwartung süßer Ahnung auf die unbekannte Flur des Lebens hinblickte und mir tausend Blumen und Früchte versprach, von denen ach, so wenige nur kümmerlich zur Vollendung gediehen sind — ja, sonst belebte mich ein kräftiger Trohsinn, der sich so leicht zu der feurigsten Begeisterung steigerte — diese Stimmungen mit ihrer zu allem Großen fähigen Kraft besuchen mich nur noch selten; aber dafür habe ich mich resignirt und bin zufriedener mit dem, was mir der Augenblick entgegen bringt. Das ergreife ich und werde es stets festhalten; denn ich kann es mir einmal nicht anders denken, als daß es die Bestimmung des Menschen sei, dem Genuß nach-

zustreben. Ich lächle über die Leute, deren Dasein nichts ist als eine drückende Kette von Müß und Arbeit, und versuche, was ich der Gegenwart abgewinnen kann; denn jedes Morgen steht ja als ein lauernder Däb im schwarzen Hintergrunde.

Am 17. October.

Das süße Nichtsthun hat für mich unbeschreibliche Reize. Ich sitze stundenlang in dem Garten unter meinem Wohnzimmer. Besonders fesselt mich eine Bank dicht an der Mauer, über die ein junger Kastenbaum seinen lieblichen Wipfel wölbt. Das Plätzchen ist so heimlich und still; zur Linken habe ich ein Gebäude, und im Rücken eben die Mauer, über die ich alle unten Vorbeigehenden erblicken kann. Dort verfinke ich ungestört in holde Träumereien, und lese in Hölderlins *Hyperion* oder in meinem Liebd Byron. Ach, mit welcher Wonne folg'

ich dem rastlos fortgetriebenen Pilger mit seinem tief: runden, unheilbaren Herzen von den Gestaden des Tago nach den Pyrenäen, ziehe ihm nach in die liebe Schweiz in Rousseau's Asyl, traure mit ihm auf dem Coliseum über der ewigen Roma gesunkene Pracht, flöhe ihm nach auf seinem Fluß durch die herrlichen Gefilde des wiederauflebenden Griechenlands und baue mir eine Hütte auf dem alten Ida! Dann erwachte sie um mich her die alte klassische Götterwelt, ich sehe im Geiste Troja's thürende Stadt, sehe um den Stomander und Simois die Schaaren der Danaer und Troer sich regen, und lese meinen Homer mit neuen Augen. Ja, dann befüllt mich eine mächtige Sehnsucht hinaus in die Weite — ich ärgere mich, daß ich weniger glücklich bin als der Adler, der nach Lust durch den Aether in ferne Länder fliehet, und mit Hohn aus seinen Höhen herabblitzt auf die Menschen, die in ihren Steinhausen von Städten angeschmiecket lieben und sich abkümmern, eine Existenz zu fristen, deren Ziel bei dem Welken nur auf die tägliche Nahrung hinaustäuft! Gott, was könnte man schaffen, wie herrlich könnte der Geist seine angeborenen Kräfte entfalten!

ten, wenn ihm nicht überall die feindselige, rohe Materie mit ihren praktisch - phylisterhaften Maximen entgegensteht! — was könnte aus manchem Talente werden, wenn ihm nicht die gemeine Noth die Flügel gebunden hielte, und es bei jedem kleinen Aufschwung mit tyrannischer Schadenfreude wieder in den dumpfen und todtten Abgrund niederzöge! Wohl ist es wahr, edler Byron, in jeder höhern Seele brennt eine Flamme, die in der engen Brust nicht verharrten mag, die auf dem Hitzigen des Verlangens emporstrebt in die erhabnern Regionen, die, einmal erglommen, unauslöschlich fortlebert; ach, und wer sie in sich trägt, dem ist die Ruhe eine Hölle! Sie schafft die Eroberer, die Begründer neuer Sekten und Systeme, die Kämpfer, Dichter und Staatsmänner und alle die Unglücklichen, die zu heftig in den geheimen Quellen ihrer Seele stören, die Veneideten, die so wenig beneidungswürdig sind! O laß ihre Brust offen! Welche Etiche und Wunden würde man darin sehen, und wie würde die junge Seele mit ihren heitern idealischen Bildern zurückschauern vor den Gedanken, ihnen jemals g'leichen zu wollen! Was ist ihr Leben als ein

Sturm, der sie fortrafft! Ein Strom, mit dessen Wellen sie kämpfen, bis sie unterinken! Und schauen sie durch ein Wunder die spätern Tage des Daseins, so ist der ungenossene Lenz und Sonnenschein für sie dahin — es umfängt sie eine stille gleichgültige Dämmerung — und so sterben sie, gleich Flammen, die sich selbst verzehren! Ach, hinweg mit den Bildern, die in meinem süßen Geleben die alte Qual zurückbezingen wollen — das Schicksal hat jahrelang an mir herumgemordet — an meinem Geiste, — an meinem Herzen — an meinem Leben — ich sehne mich nach Erhöhung — ich will sie haben, und sollt' ich sie erzwingen! Ich fass dich von deiner lichterern Seite, hoher Byron! und stürze mich an den ewig treuen Busen der mütterlichen Natur! Deine freundlichen Scenen sollen mein blutendes Innere heilen, du allmächtige, liebevolle Trösterin! Auf Felsen zu sitzen, an dem Rande des Stromes zu schleichen und die Gedanken preimen zu lassen gleich den Wellen, einsam zu schweifen in die Tiefen der Wälder nach Stellen, die selten ein menschlicher Fuß betrat, das steile, pfadlose Gebirg zu erklimmen, und den Griff von oben bald mit dem

brausenden Wasserfälle hinabzustürzen in die Tiefe, bald mit dem Geier emporschweben zu lassen in das Reich der gefelligen, ewig wandernden Wolken — das sollen meine Vergnügungen sein! Hier bin ich nicht verlassen; hier enträthseln sich mir die geheimnißvollen Bücher der Schöpfung, hier lebe ich ein inneres, reiches Leben, und bin dem geliebten Wesen nah, das mir Alles ist! Aber im Haufen der Menschen, unter dem Geseumm und Gelärm des Tages — dort zuzusehen, zuzuhören, und beständig vor dem Rachen der Langerweile schwebend meine Sinne mit nichtswürdigen Gaukeleien zu umnebeln, ohne Jemand, der ein Herz für mich hat, ohne ein einzelnes Wesen, das mich nur um eine einzige glückliche Stunde reicher machen könnte — ach, Theodor, dort fühlte ich mich verlassen, als in der ödesten Wüste!

Hier auf meiner Bank umgeben mich traulich die grünen Bohnenbeete — ich höre das Murmeln des nahen Baches und das Klappern der Mühleäder — das lebendige, ununterbrochene Rufen der Elcaden, die ihren nahen Tod nicht

ahnen, ist meinem Ohre süße Musik — auch
 Bienen summen umher und suchen noch hier und
 da nach einem Blümchen — und so siegt die
 heitere idyllische Stimmung über einzelne tragische
 Wolken, die zuweilen durch meine Seele streifen.

Nachmittags.

Ich habe heute von K. — selbst, dem ich
 zufällig in der Nähe des Weinbergs begegnete,
 erfahren, daß Da Vigo mit seiner Tochter auf
 ein paar Tage verreist ist. Sie werden sich mir
 zu einer Ewigkeit ausdehnen. Ich sprach allerlei
 mit K. — Es überraschte mich, als er mir
 sagte, daß er meinen Onkel recht wohl kenne,
 und sogar seit einiger Zeit in Geschäftsverbindung
 mit ihm stehe. Unangenehm wäre es mir in
 mancher Rücksicht, wenn ihm etwa K. — von
 meiner hiesigen Ansiedelung schreibe, — mein Onkel
 ist geülig und streng — und zumal hatte er an
 dem Pange, Dinge zu unternehmen, die meiner

Bestimmung fern liegen, von jeder ein Mißfallen, das er mir oft in starken Ausdrücken zu erkennen gab. Indes habe ich für diesen Fall eine Ausrufe. — K. — neckte mich mit Bianca — und so wohl mir das that, so sehr es mich freute, nur ihren lieben Namen von einem fremden Munde nennen zu hören, so wurde ich doch blutroth. „Nehmen Sie sich in Acht, sagte K. —, man hat bemerkt, wie Sie Bianca vor Allen auszeichneten; es sollte mir leid thun, wenn sich Ihr Herz verirrt!“ Dieß klang mir so warnend, daß ich neugierig gemacht, nicht unterlassen konnte, um eine deutlichere Erklärung zu bitten. Da erzählte mir denn K. —, daß es Da Vigo's Entschluß sei, seine Tochter mit dem Baron von Goldenberg, der über eine Million besitze, zu vermählen. Es werde dieß um so wahrscheinlicher geschehen, als Da Vigo durch viele Unglücksfälle um sein Vermögen gekommen sei und sich nur durch eine solche Heirath aus einer bedenklichen Lage retten könne. Uebrigens liebe der, wenn auch nicht schöne, doch sehr gebildete Baron die Bianca, deren gesunder Verstand auf jeden Fall dem Wunsche ihres Vaters nicht zuwider sein werde.

Ich hatte Mühe, meine Thränen bei dieser Eröffnung zu unterdrücken. Nur glaubte ich nicht ganz daran, ja, ich kann es mir in diesem Augenblicke noch nicht denken! Goldenberg — derselbe, der nach mir mit Bianca tanzte, „Goldenberg, der fast abstoßende und bereits ältliche Mann — und Bianca! — Nein, das kann unmöglich ein Paar geben!“ rief ich im Stillen bei mir aus. K. — leitete das Gespräch auf meine Wissenschaft, und fragte, ob ich vielleicht gesonnen sei, hier eine Stelle anzunehmen. Als ich meine Abneigung aussprach, mich vor der Hand zu blinden, meinte er, man schade sich aber bei der Welt, wenn man sich isolire und das praktische Leben fliehe. Ich könne ja meine Lieblingsbeschäftigungen nebenher betreiben, und einem Menschen von so schönen Gaben werde das Glück gar nicht fehlen. Du kennst meine Gedanken darüber, Theodor! Du weißt, wie mir zu Muth wird, wenn mir Jemand mit dem Amt und der leidigen Frohnarbeit angezogen kommt. Ich wollte mich gegen K. — aussprechen, aber er ist, wie alle seinesgleichen; er versicherte mich, daß er an mir einen besondern Antheil nehme und es gut mit mir meine, — und kurz

— wir verstanden einander nicht! — Mit Wärme hat er mich, ihn doch übermorgen des Nachmittags auf dem Weinberge zu besuchen, um von dortaus eine Lustparthie nach der schönen Ruine mit zu unternehmen. — Ich ging zurück, und las in meinem Pilger Harold, wie er, von jeder Sklaverei des Geistes losgerissen, frei und ungebunden durch alle Länder schweift.

Abends.

Sieh, Theodor, nur solche Tage, wie ich sie jetzt erlebe, können einen Reiz für mich haben. Ich thue durchaus nur das, wozu ich Lust empfinde, und lasse es bei Seite, wenn ich's überdrüssig bin. Es ist abscheulich, daß so Vieles in der Welt nur aus Zwang getrieben wird, daher auch so häufig der rechte Geist bei der Sache fehlt. Woher kommen all unsere handwerkmäßigen Gelehrten und Geschäftsleute, die, wenn sie eine gewisse niedere Stufe der Routine

erreicht haben, dann ohne einen höhern Gedanken durch ihr ganzes Leben in dem gewohnten elenden Schlendrian fortstümpfern? Beim Himmel, nur daher, weil die lieben Eltern gewöhnlich dem Söhnchen nichts dringender einprägen, als daß es darauf denken müsse, sein Brod zu verdienen, und da giebt es eine Menge dummer Phrasen und Sprüchlein, die dieser großen Idee zur Hülfe dienen. Mit Widerwillen und einer Art von Selbstvertheidigung geht das Kind an die ihm vielleicht widerstrebendsten Dinge; seine jungen Kräfte und Neigungen behalten weder eine Wahl, noch Spielraum; überall hört es nur das kluge Benutzen der Umstände, das vorsichtige sich Durchwinden, das Fortkommen in der Welt anpreisen, und die von allen Seiten an ihm handthierenden pädagogischen Zuchtmeister sorgen herrlich dafür, daß jedes etwaige genialische Sproßchen sogleich als geile Rebe weggeschnitten werde. Wo soll sich da die Individualität des Kindes frei entwickeln, wenn die Familien wie der Staat jede originelle Geistesrichtung kaum dulden, geschweige denn einigermaßen begünstigen? Aber das ist die Allmacht des Genies, daß es dennoch durchbricht, und alle die Bäume und Dämme niederreißt;

nur gehen manche, zu hart für diesen Karr-
organisirte schöne Kräfte verloren. Eine Masse
barnierter Köpfe, denen in ihrer Einsalt Nichts
recht ist, könnte man getrost am Gängelbände
führen; aber wenn man sich auch an den begab-
teren Eigenthümlichkeiten vergreift, um sie me-
thodisch zu Grunde zu richten, so begeht man
eine Sünde an dem heiligen Geist, die nur
fluchenswerthe Früchte tragen kann. Darum
sieht es in unsern Wissenschaften und Künsten,
die uns nur noch barbarischer machen, auch so
barbarisch aus; darum fehlt dem todten Mecha-
nismus, der die von ihm tyrannisirten Neigungen
in sein kümmerliches Getriebe hineinzwingt, jeder
Hauch göttlicher Schöpferkraft und heiterer Grazie;
daraus schauere ich zuruck wie vor einem Todten-
gewölbe, vor dem dumpfen und harmonielosen
Dasein, das hervorgeht aus solchem Nothwerk!
Ihr mögt mir sagen, was ihr wollt, ohne Nei-
gung wird nichts Außerordentliches erreicht. Was
ich treibe, das will ich mit ganzer Seele treiben,
oder lieber ein Holzhacker werden. Und was
mich drückt und ängstet, das stoß ich von mir;
denn nur in der Liebe wohnen die Lebenskeime
und nur in dem erwiderten Busen kann die-

feinsten ätherische Blüthe des irdischen Daseins gebelhen. Wenn ich die viele Pfluscherarbeit und das wenige Vollkommene sehe, dann schäme ich mich die Zahl der Stümper zu vermehren, und schreie mir zu, nie aus feiger Angst die beste Hälfte meines Selbst an ein gehaftes Joch zu verkaufen. Ketten bleiben mir doch immer Ketten, und wenn es goldene wären. Man kann im Leben nur Eins reiben, Theodor, wie man nur ein Wesen im höchsten Sinne des Wortes lieben kann. Ich wenigstens empfinde für meine irdische Geliebte ganz so, wie für meine überirdische. — Ich hoffe Du wirst mich verstehen. —

Am 18. October.

Wenn Du glaubst, daß ich in meiner trübsamerischen Einsamkeit die Bedeutung des heutigen Tages vergesse, so irrst Du. Ueberhaupt darfst Du nicht denken, daß ich mich wie ein pfligmatis-

isches Schaaltzler schau vertriebe vor den großen Angelegenheiten der Menschheit. Ich sinne oft nach über das Schicksal unseres Vaterlandes und manchmal ist mir zu Ruche, als ob ich in der rechten Stunde mit meiner stillen, in sich gedrängten Kraft mehr leisten wollte, als alle, die mit so vielem Geräusch vor dem großen Haufen daher schwadroniren. Ja, Theodor, ich habe den herrlich emporsteigenden Morgen auf der Spitze eines Berges mit mächtigen Empfindungen begrüßt; freilich waren sie bitter. Ich gedachte der schönen Hoffnungen, die leider die Völker von Jahr zu Jahr hindetrogen haben, ich gedachte der nichterfüllten Versprechungen, der verfolgten Wahrheit, des Lächerhandels, der schwülen Dummheit, die auf der Welt fortflaht, und des zerrissenen Herzens einer herrlichen Nation. — Du weißt schon, — ich weinte Thränen, die ich Dir nicht in Worte übersetzen will, und flammelte Gebete zu dem Himmel, die unserm unglückseligen Vaterlande galten.

Aber laß mich davon abbrechen, — ich will mit diese schönen Tagen nicht mit trüben Gedanken verdüßern. Du weißt, daß ich vor der

Hast nichts für uns hoffe; unsere kleinen Revolutionen hier und da werden im Ganzen wenig ändern, und Deutschland wird nicht frei sein, so lange die Weissen noch des knochtische Geist befreit.

Der Anblick der reizenden Gegend hellte meine Umwandlung von Schwermuth. O daß ich ein Maler wäre, Dir ein Bild zu entwerfen von dem holden Thale, dem Walde, und dem Flusse, die so friedlich zu meinen Füßen lagen, von den sanftigen Weinbergen, deren Grün mir noch so frisch entgegenlachte, und von dem Duft, den der Morgen zauberisch über die Landschaft verbreitete! Ich bin dann so voll von all den süßen Gegenständen der Natur, daß ich erschauend vor der Fülle der innern Seligkeit die ganze Welt umarmen und ihr meine Empfindungen mittheilen möchte. Und doch, wenn ich's dann versuchen will und mich niederlege, um zu schreiben oder zu zeichnen, so schwimmt mir Alles vor den Augen und mein Streben scheitert an meinem Unvermögen. Ich sage Dir, Theodor, ich werde jetzt zu sehr von regellos schweifenden Gefühlen umhergezogen, als daß

ich etwas schaffen könnte. Nehme ich doch selbst das Bändchen von Göthes älteren Gedichten, das sonst fähig war die Reize meiner Spaziergänge zu erhöhen, nur selten zur Hand! Meine, von ihrer eignen Fülle berauschte Seele will in ihrer Ueberempfindung selbst ihren Liebling nicht mehr als Führer dulden. Doch bekenne' ich Dir, daß ich viel und gern im Werther lese; Du hast Spuren davon in meinen Briefen finden wollen und spöttelst darüber, doch sprich mir das Urtheil nicht zu früh; Du möchtest Dich doch täuschen. Eine Art von Seelenverwandtschaft will ich Dir geben; aber ich hoffe, Du sollst an mir bald Dinge erleben, die Deine voreilige Meinung modificiren werden.

Abends.

Die Bewohner des Dorfes scheinen mich gern zu haben. Es ist ein guter, ehrlicher, offener Schlag von Menschen, deren vertrauliche, ein-

sache, oft mit Naivität verbundene Gemüthlichkeit meinem Herzen wohlthut. Am vorigen Sonntage fehlte es an einem Orgelspieler, — der Schulmeister ist vor einigen Wochen gestorben und der Vikarius war krank, — schon hatte man das Lied ohne Begleitung angefangen, — ich stieg auf das Chor und spielte die Orgel, — da hättest Du sehen sollen, wie sie nachher alle mit Verwunderung nach mir hinstarrten! Der Schulze, mit dem ich darauf zusammentraf, konnte mir nicht Lobsprüche genug machen, und versicherte mir, daß sich die ganze Gemeinde glücklich schätzen würde, wenn ich Lust hätte, ihr Schulmeister zu werden. Ihre Kinder würden gewiß etwas bei mir lernen; mit ihnen umzugehen wisse ich auch, — ich hatte mich nehmlich öfters auf meinen Ausgängen mit ihnen abgegeben, — und in meinem Spiele sei ganz ein anderer Geist, als in der Peleret des seligen Schulmeisters. Es werde sich auch eine hübsche Heirath finden, — die reichsten Bauernmädchen sprängen ja an's Fenster, wenn ich vorbeiging — „freilich, setzte er hinzu, Sie müssen mir's zu gute halten, die ganze Sache ist nur so ein Einfall. — Sie werden dazu keine Lust haben — das

wissen wir wohl, daß Sie zu gut sind für unsere Dorfjugend, und daß Sie ein bißchen zu tief ins Buch geguckt haben."

Ich mußte herzlich lachen über einen Vor-
schlag, von dem ich mir nie hätte träumen
lassen. Wenn ich bedachte, wie man sich in der
großen Welt so jämmerlich umherschlägt, und
seinen Entwürfen Freudigkeit, Ruhe der Seele,
Zufriedenheit, Besitz, ein glückliches Loos des
Lebens und Alles zum Opfer bringt, und wie
doch am Ende unsere erhabensten Bestrebungen
auf Kleinigkeiten hinauslaufen, so wäre ich wirk-
lich im Stande gewesen, mich lieber gleich der
Beschränkung in die Arme zu werfen, die mir
tausend Qualen zu ersparen versprach. Doch
diese Gedanken zogen mir nur wie ein komisch-
spöttisches Streiflichtchen durch die Seele; denn
wenn man einmal das Höhere in sich trägt, so
kann der Seele nichts Niederes mehr genügen.

Ich bin diesen Nachmittag mit in dem Obst-
garten meines Wirthes beschäftigt gewesen, die
Aprikosen- und Pfirsichbäume gegen die nun
bald drohenden Fröste zu verwahren. Diese

Bäume und Gesträuche der Erde werden entweder vor dem feindseligen Winter geschützt, oder sie sind mit der Fähigkeit begabt, ihn auszubauern; ach, daß der Mensch allein so schwach und rathlos dasteht, und daß er bis in den kleinsten Nervo für die Verwundungen und Trübsale des Schicksals so empfänglich ist! Auch junge Linden haben wir vor das Haus gepflanzt, und ich dachte lebhaft daran, wie sich vielleicht in Zeiten, wo wir längst im Grabe ruhn, an lieblichen Sommerabenden die Bewohner des Dorfes unter ihren säuselnden Wipfeln sammeln, und die segnen würden, denen sie die lieben, traulichen Schatten verdanken.

Ich fühle nun meine Sehnsucht nach Bianca auf den höchsten Grad gesteigert, und erwarte mit brennender Ungeduld den morgenden Tag, an dem ich sie vielleicht — doch nur vielleicht! wieder zu sehen hoffe.

Am 19. October.

Ich habe wieder himmlische Stunden verlebt, und ich werde Dir wieder eine hölzerne Beschreibung geben. Ach, warum kann der Mensch doch nichts ganz so, wie er es in sich aufnahm und fühlte, in den fremden Busen übertragen? Warum sind selbst alle glühenden Bemühungen des Künstlers nur schwache Schatten und matte Echo's von der Herrlichkeit der eignen Seele? Da reflektiren wir lange, um unser warmes, lebensvolles Gefühl in deutliche Worte zu bringen, und darüber geht das Beste zu Grunde; der liebliche Wahnsinn, die süße Verwirrung der Seele wird dem nüchternen Verstande der ordnenden Regel zur Beute.

Was soll ich Dir von unserm Wiedersehen sagen, Theodor? Nein, diese Bianca ist von zu hinreißender Liebenswürdigkeit! Ihr Entgegentreten machte auf mich einen ganz neuen Eindruck. Und diese Güte, die sie mir heute bezeugte, diese Wärme ihres ganzen Wesens — o ich schwöre Dir, daß nur sie oder keine in meinem Herzen wohnen soll!

Wir haben die Ruine besucht, K. — mit Frau und Kindern, der Marchese mit seiner Tochter, der Improvisator Zellr und ich. Die Wanderung an dem dicht von Weidengebüsch umgebenen Ufer des Flusses war höchst reizend. Wir gelangten bald in waldige Gebirge, die wir mehrmals wegen der schönen uns oben erwartenden Aussicht erklimmten. Wie glücklich war ich, wenn ich öfters auf den steilen Wegen Bianca meine helfende Hand bieten durfte, oder wenn mir die Besorgniß um sie erlaubte, den Stein leise um ihre schöne Gestalt zu schlingen! Ach, in den heimlichen Gründen, wenn uns das Gebüsch auf Augenblicke den Andern verbarg, welche Seligkeit, wenn ich da die festgehaltene Hand an meine Lippen pressen, und ihr einige glühende Worte zuflüstern konnte! Oder wenn wir zuerst den Gipfel des Berges erreicht hatten und nun oben standen, und herabsahen auf den vom Sonnenschein verklärten Wald, und auf die Felsen und auf die schlanken Tannen, deren Reihen sich nach den lieblichen Krümmungen des Flusses schlängelten und die Gestalt des Thales in den schönsten Windungen abrundeten; o Theodor, von diesen Naturscenen

umgeben, solch ein Geschöpf neben sich zu haben, in seinen Augen wiederzufinden des eignen Herzens süßeste Entzückung, an dem Drucke seiner Hand zu erkennen das Dasein der Gefühle, von denen die schauern Lippen schwelgen, o solch ein Wesen, empfindend, wenn wir empfinden und — soll ich noch länger zweifeln? — was wir empfinden! — mit ihm vereint — wenn auch nur für Augenblicke — sieh, ich hatte Mühe meiner selbst mächtig zu bleiben, — ich hätte ihr um den Hals fallen und in ihrer Umarmung sterben mögen!

Wir befanden uns jetzt auf einem Berggipfel, der eine wilde, doch schöne, wahrhaft romantische Aussicht gewährte. Sie nannte, nach den aufgethürmten Felsenmassen, von denen ein Wasserfall niederbrauste, und nach der Nitterburg hingewendet den Namen „Beethoven!“ Mit einem Schlage erweckte sie in meiner Brust tausend Empfindungen, die mit diesen heiligen Moment verewigen werden. Sie äußerte, wie es ein Lieblingswunsche von ihr sei, in einer solchen Gegend einmal von einem gewaltigen, dem Blick verborgenen Orchester, eine gleichsam von der

Natur hervorgezauberte Symphonie dieses Meisters zu hören. „Das war längst einer meiner eignen Träume,“ erwiderte ich; „aber dabei müßten noch Nacht und Tag, Mondschein und Sonne, Sturm und Stille, Frühling und Herbst im raschen Wechsel durcheinandervogeln!“ „Doch vor Allem,“ versetzte sie bedeutungsvoll, „müßte dem Herzen ein anderes Herz nahe sein, in dem die Echos seiner eignen Gefühle wiederklängen!“ Sie sah mich dabei mit einem Blicke an, als ob sie mir ein solches Herz vertraute. Ich war vom neuem überwältigt — Ich weiß nicht, was ich, verloren in ihre süßen Augen, geredet habe; sie dagegen sprang öfters aus solchen Momenten in den Ton der lustigsten Gleichgültigkeit über; jetzt scherzte sie über die Andern, die wir sich mühsam zu uns herausarbeiten sahen.

K. — meinte, einen Gipfel dürfe man nicht erstiegen; er müsse stets die Belohnung langer Bemühung sein. „Eine gute Entschuldigung für die Trägen!“ rief Bianca. „Immer besser,“ versetzte Felix, als die Ausflucht der Voreiligen, die nun triumphiren, da ihnen ihre halbschwererischen Wagnisse gelungen sind; aber, wenn sie

herabgestürzt wären, da wollten wir sie einmal sehen! Der heute ungewöhnlich heiter gelaunte Marchese sagte: „Es gefällt mir von meiner Tochter, daß sie die Gefahren nicht fürchtet; vielleicht wartet unsrer noch Manches, was unsern Muth erfordert.“

Wir kamen auf den Muth überhaupt zu sprechen, und ich äußerte, daß es mein Grundsatz sei, zu wagen, besonders, wo es etwas Hohes gelte. „Was ist's denn mit unsrer Angst,“ rief ich aus, „und mit allen unsern Bedenklichkeiten, die unsere Kräfte nur verzehren? Ein Sprung, ein Flug, und — unser Glück oder Unglück ist entschieden!“

Meine Worte schienen dem Marchese zu gefallen; er versetzte: „So dacht' ich früher auch. Ach, meine Gesinnung ist mir theuer zu stehen gekommen! — und doch kann ich mich beinahe jetzt noch nicht von ihr trennen! Sie hat sich in die tiefste Brust versteckt; dort harret sie wie ein lauernes Raubthier ihres günstigen Moments.“

Die letzte Aeußerung klang mir räthselhaft; doch wollte ich nicht forschen.

Beim Herabsteigen geriethen wir auf einen wenig bequemen Weg; mir war er recht, weil er mir viel Gelegenheit bot, Bianca hülfreich zu sein. Ich bog die Gesträuche zurück, ich reichte ihr die Hand an abschüssigen Stellen, kurz, ich achtete auf sie in jedem Augenblicke. Und als wir, abermals den Andern voraus, an dem Fuße des Berges an einen zu passirenden Bach gelangten, der zwar seicht war, aber auf den unbequemen Steinen die Tritte abgleiten zu lassen drohte — was war da zu thun? — sie widerstrebte zwar — doch meine mächtigen Bitten brachten sie zum Schweigen — und so sagte ich sie denn rasch, und trug sie hinüber.

Du tadelst meine Kühnheit; aber glaube mir, Theodor, die scheue Furchtsamkeit taugt nun einmal nicht in der Liebe; die Mädchen lieben in der Regel den, der etwas wagt, sogar in Bezug auf sie selbst; sie vergeben schnell, oder zürnen gar nicht, wenn sie auch zu zürnen scheinen sollten. Freilich muß sich die Reckheit immer

mit einer gewissen Delikatesse vereinen; denn es kommt hier Alles auf die Art an, wie es geschieht. Willige Zurückhaltung aber kommt zu nichts, und steht ewig in derselben unerspriesslichen Ferne.

Nichts davon, wie mir war, als ich sie in den Armen hatte, und die Gluth des wogenden Busens fühlte — der Moment war mir ein halbes Leben werth! —

Die Andern wunderten sich, und drüben zu sehen; lächelnd rief Bianca der Madam K. — zu, sie solle es ihr nachthun; diese wollte Horolsmus zeigen, den sie jedoch, von einem der schmalen Steine ausgleitend, sogleich Ursache fand zu bereuen. Durch ihren Unfall glaubte ich mich vor Bianca völlig entschuldigt.

Wir gelangten jetzt aus dem waldigen Gebirge wieder in eine freiere Thalgegend, und ganz nahe winkten uns die Thürme der herrlichen Ruine. Unmittelbar über dem Flusse hinauf auf einem steilen Berge, der in eine jähe Felsenmasse endigte, erhob sich imposant der Kühne

Bau des alten Schloßes, das gleichsam mit dem Felsen zusammengeschmolzen, oder aus ihm in den Aether emporgewachsen erschien. Von dieser Seite war jeder Zugang unmöglich; hier stand die Burg vor den Augen des staunenden Betrachters als ein Riesenbild vergangener Zeit, die eine markvollere Menschheit in ihrem Schooße gebar. Nur von der Morgenseite führte ein nicht sonderlich bequemer Pfad langsam nach dem Berggipfel und zu dem großen steinernen Eingangsthor hinan.

Auf diesen begaben wir uns; wir brauchten gegen eine halbe Stunde, ehe wir an unser Ziel gelangten. Von dem Berge herab genießt man eine zwar nicht weite, doch höchst reizende Aussicht nach den herüberlächenden Weinbergen — (ach, diese Weinberge habe ich aus der frühern Jugend her so lieb!) — nach den waldbewachsenen Anhöhen und nach mehreren Dörfern, die aus dem Thale hervorblickten. Vor Allem aber fesselt das Auge der blühende Spiegel des unten durch grüne Auen und Felder in silberner Schlangenumwindung ruhig dahinschwebenden Flusses, der gleichsam grüßend der Phantasie

entgegengekrant, und sie einlobet, ihm in die Ferne zu folgen. Ach, als ich jetzt mit Bianca einige Minuten allein in der steinernen Fensterwölbung stand, und wie hinunterfahren in den schreckenden Abgrund und nach den rastlos eilenden Wellen, da überwältigte mich der Gedanke an die Vergänglichkeit alles menschlichen Glückes und ich versank in wehmüthige Träume.

„So geht Alles dahin!“ sagte Bianca, die mich errieth. Eine Thräne trat mir in die Augen. Auch ihre Blicke schienen eine Bewegung des Herzens zu verkünden. Ich sagte, daß ich mit innerem Grausen an eine Zeit dächte, in der ich vielleicht auch sie nicht mehr sehen, und zu den Erscheinungen der Vergangenheit zählen würde. Es ging mir eine wunderbare Ahnung durch die Seele. Ein dunkles Gefühl wollte mir nahes Unheil prophezeihen. Sie erwiderte: „es wäre vielleicht für Sie am besten, wenn Sie mich nie gesehen hätten!“ Diese Aeußerung gab meinen schwermüthigen Gedanken nur ein neues Gewicht.

Ach, Theodor, mit welcher Seligkeit könnte

man einer schönen Gegenwart genießen, wenn man ihrer nur einigermaßen sicher wäre! Aber da droht immer in dem Hintergrunde irgend ein schwarzer Dämon, und noch jetzt sind die Götter neidisch wie vormals, noch jetzt eilen sie zerschrend herbei, wo es gilt, einem Glücklichen seinen Himmel zu rauben!

Mit einem bedeutungsvollen Blicke die ganze Ruine messend, seufzte Bianca: „Mein armes Vaterland! Auch du bist eine solche Ruine! Voormals groß und mächtig, und jetzt Sklave des nordischen —“

Sie verstummte mitten in ihrer Rede — Thränen stürzten aus ihren schönen Augen.

Ich sagte einige tröstende Worte über Italien.

Sie schien kaum darauf zu achten. „Ach, wie glücklich wollte ich in deinen rauhen Fluren leben,“ fuhr sie, wie in sich selbst verloren fort, „wenn dir der Tag der Freiheit aufgegangen wäre!“

Jetzt fielen mir erst die abgebrochnen Worte: „Sklave des nordischen —“ und noch mehr

„die rauhen Fluren“ auf; Welches paßte nicht auf Italien. Sie bemerkte, daß ich strappirt war, und gab die Reden, die ihr in einer Art von träumerischer Vergessenheit entschlüpfen, für Stellen eines in diesen Tagen gelesenen Buches aus. Das Dazukommen der Andern, so wie mein eignes, ihre sichtbare Verlegenheit beachtend, das Zartgefühl verbot mir jetzt weiteres Forschen über diesen Punkt; doch blieb nur desto mehr zu denken. Es war mir auf einmal, als habe es mir schon längst dunkel vorgeschwebt, daß die zwar leidenschaftlich, aber rein empfindende Bianca keine Italienerin, und der kühne, verschlossene, trostige, düstere Da Wigo kein Italiener sein könne; — doch ich ließ das jetzt ruhen.

Sehr überrascht ward ich, als ich bei einem Gange nach dem Burghor mir plötzlich E. — entgegen kommen sah. Ich machte eine ausweichende Bewegung; doch er winkte und stürzte mir in die Arme. Mit den innigsten, glühendsten Worten bat er mich um Verzeihung eines Fehlers, den er heftig bereue. Er versicherte mich, daß er an Bianca weiter zu denken für Thorheit halte; wenn ich glücklicher sei, als er,

so wolle er mir dieß von Herzen gönnen. So waren wir denn völlig versöhnt. Auch die kleine Abeline sprang jetzt herbei. Sie freute sich unendlich, mich zu sehen, hatte tausenderlei zu fragen, und machte mir auf meine Antworten eine Menge Mienen, zu deren Enträthselung man Tage hätte brauchen können.

Als wir uns den Andern näherten, hörten wir die Stimme des Improvisators Felix. Wir traten hinzu, und vernahmen die Worte:

„Welch ein Leben regte sich,
Als den Hof noch kühne Ritter
Füllten, und wie Ungewitter
Flogen in des Thales Grund!
Und ein holder Rosenmund,
Eine Stimme sanft und weich
Rief „Ne!“ und: „Gott mit Euch!“
Wenn die wilde Kampfbegier
Sie vereinte zum Panther.

Und wenn bei dem Abendstrahle
Sie als Sieger wiederkehrten,
Und im alten Rittersaale
Krählich die Pokale leerten,
Welcher Jubel, welche Freude
Nach des Tages heißem Streite!
Wenn des Mühsels Weislerhand

Durch der Harfe goldne Saiten
 Rief die garten Finger gleiten,
 Rühnend, was er tief empfand,
 Ward das Herz ein Wonnestrom,
 Und die Burg ein heil'ger Dom!

Jene Zeit ist längst vergangen,
 All die Tapfern sind nicht mehr!
 Grabesille wohnt im Hosi,
 Und die Burg ist All und leer!
 Um die halbverfall'nen Trümmer
 Weht der Orphen seine Blätter
 Mit dem traurigdunkeln Schimmer, —
 Und die Fenster jener Zimmer
 Dessnen sich für Wind und Wetter!

Alles sinkt und Alles fällt,
 Das ist das Gesez der Welt;
 Hier erkennst du es in Wehmuth,
 Hier wird auch der Stolz zu Demuth.
 Und mit thränenvoller Miene
 Ruft der Mensch erschüttert an:

Ist nicht Alles, ach, Ruine,
 Wie dieß eingeheimte Haus!
 Ist Ruine nicht die Jugend?
 Ist Ruine nicht die Lust?
 Ist Ruine nicht die Jugend?
 Ist Ruine nicht die Brust?

Wo sich all die Trümmer häufen,
 Die von Sehnsucht, Hoffnungsschweifsen,
 Plänen, Träumen — übrig blieben?
 Ist Ruine nicht das Flecken?
 Ist Ruine nicht der Mensch?
 Ist Ruine nicht das Leben,
 Dieses ganze Bruchstückleben
 Mit dem Wünschen, mit dem Streben,
 Mit den kurzen Freudenstunden,
 kaum begonnen und — verschwunden,
 Mit der Leidenschaften Stürme,
 Mit des Glücks Niesen: Thürme?

Ja, Ruine! — Glück und Schmerz!
 Leben! — Mensch und — Menschenherz!“

Wohl mit Absicht hatte Felix dem Schlusse
 seiner Worte selbst etwas Fragmentarisches und
 Ruinenhaftes gegeben; unser aller hatte sich der
 an dergleichen Orten wohnende Geist der Schwermuth
 in höherm Grade bemächtigt, doch der
 Anblick der entzückenden Gegend dämpfte sie zu
 einer unaussprechlichen Süßigkeit. Ach, als ich,
 während Felix sprach, die himmlische Gestalt
 Bianca's in der Fenstervölbung stehen sah, als
 leise Lüftchen mit ihren Locken spielten, und die
 Strahlen der sinkenden Sonne ihre Wangen und
 ihr Auge verklärten, das bald sinnend nieders-

blickte, bald schwelgend hinausschaute, bald auf mich zu ruhen schien, da war mir, als ob ein leuchtender Engel des Himmels über mir schwebte — ich bildete mir die süßesten Phantasieen — ein Strom von tausendfachen Empfindungen wogte in meinem Innern — ich erlag unter der Gewalt der namenlosen Entzückung.

Es wurde Zeit, den Rückweg anzutreten. Ich fühlte mich heute einen ganz andern Menschen; ich war gegen alle so herzlich, lustig, offen und übersießend, wie man es nur an den wenigen seltenen Tagen des höchsten Glückes sein kann. Mein E. — erschien ganz umgewandelt; er freute sich meiner Seligkeit, und es that mir wohl, nun ohne Rückhalt mein Herz vor ihm zu ergießen. Felix entwickelte in seinem Gespräch wunderbare Meinungen; davon vielleicht ein andermal. K. — machte in der ihm eigenen psilogmatischen Gemüthlichkeit seine trocknen Scherze. Der Marchese Da Vico zeigte sich mir freundlicher als lethhin, und bat mich sogar als ein so naher Nachbar, ihn zuweilen zu besuchen. Mühe hatte ich, meine Freude über diese Erlaubniß zu verbergen. Mit Bianca selbst sprach

ich viel; ich gedachte des Baron von Goldenberg; sie benahm sich anfangs ausreichend, doch da ich einmal mit ihr im Zuge war, gelang mir's, sie zum Reden zu bringen.

„Was soll ich Ihnen ein Geheimniß daraus machen;“ sagte sie „es ist der Wille meines Vaters, daß ich Goldenbergs Gemahlin werden soll!“

„Und Ihr eignes Herz?“ fragte ich.

„Wird seine Träume vergessen und — gehorchen!“ erwiderte sie mit einem halb unterdrückten Seufzer.

„Ach! meine Bianca!“ rief ich aus, ihre Hand fassend und in der meinigen zusammenpressend, „so dürfte denn also ein Mensch nichts hoffen, der nur für Sie athmet, dessen Herz an nichts denkt, als an Sie, der nur eine einzige Wonne, die Verehnung mit Ihnen, und nur einen einzigen Schmerz, die Trennung von Ihnen, kennt? Dessen Leben nur aus zwei seligen Tagen bestand, aus dem ersten, wo er Sie fand, und aus dem heutigen? Ein Mensch,

der Sie liebte, wie noch Keiner Sie geliebt haben kann, und wie auch Keiner Sie jemals wieder lieben wird, — ach, sollen seine Träume unendlich zu beglücken und beglückt zu werden, an der Tyrannei der Verhältnisse scheitern? Wollen Sie mich aus dem Lichte des herrlichsten Morgenroths hinabstürzen in eine ewige Nacht, in die Verzeißlung!“ —

„Brechen Sie ab!“ fiel sie ein mit bebender Stimme und zitternder Hand.

„Nein, meine Bianca!“ rief ich, den Arm um sie schlingend, „gib mir nur einen Trost, eine Hoffnung für die Dauer dieser Seligkeit!“

„Suchen Sie ihn in meiner eigenen Empfindung! — Und lassen Sie die Zukunft!“ bat sie, sich sanft loswindend.

Wir waren zurück; die Nacht verbarg uns den Anderen; ich faßte ihren Arm; sie war still geworden; hell leuchteten die ewigen Sterne über uns, nach denen wir Beide oft hinaussahen, ohne zu sprechen. Ich bemerkte, daß sie weinte.

Jetzt auf einmal, denke Dir Theodor, umschlang sie mich, und preßte einen glühenden, langen Kuß auf meine Lippen. Dann aber riß sie sich los und bat mich, nun mit ihr der Gesellschaft nachzuellen. Doch was soll ich Dir das Weiter erzählen? Was nach diesem Kuße folgte, konnte nicht anders als prosaisch sein.

Am 20. October.

Ich sollte Da Vigo zuweilen besuchen. Zuweilen! Ein abscheuliches Wort! Ich konnt' es nicht aushalten. Schon heute riß mich ein unwillkürliches Verlangen fort. Ich überredete mich, es sei passend, mich zu erkundigen, wie ihnen die geistige Wanderung bekommen wäre. Ich traf einige Freundinnen bei Bianca. Wir haben gescherzt, musiciert, gesungen, und nachher eine kleine Weinlese gehalten. Bianca behandelte mich wieder so unaussprechlich gütig! Ihre Seele

schlen noch voll von den Erinnerungen des gestrigen Tages. Ihr Auge strahlte von einem gewissen süßen, träumerischen Schimmer, als ob — ja, es kann nicht anders sein, — die Liebe spricht mit zu deutlichen Zeichen! Theodor, ich glaube nun Ihres Herzens gewiß zu sein!

Am 21. October.

Zuweilen! — Gestern sagten Sie, ich sollte bald wiederkommen! Bald! das klingt schon ein wenig anders! — Aber heute! Nein, heute darf ich nicht gehen! O, die Zeit wird mir ewig lang! Es regnet und stürmt draußen! Ich habe allerlei vorgenommen, geschrieben, gedichtet, gelesen — aber selbst Byron will mir nicht schmecken!

So eben erhalte ich ein Billet von E. —
 * worin er mich sehr bittet, wieder bei ihm zu wohnen. Daraus wird nichts; ich denke wie

Leat: „Ich bleibe hier bei meinem Philosophus!“

Am 22. October.

Ich kann im eigentlichen Sinne so sagen, denn mein Wirth ist eine Art Philosoph, der mir oft die tollsten Dinge verschwagt. Er spricht von nichts lieber, als von der Schöpfung der Welt, von den Wundern Christi, von den Engeln und Geistern, von der Unsterblichkeit und Einreichung des Himmels u. s. w., und wundert sich, daß ich davon nicht mehr wissen will, als er selbst. Denn er meint, das müsse Alles in den gelehrten Büchern stehen, und ich wolle nur mit der Sprache nicht herausgehen. Ich mache mir einen Spaß daraus, die Zahl seiner Einbildungen täglich zu verringern, und ich denke, ich will auf diese Art seine vermeintlichen Erkenntnisse bald auf nichts reduciren. Denn einzusehen, daß man nichts wisse, ist ja wohl die beste Philosophie.

Noch wüthet der Sturm und Regen fort. Man öffnet nicht gern ein Fenster. Ich sehe wohl, auch heute muß ich noch hier ausharren. Mein Besuch möchte auffallen. Und doch — das Landhaus ist so nah! — Schon zehnmal habe ich mich an und wieder abgezogen. — Auffallen? — Ach, es ist mir hier so unerträglich! — Ich muß fort! —

Abend.

Ich bin drüben gewesen! Da Vique's sind herrliche Leute. Auch der Vater erscheint mir jetzt ganz anders. Wir kamen auf die letzte bewegte Zeit zu sprechen; meine mächtige Freizeitsbegeisterung fand einen unerwarteten Anklang in seinem Herzen; er freute sich, daß meine politischen Ansichten in so hohem Grade mit den seinigen harmonisiren. Es frappirte mich, ihn, wenn auch nur vathlos auf eine nahende große Volksbewegung in einem Nachbarlande hin-

deuten zu hören. Mit der größten Ertase sprach er von Napoleon, unter dessen Fahnen er gedient hatte. Auch daß ich die alten Hifloriker kenne, weiß der Marschese zu schätzen. Genug, er war so freundlich, daß ich kaum noch begriff, wie ich ihn erst hätte widerwärtig finden können. Und doch, wenn ich ihn zuweilen betrachtete, fand ich wieder jenen unheimlichen Zug in seinem Gesichte, der mir mit einem unerklärlichen Schauder in die Seele geht. Indes ein Blick auf die holde, reine Bianca, ein sanftes Wort, begleitet von ihrem himmlischen Lächeln, heilte mich schnell von solchen Anwandlungen. Ach, es war mir so wohl in innerster Seele, bei dem tobenden Wetter in dem traulichen Zimmer in Bianca's Nähe weilen zu dürfen, und heimlich die tiefste Seligkeit zu fühlen. — Und der Baron von Goldenberg? — Ich denke nicht an ihn!

Am 23. October.

Ach, wie oft habe ich mich sonst mit großen Plänen herumgeschlagen! Mir träumte von Ruhm, von einem Einfluß auf meine Nation, und von kühnen Thaten! Meine Seele strebte hinaus in die Ferne, in die Zukunft — und jetzt grauet mir fast, wieder in die unharmonische Menschheit zurückzukehren und an dem rohen Stoffe meine Kräfte vergebens abzuarbeiten. Wenn ich die Hütten meiner Dorfbewohner betrachte, und sehe, wie sie sich in ihrer Beschränkung so glücklich fühlen, wenn ich bedenke, wie jeder göttliche Drang von der Welt verkannt, vernachlässigt und angefeindet, und wie der hohe Genius von tausend widerwärtigen Gewalten zu Boden getreten wird, wie man im Gewühl selten etwas Anderes findet als Sorge, Angst, Unruhe, Verdruß und böse Tage, — o da lächelt mich der Gedanke so freundlich an, mich in irgend einem einsamen Thale anzusiedeln und nur das Nächste um mich her zu genießen. Das herrliche Gedicht von Salis geht mir unwillkürlich über die Lippen, und ich flüstere Bianca's Namen. Zwar, wenn ich am Fluße stehe, und darüber sinne,

wie er so in fernere Länder dahin fließt, da ergreift's mich wieder — da wegt meine Phantasie mit ihm fort, so daß ich mich am Ende in weit entlegene Regionen versetzt glaube — aber das ist nur ein romantischer Hang — und wenn ich dann erkenne, daß ich noch hier bin und das Dorf und die Weinberge und das liebe Landhaus sehe, da ist mir so wohl, so ruhig, so selig!

Ich las heute Bianca die schöne Stelle aus Thomsons Jahreszeiten vor, wo er die Pein und Wonne der Liebe schildert — sie steht am Schlusse seines „Frühlings“ — Du kannst Dir denken, mit welchen Gefühlen! Ach, wie oft habe ich diese Worte geiaut, ohne sie anders als halb zu empfinden — jetzt versteh' ich sie erst — sie waren mir todt — nun leben sie mir! Bianca's Augen, das Wogen ihres Busens, die göttliche über ihr Angesicht ausgegossene Sehnsucht und Entzückung, ihre leisen Seufzer, ihr redendes Schweigen, ihre sprechenden Thränen haben sie mir in eine ganz neue Sprache übersetzt.

Am 26. October.

Ich habe für nichts mehr Sinn — alle meine Gedanken gehören nur ihr — Ich bringe halbe Tage auf dem Landhaus zu — wenn ich des Abends nach Haus komme, denke ich schon mit Ungeduld an den Augenblick, wo ich sie morgen sehen werde. Ich könnte Dir viel erzählen; aber — die Eitelkeit schweigt gern.

Am 26. October.

Du solltest ihr Harfenspiel hören, und den Ton ihrer Stimme, denn sie einen so unendlich süßen melancholischen Ausdruck zu geben weiß. Ströme des Entzückens und der Rührung gießen sich durch mein Inneres — jeder Nerv, jeder Gedanke, jeder Pulsschlag wird Sehnsucht und namenlose Gluth — und doch webt zugleich in diesen Empfindungen ein Geist überirdischer Andacht — mein Herz jauchzt und ich teile die

Bäge der reinsten, geistigen Wonne — ach,
 und wenn sie das Beethovensche Lied singt, es
 jetzt mit einem noch ganz andern Ausdrucke
 singt — und so bauszt mit gelöstem, über
 Nacken und Busen herabwallendem Haar, in
 dem Augen die selige Begeisterung, ihr Gesicht
 von schmachtemdem Verlangen befeelt, dieser rei-
 zend gewölbte Arm, die zarten Finger, die den
 bebenden Saiten die himmlischen Klänge ent-
 locken — Alles, Alles Harmonie — dem Ohr —
 dem Auge Harmonie — ja, Theodor, dann
 wankt der Boden unter mir — es zuckt wie
 Blitze durch all mein Wesen — mein Geist
 fliegt durch alle Tiefen und Höhen der Schöpfung,
 ich fühle mich wie auf einsamen Berggipfeln
 hoch über alles Irdische erhaben — die Außen-
 dinge sind abgeschüttelt — die unmittelbare Nähe
 des Göttlichen leuchtet und glüht mich an! —

Am 27. October.

Da stehe ich nun immer in derselben Ent-
 fernung von meinem Ziele! Zehnmal bin ich im

Begriffe gewesen, mich gegen Da Vago auszusprechen — und doch allemal wenn ich's thun will, da packt mich's an der Gurgel und schnürt mir die Kehle zu — der schauerliche Zug in des Marchese Gesicht tritt schärfer hervor, und erschrocken red' ich schnell von etwas Anderem.

Diese heltern, sanften Tage — ach, bald werden sie vorüber sein! Der Winter wird kommen, und was dann werden wird? — noch habe ich wenig daran gedacht, Theodor! Aber manchmal erschrak ich davor, wenn mir im seligsten Lebensgefühl der Gedanke entgegen trat wie ein grinsendes Todtengerippe — Blanca wird von hier scheiden — ach, und wohin? Es befremdet mich, daß sie mir selbst darüber immer nur unbestimmt antwortet. Sieh, da denke ich zuweilen, wie mir sein müßte, wenn sie einmal plötzlich von hler verschwunden wäre! Aber ich meine, ich wollte sie ausfindig machen, und wenn sie hundert Klöstern tief unter der Erde säße!

Am 28. October.

Bleib mir mit Deiner Philosophie vom Halse,
 Theodor! Deine Argumente gegen meine Leiden-
 schaft hab mir, offen gesagt, unausstehlich! Du
 hältst es für Thorheit, daß ich alle meine bessern
 Kräfte aufgehen lasse in die Empfindung für ein
 Wesen, in dessen Besitz ich, wie Du meinst,
 ja doch nicht gelangen werde. Besitz! Als ob ich
 nicht geistig Bianca als die Meinige fühlte! Ich
 sage Dir, ich und Bianca waren unser beim ersten
 Anblick, wie wir es waren seit aller Ewigkeit
 und es bleiben werden in alle Ewigkeit! Besitz!
 — Freilich, an die Prosa dieses Wortes habe
 ich noch nicht gedacht, weil ich zu poetisch empfand!
 Und selbst, wenn uns das Schicksal auseinander
 werfe, wenn dieser Schmerz über mich käme,
 der mich verzehren und vernichten müßte — selbst
 dann wäre es mir in der Unendlichkeit meines
 Leidens ein Triumph, die reinste und erhabenste
 Wonne des irdischen Daseins wenigstens einmal
 in dieser Brust empfunden zu haben und für
 Momente dem höchsten Ideal meiner Sehnsucht
 nahe gewesen zu sein.

Und daß ich Leben, Welt, mich und Alles über ihr vergesse, das wolltest Du tabeln? Ach, daß sich die Menschen doch nur immer einem Gefühle und einem Gegenstande hingäben; es würde des Halben und Erbärmlichen in der Welt weit weniger sein! Da kommen wir wieder auf den Punkt des Enthusiasmus zurück — Du weißt, wie ich davon denke, und wie mich alle die Leute ärgern, die in ihrer hochmüthigen Prahlerei auftreten und sagen: „seht, ich verstehe dies und jenes — man muß nur seine Neigungen regeln und die Tage gehörig eintheilen wissen — dann kommt man herrlich aus und stellt in jeder Hinsicht seinen Mann!“ — O mein Theodor, warum so wenig des Außersordentlichen in der Welt zu Stande kommt? — Weil wir so verständig sind und so pedantisch regeltrecht, und weil wir uns immer mit zehntel Geschäften abzufinden wissen, die den geistigen Strom in tausend Kanäle und Bächlein zer-splittern, welche fein still und bescheiden dahin-fließen, und nie eine Gewalt über die ganze Flur erlangen! Und zeigt sich einmal irgendwo eine höher begabte Natur, die, der philisterrhaften Alltagsweisheit Trost bietend, ihre Neigung nur

auf Eines richtet, so schreien die Leute „Feuer!“ oder schlagen vor dem Sonderling ein Kreuz, Und laufen davon! Eine schöne Sitte, den Genius ungefähr wie einen Wahnsinnigen zu betrachten! — Doch mit dieser Art Leuten bin ich fertig; nur liebe's mir einen Stich in's Herz, wenn ich Dich auch um kein Haar besser werden höre, als wie ihrer Einen!

Steh, Freund, ich habe nach dem Vortrefflichen und Göttlichen gesucht in allen Tiefen der Wissenschaften, im Gewühl des thätigen Lebens, in der Ferne begrabener Vergangenheiten, in dem dunkeln Raume der Zukunft, in den Flügeln der Todten und über den Sternen — und zuweilen zog's wohl durch meinen Geist wie einzelne lichte Streifen, und wenn ich gen Himmel mein Aug' erhob — war es Ahnung, oder träumerische Vision? — so erschien mir zuweilen wie aus getheilten, glänzenden Welken herab winkend das leuchtende Bild des Ideals in seiner Majestät und Herrlichkeit; — und sein Name war Schönheit! — Aber schnell zogen sich die Wolken wieder darüber zusammen — die göttliche Erscheinung zitterte noch einige Augen-

blicke in meinem Innern nach — und dann war ich wieder von Nacht umfangen.

Jetzt aber steht es im Kreise der Dinge wirklich und verkörpert vor mir mein strahlendes Traumbild, — ich suche nicht mehr darnach — was das Ziel aller meiner geistigen Bestrebungen war, hab' ich gefunden — es hat Gestalt angenommen — was ich nur in der Idee ahnte, — in Dianca finde ich den Inbegriff der Göttlichkeit!

O was ist die Summe alles dessen, was die Menschen in Jahrhunderten gesonnen und vollbracht, was ist dieses ganze unbehagliche, unerspriessliche, trübe, so vielfarbige, und doch so einfarbige Nichts, gegen einen Augenblick der Liebe! Im wirren Chaos toben sie durcheinander die unharmonischen Stimmen der Welt — aber die Liebe strahlt in wandelloser Schönheit fort — und ihre ewigen Melodien tönen noch heute in demselben Wohlkaut, in dem sie vor tausend Jahren tönten.

Am 29. October. Früh.

Die Weinlese bringt seit einigen Tagen vieles Leben in unsere Stille. Es gibt Gesellschaften und allerlei Lustbarkeiten. Auch der Baron von Goldenberg war mehrmals zugegen. Auf jeden Fall hat er meine Neigung zu Bianca ergründet. Denn er zeigt gegen mich ein eignes hehnisches und stolzes Wesen, und ich sehe es ihm an, daß er an meiner Gegenwart eben so wenig Wohlgefallen hat, als ich an der seinigen. Bianca ist uns Beiden freundlich — ja oft, wenn sie mit dem Baron gesprochen, wendet sie sich dann mit einem unbeschreiblich liebevollen, gleichsam um Verzeihung bittenden Blicke zu mir. Aber es thut doch eine böse Wirkung auf mich, da der Feind jetzt näher tritt, um sich meines Paradieses zu bemächtigen.

Abends.

Ich war mehrere Stunden drüben. Auf einmal vermißte ich Bianca. Ueberall seh' ich mich

um. Endlich erblick' ich sie am Ufer des Flusses — sie lustwandelt mit dem Baron allein — er hat sie am Arm! — Ich hätte Beide ermorden mögen vor Wuth! Doch ich bändigte mich. Aber, Theodor, ich bin wild — wild! Weit rannte ich hinaus in's Freie! Endlich beschloß ich, an Bianca zu schreiben. Ich habe einen langen Brief an sie abgeschickt. Ein Fieber schüttelt mich! Wahnsinnige Phantasieen jagen durch mein Hirn! Ach, wenn nur diese Nacht schon vorüber wäre!

Am 30. October.

Denke Dir, mein Brief ist Bianca's Vater in die Hände gerathen, der wahrscheinlich meine Gegenwart um so unbeforgter duldet, als er sich ihre so ernstliche Bedeutung nicht träumen ließ! Sein ganzer Zorn ist nun auf Bianca gefallen. Der gestrige Spaziergang mit dem Baron war ihr anbefohlen — sie sollte sich

seinen Bewerbungen geneigt erklären — und sie hat gerade das Gegentheil gethan! Am Schlusse der Unterredung gab sie dem Baron für immer den Abschied! Schon das hat ihren Vater gereizt! Da kommt nun noch mein Brief dazu, um ihn auf's Aeußerste zu bringen. —

Doch so eben erhalte ich einige Zeilen von ihrer Hand. Gegen Abend soll ich sie in der Nähe des Landhauses an einer mir bezeichneten Stelle finden.

Abends.

Noch beb' ich vor Entzücken! Noch klopft mein Herz in stürmischen Schlägen! O Theodor, solche Momente sind fähig, die Höllepein eines Jahrhunderts aufzuwiegen! Ach, warum so wenige Lichtpunkte in diesem nächtigen Dasein! Warum nur einzelne Aufflüge der Seele aus dem dumpfen Kerker, der uns gefangen hält!

Erst, da man uns trennen wollte, empfanden wir, was wir einander waren! Mit welcher Ungeduld ich nach dem Wäldchen vorauseilte, und mit welcher glühenden Sehnsucht ich sie erwartete, versuch' ich vergebens Dir zu schildern. Sie kam, als die Sonne so eben mit ihren letzten Strahlen dem Thale Lebenswohl sagte — ihr Wesen war getheilt zwischen einem höhern heimlichen Feuer und einer wunderbaren, unerschöpflichen Melancholie. Ach, der Anhauch dieses sanften Schmerzes verschönte sie so unendlich! Die feierliche, rührende Weichheit ihrer Sprache schmolz wie eine tiefwehmüthige Musik meine Seele.

„Ich bin unglücklich!“ sagte sie mit einem Tone, der mir das Herz brach. Thränen hinderten sie, weiter zu reden. Ich drang in sie, ich beschwor sie, dem zärtlichsten Freunde auf der Welt sich auszusprechen. Nachdem sie sich etwas gesammelt, begann sie: „Eine nächtliche Vergangenheit liegt hinter mir — ich habe schon das Schrecklichste erlebt — aber ich schweige davon, denn Schwüre binden meine Zunge! Ach, es thut der Seele so wohl, sich mitzu-

theilen, aber ich habe Niemand auf der Welt, — nur Ihnen — Ihnen allein kann ich etwas von dem anvertrauen, was mich ängstet! Es ist, wie ich Ihnen sagte, ich soll das Werkzeug sein, meinen Vater zu retten. Seinen Entwürfen genügt nur ein großes Vermögen und ein bedeutender Rang; und diesen Entwürfen soll ich zum Opfer dienen! Ich soll nicht wählen und fragen — ich soll jede Empfindung meines Herzens verläugnen! — Bin ich auf diese Art nicht unglücklich?“ rief sie aus, meine Hand fassend und mit ihren Thränen benetzend. — Es fuhr mir durch den Sinn, mit ihr zu fliehen; aber was hatt' ich ihr zu geben, als ein Wesen voll Unruhe, Widersprüche und blutender Wunden, und zu einem nicht bedeutenden Vermögen nur meine glühende Liebe mit ihren heftigen Wallungen! Konnt' ich sie denn auch wahrhaft beglücken, wenn ich mich in irgend ein entlegenes Asyl mit ihr gerettet hätte? Mein eigenes Gewissen wollte mir das nicht erlauben. Auch wies sie bei einer Andeutung dieser Art jedes Unternehmen ab, welchem der Fluch eines Vaters folgte, an dem sie mit der glühendsten kindlichen Liebe hing.

Sie war bewegter und inniger als je; „ich sehe nun, daß Du mich liebst!“ sagte sie, „und so laß mich denn auch Dir sagen, daß der Gedanke an Dich mein Wachen und Träumen verschönte, und daß die ewige Verbindung mit Dir die Erfüllung meiner heißesten Sehnsucht, das Glück meines Lebens sein würde! Bei Dir fand ich jene zarte geistige Ausbildung, die den feinsten Blüthenduft der Künste und Wissenschaften in sich vereint, gepaart mit einem vollen, warmen, glühenden Herzen — in Dir klangen mir alle Modificationen der eignen Empfindungen harmonisch wieder — und so wurdest Du mein Ideal! Für keinen Andern werde ich fühlen können, was ich für Dich fühlte! Aber jene Pflichten gegen meinen Vater! — Ich wollte schwelgen, und meine Neigung in der Tiefe des Busens begraben — ach, und es erscheint mir nun schon als Sünde, daß ich mich von der Gewalt des Augenblicks hinreißen ließ, so viel gegen Dich zu reden! Und doch — meine Augen verriethen Dir's, mein ganzes Wesen hat Dir's längst gesagt, daß ich Dich liebe! — Und in den Momenten, wo alle Hoffnung dahin ist, mußte ich Dir's mit Worten sagen!“

Aus den schönen Augen brachen helle Thränen.

Es war zu viel für mich. Ich umschlang das unendlich theure Wesen, und küßte die Thränen weg — fallendes Laub raschelte mit wehmüthigem Geflüster über uns herab. — „Nein!“ rief ich aus, „meine Bianca, rede nicht von Momenten, wo wir die Hoffnung aufgeben! Keine Macht der Erde soll zwei für einander geschaffene Wesen hindern, glücklich zu sein! Ich eile zu Deinem Vater, wenn sein Unwille sich nach einigen Tagen besänftigt hat — ich will alle Gewalt der Beredsamkeit anbieten — ich will sein Herz erweichen und ob es von Marmor wäre — ich will ihm vormalen die Unruh und den Sturm der großen Welt, der ja auch sein Glück zerstörte, und will ihm das gegen den seligen Frieden eines zurückgezogenen stillen Lebens schildern — ich will ihm zuschwören, daß es meine tägliche Wonne sein soll, ihm die spätern Lebenstage zu versüßen — oder, hat er große Pläne, bedarf er meines Armes, meiner Hand, meines Geistes, bedarf er einer übermenschlichen Anstrengung — ich will ihm folgen in die Welt, und nicht ruhen noch rasten

Tag und Nacht, wenn ich nur Dich damit erreichen kann!“

Bianca lächelte schmerzlich und schien mehr zu zweifeln, als zu hoffen. Doch ich war unerschöpflich an Trost und heltern Bildern für unsere Zukunft, und so siegte denn endlich in unsern beiden Herzen die Gegenwart und das Entzücken, uns nahe zu sein. Ich wand meine Arme um die schöne Gestalt, streichelte ihr Haar und Stirn, schmiegte Wang' an Wange, presste Lipp' an Lippe und Brust gegen Brust — ich sog den zartesten Lebensdust, gleichsam in dem Athem die Seele, von ihrem Munde ein, und nur einzelne zärtliche Stammelwörter unterbrachen unsere glühenden Küsse. Ich war meiner Sinne kaum mächtig — mehrmals wollte sie sich lösen — doch ich hielt sie fest mit Kieselgewalt — ach, und dann umschlang sie mich wieder selbst und ihr Busen wallte heftiger gegen meine Brust — doch laß mich hier abbrechen, Theodor! Die Sprache ist nun einmal ein zu unvollkommenes Ding, wo es gilt, zu schildern, was zwei Wesen genießen, welche sich wahrhaft, völlig in gleichem Grade liebend, nicht bloß mit

den irdischen Gestalten, sondern mit den tausend
garten Ranken des Geistes und Herzens umfassen!
Niemand hat davon eine Vorstellung, als die
beiden Wesen allein!

Sie beschwer mich, ihrer zu schonen — Ihre
Entschiedenheit setzte meiner wahnsinnigen Leiden-
schaft Grenzen — ich begleitete sie noch bis an
das Landhaus. Ihr Vater war nach der Stadt
geritten; doch sie erwartete ihn in jedem Augen-
blicke zurück. Das Lebenswohl schien ihr heute so
schwer zu werden — sie stürzte sich wiederholt
an meine Brust, und weinte heftig. Wir hatten
lange geweiht; es war schon dunkel, als wir
uns trennten. In den letzten Augenblicke gab
sie mir ihr Portrait, und ein blaues Band,
das sie oft in dem Haar getragen, umarmte mich
nach stummal, und bat mich, ich sollte an sie denken.

Und nun sitz' ich hier, fest in den Erinne-
rungen der himmlischen Augenblicke — ich webe
mir tausend holde Phantasieen von der Zukunft —
mein Glück erscheint mir so nah, als braucht
ich nur die Hand darnach auszustrecken! Warum
soll die Tochter eines verarmten Edelmannes nicht

die Meinige werden können? Ja, sie ist mein!
Nichts soll sie mir entreißen!

Am 31. October.

Ich verlange gar nicht, daß alle mit mir übereinstimmen sollen, wenn ich sage, daß mir die deutsche Nation lange als ein abscheuliches Monstrum erschienen ist. Vielleicht sind gerade nur meine Augen so organisirt, daß sie in dem Menschengeschlechte eine Herde von Blinden sehen, die schlaftrunken ihren Weg hintappen. Recht gut, wenn es Jeder anders findet und wenn ich der Einzige sein sollte, der Schatten sähe, wo kein Schatten wäre. Aber das macht mich jedesmal rasend, Theodor, wenn ich nicht aussprechen soll, was ich denke und empfinde, wenn ich eine Wahrheit, die aus mir herausstrebt, nicht mittheilen darf, wenn ich auf das plumpestre Bestreben stoße, den Gang der Aufklärung zu hemmen und die Welt dumm zu machen. Wer

wäre wohl im Stande, die öffentliche Meinung zu mordern? Vernichtet alle Schriften, legt sogar Schlösser vor jeden Mund; die scheinbar ermordete lebt in der Tiefe aller Busen, und wo selbst das geheimste Flüstern der Mittheilung verboten wäre, würden sich noch Blicke die stille Sympathie der Geister verkünden und nur eine desto grimmigere Sprache reden. Es gleicht kein Gefühl dem Unmuth, der uns übermannt, wenn man uns auf die unwürdigste Art als Maschinen behandelt; ich möchte Dir so gern an dem heutigen Reformationsfeste Manches aussprechen, was Jeder mitempfinden muß; aber ich schweige lieber, so lange wir keine Pressfreiheit haben. Man weiß ja nicht wie und was man über Politik reden soll, und das unschuldigste, das wahrste Wort muß besorgen, als Contrebande betrachtet zu werden. Jeder Mann mit hellerem Blick und größerem Herzen sollte lieber gar nicht leben; mit geheimem Haß betrachtet man die edlern Geister, die in würdigem Stolz, den Willkür der Wahrheit im Auge und den Donner der That im Arm mit ungebeugtem Nacken das herscherleiten — die Unbestechlichkeit der reinen Willenskraft, der zürnende, in der Tiefe des

Rufens begrabens Gedanke, der eherne Muth, der Alles zu wagen droht — das waren von jeher die Schrecken aller Tyrannen, die sich bestrehten im Volke keine Helden aufkommen zu lassen. Ob das jetzt anders ist? Ich will nur herschreiben, ja es ist anders, es ist besser, es ist sehr gut; freilich verwirre ich mich auf diese Art mit mir selbst. Doch ich soll und muß ja, und darf Dir nicht einmal sagen, warum. Ich fühle mich Sklave, und soll den Freien spielen; eine lustige Rolle! ha ha ha!

Es werden engbrüstige und selbstsüchtige Sklaven angestellt, die für Bezahlung und einen Orden die Wahrheit verfälschen, und ihr himmlisches Bild für ein Gaukelwesen der Hölle erskiziren; aber die Speise, die man dem Volke zubereitet, hat zu sehr den Nasengeschmack, als daß sie ihm noch munden könnte. Man hat auch eine Erfindung gemacht, um das Wort in seiner Geburt zu ermorden, und selbst Weise unter dem Volke tragen kein Bedenken, sich zu dem Todtschlag des Geistes wie zu dem unschuldigsten Geschäft zu verstehen; die guten pflegmatischen Leute denken: „wir haben ja Familien,

können eine Erhöhung des Einkommens brauchen, und die Aussicht, auf der Leiter um ein paar Sprossen höher hinaufzukommen, ist doch auch nicht übel!“ So ist die Sünde gegen den heiligen Geist zum Verdienst gestempelt, so arbeitet mit der Miene der Gewissenhaftigkeit der Eine geschäftig an den Ketten, die der Andere tragen soll!

Theodor, mein Herz ist voll am heutigen Tage! Wir ahnt, daß dieses Reformationsfest gewaltige Eindrücke machen wird, und ich schöpfe aus ihnen neue Hoffnungen für Deutschland. Ich sehe im Geiste, wie es sich heute regt an tausend Orten, ich höre, wie in den Städten die Glocken von den Thürmen tönen, unter deren siegreichen Klängen die aufgewachten Bürger wie im Triumphzuge durch die Straßen wallen und in die Kirchen ziehen, wo ihnen die überwältigende Melodie des Lutherischen Gesanges entgegen braust — es gehen mir die allmächtigen Gefühle durch die Seele: „Es soll nun Lichte sein nach der langen Nacht!“ — „Die Freiheit hat gesiegt! — Die Welt ist kein Kirchhof und wir sind keine lebendigen Todten mehr! —

die Willkür hat ein Ende — das Gesetz soll fortan herrschen — und die Völker werden sich es selbst erschaffen dieses Gesetz! — den Geist bindet ferner keine Macht! — die Lüge ist ab und todt — und die Wahrheit besteigt den Thron!“ — Sieh, diese Gefühle klingen in mir wieder, und die erhabenen Gestalten eines Gustav Adolph und Luther ziehen in ihrer Glorie an mir vorüber!

Am 1. November. Früh.

Ich hoffte, Blanca vielleicht bei den gestrigen Feiertlichkeiten zu sehen; doch nirgends, wo ich sie suchte, konnt' ich sie entdecken. Stundenlang habe ich das Portrait betrachtet, aus dem mir ihre lieben Züge entgegen lächeln, und habe die Handschleife geküßt, die ich so oft in ihrem Haar prangen sah — ich darf nun zwar jetzt nicht wagen, einen Besuch drüben zu machen — aber in ihre Nähe muß ich — es wird meiner

Erbsucht schon wohl thun, wenn ich sie vielleicht nur von fern am Fenster sehe.

Nachmittag.

Also zurückgeschleudert aus dem Paradies in die tieffte Hölle! Theodor, wo nehm' ich Worte her, Die meinen Zustand zu schildern? Meine Sinne wanken — es hat mich getroffen, wie ein Donnerschlag — Ich habe jammernd die Hände gerungen und mich geberdet wie ein Wahnsinniger! — Fort ist sie! Fort also! — Nein, noch glaub' ich's nicht! — Es ist zu unbegreiflich! — Und doch ist es also! —

Ich gehe nach dem Landhause und treffe da den Kaufmann K. — Wir reden erst dieß und jenes — endlich frage ich nach Da Vigo und Bianca, und da sagt er mir denn mit dem trockensten Gesicht von der Welt: „Sie sind heute mit dem frühesten Morgen Beide abgereist.“

Auf meine Frage, „wohin?“ bekomme ich ausweichende Antworten; auf mein stürmisches Dringen gibt mir K. — die Versicherung, daß Da Vigo ihm selbst darüber nichts gesagt habe. Er ließ mich deutlich merken, daß mein Verhältniß zu Bianca die Ursache dieser plötzlichen Entfernung sein möchte, und wollte mir dann gar noch Trost und Ermahnungen geben, die mich ankelten.

Also fort — fort ist sie — ohne Abschied — ohne mir wenigstens eine Zeile zu hinterlassen — hinweg — spurlos verschwunden! Sie, die mich liebte, oder wenigstens zu lieben schien — sie hat das gekonnt! — Liebte? — Nein, sie hat nichts für mich empfunden! Sie ist auch gewesen, wie die Andern — sie hat mir lächelnd das Herz gebrochen und ist nach dem Gelingen des barbarischen Kunststücks ihres Weges gegangen! — Und doch — o wenn ich an die seligen Momente denke, wo sie mit all der Wahrheit der Empfindung zu mir sprach und mich anblickte, als wollte sie ihre Seele in die meinige gießen — Theodor, wenn ich mich daran erinnere, wie sie noch vorgestern sich kaum von mir loszureißen

bermühte — dann scheint mir's nicht ihr Weib
 — dann scheint mir's ein tyrannischer Streich
 ihres Vaters — dann schmilzt meine Naserai
 in weinenden Schmerz und grenzenlose Weh-
 muth!

Ich habe mich umhergetrieben in dem kalten
 Nebel, der auf der Welt lastet — Ich habe mit
 Entsetzen in das Thal herabgeblickt von den Ber-
 gen, auf denen ich so oft voll seliger Phanta-
 sien war — herabgeblickt wie in ein offenes
 Grab — denn mein Tag ist zu Nacht worden
 und mein Dasein zu einem Aufenthalt in der
 Wüste! Mehrmals fuhr mir der Gedanke durch
 die Seele, mich in den Fluß zu stürzen —
 einmal verschlingt mich der Strom doch —
 ob heute, oder einige Tage später, was liegt
 daran?

Am 2. November.

Schwarze Wolken jagen mit wildem Ungestüm am Himmel dahin — fürchterlich heulte der Sturm durch Thal und Wald — mich jagte, gleich einer von den Wolken, die Verzweiflung meiner Seele über Felder und Fluren in die Tiefen des Waldes, dessen fallende Blätter um mich her flogen — ich bin geschweift durch Dickicht und Gestrüpp — der Regen peitschte meine Wangen und mischte sich mit ihren Thränen. Um mir recht wehe zu thun, ging ich endlich noch hinüber in den Weinberg — das Wäldchen in der Mitte des Berges, wo ich, von den Tönen der Pedalharse gelockt, Bianca zum erstenmale sah, war entblättert und öde — oben auf dem Hügelvorsprung des Berges, wo das Gelande brach und ich sie saßte, umfaßte mich der tobende Orkan — auch in den Birkenhain ging ich, wo ich mit ihr lustwandelnd den ersten Kuß empfing — ach, ich habe dort geweint wie ein Kind — ich habe hundertmal laut „Bianca! Bianca!“ gerufen — Alles an mir war ein einziger großer Schmerz — nun ist mir etwas wohler! — Etwas! — Aber, ob ich das Leben noch ferner

tragen werde? — Ich hätte es vielleicht geendet; aber, daß ich Dir's gestalte, Theodor — ich bin unsinnig genug, noch eine Hoffnung zu fassen. Die Möglichkeit, Bianca wiederzufinden, ist mir übrig. Zwar, wo soll ich sie suchen, die sich vor mir absichtlich verbergen wollen? Wie soll ich dem geheimnißvollen Da Vigo auf die Spur kommen? Und wenn mir's nun gelänge, kenn mich ein wunderbarer Zufall begünstigte, was würde mir es helfen? Würden sie, die sich mir jetzt entzogen, dem Zudringlichen nicht von neuem zu entgehen wissen? Und doch — der Mensch ist ein wunderliches Wesen, Freund — wenn ihm nur ein kleiner Strahl von Hoffnung aus der schwarzen Finsterniß der Zukunft matt entgegenblinkt, so helfen ihm sein Muth und seine Phantasie weiter.

Am 4. November.

Also Alles vorüber — wie ein schöner Traum vorüber! Traum? — Diese Nacht träumte mir

von Blanca — ich sah sie vor mir stehen in all' ihrer leuchtenden Schönheit — sie breitete sehnsuchtsvoll die Arme nach mir aus — eine schwarze Kluft lag zwischen uns — ich sprang, und — stürzte in den Abgrund! Träume — nicht wahr, Theodor, sie bedeuten nichts — und das ganze Leben ist ein solcher Traum, der nichts bedeutet! Ein fades Märchen ist dieses Dasein — nichts weiter — unsere Einbildungskraft malt uns bunte Bilder vor, die sich alle unter unsern darnach greifenden Händen in Nichts verwandeln.

Wie entzückten die Gegenstände dieses Thals mein vor Wonne schauerndes Herz noch vor wenigen Tagen — und heute sehn sie alle so gleichgültig und todt mich an — es ist still geworden — Schnee liegt auf Wald und Thur, und von den süßen Täuschungen des schönen Traumes ist nur die schmerzliche Erinnerung mir übrig! Ich wandele unter lauter Nichts umher!

Diesen Nachmittag war ich bei E. — und habe es erfahren, was es heißt, in solchen Ta-

gen einen Freund zu besitzen. Es gibt Zeiten, wo der Mensch sich selbst nicht rathen kann. Eine Dumpsheit lastet auf meiner Stirne; ich bin keines gescheuten Gedankens fähig. An der Brust meines S. — konnte ich doch wenigstens meinen ganzen Schmerz ergießen, und er hatte die Geduld mit mir, die Andere mit einem so elenden Wesen, als ich jetzt bin, nicht haben würden.

Eigen rührte mich der Anblick der kleinen Adeline — ihre Aehnlichkeit mit Bianca riß mich mächtig hin — ich umarmte in meinem Wahnsinn das Kind, drückte es an meine Brust und küßte es, und sagte zu ihr beim Abschied: „Lebe wohl, meine Bianca!“ indem mir die Thränen aus den Augen strömten.

„Morgen gehet“ ich diese Gegend zu verlassen.

Am 7. November.

Ich bin wieder in der Stadt angelangt. Der Improvisator Keller reiste mit mir. Es that mir unterwegs wohl, wenigstens einen Menschen von Geist und Gefühl um mich zu haben. Er theilte mir Manches aus seinem Leben mit; es war freilich traurig genug; aber es lehrte mich wenigstens mein eignes Leid in etwas mildern Lichte betrachten. Meinen unglücklichen Reisegefährten hat das Schicksal so weit gebracht, daß er selbst an keinen Gott mehr glaubt; seinen Geburtstag hat er nicht, wie Ijob, einmal, sondern hundertmal verflucht; Liebe, Ruhm, Freiheit, Religion und Alles, was den Geist höher schwingt, sind in seinen Augen Furien, die den ihnen Verfallenen aus Hölle in Hölle peitschen, und nur die nennt er Glückliche, die von einem idealeren Gefühl keine Ahnung haben. Der alte auf seiner Kunst lassende Kluch, sagte er, habe ihn in seinem ganzen Umfange getroffen, und er sehe jetzt nur noch einen Trost, sein vielleicht nahes Grab.

Solche Beispiele sollten schrecken. Aber, wer

noch jung ist, hat unbändige Hoffnungen, und verschleht sein Ohr vor den Predigten der Erfahrung.

Das Summen und Säusen des Stadtgeräus will mir auf die seltsame Stille meiner ländlichen Einsamkeit nicht behagen. Mein ganzes Wesen ist voll wunder Lüste — ich sitze da mit ausgetrockneten Sinnen und unlustig zu jeder Arbeit — über die lehtvergangenen Tage zu brüten, und mir jede seltsame Stunde vorzuträumen, und noch einmal vorzuträumen, ist mein einziger Genuß. — Wenn ich aus dem Fenster hinabschaut in das Gervühl, so kommen mir die Menschen alle wie hin- und hergezogene Puppen vor, die ein geheimer Mechanismus in Bewegung setzt. Denn etwas Anderes ist es doch nicht, wenn sie alle rennen und sich abjagen, nicht wie die Reizung und der innere Trieb sie treiben, sondern wie die großen Tyrannen Verhältniß, Noth und Zwang befehlen! — Und Freiheit? — Steh, dann klingt mir's ordentlich lächerlich, wenn wir so viel von Freiheit reden, und doch Jeder sich so fein unter sein mühseliges Joch zu ducken weiß! „Was thun

Sie nun eigentlich diese Tausende?" denkt ich dann bei mir im Stillen. Sie plagen sich um die leidigen Mittel, ihr Dasein um einen Tag zu verlängern, damit sie morgen wieder Verlegenheit finden, um das bißchen Existenz zu sorgen — so treiben sie sich in dem abgeschmacktesten, langweiligsten Kreise umher, und leben nur, um fortzuleben. Und weil ich diese Gesinnung als Triebfeder auch bei Leuten entdecke, die man mit einem absonderlichen Respekt betrachtet, so kommt mir dieses ganze Leben und Treiben als eine fade Lumperei vor — ich fühle in tieffster Seele, wie wenig ich mit einem höhern Geistesdrange in einen Schlendrian passe, der sich so armselig nur um materielle Interessen bewegt!

Sonst wuchsen meiner Jugendbegeisterung immer frische Hüupter, wie der leerdänschen Schlange — aber dieser Unsinn der Welt ist der Herkules, der sie endlich überwältigen muß.

Am 10. November.

Ja, Adreder, die edle geistige Flamme leuchtet nur, um sich in sich selbst zu verzehren. Ich habe einige von den gepriesensten Gesellschaften besucht, aber ich will ein Schuft sein, wenn ich mit den Bauern des vor einigen Tagen verlassen Dorfes nicht gescheutere und gehaltvollere Gespräche führen konnte, als mit dem albernem vornehmen Pöbel, der die Nase rümpft über ~~Kind~~, ~~was nicht~~ seinen modischen Stempel trägt. Jede natürliche und freie Regung der Seele, jeden Ausdruck einer Eigenthümlichkeit, jedes warme und schöne Gefühl in die Brust zurückzudrängen, und mit glatter Gleichgültigkeit oder lächelndem Spott über die leichtesten Gegenstände hinzugleiten, an dem Größten und Erhabensten mit einem gewissen äußern Anstand den gemeinsten Witz zu üben — Du weißt, das ist nicht meine Sache. Darin übertreffen mich die leeren Alltagsköpfe. Ich fühle mich dann erdentlich dumm, und versinke in ein Schweigen, das mir auch in den Augen der Andern den Anschein der Einfalt geben mag. Was soll ich dazu sagen, wenn ich von Bändern und Spitzen, von

Trisuren und Moden, von Assemblies und Bällen, oder von Personen reden höre, die nichts als Titel und Geld haben! Oder wenn man gar in die Literatur geräth und das Oberste zu unterst wies, wenn man über unsere größten Schelmschreiber das verkehrteste, lüthelichste Zeug spricht und die sadesten französischen Machwerke in den Himmel erhebt! Dann lass ich die Leute von bon ton, welche die genialsten Erzeugnisse der deutschen Feder mit Füßen treten, gewähren, und versinke in düstere Gedanken.

Und dann das scheußliche Gefühl, wenn diese Art Menschen nie mit einer Art von freundlicher Herablassung entgegenreten, die ihnen so sichtbar santer wird, und aus der es hervorblickt, wie weit sie sich innerlich über einen erheben — o es ist unerträglich! Die neuesten Beiter Ereignisse haben zwar den hochmüthigen Adel und die dummschotze Aristokratie etwas humaner gemacht, denn die guten Leuten sehen, daß es eine Lektion geben könnte, die sie einmal mores lehre — sie zeigen sogar jetzt mitunter eine übertriebene Höflichkeit gegen den niedrigsten Menschenschlag — aber diese Artigkeit aus Furcht ist mir um so

verdächtlicher, da es ihr im Innern kein Ernst ist, und sie im ersten günstigen Momente sich wieder in die alte Brutalliste umwandeln wird.

Was soll ich mich herumquälen mit Affen-
blern und Visiten? Was soll ich mich mit mar-
tern, das Stroh der Langeweile zu dreschen?
Oft schon hat man mein isolirtes Leben getadelt,
denn man hält es für unmöglich, daß ein ge-
bildeter Mensch in der Entfernung von ihrem
Gesellschaftlichen sich wohl befinden könne; sie ahnen
nicht, daß man nirgends mehr Unlust fühlt als
bei ihnen. Nein, ich will meinen Geist nicht
untergehen lassen in dieser Leere, ich will
meine Kraft und Wirksamkeit nicht begraben in
die Abstumpfung, Trägheit und Schläfrigkeit,
welche solchen Zerstreuungen folgen, die uns nicht
interessiren, und die wir nur als einen Zoon-
dienst betrachten können. Mögen sie mich abge-
schmackt, hypochondrisch, wunderbarlich oder gar toll
nennen — mir ist's einseitig. Ich fühle mich
bei ihnen so recht, wie Byron sich ausdrückt,
among them, but not of them! Sie werden
mir so wenig jemals etwas helfen, als ich ihnen;
es ist ja doch kein Einziger unter ihnen, der

mein Herz versteht! Sie haben ja von Niemand einen sonderlichen Begriff, als von dem, der reitet, fährt, jede neue Mode mitmacht, Diners, Soupers und Bälle giebt, und auf dem größten Fuße lebt.

Am 11. November.

In der Plebe mußte ich erfahren, daß materielle Verhältnisse die Sympathie der Herzen mit Füßen treten. Doch noch glaube ich nicht, daß der Geist auch in allen andern Stücken dazu verdammt ist, zu unterliegen. „Ach, Blanca, Blanca, sollst Du mir auf immer verloren sein? In Dir hätte ich Alles gefunden, wornach ich sehnfüchtig den Arm ausstreckte, die Fülle Deines Geistes und Herzens wäre mir ein unerschöpflicher Quell namenloser Seligkeit gewesen! Aber nun tapp' ich umher in der Wüste und stoße auf nichts, das mir eine wahrhafte Freude macht!

Am 12. November.

Der Soldat fühlt seine Wunden nicht im Getümmel des Gefechts; auch mich soll nun lebendige Thätigkeit meinen Schmerz vergessen lehren. Aber fort jetzt mit Allem, was mir zuwider ist; Du weißt, wozu ich allein Neigung fühle, und das will ich treiben mit Leib und Seele. Es ist ein neuer Drang in mir erwacht; die Genien aller Jahrhunderte richten sich vor mir empor in ihrer überwältigenden Größe und Majestät — sie waren von jeher mein liebster Umgang — ihre heilige Nähe begeistert mich oft in tiefen Nächten, auch auf meine Zeit zu wirken, und etwas zu schaffen, das den flüchtigen Moment überlebt! Oft hast Du es an mir getadelt, daß ich die Namen der Hohen zu häufig im Munde führe — Du meinst, es sähe dieß so aus, als ob ich mich mit ihnen vergliche. Aber sieh, Theodor, ich kann nicht anders; sie waren täglich meine innigsten Freunde, ich denke, wie sie denken, ich empfinde, wie sie empfinden — sie sind meine Vorbilder, in denen ich lebe und wehe — ich selbst fühle meine Kraft und habe sie auch schon gezeigt — da

kann ich mich denn nicht als durch eins gar zu weite Kluft von ihnen geschieden betrachten; und ich denke, es ist würdiger, wenn ich mich zu ihrem Chor gefelle, als wenn ich umherflattere in dem Geschmeiß der Mücken und Ephemeriden. Das Ideal des Ruhmes war es, das mir schon seit den reiferen Knabenjahren leuchtend entgegen trat — mein Herz pochte höher, wenn ich von großen Männern las — ich fühlte dann eine innere Uruhe, ein geistiges Toben, das mich oft in die Einsamkeit wegriß von den kindischen Spielen — und da sann ich und brütete, und meine Thränen flossen, wenn ich die angebeteten Heroen wie aus erhabener Unerreichbarkeit niederblicken sah — aber das Alles war damals nur dunkle Ahnung und meine Sehnsucht verschwamm in unbestimmten Träumen. Doch nach und nach trat es mir klarer vor die Seele, was ich wollte — mit jugendlichem Uebermuth schwang ich den Flügel empor nach den Sternen und mischte mich hinein unter meine Götter — ich ließ sie an mir formen und schaffen und trank den Becher des Nektars, den sie mir liebevoll reichten, und er goß heilige Bluthen durch mein Inneres, mein Busen wurde ein

Tempel für göttliche Gedanken und ewige Gefühle, und ich schwor es mir in großen Stunden, zu werden, wie Ihrer Einer, oder — zu sterben! — Ob mich aber auch der höhere Genuss befeelt? Ob nicht eine Selbsttäuschung — ? — Die fürchterlichsten Zweifel haben Jahre lang in meiner Brust herumgeraselt — aber jetzt fühle ich die ganze Vollkraft des Innern — andere Stimmen haben mir den Veruf zuerkannt — mitunter auch abgesprochen — doch wenn mich ihn auch alle absprächen — es bleibt doch die unmittelbare Empfindung dessen, was man vermag, und mit ihr die allgewaltige unerschütterliche Zuversicht, die selbst durch die Abschreckung ewig neu ermuntert wird, und in der Stille rastlos weiter strebt. Gewiß, mein Freund, kommt auch hier fast Alles auf den ernstlichen Willen an, und es läßt sich gar nicht berechnen, was ein Mensch, der seine Kräfte auf einen Punkt richtet, zu erreichen vermag. Noch hat man keine Wage und kein Maas, die Fähigkeiten des Geistes zu taxiren; Kurzsichtigkeit und böser Wille verkennen sie nur zu häufig, und richten tausend Unheil an.

Was ich Dir hier sagte, sagte ich nur Dir allein; theile es Niemand mit; es gibt eine Menge Leute, die mir dergleichen sehr verübeln würden.

Am 14. November.

Gestern war hier ein großer Ball. Ich weiß nicht, welche kurtose Laune mich hinführte; genug ich folgte der Einladung einer Familie, und da habe ich denn wieder einmal gesehen, daß man gescheutere handelte, sich die Langeweile und den Unmuth zu ersparen, von denen man voraus die sichere Ahnung hat. Was soll ich mich herumdrehen vor den eingebildeten, in Koketterie untergegangenen Dämchen, die ihr Leben vor dem Spiegel zubringen, und die keine höhere Idee fassen können als Reichthum und Adel? Ich will das nicht gerade von allen sagen, denn es finden sich stets Ausnahmen, aber ihrer sind nicht viele. Soll ich um einen Tanz wie um

eine Gnade betteln, und mir es von den lieben Eltern eines solchen Püppchens als Wunder was anrechnen lassen, wenn man mit ihrer Feiaulein Tochter die Ehre hat? Ich tanzte mit der Tochter eines Banquiers, Namens Clementine; sie gehört zu den größten Schönheiten der Stadt, und ich muß es an ihr rühmen, daß die Weltbildung bei ihr nicht das Gemüth verdrängte. Sie ist keine Bianca — ach, wo wäre sie hler zu finden? — aber aus ihren blauen Augen spricht eine gewisse Innigkeit und Gutmüthigkeit, der ich in früherem Umgang schon manche recht angenehme Stunde verdankte. Ein böser Dämon ließ mich nach dem Tanze noch bei ihr verweilen; ich bemerkte nicht sogleich, daß sich eine Clique von Adelligen und Neue's nach ihr herandrängte, bis mich endlich ihre auffallende Verlegenheit belehrte. Knirschend dachte ich im Stillen: „Ha, ist sie auch wie die Andern? Oder, wenn sie edler fühlt, sollen denn diese niederträchtigen bürgerlichen Verhältnisse jede offene Aeußerung des Herzens und jedes unschuldige Vergnügen vergiften?“ Ich glaubte von den Umstehenden spöttische Bemerkungen zu hören, „daß Leute von einigen Anlagen nicht wüßten,

wie hoch sie hinaus sollten“ und dergleichen schustige Reden mehr — da sammelte ich eine Entschuldigung — meine Verwirrung und Wuth mochte sich wohl aussprechen — und zog mich zurück. O man möchte sich das Gehirn einflößen, wenn man so sieht, wie empörend oft die elendesten Menschen sich betragen, wo sie den Vortheil über einen haben, einen Vortheil, der mit dem wahren Werthe gar nichts zu schaffen hat! Wie war, als ob mir siedendes Wasser in allen Adern glühte; ich eilte nach Haus, und las noch in Shakespeares Timon bis zu der Stelle, wo er die Menschen verflucht — da ward mir wohlter.

Am 16. November.

Nur einen Genuß kenn' ich, der mir stets dieselbe reine Seligkeit genähert — wenn mein Herz verwundet ist, wenn die Disharmonieen des Lebens schneidend auf mich eindringen, wenn

mich der Hohn verlegt, die Abernheit ärgert, und die Erbärmlichkeit, mich für ihres gleichen achtend, herniederzulehen will in die gemeinen Regionen, die ihr einen Tummelplatz gewähren — dann flücht' ich mich in das Reich der Kunst, und vor allem ist es die Musik, die in solchen Stimmungen auf mich ihre allmächtige Wirkung thut. Wenn ich mit zerrissener Seele in den Concertsaal trete, der mir wie ein heiliger Tempel erscheint, und nun Beethovens großer Geist in den Tönen auf mich zugeschritten kommt und mich mit den gewaltigen glühenden Armen umfaßt und mich mit sich emporreißt in dem Fluge durch alle Himmel, und mein ganzes, von Entzücken überwältigtes Wesen verstummt und lauscht der Fülle des Lebens und der seelenvollen, wunderbaren Harmonie, die ihm aus den scheinbar regellos durcheinandergeworfenen Tönen entgegenstrebt — dann sinken dem Geiste die Ketten, und er schwingt sich triumphierend auf in die Hallen der Sonne.

Eigen ist's mir mit Beethoven ergangen; ich könnte sagen, gerade so wie mit Jean Paul. Anfangs war mir's ärgerlich, daß ich in dem

Concert immer vorzugsweise Symphonien von ihm hören mußte. Ich vermiste an ihm Natur, Einfachheit, Gefälligkeit, Ordnung, Symmetrie, Melodie und Alles, was mich an Händels und Mozarts Musik ergötzte, und worin mir allein das wahre Wesen der Tonkunst zu beschieden schien. In Beethoven sah ich nichts als Unnatur, Gefuchtheit, Bizarrie, ein Aggregat widerstrebender Elemente, gegen den Strom schwimmende Rudera gescheiterter Ton-Massen — ich fand kein regelmäßiges Fortschreiten, sondern überall nur Angefangenes und ad libitum wieder Abgekrochenes, bald das, bald jenes, und zwar des Schönen wohl mancherlei, aber nichts Ganzes, nicht Commensurables; ich trug Bedenken, eine solche aller Regeln muthwillig spottende Production ein Kunstwerk zu nennen; ich konnte daran kein recht inniges und reines Wohlgefallen finden. Bekannte Componisten, wie Meyer, Schicht u. a. m. hegten einen ähnlichen Widerwillen gegen die Beethovensche Art; das beruhigte mich einigermaßen. Ganz so betrachtete ich Jean Paul; durch das Studium der Alten und alles Klassischen in Poesie sowohl als in Musik an Einfachheit und Natur gewöhnt, haßte

ich Alles, worin ich Verschrobenheit entdeckte. Aber wunderbar! Zu gleicher Zeit wurde mir das Wesen beider Genien aufgeschlossen. Einer eröffnete mir wechselweise das Verständniß des Andern. Ich hörte Beethovens Symphonieen zum zweitenmale. Zu derselben Zeit ließ mir ein auf Jean Paul verrückter Freund keine Ruhe, dessen Hesperus vorzunehmen. So überwand ich mich denn, und las zum erstenmal über zehn Seiten hinaus — schon mehrmals hatt' ich dasselbe Buch bei der zweiten oder dritten Pagina weggeworfen — und siehe da, ich fand zwar auch diesmal viele Anstöße — doch fesselte mich erst Einzelnes — dann mehr — dann Vieles — dann Alles.

Ich lernte den Humor kennen, und fand in ihm den Schlüssel zu Beethoven. Von den Tiefen seiner acht humoristischen Musik hatte ich keine Ahnung gehabt — sie war mir völlig dunkel — ich tappte blind und ohne einen leitenden Faden umher in diesem Labyrinth — aber bald hämmerte es — ich sah erst nur Nebelgebilde und geisterhafte Gestalten — bald aber that sich der unermeßliche Himmel über mir auf mit seinen

Monden, Gestirnen und wunderbaren Meteoren
 — und ich wandelte in einem duftenden Bau-
 bergarten, wo Aeolsharfen in den Lüften rausch-
 ten, wo alle Blätter der Bäume besetzt flüsterten,
 wo der Strahl dem Klange lauschte, wo alle
 Blumen sich träumerisch in süßen Tönen wiegten,
 und wo mir der Athem des Windes und das
 Brausen des Wasserfalles wie die Sprache des
 nahen Weltgeistes erklang — wo ein wunderbares
 Echo der Sehnsucht mich rief, wo mich abge-
 schiedene Freunde aus den Sternen anblickten,
 wo ein holdes Mädchen mir entgegenschwebte,
 mir durch's Auge in die Seele sah und sagte:
 „ich liebe Dich!“ — wo weiße Statuen schim-
 mereten — oder Leichensteine — so daß mir's
 ein Gottesacker schien — aber die Leichensteine
 wurden alle zu leuchtenden Engelgestalten, die auf-
 flogen nach dem Stern der Liebe — und ein
 stiller See lag vor mir, wo der Mond magisch
 zitterte und die Bäume und die Gestirne des
 Himmels sich spiegelten — und zur Seite erhob
 sich ein Berg und herab blickte ein illuminirtes,
 in die Wolken steigendes romantisches Schloß —
 ich kannte darnach, aber ich gerieth in fürchter-
 liche schwarze Abgründe, wo unheimliche Dä-

monen schauerlich wuselten — eine Katarakte donnerte an mir wieder und wollte mich fortwirbeln — Baumstämme stürzten über mich her und Felsen zerbarsten — und ich sank in die ewige Nacht — räthselhafte Töne des Schmerzes und Entsehens schlagen an mein Ohr — in den schreckensvollen Tiefen leuchten einzelne Flammen auf, und ich erkenne an den Felsenwänden seltsame hieroglyphische Figuren — bin ich in dem Lande grauer Vergangenheit — oder schweb' ich in der Nähe der Hölle? — Ungeheuer, Gerippe und furchtbare Erscheinungen ziehen an mir vorüber — ich klirre mit den Ketten und weine heiße Thränen — ein furchtbarer Schmerz greift mit mit Krallen in die Brust — eine namenlose Sehnsucht nach allem Verlorenen verzehrt mich — meine Pulse stocken — ist das der Tod? — Ich sinke! — Ein seltsamer Traum umspielt mich — es faßt mich eine weiche Hand — ein seelenvolles blaues Auge sieht lange, tief in das meine — es brennt ein glühender Kuß mir auf der Lippe — das holde Wesen zieht mich durch dunkle Gänge fort und fort — bei Lampenschimmer erkenn' ich zuweilen ihre Engelsgestalt und ihr Lächeln — auf einmal öffnet

sich der mächtige Herker — und aufgethan liegt sie vor mir im herrlichen Morgenglänze die freie, offene, schöne Frühlingswelt, wo alle Wesen ihre jauchzenden Sprachen zu dem großen Hymnus vereinen — wo Alles strahlt und summt, und blüht und klingt — und das süße Wesen neben mir sieht in seiner leuchtenden Schönheit entzückt den Entzückten an — und ich stürze in die selige Umarmung — die Welt strahlt und jauchzt fort — aber uns tönt nur eine Stimme, die Stimme der himmlischen Liebe. —

So wechseln in mir die Bilder und Gefühle bei Anhörung einer Beethoven'schen Symphonie — etwas chaotisch zwar — ich springe aus Tag in Nacht, und aus Winter in Frühling — aber was thut das? Mir ist wohl dabei — ich stürze mich von dem „Himmel hoch jauchzend“ in das „Zum Tode betrübt“ hinab — doch mitten in den Schmerz lacht wieder Scherz hinein, und bricht die Gewalt des erstern. Es umspielen mich bald Erinnerungen an die Kindheit, bald erregt mich die Sehnsucht in die Ferne — bald das erste Jünglingsgefühl der idealen Liebe — bald das männliche des Muthes und der Drang nach

großen Thaten — bald Schauer und Furcht einer fremdartigen auf mich hereindringenden Geisterwelt — bald fühle ich massenweise alle Arten der Sehnsucht, Rührung, der Freude, des Schmerzes, des Entzückens und der Wehmuth durcheinander — es spielen mir tausend romantische Träume und goldene Sterne durch den von holdem Wahnsinn befangenen Bufen — ich denke dann nicht mehr — ich gehe ganz in Empfindung auf — in mein Auge drängt sich eine Thräne — und sie ist zugleich Thräne der Wonne und Thräne des namenlosen Weh's — und dieß ist eigentlich die Gemüthsverfassung, bei der man die Instrumentalmusik in der ganzen Gewalt ihrer geheimnißvollen in's Unendliche gehenden Wirkung genießt. Das zu viele Reflektiren, phantastische Malen, oder gar Kritisiren während dem Anhören beschränkt die Operationen der Ahnungen und der Gefühle, in deren romantisches Reich und die Tonkunst hineinzutreten strebt.

Auch fand ich bei näherer Bekanntschaft mit Beethoven in seinen Werken mehr tiefsinnige Symmetrie, als ich erst vermuthete. Mit dem

gewöhnlichen Regelmäßigkeit darf man ihn freilich so wenig messen als einen Shakespeare mit der Elle der hergebrachten Kunstkritik. Er hat sich selbst seine Regeln erschaffen, und wer über ihn urtheilen will, muß sich in ihn, wie in jedes Original hineinfühlen können, sonst urtheilt er sich an ihm zum Professor des Pedantismus. Es ist seltsam, daß sich so manches beschränkte Individuum anmaßt, alle Künstler zu kritisiren und sie in so vielen Stücken anders haben zu wollen, als sie sind. Jeder Genius wirkt nur aus gewissen ihm von Himmel gegebenen Kräften, und in diese Individualität des Künstlers einzugehen — ihr gemäß seine Schöpfungen aufzufassen — das ist eine Aufgabe für die Kritiker, welcher sie, allzusehr an allgemeinen Regeln klebend, nur selten zu genügen verstehen.

Ich muß jetzt lachen über eine frühere Stelle und flache Ansicht, die ich über Jean Paul und Beethoven hatte. Ihre ganze Kunst, meinte ich, stütze darin, durch Gleichgültiges, Leeres, Ermüdendes, ja selbst Abstoßendes und Widriges das Schöne doppelt wirksam zu machen, — wenn auch vielleicht etwas Wahres darin liegen

möchte. Mitunter wenigstens kommt dieser Kunstgriff bei ihnen vor; und ich bin keinesweges in dem Grade mehr Enthusiast, wie ich es einmal früher eine Zeitlang war, wo ich auf meine Lieblinge durchaus keinen Fehler kommen lassen wollte.

Doch genug für heute. In einigen Tagen, wo ich Beethovens A — dur. Symphonie hören werde, mehr davon.

Am 17. November.

Ja, Theodor, es ist um die Kunst eine herrliche Sache; wenn man sich dabei nur nicht über so mancherlei zu ärgern braucht! Da laufen mir Leute in den Weg, die nicht wissen, wie hoch sie die Nase tragen sollen, und die sich doch, wenn Du sie ein wenig bei Lichte betrachtest, in die jämmerlichsten Vogelscheuchen und Nichtse auflösen. Ich bewundere nur, wie man

mit solchen Ansprüchen auftreten kann, wenn man entweder noch gar nichts geleistet oder vielleicht höchstens einige misrathene Jugendversuche zu Tage gefördert hat. Ach, so wenigen ist es um die Meisterschaft ein wahrer Ernst; die meisten sind befangen in einer oberflächlichen Stümperei — sie ergeben sich unbedingt dem Zeit- und Modegeschmack, und ihre Speisen sind berechnet für den Gaumen eines möglichst großen Hausens. Sie denken nicht daran, sich an der Größe der Classiker weiter emporzubilden; denn sie sind fertig; oder sie wollen wohl gar von den Mustern nichts wissen, indem sie sich wunderlich genug geben, um die Originellen zu spielen. Nichts ist aber greulichere als eine leere und fade Originalität; alle solche Affektation erregt Ekel, und um so mächtiger, je mehr die Gehaltlosigkeit der eignen Individualität überall durchblickt. Noch toller klingt mir's, wenn dergleichen lustige Patrone über die größten Männer zu Gericht sitzen, und mit der unverschämtesten Dreistigkeit z. B. wie es jetzt Mode ist, gegen einen Göthe deklamiren, wobei sie beweisen, daß sie ihn entweder nicht gelesen, oder nicht verstanden, und vom dem Wesen der Kunst über-

haupt keine Ahnung haben. Da verlangt man von Göthe einen Mann der Bewegung nach heutiger Modesecon. Kann man wohl unsinnigere Anforderungen machen? Er, den seine Zeit, sein Jahrhundert zu dem bildete, was er wurde, der Sohn der Vergangenheit, sollte also die Zukunft anticipiren? Und wißt ihr denn, was man über das Heute vielleicht nach zwanzig Jahren urtheilen wird? Es will mich sehr bedünken, daß man dann wenig geneigt sein wird, etwa einem *Heine* oder *Börne* mit Göthe zu vergleichen! Und das bedenkt ihr so gar nicht, daß selbst der reinfühlende Klopstock, dem der Anfang der ersten französischen Revolution so lebhaft begeisterte, bei den folgenden Greuelscenen Schauer empfand, und was er im ersten Auslobern gesungen hatte, nachher widerrief! Selbst die berühmte Stelle aus Schillers Ode, wo von der Freiheit und Gleichheit die Rede ist, habt ihr vergessen — ihr wißt überhaupt nicht, daß es eine Zeit gab, wo man in Deutschland von der Revolution ganz andere Begriffe hegte, als wie sie in unsern Tagen herrschen! Und wenn ihr doch nur erst ein einziges Werk lieferte, das einem Göthischen an Kunstwerth nur einigermaßen gliche; man

würde euch dann wenigstens eure Redseligkeit zu gute halten! Mit eurem Liberalismus zwingt ihr's nicht allein; er gibt wohl einen starken schönen Klang, der durch Mark und Gebeine dringt, wenn er aus dem Munde des Virtuosen erschallt — aber die Musik, die immer dasselbe Thema und dieselben Variationen wieder herorgelt, wird am Ende eintönig und klingt wie das Zerbrechen hohler Töpfe in der Hand des Stumpers. Kann es ein bornirteres Verfahren geben, als das ganze weite Gebiet der unendlichen Kunst auf die Politik, ja sogar nur auf die reine Richtung derselben, auf den Liberalismus hinauszuweisen? Man sollte diese ungeheure Einseitigkeit gar nicht für möglich halten; aber sie ist jetzt sogar wirklich, und fängt an von Tage zu Tage herrschender zu werden. So sehr ich für die großen Bewegungen der Zeit erglühe und so mächtig mich öfters ein innerer Drang hinreißt, etwas bei dem kühnen Werke mitzuthun, so verdrießt's mich doch wieder, wenn man will, daß die Kunst in dem Strudel der Politik untergehen soll. Wenn man nach Freiheit strebt, so lasse man doch der göttlichen Kunst vor allen Dingen auch ihre Freiheit, und der Liberalis-

mus nehme die Himmelstochter nicht allein für sich gefangen! Die Kunst soll ja alle Höhen und Tiefen durchdringen; ihr, die das All umfaßt, ist jede Einseitigkeit verhaßt; sie strebt nach tausend Richtungen, sie klebt an keinen Systemen, sie ist erhaben über die Partelen und schwört auf keine Worte. Sie will keine Sklavin der Politik sein.

Warum ich Dir so wenig erzähle? Du bist kein Kind, und ich kein knechtischer Anhänger der plastischen Schule. Auch erlebe ich gerade wenig von Bedeutung; mein Dasein versumpft hier in einem elenden Einerlei, die Gegend ist flach und uninteressant, und mit den Menschen mache ich mir nicht allzuviel zu schaffen.

Am 18. November.

Das Disputiren ist nicht meine Sache; es kommt dabel zwar auf einen scharfen Verstand,

aber auch eben so viel auf eine gute Punge an. Auch gibt es beinahe keinen Satz, von dem man nicht auch sein Gegentheil darthun könnte. Und das ist das Schlimme bei den Dialektikern, daß es ihnen so oft mehr gilt, mit ihrer Sprechfertigkeit zu brilliren, als die simple Wahrheit zu gewinnen, die gar so vielen Geschwätzes nicht bedarf. Es kommt nur darauf an, sie mit den rechten Worten auszusprechen, um ihr sogleich in den Gemüthern Eingang zu verschaffen. Durch die vielen Rednereien wird oft das gesunde Gefühl wegdisputirt; und die Thoren sind doch nicht zu bekehren, wenn auch ein Apostel vom Himmel stiege, und ihnen eine Predigt hielte; es bleibt am Ende Jeder bei seiner Meinung. Ich denke da immer an die Worte: „Lasset Gelehrte sich streiten und zanken!“

Und doch kann ich's zuweilen nicht vermelden, an dergleichen geistigen Kriegen Theil zu nehmen. Ich bringe nehmlich so manche Abende bei dem Italiener Fontano zu, wo sich ein Clubb zusammenzufinden pflegt, der gern ein Glas Wein trinkt, und mit Vorliebe Angelegenheiten der Literatur und Politik verhandelt. Es

sind meistens Schauspieler, Musiker, Dichter und Schriftsteller, Buchhändler und Gelehrte — mit einigen Ausnahmen junge Leute von lebendigem Geist, die einen rüstigen Sinn zeigen, und das schlafmüthige Wesen hassen. Ich bin gern unter ihnen, so wenig ich auch sagen kann, daß ich mit einem derselben vertraute Freundschaft pflegen möchte. Soll ich Dir sie malen, wie sie sich ungefähr geben? Du kannst Dir's im Allgemeinen denken; die Schauspieler sind bei ihrer lächerlichen Eitelkeit doch angenehm im Umgange, die Musiker sind gefühlvoll und confus, die Dichter sitzen in der Regel bescheiden still, aber geben sich desto feuriger, wenn sie zuweilen aus ihren Phantasieen erwachen, die Schriftsteller, und besonders die publicistischen, erscheinen großthuinig und führen das Wort, die Buchhändler stellen sich auch als halbe Autoren an, und die Gelehrten halten meistens zwischen allen zum Vorschein kommenden Extremen eine kalt = verständige Mittelstraße.

Da sprachen wir denn heute von dem Einflusse der Politik auf die Kunst. Die Publicisten hatten ihren Aerger darüber, daß noch so vieles Geld

auf Oper und Schauspiel verwendet werde. Einer von den anwesenden Schauspielern sprach dagegen freimüthig aus, daß es ihm höchst kleinlich erscheine, das in neuern Zeiten angenommene Ersparengssystem auch auf solche Kunstinstitute, wie das Theater, auszudehnen, denen das Volk einen großen Theil seiner Bildung verdanke. Der Kunst, meinte er, müsse man gern ein Opfer bringen. Ein anwesender politischer Dichter, den man als einen feurigen Liberalen kannte, beklagte die einseitig historische und politische Richtung der Poesie, und gestand, daß er trotz dem, daß er selbst aus wahrer Begeistung so manches in die Zeit eingreifende Lied gesungen, doch mit Göthe in der Politik „nur ein trübes Element für die Poesie“ erkenne. Man nahm ihm dleß sehr übel und zweifelte an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen. Er fragte, welche sie für die größten Dichter hielten? Sie meinten Homer und Shakspeare? „Haben diese Beiden,“ war seine zweite Frage, „ausschließlich lauter Liberalismus gepredigt? Sind sie selbst Liberale gewesen? Haben sie nicht ebensowohl Könige als wie Freiheitshelden mit dem Schwert der Poesie verherrlicht?“ Etliche der hiesig-

sten Köpfe gingen so weit, ihm kurz genug zu entgegnen, daß man gar keine Dichter brauche, und daß in Zukunft jeder Mensch besser daran thue, sich mit dem Staatsleben zu beschäftigen, als mit nichtsnutzigen poetischen Träumereien herumzuschlagen. Ich konnte mich hier nicht enthalten, einige Worte drein zu geben. „Also zur Barbarei wollt ihr zurück?“ rief ich aus; denn was ist der Mensch, der die Kunst, diese feinste Blume der Bildung, mit Füßen tritt, anders als ein Barbar?“ Sie entgegneten mir, man müsse erst nach einer Form des Daseins ringen, man müsse sich erst das Ideal des Staates schaffen, ehe man an den Gehalt des Lebens denken dürfe. „Und kann man denn nicht Beides verbinden?“ versetzte ich. „Soll man denn nun durchaus über dem äußern Körper die Seele vernachlässigen, soll man nicht in derselben Zeit, wo man um die nöthigen Verbindungen der Existenz die Hände regt, auch den geistigen Genuß bedenken, sollen wir auf dem großen Kreuzzuge nach dem gelobten Lande des Liberalismus, für den ich von ganzem Herzen stimme, nicht einen erquickenden Schatten oder einen labenden Trunk genießen? Sollen

wir denn Alles wegwerfen, was dem Leben Heiterkeit und innere Harmonie verleiht? Und wenn wir uns nur eine Zeitlang an eine so raue und inhumane Gesinnung gewöhnten, wer steht uns denn dafür, daß sie nicht im Volke für eine längere Zukunft Wurzel faßt, und daß unsere Bildung darüber zu Grunde geht? Ein geistiges goldenes Zeitalter verscherzten die Nationen öfters schnell; und der Weg von der Humanität in die Barbarei zurück ist kürzer als man denkt!"

Doch ich richtete mit meinen Worten nicht viel aus, die erhigten Gegner zeigten noch offener einen Widerwillen gegen alle Künste, und ich verließ mit mehreren Andern die unersreuliche Unterhaltung.

Am 19. November.

Auch über die Kritik habe ich meine eignen Gedanken. Wenn ich so häufig finde, daß man

etwas darin sucht, stets nur mephistophellisch zu verneinen; wenn es gewisse handfeste Dursche giebt, die große Männer angreifen, um an ihnen Ritter zu werden, und die auch der jüngern emporstrebenden Blumen nicht verschonen, denen ein rauher, kalter Anhauch so leicht schadet; so muß ich gestehen, daß mir dieß häufig als ein Kriterium untergeordneter Naturen erscheint, die sich über Alles ärgern, was über sie erhaben ist. Werfen wir einen Blick auf einen Leibniz, Göthe, Jean Paul, Herder und andere hohe Genien, so finden wir bei ihnen allen einen wohlwollenden Hang, das Gute und Schöne anzuerkennen, und es lieber durch Beifall zu ermuntern, als durch herzlosen Tadel vielleicht gar an sich lere zu machen. Und wenn dieser Hang eine Schwachheit ist, so will ich sie gern mit denen theilen, die man als die Helden unserer Literatur verehrt. Jedes freundliche Wort erhöht die Kraft des Künstlers, und was ihm die Andern immer sagen wollen, er weiß am besten, wo es ihm noch fehlt. Das viele Gerede der mit Kunstphrasen um sich werfenden Kritikaster steigert seine Fähigkeit um keinen Gran höher; der übertriebene Tadel schlägt häufig die schönsten Talente,

die ohnehin mit Ungemach genug zu kämpfen haben, für immer zu Boden. Der Beifall schadet selten; denn es lebt in jedem wahren Künstler ein Geist, der sich selbst nie genügt und der ewig weiter strebt; Jean Paul sagt sehr treffend von Göthe, daß ihn alles Preisen des Werthers zu nichts verzogen habe als zum — Meister.“

Warum spähen unsere Kritiker immer vorzugsweise nach den Fehlern? Schon ein Winkelmann ermahnt, Schönheiten früher und brünstiger zu suchen, als „Flecken.“ Freilich fallen Mängel schneller und allgemeiner in's Auge, als Vorzüge, die oft einen länger verweilenden Blick und eine nachsühlende Seele erfordern, da hingegen wider das Häßliche schon die allgemeine Natur sich rüstet. Leider ist gerade der Genius mit einem höhern Grade von Empfindlichkeit selbst gegen diejenige Kritik behaftet, die er gestraft verachten könnte. Eine solche Regensentenscheu zeigt sich bei Männern wie Ewist, Göthe, Jean Paul u. a. m. und sie geben dieselbe oft deutlich zu erkennen. Ein ähnliches Beispiel finden wir an Byron; er fühlte sich, nachdem

seine Jugendpoesieen den strengsten Tadel der Edinburg = Reviewers erfahren hatten, die ihm alles Talent für die Dichtkunst absprachen, in eine wahre Wuth versetzt, und übte durch die Herausgabe einer heißenden Satire gegen seine Richter die furchtbarste Rache. Wir lächeln jetzt, wenn wir in der „Neuen Bibliothek d. schön. Wissensch.“ Bd. 23, S. 54. das Urtheil lesen, „daß Göthe kein Dichter sei, und den hohen Namen nicht verdiene.“ Eben so schmerzt es uns, wenn wir an Lessing denken, in dessen erste schöne Gelflesblüthen der kritische Hagel schlug, und uns einen großen Verlust bereitete. Aber glaube mir, auch der Neid hat seinen Theil daran! Wer liest es nicht mit den Empfindungen der größten Theilnahme, wenn Petrarca von sich sagt: „Alle Federn, alle Zungen waren gegen mich gespigt; meine Freunde wurden meine Feinde; der Neid verfolgte mich bis in's Grab; das Volk, das meine Lieder auswendig wußte, zerriß meine Ehre; und von denjenigen, die mich am wenigsten kannten, ward ich am meisten geschmäht.“

Ich führe Die noch einige Stellen an, die

zu meiner Ansicht passen. Die eine ist von Zimmermann; seine Worte sind folgende:

„Was hundert Meilen weiter Eingang in die besten Köpfe und in die schönsten Herzen findet, wird immer da angespielt, wo man es schreibt. Augen, die einen Schriftsteller vorher mit keinem Blicke würdigten, sehen schockfüchtig auf ihn, sobald er auch nur ein wenig den Kopf in die Höhe hebt. Ein Cordon der Dummheit umylet vielleicht in Deutschland tausend brave Männer, und raubt ihnen Gesundheit und Leben. Ach, wie viel Unvollendetes lassen sie unvollendet, und wie rührend sagen die Besten unter ihnen: „ich lebe und liebe, leide und wirke, misse und genieße, besitze und mangle immer mehr!“ Aber je düsterer und frostiger, kahler und schaalter Hof und Stadt sind, die solche Seelen einschließen, desto muthiger und kühner bilden sie doch oft sich selbst!“

Die zweite Stelle ist aus Leibniz.

„Niemand,“ sagt er, „hat weniger Censorgeist, als ich habe. Sonderbar ist's, aber mir gefällt das Meiste, was ich lese. Da ich nemlich weiß, wie verschieden die Sachen genommen

werden können, so fällt mir während dem Lesen meistens bei, womit man den Schriftsteller vertheidigen oder entschuldigen könnte. Sehr selten ist's, daß mir etwas ganz mißfällt. Ich bin einmal so gebauet, daß ich allenthalben am liebsten auffuche und bemerke, was lobenswerth ist, nicht, was Tadel verdient."

D wenn doch wenigstens da, wo große Vorzüge sind, die Kritiker nicht an Kleinlichkeiten übertrieben mäkeln wollten! Aber was hilft das Wünschen! Wenige nähern sich auch nur fern der Gesinnung eines Leibniz, und wer will Milde und Philanthropie dahin bringen, wo so häufig Stimmung und böser Wille walten! Dann gebe es auch Arten, in den höchsten Produktionen des Genies nur das Alltäglichsie und Gemeinste zu sehen, und es mit frostiger und kurzer Gleichgültigkeit zu behandeln, als wäre es kaum der Rede werth. Doch wer zählt alle die elenden Wendungen und Operationen, die man im Gebiete der Kritik walten sieht? Hinweg für heute von einem Felde, auf dem so viele Rosseln und Dornen wachsen!

Am 21. November.

Noch bin ich berauscht von Entzücken! Meine Seele hat sich einmal wieder auf großen Flügeln emporgeschwungen über den niedern Lustkreis der Nebel und Wolken — tausend Gefühle führen wie aus tiefen Träumen in meinem Busen auf, und alle Bilder in meiner innern Welt lagern rascher 7 arch einander. Ein enthusiastischer Lausmel, eine süße Verwirrung, die aus zahllosen Farben, Strahlen, Tönen, Gedanken und Phantasieen besteht, möchte sich so gern zu einer einzigen großen Totalempfindung gestalten — aber es flüht und brauset zu sehr in mir — der Genius, der vor mir steht in seiner geheimnißvollen alles überstrahlenden Herrlichkeit, ist ein Gigant, der mir Schrecken einflößt, und zugleich ein Proteus, der durch seine Zauberereien jedem Versuche trozt, ihn zu fesseln.

Du ahnst schon, daß ich wieder von ihm rede, der wie durch ein Wunder stets mein ganzes Wesen überwältigt, der mir die tiefsten Räthsel meiner innern Welt erschließt, und mich dann wieder neue verführt, über denen ich ver-

finke und brüts, der wie der über den Wassern schwebende Gottesgeist mit seinem allmächtigen Hauch alle Wellen der Brust bis an die Sterne transporthürmt und wieder in den Abgrund stürzt — von ihm, der mir abstreift alles irdische Wesen wie härtes Laub von den Bäumen, und mich hineinschleift in die Regionen des unbekannten Geistesreichs und in die Unendlichkeit, von ihm, der mich stets mit der höchsten Begeisterung, mit der höchsten Sehnsucht und zugleich mit der höchsten Befriedigung erfüllt; von ihm, den ich mit einer heiligen Verehrung betrachte — von dem gewaltigen Beethoven!

Ich war in dem Concert, und habe heute wieder seine A—dur—Symphonie gehört. Noch klingen mir die durch alle Wechsel des Tages und der Nacht, des Grauens und Entzückens schreitenden Melodien in der Seele fort, und überhoben mit ihrem allmächtigen Zauber Alles, was ich darüber zu denken und zu schreiben versuche. Wie ergriffen mich sogleich die ersten heiligen Akkorde des einleitenden *sostenuto* in A—dur, die mich durch das D—wunderbar nach C— und F—dur hinüberzogen! Und im Mo:

ment wieder der Rückzug in E— und A—dur!
 Ich war sogleich in die Beethovensche Welt ver-
 setzt; der Geist der ganzen Symphonie stand
 schon vor mir; ich konnte schon aus diesem An-
 fang alle folgenden Räthsel voraussehen und be-
 greifen. Und dann die wie in Erwartung vom
 Piano zum Crescendo nach den Gipfeln der
 Fortissimo's emporsteigenden Akkorde, die mit
 dem gewaltigen einsetzenden Riß der Wäße die
 Seele gleichsam immer von neuem packen, bis
 sie nach dem Umherirren ausruhend verweilen in
 dem sehnsüchtigen Dolce in C—dur — doch es
 ist nur eine kurze süße Träumerei — sie schrei-
 ten wieder fort in ihrem heroischen Gang — sie
 verlieren sich in schroffe Abgründe — das Ge-
 müth wird von mächtigem Schauder ergriffen —
 doch da erklingt wieder das süße Echo jenes
 Dolce in F—dur, und erscheint wie in einer
 wilden felsigen Gebirgsgegend eine sanfte, von
 Sonnenlicht bestrahlte Landschaft — waren es
 heraufziehende Wetter, die vorher so stürmten?
 Waren es Wasserfälle? Noch erklingt ein fernes
 Tosen — doch es beruhigt sich mehr und mehr
 — es wechselt mit heitern, schmelzenden Har-
 monien — und auch diese tönen leiser und leiser

— endlich nur noch einzelne Klänge, die mit humeristischem Flaspeln sich erschöpflich antworten und zu erstarben drohen.

Aber siehe da, sie werden lauter und lauter, noch klingen sie unison fort, aber rascher und rascher, es treten ihrer mehrere hinzu, und so entwickelt sich gleichsam aus dem Nichts, in das die Musik schon aufgelöst schien, das Thema der lieblichsten, fröhlichsten, heitersten Melodie, mit der nun ~~den ganzen~~ ^{den} Tag beherrschenden, simplen, aber Schwung und Bewegung athmenden Figur. Das Gesuchte ist gefunden, der Haltpunkt des Ganzen und sein Charakter sind gewonnen. Nun waltet das fröhlichste Leben; doch streifen sonderbare Wolken hinein; wir werden unerwartet in H—dur, und durch das uns fremdartig beruhigende G—dur und — Cis—moll, sogar nach Dis—dur und Cis—moll fortgerissen — es will uns fast unheimlich zu Muthe werden — doch der wunderbare, interessante Weg führt uns in das freundige C—dur zurück — noch einmal sehen wir uns plötzlich wieder in das C—dur gestürzt — es plagt uns ein etwas holpriger Pfad — aber plötzlich stehen wir auf dem freien,

offnen Gipsel — triumphirend jubelt das Fortissimo in E—dur auf — der Geist fühlt reines Entzücken — nur das Pianissimo in F—dur erinnert ihn noch zweimal einen Takt hindurch an die zurückgelegten seltsamen Gänge — doch eben da er nun auszurufen gedenkt, sieht er sich auf einer Leiter zwischen zwei Abgründen schweben — und die bizarre Sprungfigur setzt ihn in neue Erwartung der Dinge, die da kommen sollen.

Doch was klebe ich an der äußern mechanischen Struktur eines Kunstwerkes, bei deren Bergkletterung und so leicht der göttliche und ätherische Gehalt entschlüpft! Wer will diesem geheimnißvollen und unergründlichen Tongenie folgen auf allen den laborinthischen Krümmungen, auf denen er uns tiefer und tiefer hinabzieht in das Reich der Natur- und Seelenmysterien, die nur für das Herz sind und für die unmittelbar innere Anschauung, und die nur die Ahnung recht in sich aufzunehmen vermag! Und doch kann ich mich nicht losreißen aus dem wunderbaren Lauberkreise, in den ich mich gebannt fühle. Wie das Vivace des ersten Theiles mit

dem einseitigen in Achten fortstehenden , so beginnt der große symmetrisch wieder mit dem stampeln in Achten abgeloßenen und gleichsam tanzend voran hüpfenden G, das nach und nach die Terz, Tonica und Oktave dazunimmt, und in das C—dur herabfällt — in derselben Figur gehen nun Bass und Sopran auf einander los — sie nähern sich, doch wo sie sich treffen wollen, fliegen sie wieder auseinander, bis sie einander fassen und nun in vereinigten Akkorden fortstehen — dann beginnt wieder die Rekehr — sie jagen einander in nachstehenden Oktaven abwärts — springen beide aus der tiefsten Tiefe einmal heraus — dann treiben sie wieder das vorige Spiel, bis sie endlich erschlaunt sich durch ihre tollen Sprünge an einen ihnen fremden Ort versetzt sehen — das schroffe Cis wird zum weichen Des und führt sie wiehrend in das freundliche F—dur, wo sie sich wieder heimischer fühlen, und sich in seltsamer Verschlingung der Melodien, nicht wie vorher, spöttisch, sondern auf eine freundschaftlichere Weise necken — ein wunderbarer Anstrich von Melancholie, eine mit Innigkeit umherstreichende Beklemmung findet sich ein — Bass und Sopran irren wechselweise mit symmetri-

schem Ausdruck des Verlangens nach demselben
 Ziel, von heftigerm und heftigerm Drang ent-
 zündet weiter und weiter — endlich rufen sie
 mit vereinter Stimme hierhin, dorthin — ver-
 gebens! — sie rufen nochmals mit voller Kraft
 im höchsten Schmerz — aber jedesmal verhallen
 ihre Töne in's Thal hinab — sie steigen un-
 muthig, sich anfassend, in gleichem Schritt, in
 den Oktaven, über Dornen, Klüfte und Felsen
 noch höher nach dem Gipfel — dort tritt ihnen
 die verlorne und schmerzlich gesuchte Melodie wie-
 der entgegen — der Sopran faßt sie, und der
 Bass macht vor Freude lustige Capriolen — sie
 finden die Melodie heiter — aber jetzt verdüstert
 sich ihr Antlitz — sie fällt aus dem D—dur
 in das D—moll — ach, und nun die Stelle,
 die mit träumerisch-hinschmelzender Sentimentali-
 tät, wie in süße Erinnerung verloren, hinüberklingt
 in's B—dur — und dann wieder in klagenden
 Schmerz sich verliert — o laß mich hier auf-
 hören — wer könnte das wohl malen! Auch
 bin ich ja nun an einem Ziele — denn das
 Thema kehrt wieder, und die Sätze des ersten
 Theiles weben sich nun denen des ersten ent-
 sprechend fort.

Was soll ich vor dem Allegretto in A—moll sagen? Wie tiefschweremüthige Stimmen aus dem Grabe, wie hohle Geisteredöne klangen mir die klagenden Bass-Akkorde in das Ohr — es schien mir Mitternacht um mich her — die langgezogenen Töne des Violons und Cellos gossen mir Schauer und tiefe Melancholie ins Herz — jetzt klingt es heller und näher, die Bratschen und Violinen treten, deutlicher sprechend hinzu — und mehr und mehr der mitweïnenden und seufzenden Stimmen finden sich ein — und endlich bricht es aus wie ein Sturm — ich höre, das ist die Sprache des Schmerzes und der Verzweiflung — es erklingt der Schrei des Jammers in seiner ganzen, die Seele niederschmetternden Gewalt. Doch da fällt wie süßer, besänftigender Mondstrahl in die grausenvolle Nacht des Schmerzes die himmlische sanfttröstende Melodie in A—dur — ein leuchtender Engel weht Frieden auf den Kirchhof herab, denn der Sturm umheult — der Dröckel schweigt — es erwachen in der Seele beseligende Erinnerungen einer himmlischen Vergangenheit — ach, sie blickt in ein fernes paradiesisches Land, wo sie unter Blumen umherflog, wo sie die unbekannte Seh-

sucht nach der Schwester süßte, wo sie im heißen unendlichen Liebesdrang sie suchte und — fand, und in die Arme schloß und Wonnetheiden weinte — aber ach! die schöne Zeit ist längst dahin. Schwermüthig ruft sie aus: „Was erinnert ihr mich doch, grausame Töne an jene süßen für immer verlorenen Empfindungen? Ich habe ja gar nichts mehr! Wie ist ja Alles dahin! Seht, diese welken Blumen! Ich trage sie als Symbole meiner verdorrten Freuden, und eine darunter bedeutet das Liebste, was ich auf der Welt besaß! Ach, das ruhet längst in seinem kühlen Grabe; ihr könnt mir's nicht erwecken! Und ihr könnt mich auch nicht trösten! Drum laßt mich weinen, was ich weinen kann, malt mir keine Hoffnungen vor, an die ich nicht mehr glaube — ich bin unglücklich — mein einziges Entzücken ist es, mich ganz in die Tiefe meines Schmerzes zu verlieren!“

Selbst hier erscheint in dem kurzen von den Violinen eröffneten Zugensatz ein Anflug von Humor — doch er kann in dem tragischen Gebiete nicht viel ausrichten gegen den gewaltig wiederkehrenden Schmerz. Noch einmal tönt die

sanfte Metoble des Trostes — aber hier ist kein Trost — die Verzweiflung hat zwar ausgetobt — doch ihre Ruhe ist die Ruhe des Grabes — sie haucht, am Boden liegend, matt und erschöpft noch einzelne Seufzer — blickt einigemal gen Himmel mit dem Ausruf:

„Dort ist Friede!“ — und stirbt!

Aus dem einen Extrem führt das durch und durch humoristische Presto in das andere. Hier ist wieder die ausgelassenste Freude, die aus dem F—dur gleich in das D—dur hinüberspringt. Ach, und das herrliche Assai meno presto in D—dur! Diese seelenvolle Innigkeit darin! Und dann diese hinreißende Allmacht, wo es sich zum Fortissimo steigert! Das bildet so recht den Gegensatz gegen den hüpfenden und tänzelnden Charakter des Presto, in welches es durch einen wunderbaren Uebergang wieder zurückkehrt. Hier ist lauter Humor und Laune; das Assai meno Presto will zu Ende noch einmal wiederkehren; da wird es durch den alleroriginellsten Schluß, der existirt, plötzlich abgeschnitten.

Im letzten Satz jauchzt nun das ganze Orchester in vollem Jubel! Da ist lauter Leben und Alles nach sich reisende Lust! Zwar wollen sich in den bizarren Ausweichungen düstere Elemente eindringen — ja, es jagen mitunter grauenvolle dämonische Schatten durch den Sonnenschein — aber der Geist des muntern Frohsinns sieht in ihnen nur vorübergezogene, abseitswärts donnernde Gewitter, und tummelt sich fort und fort im wilden, ausgelassenen Tanz. Endlich ist er erschöpft — er fühlt sich lahm, er hinkt, er plagt sich, zu springen, aber er bringt sich nicht empor — er seufzt, er schöpft tief Athem — alle seine Kraft ist dahin — bis er sich wieder sammelt — er versucht leichte, scherzhafte Bewegungen — sie stocken — er wiederholt seine Bemühung — er muß nochmals pausiren — endlich fühlt er sich wieder stark und rasch und nun reicht seine Kraft aus, unter Jubel und tanzenden Sprüngen an das Ziel zu gelangen.

Ach, daß ich doch einmal in meinem Leben Muße hätte, Beethovens unendliches Genie tiefer zu ergründen! Ich habe mir zwar meine Ideen

gebildet; doch ich möchte sie noch erweitern. Wenn Hoffmann meint, Beethoven bewege vorzugsweise die Hebel des Schauers, des Entsetzens und des Schmerzes, so zeichnet er meines Erachtens die Eigenthümlichkeit des hohen Meisters zu einseitig. Auch diejenigen, die ihn als den Künstler der Dissonanzen betrachten, tappen an seinem äußern Wesen hin, ohne in die Tiefen desselben hinabzudringen. Näher trifft Hoffmann, wo er ihm Romantik zuschreibt. Doch auch dieser Begriff ist nicht hinreichend, um seine Art zu charakterisiren, und nur der Humor muß als die Basis derselben angenommen werden. Der Humor nehmlich in jener tiefen idealen Bedeutung, wo das Wort ebenso wohl die tausend Variationen des Schmerzes als der Freude in sich begreift, und wo selbst Ahnungen, Träume und Wahnsinn ihre wunderbare und geheimnißvolle Rolle spielen. Es zieht uns ein mächtiger Drang in die Regionen des Ungeheuern, Unheimlichen, Uebersinnlichen und Unendlichen hinaus, und das führt zu dem romantischen Welt-Humor, einem Mysterium für den Ungeweihten, doch denen verständlich, die tiefer eindringen in Micks und

Jean Pauls wunderbare Schöpfungen. Aus diesem sind Beethovens Werke entsprungen.

Am 22. November.

Man macht viel Wesens von dem Kunstsinne der Stadt. Bin ich blind, daß ich ihn nicht sehe? Ich kann ihn wenig rühmen! Es ist wahr, das hier vorwiegende Handelspublikum gibt allensfalls sein Geld, um Theater und Concert zu besuchen; aber das geschieht mehr aus Mode und Gewohnheit und aus Begriffen von standesmäßigem Leben; denn wenn es darauf ankommt, einen Künstler oder einen Kunstwerk thätig zu unterstützen, so schneiden die Herren Gesichter und haben keine Ohren. Da fällt es Niemand ein, von seinem großen Vermögen eine kleine Spende zu geben, um z. B. ein gutes Theater zu gewinnen, sondern umgekehrt will man aus möglichst hoher Verpflichtung des Theaters noch einen Geldertrag ziehen. Uebrigens

finde ich hier sehr profane Gesinnungen; es herrscht, wie in den meisten großen Städten, eine Eile vor Allem, was ein einigermaßen poetisches Ansehn hat. Die Kunst erfordert Sammlung der Seele und volle Hingebung des tiefergriffenen Gemüthes an ihre Gegenstände; eine solche Stimmung aber ist den Welt- und Geschäftsleuten, die nie gern anders als praktisch athmen, unbequem; in dem ewigen Kreise vom Erwerben und Verzehren sich umherdrehend, huldigen sie nur dem Taumel der Zerstreuung und dem oberflächlichsten Genuß; ihr ganzes Leben hebt sich selten um einen Zoll über das Einmal Eins, und sie betrachten selbst den Zweck einer künstlerischen Produktion wie das Facit eines Rechenexempels. Die deutschen Genien haben nur in so fern für sie eine Bedeutung, als sie einen Titel aufweisen können, oder ein Amt im Staate bekleiden, oder gelehrte Kenntnisse besitzen, mit denen sie einen Nutzen stiften. Einer, der Collegia über Kunstwerke liest, steht in ihren Augen höher, als Einer, der selbst dergleichen erschafft. Sie können den Anblick dessen nicht ertragen, der über Blüthenpauern wandelt, um aus den Blumen den

feinsten Honig zu sammeln — sie wollen jeden auf dem Acker und hinter dem Pfluge sehen, damit nur das liebe Korn gedeihe. Und doch lebt der Mensch nicht von Brod allein, und selbst sie fühlen das Gelüste nach dem Honig und Blumenrost! Ach, wie viel wäre gewonnen, wenn das seinem Schicksale, seinem Untergange preisgegebene Genie, nur einige Beachtung fände, wenn man dafür sorgte, daß es nicht in der Periode seiner eigentlichen Lehrjahre mit dem Mangel und mit der Verzweiflung ringen müßte! Des Künstlers Ansprüche sind ja gar nicht so groß; er denkt nicht an den Ueberfluß; seine bescheidenen Wünsche beschränken sich nur auf das Auskommen! Wenn man so mit ansieht, wie voll freudigen Aufschwunges manches Talent seine Bahn beginnt; und wenn man die begeisterten Jünglinge mit ihren schönen Gaben und Hoffnungen einige Jahre später wiederfindet, geistig und körperlich verküppelt, still, kalt, blaß und todt wie die Schatten, wenn man sieht, wie sie meistens nur einen Verzweiflungskampf kämpfen, und wie ihre stürmende Titanenkraft dem verzehrenden Elend unterliegen muß, — o wen jammerts nicht in tiefter Seele! Da, so lange

man den Künstler weder achtet noch unterflüßt,
rede man mir nicht von Kunstsinne! Kunstsinne!
Bei Gott, es sind fast die Künstler selbst allein,
die Kunstsinne haben! —

Am 24. November.

In ruhige Reflexionen versunken verbring' ich die düstern Tage. Wenn ich etwas arbeite und schaffe, ist mir manchmal ganz leidlich zu Muth. Nur kommen dann immer wieder Dinge, die mich wie plötzliche Donnerschläge aus meiner dumpfen Stille aufschrecken. Was ich damit meine, das will ich Dir nicht sagen; Du wirst es ahnen. Wenn ich nur den Gedanken an mein Vaterland aus mir vertilgen könnte! Ich wäre dann um viele frohe Stunden reicher! Oft verwünschte ich mich, daß ich das Interesse für das Staatsleben aus meinem Geiste nicht vernichten kann, oft rede ich mit mir selbst und sage mir: „bekümmere dich nur

in der Welt um gar nichts weiter, als um dich selbst und um dein eignes Wohl und sei guter Dinge, wenn es dir für dein Theil geinigt, mit dem Schicksal zurecht zu kommen!" Die Selbstsucht hat zwar einen engen Kreis, aber wer sich an ihm genügen läßt, dem ist tausendmal wohler, als dem gutmüthigen Narren, der sich fremdes Wehe zu Herzen nimmt! Wenn sich nur noch etwas mit den Empfindungen der Sympathie erreichen ließe! Aber was denn? Wie sieht es denn aus mit unserer Freiheitsbegeisterung? Liberalismus und Liberalismus erklingt es überall, und der Deutsche ist froh, daß er nun wieder einmal einen Gegenstand hat, über den er schwärzen, singen und Bücher schreiben kann — er spielt mit dem neuen Dinge wie mit einer Puppe — jeder kramt sich Päckchen Weisheit aus, bereitet aus Worten seine Systeme, in die bei uns Alles gebracht werden muß, phantastirt, vermittelst, extremisirt — kurz, mit dem Munde geschieht Alles, was mit dem Arme geschehen sollte, und dabei prahlen wir, als säßen wir schon mitten in Arkadien! Wenn ich so manchmal des Abends umhergehe, und finde wie der Geist des Volks sich äußert, wie sie in Kaffee-

häusern und bei dem Bierkrüge zwar meistens das Bessere wünschen, wie sie den Zweck wollen, aber vor den Mitteln philisterhaft zittern, wenn ich da sehe, wie Jeder nur an sich und an das Nächste denkt, da verzweifle ich daran, daß je etwas Großes auskommen, und daß sich ein Ideal verwirklichen könne, das so ganz in dem eigensüchtigsten und kleinlichsten Materialismus untergeht.

Noch ein Gedanke läßt mich zu keiner Ruhe kommen; es ist der Gedanke an Bianca! Absichtlich habe ich sie in meinen letzten Briefen nur selten erwähnt — ich wollte in der Unterhaltung mit Dir die innere Qual vergessen — ich suchte in der Freundschaft Arznei gegen die Liebe — aber nun fragst Du gar nach ihr, und da muß ich Dir denn doch antworten! Ich fühle so recht, wie man ohne die Liebe nicht leben kann, wenn man sie erst einmal in ihrer höchsten, reinsten Wonne schmeckte — der Sauerreig ist meinem Leben genommen — es fehlten ihm Würze und Geschmack — das Licht ist aus der *laterna magica* verschwunden — ich suche vergebens nach den bunten Bildern, die meine

Phantasie mit Freude erfüllen! Mein Herz verlangt nun einmal nach einem zweiten Herzen mit glühender Sehnsucht — und da ich dieses nicht habe, ist Alles so ebe kalt und todt um mich her — daß ich besaß und — verlor, — es macht mich nur noch unglücklicher! Ich denke an Blanca in jeder Stunde — meine Seele verzehet sich in Sehnsucht und Schwermuth. Oft betrachte ich ihr Portrait — lange — lange — ich verliere mich in süßen Einbildungen — ich rede mit ihr — ich versenke mich in den Abgrund ihrer beseelten Augen — ich träume dann von dem Weinberge und dem holden Thal — mir ist auf Augenblicke, als ob ich mit ihr dort wäre — ich drücke das Portrait an meine Lippen und benege es mit meinen Thränen — und dann betracht' ich die Haarschleife — ach, theure Angedenken der seligen Vergangenheit — ihr erfüllt mich mit schmerzlichen kurzen Täuschungen; aber süß sind sie — diese Täuschungen, sie zaubern mich für Momente zurück in meinen Himmel! — Ach, dahin, dahin! Verloren! Das Herrlichste auf dieser Welt verloren! Verloren? — Du wirst lachen, Theodor, aber ich sage Dir, mit Beginn des

Frühlings zieh' ich aus, um sie zu suchen —
und sollt' ich mein ganzes Leben verlieren, ich
ruhe nicht, bis ich sie gefunden!

Am 25. November.

Heute kommt mir die Nachricht zu, daß ich
durch das Fallissement des Hauses Walther mein
Vermögen verloren habe. Ein unbedeutender Rest
davon bleibt mir übrig. Meine Bestürzung ist
groß. Ich bin keiner von den Stoikern, die
materielle Uebel verachten, denn sie sind leider
allermal eine Hauptquelle der geistigen Leiden.
Meine schönsten Pläne, meine herrlichsten Hoff-
nungen werden durch diesen Schlag des Schick-
sals durchstrichen! Von Jugend auf an den
sorglosen Genuß gewöhnt, soll ich nun an den
Erwerb denken; und statt nach Gefallen meine
weitere Ausbildung zu verfolgen, soll ich nun
um's Tagelohn darauf los stümpfern, es mag
gehen wie es will! Und was wird aus meiner

Kunst? — Ein elendes Handwerk! — Doch ich will nicht voreilig verwerfen; ich habe meinen Geist noch, den mir nichts rauben kann; er soll mich aufrecht erhalten! Und nichts soll mich zwingen, die rechte Bahn aufzugeben!

Am 27. November.

Unwillkürlich gestaltet sich in meiner Seele ein Bild von einer nur noch sehr kurzen Frist für mich — was ich darüber hinaus erblicke, ist schwarz wie Tod. Die alltäglichen Zwecke des Lebens ekeln mich an — meine Höhern zu erreichen, fehlen mir von jetzt an die Mittel — dazu lerne ich nun neue Erbärmlichkeiten dieses Daseins kennen. In augenblickliche finanzielle Verlegenheit versetzt, wendete ich mich an einige der Herren, die mich immer mit ihrer Gewogenheit beglückt hatten. Aber denkst Du wohl, daß einer derselben die Bereitwilligkeit gezeigt hätte, mir zu dienen? Ich kenne nun die saubern

Leute, die sich so lebhaft für mich interessirten und mir so viele Theilnahme bewiesen! — Ich weiß nun, daß das Alles Larve und leerer Wortschwall war, und daß ein Marmor mehr Empfindung hat als sie! Denke Dir, da kommen sie mir nun gar noch mit lehrreichen Redensarten und Predigten angezogen, „daß man verstehen müsse, sich einzurichten, daß man die Zukunft nicht auf die leichte Achsel nehmen dürfe, daß man nicht wohl daran thue, ohne einen Beruf dahinzuleben,“ und was des Hundegeschwägers mehr ist — und nun noch das Ansehn, das sie sich geben, und die beschämende Herabsetzung, die man von ihnen erdulden muß — o es ist, den Verstand zu verlieren! Prachtige Grabmäler, schimmernder Marmor mit glänzenden Inschriften sind sie, diese Protektoren und Freunde; wenn man aber auf den Grund geht, so findet man **Neder, Gestank und Verwerfung!** Aber ich schreibe Dir, Theodor, daß ich eher verhungern will, als jemals wieder um eine Hülfe bitten bei einem Gönner, der mich mit Worten abspießt, und noch hinterdrein verachtet!

Am 28. November.

Ich schreibe Dir heute in der größten geistigen Verwirrung. Noch zweifel' ich, ob es möglich ist, ich will meine Augen Lügner schelten — aber das war kein Traum! Ich habe sie gesehen, — Bianca — hier! — Aber ach, wie ein bloßes strahlendes Meteor ist sie mir erschienen und verschwunden! Die ganze Gluth meiner Leidenschaft, mein ganzer Schmerz ist aufgewacht — alle meine Pulse klopfen in wildem Sturm! Diese sprechenden Blicke, diese Thränen, die sie nicht verbergen konnte, diese schmachthafte Blässe, die mich ahnen ließ, daß sie leide, ach, um mich leide — o es schnitt mir in die Seele, sie so zu sehen — und doch war ich entzückt, denn ich weiß nun, ich lebe noch in Ihrem Innern — sie hat mich nicht vergessen! Ach, nur ein Wort mit dir, meine Bianca! Nur diese einzige Gnade des Himmels!

Doch ich will Dir ruhiger erzählen, Theodor. Es ist wieder Beethoven, der hier zugleich mit in mein Leben eingreift — ich hätte wahnsinnig werden mögen über diese Aene! Ich habe das Bekannte auf eine ganz neue Art ge-

hört — dieser tödtlich süße Schmerz ach, in diesem Grade! Beethoven muß sehr unglücklich gewesen sein — ich fühle mich tief in seine Seele — diese disharmonische Nacht, die selbst in seine heitersten Schöpfungen ihre unheimlichen gigantischen Wolkenschatten herabwirft, zeltgen mir das zerrissene Gemüth, das selbst in der seltsamsten Künstlerbegeisterung mit den höllischen Dämonen zu ringen hatte. Unglücklich! — Bin ich's nicht auch?

Doch auf diese Art wirst Du nicht klug aus mir. So höre denn! Ich gehe um die gewohnte Stunde in das Concert und stelle mich dem Orchester gegenüber, wo man die Musik am besten genießt und den Saal überschaut. Der erste Theil geht mir vorüber ohne außerordentliche Eindrücke. Da sehe ich auf einmal während der Pause — ich will's nicht glauben — ich reiße mir die Augen — aber es ist keine Täuschung der Phantasie, keine Verwechslung, wie ich im ersten Moment annahm — Gott! ich sehe Bianca! Wie stummers vor den Augen — die Sinne vergehen mir — mein Herz klopft mit hammergleichen Schlägen — ich zittere — ich mußte vor Beslürzung nicht, was ich

beginnen sollte. Sie befand sich in der Mitte der Damen — jede Annäherung war mir vor der Hand abgeschnitten! Die Pause ist zu Ende, ach, und da beginnt plötzlich Beethovens Pastoral-Symphonie! Sie allein gab mir Geduld, ruhig auszuhalten. Wie wurde mir doch mit einemmale so wunderbar zu Muth, als diese sanften heltern, innig fröhlichen Töne erklangen! Ich athmete reine süße Landluft, es kam eine verlorene Gesundheit über die Seele, es umspielten mich holde Träume, ich sah die Büge der Landleute und die weidenden Heerden — ach, und da überwältigte sie mich, die seltsame Vergangenheit, indem sie vor mich trat in herrlichster Beklärung! Das waren die Tage, die ich in der Nähe Bianca's im Thale verlebte — ich hing an Bianca's Blick — ihre Brust hob sich zuweilen wie unter Erufzern und wechselnd senkte sich ihr Auge wie vor tiefer Schwermuth. Ach, alle die Bilder der Heiterkeit durchbohrten mich mit bitterem Schmerz — ich fühlte so recht, wie sich Alles Schöne fliehend gegen uns verhält — und als nun das Andante anhub, das die Verbindungen der Liebenden am Wache ausdrückt und mit seinen wellenschlagenden Tönen

ein Bild wird von den sanft auf- und niederwogenden Bewegungen der innern Sehnsucht, zu denen die Nachtigall einstimmt — o da zerschmolz mein ganzes Wesen in weinendes Entzücken und grenzenlose Wehmuth. „Weißt du noch die Zeit,“ riefen mir die Töne zu, „wo du so selig warst, wo du Alles tausendmal schmerzlich Ersehnte gefunden hattest in der Einen, die allen deinen Gefühlen antwortete, wo deine Seele ein Saitenspiel war voll süßer Harmonie, wo du die gemelne Wahrheit der Dinge wie vom verklärenden Zauberduft der goldenen Morgenröthe umflossen sahst, wo die alle Gluren wie vom Himmel herabgefallene Traum-Landschaften erschienen — wo die Natur sich an deinen Busen schmiegte wie eine zärtliche Freundin, und wo die Liebe dich an der Hand nahm, um dich nach sich zu ziehen aus einem Eden in das andere? Weißt du sie noch die schöne Zeit? — Aber dein Blick ist ja so trübe! Du weinst ja! — Wo ist sie hin deine Seligkeit? Wo sind deine süßen Schwärmerelen? Wo ist das Herz, das sich in himmlischen Träumen wiegte? Es blutet ja, und zuckt wie unter Schmerzen des Todes! Ach, du Armer, hast ja gar nichts mehr!“

So fragten mich die Töne, und malten mir Alles vor, was mir fehlte, und was ich verloren hatte — ach, und dann — es ist eine Stelle in dem Andante so voll tiefer, schwellender, unaussprechlicher Sehnsucht und gärtlich-melancholischer Innigkeit — und wenn ich die Alles, was ich jemals im Leben Tiefbewegendes empfand, in Eins zusammenbrängte, so würde es dem heutigen Eindruck dieser Momente noch nicht gleichkommen! Ich sah sie erschüttert — sie weinte — ich wankte — auch aus meinem Auge quollen Thränen — ach, die Tonkunst war mir eine Tyrannin, die mir die Brust zerfleischte und wie ein Vampyr von meinem Lebensblute sog! Das heitere Scherzo, welches das lustige Zusammensein der Landleute darstellt, führte mir Feste und Länze vorüber, die sich in der rauschenden Dorfschenke bis zur Ausgelassenheit steigern — aber das Schreckenschauspiel eines Gewitters griff fürchterlich mahnend in die Fröhlichkeit ein — und da es vorüber ist, schallen dankende, fast heilige und choralartige, freudige Melodien. Der Geist eines heiter-romantischen Humors durchweht dieß Alles und macht die Scenen der gemeinen Wirklichkeit zu wunderbarer

Poesie; weder das Grauen, noch der Schmerz, noch die Beethoven beigelegte disharmonische Düstlichkeit spielen — außer in dem Gewittersturme — hier vorherrschende Rollen. Aber eben diese reine idyllische Fröhlichkeit bildete heute einen Contrast mit der trüben Stimmung meines Herzens — denn ach, das Enttraufte, das Verlorene trat mir vor die Seele in seiner ganzen Lieblichkeit und Schönheit, aber nur um mich zu höhnen — eine Ahnung sagte mir, „das ist vorüber auf ewig!“ und durch Hoffnungslosigkeit fühlte ich mich noch unglücklicher! In der Natur lehren Friede und blauer Himmel wieder nach den Stürmen und Wettern — aber wenn der zerstörende Dämon einzog in dem armen Menschenherzen, ach, dann ist ja so oft sein froher Pulschlag dahin für immer! Auch mein Leben hat das Gewitter mit Wolken umhüllt, — aber sie wollen nicht wieder weichen, und ich bleibe in Nacht begraben!

Du kannst Dir denken, wie ich nach Ende des Concerts zu ihr hinstrebte — doch die Menschenmasse war zu groß — ich verlor sie aus dem Gesicht — ich spähe überall — ach, und

vergebens! — Ich suche und irre umher in der schmerzlichsten Angst — nirgends, nirgends entdeck' ich sie — ich finde sie nicht wieder — sie ist mir in dem Gewühl verschwunden!

Nun bin ich voll Aerger, Mißmuth, Schmerz und folternder Sehnsucht — es bleibt mir nichts übrig, als morgen nach ihr zu suchen. Vielleicht begünstigt mich das Glück! Ach, daß ich sie wiederssehen, sprechen, und dieses volle Herz vor ihr ergießen dürfte! Ich male es mir so himmlisch, ihr nach der Trennung an die Brust zu stürzen, ihre Lippen zu küssen, und das verloren Gut mit den Armen zu umklammern, um es nie wieder von mir zu lassen!

Am 29. November.

Das grausame Schicksal hat mir die schmerzlichsten Erinnerungen geweckt, ohne mir einen lindernden Balsam zu geben. Ich habe diese

Nacht keinen Augenblick geschlafen — in meiner aufgeregten Phantasie arbeiteten tausend regellose Gedanken und Bilder durcheinander. Mit dem frühsten Morgen ging ich aus und durchlas die Fremdenverzeichnisse der vorigen Tage — aber da war nirgends ein Da Vigo zu finden — nirgends! nirgends! Ich erkundigte mich in mehreren von den bedeutendsten Gasthöfen — auch hier wußte Niemand von einem Da Vigo. Nachdem ich bis gegen Mittag durch alle Straßen der Stadt geirrt, finde ich endlich zu Haus ein Billet. Gott! es war ihre Hand! Hastig brach ich das Siegel, und sehe die lieben wohlbekannten Züge mit trunkenen Bestürzung. Sie schrieb mir:

„Theuerster Heinrich,“

„Unmöglich kann ich dahingehen in ein anderes Land, ohne Ihnen ein Wort des Abschieds zu sagen! Ich schied schon einmal ohne ein Lebewohl von Ihnen — ach, es wurde mir schwer genug — aber ich durfte dem plötzlichen Entschluß meines Vaters nicht widerstreben. Mein Herz hat viel deshalb gelitten! Es wäre vielleicht besser, wenn ich davon schwiege — aber ich kann

es nicht — Ich muß Ihnen sagen, daß ich erst in der Entfernung von Ihnen fühlte, was Sie mir gewesen waren! Ich habe immer an Sie gedacht — und nimmer, nimmer kann ich Sie vergessen! Wie soll ich Ihnen schildern, was ich empfand, als ich sie gestern wieder sah! Und unser Beethoven! — Gewiß gedachten Sie auch der schönen Vergangenheit, deren Erinnerung mir noch manche Thräne kosten wird! — Doch mir sind nur wenige Augenblicke übrig; wenn Sie diese Zeilen empfangen, bin ich schon mehrere Meilen von Ihnen entfernt. Erfahren Sie übrigens, mein Vaterland ist nicht, wie Sie wähnen müssen, Italien, und selbst unser Name — doch wozu soll ich Ihnen mehr verrathen? Mein Gewissen und ein meinem Vater gegebener Schwur erlauben mir nicht, Ihnen unsere Namen und das Ziel unserer Reise zu entdecken. Mit Ihnen darf ich ja doch nie glücklich sein — Ich will meinen Schmerz dulden und mich in mein Schicksal ergeben. Brechen Sie Ihr Herz von dem meinigen ab — bleiben Sie edel und gut; und Sie werden glücklich sein! Ich umarme und küsse Sie im Geiste; — Leben Sie wohl für diese Welt! Unser Wiedersehen ist droben!“

Sie liebt mich noch, Theodor! Diese Worte von ihr thun mir so wohl, ach, und senken doch zugleich tausend neue Stacheln des Schmerzes in mein Herz! Sie ist nun also fort — weit — weit — Gott, wenn ich wüßte, wohin? Ihre Erscheinung kommt mir nun wie ein bloßer Traum vor — und doch liegen die von ihr geschriebenen Zeilen vor mir, und ich benege sie mit meinen brennenden Thränen! — Ach, ich fühle, der Friede meiner Seele wird immer tiefer untergraben! Friede! — Das Wort ist mir lächerlich! —

Am 30. November.

Das Glück des Lebens besteht in Augenblicken — eine Umarmung — ein Wiedersehen — eine flüchtige Wonne — ein kurzer Sonnenstrahl — und dann öde Nacht! Warum werden uns gerade alle unsere Lieblingswünsche nicht erfüllt! Warum erhört uns Gott am wenigsten, wenn wir uns vor ihm unter heißen Thränen auf die Kniee wer-

fen und gleichsam verzweiflungsvoll mit ihm eingehen! Alles Herrlichste, was wir uns in Momenten der Begeisterung ausbilden und wornach wir sehnsüchtig die Arme strecken, ist durch ewige Klüfte von uns getrennt — manchmal gaukelt's vor uns her, als könnten wir's mit Händen greifen — aber es ist Täuschung — Traumbild — und im Nu entschlüpft es wieder in die Ferne! Ach, wir alle sehnen uns mit Schmerzen nach einem theuern Gegenstande, oder nach einem heißerstrebtten Ziele, oder nach einer Zeit der Ruhe und der seligen Erquickung nach langen Leiden und Wunden, und die schwärmerische Phantasie stattet in ihren ausschweifenden Träumen diese erwartete Zukunft mit allen Reizen aus — aber die Tage des Lebens gehen dahin — wir werden älter und älter, und nimmer, nimmer kommt die schöne Zeit, deren Hoffnung uns aufrecht hielt in trüben Tagen und uns die Anfechtungen mühseliger Jahre erdulden lehrte! Darüber stumpft unser Sinn für den Genuß sich ab — der geängstigte und erschöpfte Geist, müde des eiden unerspreßlichen Treibens, sehnt sich weg aus dem ewigen Getümmel — und so sinkt der Mensch in sein Grab! —

Du wirst Geduld haben mit meiner Schwermuth. Man sollte eigentlich das Wünschen und Klagen dem Menschen am meisten verzeihen. Denn es ist gewissermaßen das unmittelbar aus uns hervorredende Ideal. Wir wollen das Bessere, Schöner, Vollkommenere, und daß es uns fehlt, erfüllt uns mit Wehmuth.

Am 2. December.

Wie wenig vermag uns doch die Erinnerung an vergangene Genüsse zu sättigen!

Unser Herz strebt immer in die Vergangenheit zurück oder in die ferne Zukunft hinaus; nur die Gegenwart tragen wir so schwer!

Vielleicht kommt dem Einen oder dem Andern einmal eine Zeit, wo er sagt: Ich bin ziemlich glücklich. Aber was liegt in diesem „Biem-

Ich!“ Eine ganz von der Hoffnung habetrogene Jugend und eine endlich nach tausend Kämpfen sich abgezwungene Art stumpf-gleichgültiger Zufriedenheit! „Noch einmal genießen, und noch einmal — und immer wieder noch einmal!“ so ruft das lechzende Herz und wird nur immer durstiger nach dem entronnenen Labfal, und nur immer leerer! Ach, die Erinnerungen an entauschte Freuden hängen festgewurzelt zu unserer Qual in der Seele, bis neue Genüsse sie verdrängen, gleich den dürrn Blättern, die sich den Winter hindurch an den Bäumen festhalten und nicht eher abfallen, als bis sie im Frühlinge das junge Laub verdrängt!

Am elendesten wird mir zu Muth, wenn man mir die Entsagung predigt. Ich kann mir nun einmal nicht denken, daß uns Gott nur geschaffen und mit allen Scenen des Glücks umgeben haben sollte, um davor zu stehen, und nicht zugreifen zu dürfen; reißt uns doch das räuberische Schicksal schon genug aus den Händen; sollen wir ihm auch noch freiwillige Opfer nachschleudern? Nein, ich will nichts wissen von den theologischen Stroh Männern und Moralisten, die

uns auch den kleinen Rest von Genuß nehmen wollen, der uns am Ende noch übrig bleibt!

Am 4. December.

Es ist der schrecklichste Zustand, wenn ein Mensch, dem Alles fehlschlägt, endlich so weit kommt, daß er an keine Freude, kein Glück mehr glauben will. Er arbeitet dann noch eine Weile still fort, trägt schweigend sein Schicksal, so lang er's tragen kann — aber kommt der Dämon plötzlich über ihn, so sucht er sich einen Ausweg. Wenn man nur wüßte, wohin er führete — man würde vielleicht nicht so lange jandern!

Am 6. December.

In Warschau ist die Revolution ausgebrochen. Die Nachricht schüttelte mich aus tiefer

Dumppheit auf. Noch liegt ein Dunkel über den fürchterlichen Scenen, mit denen der zürnende Volkgeist sich erhob. In Tumult ist all mein Wesen. Ich sehe Möglichkeiten, aus denen Europa sich neu gebären kann. Doch auf der andern Seite betrachte' ich sie als klühne Träume, und das Reginnen der Polen erscheint mir als vermessener Wahnsinn! Aber wenn es einen tiefen fern Zusammenhang hätte — wenn vielleicht Frankreich — es muß! es muß! — Doch noch erspare ich jedes Urtheil! — Ueberall hört man nur dasselbe Gespräch — Alles brennt auf die Ankunft der Zeitungsblätter — ich blicke in die Zukunft, wie in ein neues Leben!

Am 8. December.

Freiheit — wer das Wort faßt, es ist ein großes, tiefes Wort, Theoder! — In so mancher Nation wurde der göttliche Funke hingemordet — doch ob er scheinbar verlosch — er schläft nur

— seine Stunde wird kommen — Mir glänzt
 er fort in edeln Gelftern — und er erwacht plöz-
 lich gleich strahlenden Wlgen in seiner furcht-
 baren Herrlichkeit! —

Dieses in Stücke gerissene und mit Füßen
 getretene Polen hat ertragen, was es tragen
 konnte; sein Maas war erfüllt — ein blutendes
 Nationalgefühl, die knirschende hinbetrogene Hoff-
 nung, und die stumme riesenhafte Gewalt großer
 historischer Erinnerungen sprengten auf einmal,
 wie mit Donnerschlägen, die Pforten des models-
 gen und dumpfig-schwülen Kerkers — ein Volk
 ist vor den Thron Gottes getreten und klagt die
 Mächthaber ihrer Sünden an!

Systematisch hat man dieses Polen schon
 dreimal zu einem Nichts machen wollen — drei
 Mächte theilten sich in das Land und in die
 politische Unthat, aus der doch nun und nims-
 mer etwas Gutes entstehen kann, welche „fort-
 zeugend Böses nur und Böses muß gebären!“
 Selbst die Absicht, zu segnen und zu beglücken,
 muß hier in Fluch sich wandeln! Ein absoluter
 Staat wie Rußland, und ein constitutioneller

wie Polen unter einem Oberhaupte — wach ein entsetzliches Unthun! Wie soll aus zwei so schreielich dissonirenden Tönen jemals eine Harmonie hervorgehen? Mit der besten Gesinnung, mit dem heissesten Triebe, seine Völker zu beglücken, müßte der Kaiser an der Unnatur dieser Zusammensetzung scheitern, um so mehr, da der bitterste Nationalhaß und die brennendste Eifersucht zwischen den Russen und Polen waltet.

Unselige Einbildung der Eroberer, daß sie wäñhen, ihre Sorge für die materiellen Interessen eines an sich gebrachten Landes reiche hin, sich die Gemüther geneigt zu machen! Den Wohlstand ihrer Völker wollen alle Fürsten, denn es ist nur ihr eigener Vortheil, und manche von ihnen wollen ihn auch wohl bloß darum; aber Essen und Trinken sind der Güter höchste nicht, und keine Speise schmeckt und kein Reichthum erfreut, wenn an dem Arm die Kette klirrt, und der spionirende Verräther auf jedem leisen Hauch eines Seufzers lauert! Dem Löwen oder dem Adler ist nicht wohl in seinem Käfig, selbst wenn man ihm die beste Nahrung bietet; beide fühlen den angeborenen Drang nach freier Be-

gung und gehorchen mit unzufälligem Ingehirn des Wäters rauhem Wort. Sperr' ein Volk in einen Kerker; — füttr' und mäst' es! — Es ist dasselbe! Es wird innerlich knirschen, weil es sich herabgewürdigt und als willen- und vernunftloses Thier behandelt sieht! Und noch Eins ist dabel! Die Nahrung wird es nur stark machen; und wehe dann dir, wenn es die eisernen Stäbe zerbricht und auf dich losgeht! Das rechnet es dem Wäter nicht an, daß er ihm Speise und Trank reichete; es denkt nur daran, daß er ihm sein köstlichstes Gut, die Freiheit raubte! Und da er es als Thier behandelte, so folgt es sich nun auch gegen ihn als Thier — und zwar als Thier in seiner Wuth! Der Eigennutz ist nicht die Basis des menschlichen Thuns und Treibens; ihm huldigen nur eine Anzahl Schufte — alle Edlern werden von einem bessern Hebel bewegt — dieser Hebel sind die moralischen Ideen — es gibt noch eine Begeisterung — noch lebt ein Gott in des Menschen Brust! Und dieser Gott ist jetzt der Drang nach bürgerlicher Freiheit, dessen Hauch alle Länder durchweht. Nicht der niedere Nuzen, der Geist ist es, der die Welt regiert!

Am 10. December.

Die polnische Angelegenheit hat meine ganze Seele eingenommen. Ich kann Dir meine Spannung auf den Fortgang derselben nicht schildern. Der Anfang ist günstig. Aber was wird, was muß am Ende geschehen? Die große Tragödie aus Kosciuskos Zeit wird sich erneuern; der nordische Kolos wird das arme Volk erdrücken, und wo ist dann ein Raub für sein Elend?

Anmerkung. Mehrere von den Polen betreffenden Briefe wurden aus Gründen, die in der Gegenwart liegen, theils verändert, theils dieser Sammlung entzogen.

Am 19. December.

Mein Onkel hat mir einen ziemlich heftigen Brief geschrieben. Ich soll mich durchaus um eine Anstellung bewerben. Er weiß, daß man

mir schon vor mehreren Wochen den Posten eines
 Sekretärs bei dem Minister I. — in W. —
 angetragen hat, und er kann sich nicht darüber
 zufrieden geben, daß ich nicht sogleich mit bei-
 den Händen zugreife. Ich entsinne mich, auch
 Du riefest mir, mit dem Geschäftslieben ein-
 mal einen Versuch zu machen; Du meinstest,
 es werde mir vielleicht besser behagen, als ich
 mir einbilde. Es will mir bis jetzt noch nicht
 in den Kopf. Seit langer Zeit habe ich meinen
 Neigungen zu viel Raum gestattet; sie sind mir
 nun über den Kopf gewachsen; ich kann sie nicht
 mehr bändigen. Du kennst meine Ansichten über
 bürgerliche Thätigkeit; soll ich mich zu Arbeiten
 zwingen, die andere mit mehr Lust und Erfolg
 verrichten, als ich? Soll ich thun, wozu ich
 weder Beruf, noch sonderliches Geschick in mir
 verspüre? Jetzt bin ich frei; soll ich in's Joch
 ellen, wenn mir eine Ahnung sagt, daß ich
 darin höchst unglücklich sein werde?

Am 23. December.

Es sollte mich wundern, wenn diese ganze Epoche der neuen Zeit, die mit der Julirevolution begonnen, ohne bedeutende politische Veränderungen vorüberginge. Dieses neutrale Aussehen von so vielen Seiten scheint indeß doch für eine Abneigung gegen Krieg zu zeugen. Sympathisiren kann man ohne Schaden, ja selbst ohne Unbequemlichkeit; darum sympathisirt man sich satt nach Herzenslust, aber wenn von dem Handeln die Rede ist, verkriecht man sich geschwind in die Winkel und Keller, wo die Geldkassen stehen und preist mit furchtsamem Herzklopfen den Frieden. Das ist den Leuten, die Geld haben, gar nicht zu verargen; welche Beschäftigung kann angenehmer sein, als das Dufasenzählen! O daß ich doch nur auch ein recht kindisch-ängstliches, philisterhaft-seiges Herz hätte, damit ich nicht wünschte, den großen Todten heraufbeschwören zu können, vor dessen Anblick der Erdbreis schwieg; ha, wenn er jetzt auf einmal daslünde in seiner Kalt entschlossenen entseßlichen Majestät! — doch er schlummet ja einsam in weiter Ferne — und auch der Phönix,

der aus seiner Nische steigen wollte, ist gestorben!
 Alle die Starken sind dahin — die Söhne der
 Ohnmacht leben — gebückt — starräugig —
 eisgrau — sie leben nur für Rechenexempel und
 Geldkästen!

Am 28. December.

Manche Zeiten besetzt ein besonderer Enthusiasmus. Im Jahre 1813 traf er mit den Wünschen der Gewaltigen zusammen. Wenn das doch immer der Fall wäre! Es kann keinen unseligern Zwiespalt geben als den zwischen Volk und Fürsten! Jeder Theil betrachtet dann die Bestrebungen des andern in dem gehässigsten Lichte. Das Volk kann dann selbst einen guten Fürsten, wie der Fürst ein gutes Volk erkennen. Das ist nicht die Kunst der Herrscher und Staatsleute, den Willern ihre eigensüchtigen Ideen aufzuzwingen und sie nach Maassgabe eines individuellen Behagens oder Mißbehagens zu behandeln; nein, die rechte Politik besteht

darin, in den Geist der Nation einzugehen; sich auf diese Art seiner zu bemächtigen, und ihm die heilsamste Richtung zu geben. Ein Fürst soll seinem Volke, wie der Kelter seinem Kasse, seine Gedanken ablaucern; er wird sich des Volks bemächtigen, wenn er ebenso fühlt, wie sein Volk fühlt, und dieses wird ihm willig gehorchen, wenn seine Befehle mit der Nationalstimmung harmoniren. Eine Nationalstimmung aber läßt sich nicht machen, noch unterdrücken, und wer sie verkennt, der verliert des Volkes Liebe.

Am 30. December.

Der erneuerte Antrag von Seiten des mir wohlwollenden Ministers und Dein lebhaftes Zureden haben meinen Entschluß entschieden. In den nächsten Tagen reise ich nach W. — ab, um meine Stelle daselbst anzutreten. Hiervon fesselt mich ohnehin Weniges. Und was mir lieb ist, ich vermeide die unangenehme Noth-

wendigkeit, in der Zukunft die Gnade meines mit mir bisher unzufriedenen Onkels anzubetteln. Er hat zwar meinem Vater auf dem Sterbette geschworen, mich nie zu verlassen; aber bei dem Mangel großartiger Gesinnungen würde er meine Neigung zu der Kunst schwerlich unterstützen. Erst gestern schrieb er mir wieder: „es sei nun die höchste Zeit für mich, die Tändeleien der Jugend aufzugeben und darauf zu denken, daß ich ein nützlichcs Glied der menschlichen Gesellschaft werde.“ — Tändeleien? — Nützlich? — Ich kann Dir nicht beschreiben, wie komisch mir das klingt! — Doch ich gehe — ich verläugne mein Gefühl, und gehorche fremdem Rath.

Den 1. Januar, 1831.

Nein, es sind nicht leere Sagen
Die prophetischen Geschichten;
Einst wird eine Stunde schlagen,
Wo ein großer Gott wird richten!

Feuer wird vom Himmel fallen,
 Und die Erde wird erbeben,
 Die Felsen werden schallen,
 Und die Donner werden tönen!

Allen, die im Dunkel gingen,
 Und mit Fächeln Schurken waren,
 Wird der Laut zu Ohren dringen,
 Und durch Mark und Bein fahren!

Alle, welche Schändes thaten,
 Die die Wahrheit niederdrückten,
 Die das Recht mit Füßen traten,
 Und des Lebens Baum zerpfückten;

Alle, die mit frechem Hohne
 Schmach verübt an edeln Geistern,
 Wird vor des Allmächtigen Throns
 Das Entsetzen übermessen!

Und das Schwert wird sich erheben
 Und wird sich mit Blute färben;
 Drüber wird die Waage schweben
 Mit dem ewigen Verderben!

Und sie werden angstvoll schreien:
 „Rette mich! Ich bin verloren!“
 Aber nichts wird sie befreien
 An der Hölle grausen Thoren!

Wein, es sind nicht leere Sagen;
 Jedes Dunkel wird sich lichten,
 Bei der großen Stunde Schlagen,
 Wo der Ewige wird richten!

Und die Throne werden wanken,
 Und die Völker werden beben;
 Denn die Strafe wird umranken,
 Wer dem Satan sich ergeben!

Satans Werk hat schnell ein Ende,
 Wo die Engel Gottes streiten;
 Satans Werk besteht Momente,
 Gottes Werk in Ewigkeiten!

Sagen werden alle Mächte,
 Die schon im Gedanken beben,
 Vor dem schrecklichen Gerichte,
 Wenn es wird herniederschweben.

Wein, es ist kein leeres Träumen
 Von dem großen Weltgerichte,
 Und nicht lange wird sie säumen
 Die Erfüllung der Gedichte!

Am 5. Januar.

Ich bin in W. — angelangt. Bei dem Minister und auch anderwärts fand ich die freundlichste Aufnahme. Er ist ein Mann von offenem Herzen und umfassender Bildung. Besonders freut es mich an ihm, daß er bei seiner außerordentlichen Thätigkeit im Geschäftsleben zugleich Sinn hat für die Künste, mit denen er sich jedoch durchaus nur nebenher und zur Erholung beschäftigt. Uebel ist's, daß dergleichen Leute um und neben sich auch nur Dilettanten leiden wollen. Ach, und doch ist es so eine schreckliche Stümperei um den selbigen Dilettantismus! Indes muß ich vor der Hand meine Ueberzeugung meiner Lage opfern. Bei dem hübeln Wetter arbeite ich wirklich nicht ohne Lust und mit unerwarteter Leichtigkeit. Auch scheint der Minister mit meinen Ansängen zufrieden.

Am 8. Januar.

Was mir viel zu schaffen machen wird, ist die hier herrschende Stimmung gegen die Polen. In den höhern Kreisen muß ich oft Aeußerungen anhören, die mit meinen Empfindungen auf das Schreiendste contrastiren. Man hofft sehnlich auf die Niederlage der Rebellen, und ist von ihr im voraus überzeugt. Ueberhaupt finde ich in der mir in anderer Beziehung werthen Stadt einen gewissen aristokratischen Geist, der mir nicht behagt. Selbst mein Minister ist bei aller seiner Humanität und äußerlichem Wohlwollen nicht frei von dem gewöhnlichen Adelsstolz; auch zeigt er engherzige Gesinnungen, wenn von der neuen Richtung der Zeit die Rede ist. Das Streben nach Freiheit verwechselt er leicht und gern mit Anarchie, und dem reinsten idealischen Liberalismus mit unpraktischem, totem Schwindel. Wenn man ihm widerspricht, dann wird er empfindlich; was kann ich da thun, als ihn gewähren lassen!

Am 12. Januar.

Oft erwacht's in mir — der Gedanke an Bianca, an die Vergangenheit, an meine Poesie, an meine goldene Freiheit! — aber die Geschäfte lassen mich nicht zur Besinnung kommen! Wenn sie mich nur auch beschiedigten! Aber wenn ich nun den ganzen Tag veressen und verschrieben habe, und des Abends überlege, was ich denn nun eigentlich gethan, so komm' ich mir nicht besser vor als der Handwerksknaus, der seine bestellte Arbeit fertig gemacht — nicht besser als der Esel, der, von der Peitsche getrieben, den Pflug gezogen hat! Ja, wenn man nicht höhere Kräfte in sich fühlte, dann möchte Alles gut sein! Aber, wenn ich bedenke, daß tausend Andere dasselbe, was ich verrichte, auch verrichten könnten, und daß darüber meine schönern Talente, die ich nicht Jedem verlichen glaube, in mir versinken und vermodern, — o Theodor, dann scheint mir mein ganzes jetziges Sein und Treiben so sad, gehaltlos und unerspreßlich, daß ich verrückt werden könnte, wenn ich viel darüber nachdenken wollte. Ich achte meine Arbeiten nicht höher als, wie es im Prediger Salomo

heißt, „Pflanzen und Ausrotten, Steine zerstreuen und Steine sammeln“ u. s. w. Ach, es ist ein schreckliches Leidwesen um Dinge, die den Geist nicht befriedigen!

Am 14. Januar.

Wie es mich anreizt, mich mit in dem saubren und erdärmlichen Treiben umherzudrehen, das mich hier umgibt! Es täglich mit anzusehen, wie man sich abarbeitet und schmiegt und biegt, und wie sich Einer vor dem Andern demüthigt, nur um durch ihn eine Stufe höher zu steigen, wie sich Alles um einen prächtigen Titel und um die Gnade des Serenissimus bewegt! Ich muß lachen und mich zugleich ärgern! Welche hohe Ideen hatte ich einst von den edeln Gesinnungen und der Begeisterung der Menschen! Und wenn mir nun die kahle Wirklichkeit zeigt, welche kleinliche Triebfedern sie meistens zu ihrer Wirksamkeit beseuern, wenn ich die Eifersucht

und den leeren Rangstreit unter ihnen entdeckte, da treffe ich voll Unmuth wieder auf meinen alten Satz: „es herrscht die Materie, und an Geist ist nicht zu denken!“

Am 20. Januar.

„Eine Hand voll Ruhestörer und Rebellen haben Polen aufgewiegelt! Die Polen können sich nicht selbst regieren! Es ist eine Wohlthat für sie, wenn sie unter der schärfsten Zucht gehalten werden!“

O wenn ich an dem Tage, wo ich das herrliche Manifest des polnischen Reichstags gelesen habe, solche Reden mit anhören muß, wenn ich sehe, wie man mit spöttischem Lächeln eine Angelegenheit behandelt, die das Herz einer Menschheit bluten macht, dann möchte ich mir gleich das Gehirn zerschmettern vor Wuth! —

Theodor, ich sage Dir, es ist kein Gott,
wenn Völen untergeht!

Am 24. Januar.

Ich fühle von Tage zu Tage mehr, daß ich
hier nicht in meiner Sphäre bin. Meinem offe-
nen, geraden Herzen widersteht das Heucheln
und Schmeicheln; Du kennst mein excentrisches
Wesen; da überwältigt mich denn oft der Aus-
genblick — es entschlüpft mir hier und da ein
Wort, das in dem Dunstkreise der Hoflust nicht
gehört werden darf, und so bekomme ich Feinde
auf Feinde, ohne daß ich's übel mit Jemand
meine. Mir bangt — ich sehe keine Möglich-
keit in meiner Stellung noch lange auszuhalten.

Am 28. Januar.

Mein Herz sehnt sich nach Erlösung; ich kann und werde hier weder mit den Andern, noch mit mir selbst zufriednen sein! Mein Kopf ist wußt und meine Empfindung todt — Ich bin eine am Drath gezogene Puppe — eine durch Räder getriebene Maschine ohne Geist und Herz.

Am 1. Februar.

Du fragst mich um meine heftige Meinung über Deutschland. Sie ist etwas besser; ich fange an, zu hoffen. Man sieht, daß alle Geister sich regen — die Zahl der phlegmatischen Philister vermindert sich von Tage zu Tage. Wenn nur die Conjuncturen nicht so unfällig wären! Frankreich zögert; seine Friedens- und Juste-milieu-Männer mit den Hasenherzen und sein neuer bedächtlich-suchtsamer

König, der gern mit den Kabinetten in gutem Vernehmen bleiben will, lassen es zu keinem Entschlusse kommen. Ach, und an Polens Schicksal hängt doch auch Deutschlands Glück oder Unglück! Jetzt ist der günstigste Zeitpunkt; aber Frankreich scheint ihn verträumen zu wollen, und der phlegmatische Deutsche wird ohne dasselbe gleichfalls nichts unternehmen. Es wird ihm am Ende recht sein, wenn er sich damit entschuldigen darf, daß er allein nichts ausrichten könne. Sie ist doch eine herrliche Sache die liebe Schlafrockbequemlichkeit, diese ächte Philisterhaftigkeit, die Göthe im Faust mit den Worten preist:

„Nichts bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus,
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.“

Und:

„Derr Nachbar, ja! so laß ich's auch geschehn!
Sie mögen sich die Köpfe spalten,

Mag Alles durch einander gehn;
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten!"

So dachte man in dem vorigen Jahrhundert; jetzt herrschen andere Gesinnungen. Man spricht, schreibt und liest mit besonderer Vorliebe über politische Gegenstände; man ist nicht mehr so weiblich und kindisch zaghaft, wie früher; man findet nicht das ganze Glück des Lebens in den vier Pfählen und in der Familie; der Einzelne lebt nicht an seinem engen Selbst, sein Herz hat sich auf sein Volk ausgelehnt. Wir haben Constitutionen, zwar noch unvollkommen, wie im Anfang alles Menschliche; aber sie wirken doch vorbereitend und bilden den Uebergang von dem Besseren zu dem Besseren. Von der Pressfreiheit ist wenigstens oft die Rede gewesen; man weiß bis in's Volk herab, was man darunter zu verstehen hat; und die Handelsfreiheit betreffend, bemüht man sich das Wünschenswerthe, so gut es die Verhältnisse erlauben, zu realisiren. Man fühlt das Unglück der Spaltung und das Bedürfnis einer nähern Vereinigung; man kennt sein Ziel, man setzt sich nicht mehr verbroffen, es zu erreichen. Man will ändern, was nicht mehr als zeitgemäß erscheint;

nur trifft man hier auf Hindernisse und hartnäckige Vorurtheile. Um nur eins zu erwähnen; da gibt es Leute, die es für gefährlich halten, etwas Bestehendes zu ändern, ja, die, wo sie ein solches Bestreben sehen, gleich dem Umsturz alles Bestehenden fürchten und diesen in dem entschuldigsten Lichte darstellen. Aber hat denn jemals etwas Bestehendes immer bestanden? Und soll es nur aus dem dummen Grunde bestehen, weil es eben besteht? Ist nicht die ganze Geschichte von ihrem grauestem Alterthume an eine ununterbrochene Veränderung alles Bestehenden gewesen? Sollte Alexanders des Großen Reich oder das der Römer fortbestehen, weil es bestand? Sollte die mosaische Religion fortbestehen, weil sie bestand? Und soll das Christenthum fortbestehen, weil es besteht? So meint man aber in seiner Einselt, und erwägt nicht, daß der Grund dafür, ob eine Institution bestehen sollte oder nicht, darin liegen muß, ob sie an sich gut, ob sie zeitgemäß, oder ob sie schlecht, den Verhältnissen widersprechend und in sich selbst schon abgestorben sei. Darauf allein kommt es an. Sollte einmal in irgend einer Zeit Alles schlecht und unpassend sein, so müßte Alles um-

gestürzt werden. Die Liberalen werden also, was sie Gutes sehen, nicht entfernen wollen; sie wünschen auf jedem Fall nur die Veränderung manches, nicht aber alles Bestehenden. Es gibt aber eine Menge Leute, welche behaupten, sie wüßten eigentlich gar nicht, was sie wollten; oder man gibt ihnen Schuld, sie gingen bloß auf Herbeiführung eines anarchischen Zustandes aus. Kann man sich einen größern Unsinn denken als dergleichen hirnloses Geschwätz! Nur ein Wahnsinniger, oder ein wildes Thier könnte einen anhaltenden Zustand der Anarchie wünschen! Nein sie wissen recht wohl, was sie wollen; und was sie wollen, ist so vernünftig, als die Zersplitterung Deutschlands unvernünftig ist, — unvernünftig ist schon in bloßer Rücksicht auf die Stellung gegen das Ausland, gegen das wir schwach dastehen, wenn uns die Einheit fehlt, und das dabei stets nach Gefallen mit uns sein Spiel treiben wird. Die Liberalen wollen für ihr einziges Vaterland nicht drei und dreißig Fürsten, sondern einen einzigen König, damit sie vor allen Dingen Einheit erlangen im Innern, wie nach außen, gleichwie Frankreich, Rußland, Schweden, Dänemark, England u. s. w.

auch nur einen König haben, nicht aber hundert. Ferner wollen sie, daß dieser König nicht etwa nach seinem persönlichen Launen oder Einfällen regiere, sondern sich an eine Constitution halten müsse, die aus der Seele des Volks, aus dessen tiefsten Bedürfnissen und Wünschen hervorgehe, nicht an eine, die er selbst mit seinen Diplomaten nach individuellen Ideen ausgearbeitet, und der Nation aufgedrungen hat. Sie wollen ferner Pressfreiheit, weil sich ohne sie die öffentliche Meinung nicht kund geben kann; weil ohne sie das Volk einem Menschen gleichen würde, der zwar die Gabe der Rede besäße, aber kein Wort sprechen dürfte. Sie verachten die Censur als ein die Menschenwürde entehrendes Institut, weil sie die Wahrheit in ihrem Keime erwürgt, damit die Halbsheit und die Lüge gedeihe. Doch was mache ich viele Worte! Du kannst Dir alle aus meiner Ueberzeugung folgende Consequenzen leicht denken. Leider muß ich hier mit Aeußerung meiner Ansichten sehr vorsichtig sein; mein Minister bemüht sich zwar um einen gewissen äußern liberalen Anschein, aber versteht unter Liberalität mehr ein menschenfreundliches und humanes Wesen, das auch in man-

den sehr ganz indifferent gewordenen Punkten hier und da einen freisinnigen Gedanken zeigt, und Liberalität wäre das auch wohl zu nennen; nur ist es eine sehr verschiedene Sache um eine solche Liberalität und den — Liberalismus.

Am 10. Februar.

Die Russen sind mit einer ungeheuern Macht in Polen eingerückt. Man freut sich hier schon darauf, wie schnell Diebitsch die Rebellen zu nichte machen werde. Und ich liege täglich vor Gott auf den Knien, und bete nicht mehr für mich, sondern allein für Polen.

Am 10. Februar.

Es gibt Tage im Leben, wo uns Alles mißlingt und fehlschlägt, wo Verdruß auf Verdruß

auf uns losstürmt, wo uns das Schicksal aus einer Ecke in die andere umherwirft, indem es eine Art von Schadensfreude darin findet, uns auf den äußersten Grad von Wuth und Aerger zu treiben — Jean Paul nennt sie Hagstage. Einen solchen Tag habe ich heute erlebt. Regen, Thauwetter, damit vermischtes Schneegestöber, und dabei eine Menge vergebliche und unangenehme Wege vereinten sich, mich der Verzweiflung nahe zu bringen. Ein solcher Tag fängt damit an, daß man, aus dem Bett aufgestanden, das Zimmer voll Rauch findet, daß man im ersten Ungeschieß des Morgentaumels beim Dessenen nicht nur das Fenster, sondern auch sogleich darauf das Kaffezeug zerbricht, das auf dem glühenden Ofen steht, der, überschwemmt von der Sahne, nun zu dem Rauche noch einen erslickenden Dampf hinzufügt — die Finger hat man sich bei dem Angreifen des Kaffeegeschirres noch außerdem verbrannt — dann vermißt man nöthige Schreibereien, und entdeckt, statt sie zu finden, noch andere Verluste von Büchern, Geräth, Wäsche oder Geld, wornach man sich todt sucht, — hierauf empfängt man unangenehme Briefe und verdrüßliche Nachrichten — nach den

ersten Minuten, in denen man sich zum Arbeiten anschickt, wird man durch lästige Besuche stundenlang abgehalten — und geht man endlich selbst aus, so trifft man Niemand an, den man sucht, oder findet die Unternehmungen, die man Wochen hindurch eifrig betrieb, überall fehlgeschlagen; will man sich durch einen Spaziergang in's Freie erheltern, so bricht vorher, oder gar unterwegs der fürchterlichste Regen los, und wenn man nach Haus zurückkommt, so findet man wieder neue Aergernisse und Schrecknisse vor. So geht das weiter. Das ist gleichsam das kleine Gewehrfeuer, welches das Schicksal gegen uns spielen läßt. Ich bin immer noch froh, wenn es mich wenigstens mit den Bomben verschont. Eine Erleichterung ist's uns, daß wir sogar manchmal über das Zusammentreffen der vielen Mißlichkeiten noch lachen müssen. Es möchte Alles gut sein, wenn man nur überhaupt einen heltern Blick in die Zukunft werfen könnte! Aber was wird's mit mir? Wenn ich nun auch nach und nach heraufsteige, wenn ich Titel und Ehren erlange, was helfen mir die neuen Röcheln, wenn meine Seele darin zu Grunde geht? Ich wiederhole Dir, meine geist- und genuss-

losen Beschäftigungen machen mich höchst elend. Es blüht so manche feurige Idee in mir auf; aber nichts vermag ich auszuführen, nichts, gar nichts! Abgemattiet und dumm gemacht von der Hirn zerrüttenden Frohnarbeit — was kann ich da beginnen, und wie sollen mein Herz und meine Phantasie einen energischen Aufschwung nehmen? Bleib mir in Zukunft mit Deinen Ansichten von Dilettantismus vom Leibe! Ich komme immer darauf zurück: wer Talent und Beruf zur Kunst in sich verspürt, soll kein anderes Geschäft kennen! Platen hat Recht, wenn er sagt:

„Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will
davon,
Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den
Helikon;
Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig the
ergibt,
Der den Hunger wen'ger fürchtet, als er seine Frei-
heit liebt.“

Am 19. Februar.

Wenn mich nur Niemand mehr fragte, wie es mir ginge, damit ich nicht jedesmal mit der stereotypen Pöge „gut!“ antworten müßte! —

Am 20. Februar.

Ich habe einen bösen Ausbruch gehabt und bin in der abscheulichsten Stimmung! Ich verfluche meine hündische Lage! Aber so mußte es kommen! Sah ich's doch voraus! Wußte ich's doch, und hab' ich's auch doch prophezeit, wie es nun auf's Haar eintrifft! Aber Recht geschieht allen gutmüthigen Thoren, die gegen ihr inneres Gefühl Andern folgen, sehr Recht geschieht ihnen, wenn sie das Schicksal mit der empfindlichsten Ruthe peitscht! Nun sitz' ich doch da in dem schönen nützlichen Wirkungskreise, den ihr mit so prächtigen Worten angepriesen habt! Du wirst wieder sagen, mein ercen-

trisches Gemüth male mit zu schwarzen Farben; aber höre meine ganz simple profaische Erzählung!

Gestern Abend ist große Gesellschaft bei dem —schen Gesandten, und er hatte dazu neben der Noblesse auch einige Bürgerliche eingeladen, was früher bei einer Gelegenheit dieser Art hier unerhört gewesen wäre. Aber jetzt thut man's zuweilen, um sich den Anschein von Popularität zu geben. Besonders die Humanisten und Schöngelster werden dieser Ehre würdig erachtet. Schon mehrmals machte man mir das Compliment, daß man mich schätze als einen Mann von Geist und Empfindung; ich weiß nicht, ob man's damit so ernstlich meinte. Genug, ich erhalte eine Charte, und stelle mich um die bestimmte Stunde ein. Auch der innigst von mir verehrte greise Dichter G. — ist zugegen; und da mir immer das Herz aufgeht, wenn ich ihn sehe, wende ich mich zuerst an ihn. Aber schon hier regt sich der böse Dämon; fast auf Alles, was G. — sagte, mußte ich heute mit einem „Aber“ dreinkommen. Es war von einem äußerlichen Anhaltungspunkte im Leben die Rede, auf den er lebhaft drang. Ich meinte, wenn man von

Jugend an das Unter- und Auskommen im Sinne habe, so müsse die individuelle Richtung und Ausbildung des Geistes zu Grunde gehen. Dabei nannte ich ihm Jean Paul, Tieck, Wieland, Schiller, Klopstock und Andere von den Größten, die den Staatsämtern hartnäckig widerstrebt hatten. Er versetzte, diese anomalistischen Erscheinungen dürfe man nicht zum Beispiel machen. Ich äußerte ferner, daß man nicht der Kunst und Wissenschaft zugleich leben, sondern bloß Eines treiben könne; er widersprach mir; ich erinnerte ihn an eine Stelle in Werthers Leiden, wo die Liebe zur Kunst mit der Liebe zu einem Mädchen verglichen ist, der ein junger Mensch alle seine Zeit opfert. G. — entgegnete, das sei bloß gesagt im Sinne des enthusiastischen Werther. Ich citirte Tasso's Worte:

„Wenn ich nicht finnen oder dichten soll,
So ist das Leben mit kein Leben mehr“ u. s. w.

Aber auch dieß war vergeblich. Er stolperte nur wieder mit Tasso's individuellem Charakter drein, und fing nun sogar an, Sätze auszusprechen, wie z. B.: „daß die ganze Dichtkunst eigentlich nichts sei, und daß sich jedes Gedicht in ein Nichts auflöse.“ Ich konnte mich im geheimen

nicht genug wundern, den größten Dichter so reden zu hören. Und da er mir im Verlauf der weitem Unterredung den Vorwurf machte, daß es Tage lang Zeit erfordern würde, meine paradoxen, ihm hingeworfenen Sätze auf's Reine zu bringen, so bezwang ich mich nicht länger, und sagte ihm etwas spitzig, wie es mir als das größte Paradoxon erscheine, daß er sich aus einem Lasso so ganz in einen Antonio umgewandelt habe. Natürlich war unser Gespräch auf diese Art abgebrochen. Ich hatte in diesem Augenblicke nicht bedacht, daß dieser Mann ein Amt bekleidete, wenn dasselbe auch eigentlich so gut wie keines war, indem es ihm alle Müße übrig ließ; und ferner, daß er etwas darin suchte, in allen nur möglichen Wissenschaften zu glänzen, besonders seit der Zeit, wo sich der Drang seiner poetischen Produktionskraft schon erschöpft hatte.

Doch das waren Präliminarien, die nur die Haut leicht ritzen; es sollte mir nun an's Herz gehen. Ich saß bei Tische neben einem Hofrath; wir reden dieß und das, und trinken einander lebhaft zu. Schon fühle ich bei dem vortreff-

Uchen Johannisberger meinen Humor ziemlich hergestellt; da kommt unglücklicherweise die Rede auf Polen und dessen erste Siege, die man erwünschte. Jetzt fällt es gar dem etwas angestochenen Hofrath in einer unüberlegten Aufwallung ein, ein Vereat auf Polen auszubringen, in welches auch eine Anzahl leidenschaftlicher Aristokraten einstimmte. Ich ärgerte mich darüber um so mehr, als ich die sonst menschlichen-Gesinnungen des Hofraths kannte, und darin eine Handlung sah, die er nur begehen konnte, um sich bei Hofe beliebt zu machen. Ich weigerte mich, mit ihm anzustoßen; im Gegentheil sprach ich meine Entrüstung ziemlich heftig aus; und als eine Art von Wortwechsel unter den nächst Umsitzenden entstand, konnte ich mich, vom Weine erhitzt, nicht bändigen, allerlei Aeußerungen hinzuzufügen, die freilich den Ehren der Aristokraten ein revolutionärer Gräuel sein mochten, was ich an dem Naserümpfen der Herren ziemlich deutlich merken konnte. Leider kam es so weit, daß mein Minister aufstand, mich auf die Seite nahm, und mir den Rath gab, die Gesellschaft zu verlassen. Von meinen Empfindungen hast Du keinen Begriff; ich kochte und schäumte;

„Hö! euch alle der Teufel!“ murmelte ich zwischen den Zähnen, und ging meines Wegs. Der Minister war zwar freundlich mit mir, wie gewöhnlich; aber da ich nach Hause kam, fing die Geschichte doch an, mich zu reizen. Ich fühlte die mir widerfahrne Erniedrigung, die mir meine Klugheit freilich hätte ersparen können. Aber nun ist's einmal geschehen; nun bin ich dem allgemeinen Spotte bloßgestellt und weiß, wie all das garstige Volk über mich triumphiren wird, dem mein bißchen Talent ein Dorn im Auge ist! Was kann ich da Besseres thun, als gehen! Ja, nichts in der Welt hält mich länger hier zurück.

Am 28. Februar.

Der Minister hat mir mein Benehmen in einer Privatunterredung nachdrücklich verwiesen. Indem ich einsah, daß meine Indiscretion auf ihn nachtheilig zurückwirken müsse, bat ich um seine

Verzeihung, zugleich aber auch um meine Entlassung. Die erstere gewährte er mir in vollem Maasse, und rieth mir, in Zukunft mein leicht zu entflammendes Feuer zu mäßigen; die zweite mir auszuwickeln, zeigte er um meiner selbst Willen Bedenken, indem er mich versicherte, daß er mich schäßen gelernt habe und mein weiteres Glück von Herzen wünsche. Wenigstens rieth er mir, den Schritt noch einmal zu überlegen; ich gab ihm nach.

Doch schon habe ich nun in einem Schreiben mein Gesuch wiederholt; ich gedenke nach — zurückzukehren, und wieder meinem Genius zu leben. Freilich wird mein Dunkel Augen machen, wenn ich seinen Hoffnungen auf einmal einem solchen Strich durch die Rechnung glehe. Aber ich will künftlg aus eigenen Entschlüssen handeln, und, wie ich hoffe, auch aus eigener Kraft bestehen. Der Rest meines Vermögens reicht umgefähe zu meiner Einrichtung hin; das Weitere mag mir der Himmel gewähren; der Gnade meines Onkels werde ich nicht beschwerlich fallen. Der Drang nach Ruhm entzündet meine ganze Seele, ich fühle meine Anlagen, und ich hoffe

es soll Alles gut gehen, wenn meinem Eifer
einiges Glück zu Hülfe kommt.

* Am 1. März.

Man hat mir mein Gesuch bewilligt. Morgen gehe ich fort. Ich freue mich darauf wie ein Kind. Bin ich's doch nun los das ver-
wünschte Joch und alle die häßlichen Umgebungen! Den Dichter G. — habe ich noch besucht, und wegen meiner übereilten Aeußerung um Verzeihung gebeten. Er war so liebevoll, daß es mein Herz rührte, um so mehr, da ich den großen Mann, der an der Schwelle des Grabes steht, vielleicht nie wiedersehe. Nun esse ich leichten Muthes fort, und freudig wird sich der von seinem Druck erstandene Geist in dem ersehnten Elemente seiner Freiheit entfalten.

Im 8. März.

Ich bin wieder hier, und es ist mir schon in so fern wohler, als in dieser Stadt die regste Begeisterung für die Polen herrscht. Die neuesten Nachrichten lauten günstig. Ich lebe und webe oft ganze Tage lang in den großen Angelegenheiten der Menschheit; meine Kunst will mir darüber fast Nebensache werden. Doch arbeite ich rasch an einem epischen Gedichte, dessen größter Theil schon in früherer Zeit vollendet wurde. Wenn nur die Neider um mich herum nicht wären! Du weißt, daß schon im vorigen Jahre Mehreres von mir Theilnahme fand. Das mißgönnt man mir und sucht alle Sylbenscherereien zusammen, um mir etwas anzuhängen. Ueber meine besten Produktionen schweigen sie; aber wenn mir etwas weniger gelingt, dann fallen sie sogleich darüber her. Aber ich denke doch, ich will mit Ehren bestehen, wenn ich meinen geraden Weg so in der Stille fortwandle, ohne mich viel um sie zu kümmern. Klopsstock sagt: „Meisterwerke werden sicher unsterblich! Noch viel Verdienst ist übrig; auf! hab' es nur! Die Welt wirds kennen!“ Freilich kommt es

darauf an, Meisterwerke zu liefern; ob's damit gelingt, nun das muß man versuchen!

Am 10. März.

Es ist entsetzlich, um des Erwerbs willen zu schreiben. Ich traf gestern mit einem namhaften hiesigen Dichter zusammen, der sich bitter über diesen Punkt aussprach. In einem Anfall von verzweifelter Melancholie erzählte er mir als einem Jugendfreunde, wie er von einer Stadt zur andern sich umhergeschlagen, und sich seit Jahren vergebens abgemartert habe, um nur einmal zu einer Erholungs- und Ausruhezeit von etlichen Wochen zu gelangen.

„Voll Hoffnung,“ sagte er, „athmete ich auf, wenn ich ein Werk beendet hatte, und glaubte nun eine Frucht davon zu genießen. Aber all meine Freudigkeit mordeten mir diese leidigen Bibliopolen mit ihren engherzig-kaufmännischen Gesinnungen, denen ich oft genöthigt war, was

mich Arbeit, Anstrengung, Zeit und Gesundheit gekostet hatte, für einen Lumpenlohn zu überlassen. Anstatt einmal froh aufzuleben, wurde ich auf diese Art nur tiefer in die Sorgen hineingestürzt; ich erndtete zwar Ruhm, aber wurde meines Ruhmes in keinem Augenblicke froh. Ach, zu hundertmalen stand ich auf dem Punkte, mir ein Leben zu nehmen, das sich in ewigem Gram und Unmuth verzehrte! Die Poesie, die Quelle meines höchsten Glückes, war mir zugleich die Quelle des tiefsten irdischen Elends!“

So sprach er noch weiter. Wenn's mir auch so ergehen sollte, Theodor! Ich fühle schon, wie übel es ist, wenn das Schicksal mit der Peitsche hinter mir steht, und mich treibt, mit einer Wille zu verfahren, die ich um so heftiger hasse, je mehr ich sehe, wie viel sie meiner Produktion schadet. Und daß ich alle Stunden, günstige oder ungünstige, zu Hülfe nehmen muß, um nur vorwärts zu kommen, daß ich nicht bloß dem unwiderstehlichen Trieb des Genius, sondern dem Drang der Noth gehorchen muß — o Theodor, oft möcht' ich darüber rasend werden! Alles Vortreffliche will Zeit, Ueberlegung und vor

Allem die rechte Stimmung; und Abwechselung zwischen Arbeit und Ruhe, Thätigkeit und Vergnügen muß der Mensch haben; anhaltende Anstrengung spannt den Geist ab, und dem, was er schafft, fehlt endlich Schwung und Energie. So wenig ein Feld oder Baum zu jeder Jahreszeit grünen und Früchte tragen kann, so wenig kann selbst das begabteste Talent in einem fort produciren. Aus den Ruhepunkten sproßt ihm die neue Kraft, und die Saaten und Blumen, die es aus sich herauszuzwingen nicht im Stande gewesen wäre, grünen und blühen herrlich von selbst aus ihm empor. Göthe sagt zwar einmal:

„Gehet ihr euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie!“

Dem Meister müssen allerdings die Elemente zu Gebote stehen, und nur der verdient den hohen Namen, der „seiner Kunst gewiß ist überall;“ doch ist es immer besser, wenn man es abwarten kann, bis die Muses von selber kommen, als wenn man ihnen Besuch entgegen muß.

Es ist in jedem Menschen ein reicher Schatz herrlicher Gefühle und Gedanken vorhanden; aber die Kunst, sie zur Klarheit zu erheben, und mit Worten in ihrer ganzen Fülle und Tiefe wiederzugeben, erfordert viele Übung, und steht selbst dem Geübtesten nur in den glücklichsten Momenten zu Gebote. Fast alle diejenigen Einfälle sind die besten, die dem Menschen wie von selber kommen, und dieser Umstand könnte uns fast on eine Inspiration glauben machen. Das mühsam Erfonnene und Erjagte reicht selten an das Gefundene hinan; und oft taugt es gar nichts.

Wie viele schöne Auswallungen, wie unzählige Momente der trunkensten Begeisterung bleiben ohne eine Frucht! Wie oft versuchten wir vergebens auszusprechen, was uns innigst bewegte! Wie oft fanden wir dann nur höchst stümperhafte oder keine Worte: Wie oft zerstörten wir uns selbst diese köstlichen Augenblicke durch trockene Beschäftigung mit heterogenen Gegenständen, wie oft verklümmerte sie uns die Dazwischenkunft Anderer!

Es ist eine eigne Sache um die Begeisterung;
wenn sie erscheint, der halte sie fest!

Am 15. März.

Es ist mein Grundlag, in der Leidenschaft
nichts zu schaffen. Rein, hell und klar soll das
Gemüth des Künstlers sein, nicht finster, trübe
und wild; sonst wird er die Welt nicht richtig
auffassen. In den tobenden Wellen des stürmischen
Ozeans siehst Du nichts; aber in einem
stillen, klaren Flusse spiegeln sich Himmel und
Erde.

Am 18. März.

Ah, manchmal übersättigt mich ein Gefühl,
als müßte ich Bücher, Federn, Papier und all
meine Stümpereien von mir werfen! — Wenn

ich von Skrynehli, Dzwernicki und allen den
Helden lese, dann zuckt mir's im Arm, und
wenn ich da im Augenblick fliegen könnte, ich
wäre längst fort nach Polen!

Am 22. März.

Ich fühle so recht, wie unfähig die alle hohen
Genien im innersten Herzen gelitten haben müssen,
wenn sie sich fremd und verlassen fühlten in einer
Welt, der sie die beste Kraft ihres Geistes wid-
meten, die ihre Schöpfungen hinnahm bald mit
apathischer Kälte, bald mit enthusiastischem Ent-
zücken, doch in beiden Fällen, ohne sich um ihr
Schicksal weiter im geringsten zu kümmern. Ei-
nen Götze bedachten die Götter; aber wie viele
Anderer duldeten und schwiegen, weil sie sich der
Klage schämten! O Schubart, Höltz, Bürger,
Ceume, Jean Paul, Lessing, Hölderlin, Ha-
man, Kleist — ich versteh' euch alle!

Am 26. März.

Wenn ich nur nicht so oft den Unsinn wiederholen hören sollte, daß die Politik die Religion unserer Zeit sei! Man vergleicht die Gegenwart sehr treffend mit Luthers Tagen und mit der Periode der Reformation, nur daß man jetzt für politische Freiheit kämpft, wie damals für die religiöse — das liegt sehr nah, und dawider hab' ich nichts — doch alle Religion dem Menschen darum wegzunehmen, um ausschließlich nur einen Altar für die Weltgöttin „Politik“ aufzubauen, das scheint mir sehr verkehrt. Der Mensch braucht in dem düstern Getriebe der Leidenschaften und in dem tobenden Sturme des irdischen Weltgetümmels um so nöthiger den Hinblick auf ein über die Annehmlichkeiten der Erde erhabenes Wesen, weil er sich sonst auf dem bewegten Meere ohne Steuer und Compaß dem Spiel der Wellen und des Zufalls preisgegeben sieht. Ihn verlangt nach etwas, das sein Herz beruhige, und das findet er nicht, wenn er die Politik zu seiner Religion machen will. Ob er freilich in dem Christenthum, oder in sonst einer positiven Religion, Alles finde, was er bedarf,

das ist eine andere Frage. Die christliche Religion ist die sittlichste, die man sich denken kann; doch enthält sie viele passive Elemente. Wenn es gerade meiner Individualität nicht zusagt, daß dem Dulden und Leiden in der christlichen Religion so viel Uebergewicht eingeräumt und das Handeln dabei hintangesezt wird, so verlange ich deshalb nicht, daß andere Leute unbedingt meiner Meinung sein sollen. Ein jeder hat ja seinen Kopf, und kann, wenn er nicht auf demselben gefallen ist, fremde Meinungen prüfen. Das Christenthum lehrt auch freie Forschung. Und dennoch ist's um diese oft ein Jammer, daher ich lieber gar nicht weiter davon rede; denn hier heiße's:

„Das Beste, was ihr wissen könnt,
Dürft ihr den Jungen doch nicht sagen.“

Ob das Christenthum geeignet sei, Weltreligion zu werden, muß die Zeit lehren. Ich für meine Person brauche nur die zwei Ideen „Gott und Unsterblichkeit;“ alles andere darum Hängende werf ich weg. Was sich aus diesen beiden Ideen ergibt, das genügt mir völlig; es überzeugt meine Vernunft, es beruhigt und er-

wärmt mein Herz. Und ich sollte meinen, eine so einfache Religion wäre die einzige, die man überall predigen sollte, um des Eingangs und der Ueberzeugung gewiß zu sein. Rousseau sagt einmal sehr richtig: „Von dem Augenblicke an, wo es den Menschen einfiel, Gott reden zu lassen, hat ihn jeder nach seiner Art reden und ihn das sagen lassen, was er gewollt hat. Hätte man auf weiter nichts gehört, als auf das, was Gott zu dem Herzen des Menschen sagt, so würde niemals mehr als eine Religion auf der Erde gewesen sein.“

Wie viel Unheil, Uneinigkeit, Haß und Blutvergießen haben die geoffenbarten Religionen in der Welt gestiftet! Mußte nicht Karl der Große fünftausend Sachsen hinstichten lassen, um ihnen das Christenthum aufzuzwingen? Und nun, da wir's einmal haben, klingt's wie der höchste Frevel, wenn man nur ein Wort dagegen sagt. —

Am 30. März.

Warum die hiesigen Schöngelster so wenig zusammenhalten? Schon mehrmals hast Du Dich darüber gewundert. Den Grund weiß ich Dir eigentlich nicht anzugeben. Es macht sich gerade so, wie es sich machte, daß sie zu andern Zeiten und an andern Orten einen engeren Bund geschlossen. Indes halt' ich selbst nicht viel von diesen Verbrüderungen. Je origineller ein Geist ist, desto weniger wird er die Ansichten selbst einer nur kleinen Mehrheit theilen können, desto entschiedener und isolirter wird er seinen eignen Weg gehen. Gerade unsere höchsten Meister verstreben mit wenigen Ausnahmen diesen Bündnissen und wendeten sich nur etwa zwei oder drei vertrauten Freunden zu. Und nun das eigne Betragen, das Jeder zeigt! Der Eine erscheint ganz einfach, der Andere affektirt allerlei Sonderbarkeiten, der Dritte ist gemüthlich, der Vierte spöttisch, der Fünfte enthusiastisch, der Sechste kalt und trocken, der Siebente prahlerisch oder geschwatzig, der Achte bescheiden und still, der Neunte poetisch zerstreut, der Zehnte an philosophisches Denken gewöhnt und Feind aller Confusion, und

so geht das fort durch eine Menge von Verschleidenheiten, die nicht wohl zusammenstimmen wollen. Viele streben durch Keuschlichkeiten zu imponiren, und am schroffsten erscheinen hierin gerade die, welche noch am wenigsten etwas von Belang zuwege gebracht haben. Dazu kommt nun die leidige Eifersucht und der auch hier sich einfindende garstige Brodneid — dann ist auch endlich das gemüthlose und prosaische Treiben der Handelsstadt dem herrlicheren Anschließen hinderlich. Ich für meine Person befinde mich am wohlsten, wenn ich mich auf dem Punkte einer gewissen Entfernung von ihnen erhalte, wenn ich freundlich mit ihnen stehe, ohne mit ihnen vertraut zu werden. So denken sie vielleicht auch, und da kommen wir denn auch ganz lieblich mit einander aus.

Nm 3. April.

Man spricht so viel von der neuern Schule und von dem Anschließen an dieselbe. Wenn

Ich nur erst ein bedeutendes produktives Werk von ihr gesehen hätte, dann möchte Alles gut sein! Wen finden wir vor der Hand an Ihrer Spitze Menzel, Börne und Heine. Ich bin keiner von denen, die sich ereifern, indem sie befürchten, das Regiment unserer Literatur möchte in die Hände der Juden gerathen; geschähe es, so verdienten wir, da wir für unsere Literatur so herzlich wenig thun, es gar nicht anders. Unter den Genannten achte ich besonders Menzel hoch; der Geist fulminirt bei ihm in jeder Zeile; seine originellen Ansichten weiß er auf eine originelle Art auszusprechen — gleichwie Phöbus Apollon dem Herte der Griechen, so sikt er der Schaar der Schlechten und Mittelmäßigen gegenüber und sendet von klingenden Bogen die sichern Pfeile ab, die aber nicht, wie in der Ilias, die Pest zu verbreiten, sondern sie zu zerstören, die Absicht haben.

Doch ist sein Talent vorzugeweise kritisch. In diesem Gebiete nimmt er jetzt den ersten Platz ein. Mitunter thut er vielleicht jemand Unrecht; aber im Ganzen ist seine Wirksamkeit höchst heilsam. Was ich von Börne denke

Ich war eine Zeitlang nicht mit mir darüber einig. Schon früher erkannte ich in ihm einen nicht unglücklichen Nachahmer Jean Pauls — ich fand in ihm jene Temperatur von Witz und Gemüth, die den Humor bildet — doch erreichte er Jean Paul weder an Tiefe des Gehalttes, noch an Originalität und Bizarrerie der Form — dazu kam nun noch ein überlebener Hana, fast fortwährend mit seinem Ich vor dem Publikum zu kokettiren. Eine Portion von demselben verleiht man jedem Schulfestler und zumal dem Humoristen; auch Jean Paul liebt das Ich-Spiel sehr, aber er plagt sich dabei nicht so wie Börne, etwas Besonders aus seinem Ich zu machen — er spricht von sich, ohne sich darum zu kümmern, ob man an ihm Gefallen finden werde — er legt es nicht so darauf an, sich als etwas Bedeutungsvolles hervorzudrängen; im Gegentheil behandelt er sein Ich oft parodistisch und scherzhaft, und sucht eher durch komische Uebertreibung die Wichtigkeit seines Ichs zu vermindern, als sie im Ernste zu erhöhen. Wo bei Jean Paul unschuldiger Scherz waltet, da liegt sich bei Börne die Absicht und angebornor Ehrgeiz. Wenden wir uns von seiner Manier zu

seinen Ansichten, so muß sie, richtig verstanden, Jeder achten, wenn auch nicht überall unbedingt annehmen. Vörne lebt und webt, wie der, jedoch nur in diesem Punkte mit ihm zu vergleichende Rousseau, in Uebertreibung. Sie ist ihm Grundsay geworden; und wohl muß in dieser Zeit der Extreme jeder Schriftsteller den Grundsay im Allgemeinen theilen; Kotteck theilt ihn auch. Es kommt nur viel auf die Art an. Ich behaupte, Kotteck hat weit tiefer auf die Deutschen gewirkt, als Vörne. Vörne steht in der Meinung, „man müsse den Deutschen schimpfen und bis auf's Blut ärgern, ehe er höre, oder gar fühle.“ Es wäre nicht gut, wenn er damit Rechte hätte. Wir lieben den nicht, der uns unser Vaterland in einem verachtungswürdigen Lichte zeigt, oder uns ein Vaterland ganz abspricht; dergleichen bittere Ausfälle erregen nur unsern Verdruß, nicht aber unsere Begeisterung. Der Deutsche hat Gemüth, und er wird tiefer bewegt und selbst mächtiger zur That getrieben, wenn man sich an dieses wendet, — wenn man überhaupt edel von ihm denkt und ihn nicht in den Schmutz tritt, um ein fremdes Volk auf seine Kosten bis in den Himmel erheben zu kön-

nen. Es ist traurig, daß man so oft von Deutschland nur in dem wegwerfendsten Tone spricht und alle seine Schattenseiten recht grell hervorhebt; das kann nur Niedergeschlagenheit und hoffnungslosen Unmuth erregen. Malt uns doch lieber ein großes Bild von unserem Werthe, unserer Kraft und unserm Vaterlande; das wird uns erheben und kräftigen zu jedem hohen Werke; denn so todt und marmorkalt ist die Brust des Deutschen noch nicht, daß keine Flammen der Begeisterung mehr in ihr glünden sollten! Rottecks edle und idealische Sprache ergreift uns ganz anders als Börne's malitiöse Schmähungen; auch würde ein Kampf, den Hegelein zuwege brächten, nie in der sittlichen Reinheit geführt werden, wie ein solcher, der aus edler innerer Bewegung entsände!

Helne ist milder als Börne. Schon als lyrischer Dichter trägt er eine gewisse Weichheit in sich, die in Empfindungsart und Sprache überall durchblickt. Wir finden bei ihm weniger Worte und mehr Gehalt als bei Börne, und auch das thut uns wohl. Auch er ist eigentlich ein renovirter und modernisirter Jean Paul, hat sich

aber seit den ersten Bänden der „Kessbilder,“ die zugleich an Göthes „Dichtung und Wahrheit“ erinnern, immer mehr von einer einseitigen Nachahmung seiner Muster losgerissen. Von ihm ging besonders der Versuch aus, einen Geist der Poesie und Romantik in die Politik hineinzutragen, und nun hat er eine Masse unserer jüngern Autoren und Dichter auf dieser Bahn sich nachgezogen. Sie stellen sich alle an wie Verzückte und romantisiren frisch drauf los in dem Gebiete der nüchternsten Prosa, wo mit den poetischen Floskeln und nebelduftigen Phantasieen gar wenig auszurichten ist. Auf diese Art entsteht gar häufig der sogenannte „blühende Unsinn,“ der selbst nicht weiß, wo er hinaus will, und den ein Theil des verblüfften Lesepublikums mit um so mehr Bewunderung betrachtet, je weniger es ihn verstehen kann. Das sind noch Früchte der Mystik und der Hegelschen Philosophie. Sie erzeugte die hyperromantischen Lyriker mit einem Weltseethen in jedem ihrer Verse, und die dichterischen Politiker mit ihren aus Witz, Sentimentalität, Ichsucht, Menschenliebe, Gemüth, Malice, romantischem Schwung, Staatswissenschaft, Poesie und Prosa zusammen-

gekochten breiten Bettelsuppen. Ich erinnere hier z. B. an die Briefe eines Narren an eine Märrin.“ Die Vorbilder achte und ehre ich, und auch die Richtung dieser neuen Schule muß ich als eine in der neuen Zeit wurzelnde, und aus ihr hervorgegangene mit Liebe betrachten; ich könnte sie nur dann hassen, wenn ich meine Zeit nicht verstünde. Wenn sie aber nur nicht so viele Karikaturen erzeugte! Wenn man ihre Ideale, ihre excentrische Art der Auffassung, mit einem Worte, ihren Geist verfolgte, ohne nun auch so sklavisch bis in's Kleinste die Form eines Menzel, Heine und Verne nachzuahmen! Schon manchmal hörte ich sagen, daß man jetzt kein anderes Buch mehr lesen wolle, als was in dem Tone jener Träumereien geschrieben sei. Das wäre denn doch die gräßlichste Einseitigkeit, die man sich denken könnte! Und wenn ich als humoristischer Schriftsteller einmal, statt meinen eignen Weg zu gehen, lieber nachahmen wollte, so würde ich mich doch, statt an Verne und Heine, immer lieber an die Quelle, an Jean Paul, halten.

Ueberhaupt aber kann von der neuen Schule

noch kaum die Rede sein, da sich noch Keiner ihres Geistes bemächtigt und ein großartiges nationales Kunstwerk in ihrem Sinne erschaffen hat. Weinade möchte man fürchten, daß dieß bei ihrer einseitigen Richtung auf die Politik nicht wohl möglich werden dürfte. Doch weiß das Genie aus den widerstrebendsten Elementen das Große zu bilden; indem es sich vielleicht auf der einen Seite der Zeit fügt, macht es sich auf der andern zum Meister derselben, und gibt ihr eine andere Richtung. Ich hätte Stoff, noch Mehreres hinzuzufügen; doch es ist stets besser, noch etwas für sich zu behalten, als jedesmal Alles herauszusagen.

Am 5. April.

Die Annäherung des Frühlings will mich oft aus der Stadt locken. Aber da ich draußen keine schöne Natur finde, resignire ich mich darauf, meine Lieblingsgenüsse zu entbehren. Doch ich fühle es, wenn erst die schönen Tage kommen,

da wird es mich nicht länger in diesem Häuser-
und Steinhaufen leiden.

Am 7. April.

Nach so vielen Tagen und Stunden, wo ich mit Melancholie und Verzweiflung gerungen, nach einer Zeit, wo mein wankender Körper bereits zu siechen anfang, liegt mein Werk nun endlich vollendet vor mir, und ich betrachte es mit dem Gefühl einer frohen Befriedigung. Es könnte freilich Manches daran noch besser sein; doch ich glaube, im Ganzen ist es mir gelungen. Besonders gegen den Schluß hin, wo der kranke Leib mir entgegentreten wollte, erhob sich mein Geist mit desto freierem und gewaltigerem Schwung. Nun bin ich voll heiterer Hoffnungen; der Ertrag meiner Arbeit soll zu einem Ausflug nach einigen Hauptstädten und schönen Gegenden Deutschlands verwendet werden. Der Frühling und eine Reise werden meiner Seele neue Flügel geben!

Am 14. April.

Ich knirsche vor Ingrimm, Theodor! Da hab' ich sie, diese Leute, die als Protpektoren der Poesie gepriesen werden! Nichts thun sie, sag' ich Dir, nichts! O mein Herz ist zerrissen, verwundet, tausendfach durchbohrt von — — ich schäme mich, Dir es zu erzählen. Es fängt nun an, bei mir zur fixen Idee zu werden, daß ich unglücklich sein soll. Es gibt Verwerfene und Auserwählte; ich gehöre zu den Verworfenen! Rede mir Niemand mehr von Theilnahme, und von Wohlwollen — es ist Alles Phrasen, Alles leerer Klingklang! Weit — weit bin ich hinausgerannt in's Freie, — die lauen Lüfte wollten schmelzend meine Thränen trocknen, und die neuergrünenden Blumen lachten mir so freundlich entgegen — aber mir war, als könnte ich an keine Wiederkehr des Frühlings glauben! Nein, Theodor, hier ist kein Trost für ein verlassenes Talent; Du würdest lachen, wenn Du hörtest, was mir Einer von den kalten Spekulantten für mein Werk geboten! Aber ich schwöre Dir, daß ich lieber verhungere, als daß ich es für den unwürdigen Preis verschleudern sollte.

Ech' ichs nun doch, auch mit dem Ruhm ist's dasselbe; ohne materielle Mittel läßt sich das Vortreffliche kaum leisten, und hast Du's auch vielleicht geleistet, so gehst Du doch zu Grunde; und hier stoß' ich wieder auf meinen alten Satz: „Die Materie herrscht und der Geist muß unterliegen!“

Am 15. April.

Da hört man von der Antipathie der neuesten Zeit gegen Alles, was Poesie heißt! O es ist herrlich! Klingt es nicht gerade wie Antipathie gegen Tugend, Antipathie gegen Größe, Antipathie gegen Gott! Sie ist wahrhaftig eine himmlische Zeit, diese neue Zeit, wenn sie so weit in ihren Fortschritten gekommen ist! Schade, daß Klopstock, Schiller und Göthe in ihr nicht lebten, damit ihnen doch auch etwas von der Antipathie zu Theil geworden wäre! Antipathie! — Ja, ich will mir nun auch eine Antipathie gegen alles Göttliche und Hohe ange-

wohnen — ich will ein Buchhändler werden, und wenn ein Dichter so toll ist, mir ein Werk zu belügen, so will ich die Achseln zucken und ihn mit satanischem Hohn von der Antipathie unserer Zeit gegen die Dichtkunst unterrichten! Oder ich will mich auf ein Catheder setzen und Vorlesungen halten über die Schädlichkeit und grenzenlose Narrheit der Poesie; ich will — Theodor — ich habe mein Werk mit Füßen getreten — ich rase! Antipathie! — Der Teufel hole diese Antipathie!

Am 16. April.

Ja, es ist so; die Deutschen wollen wieder Barbaren werden; und ich gratulire ihnen dazu. Hölderlin hat Recht, wenn er sie „durch Fleiß, Wissenschaft und Religion noch barbarischer geworden“ findet, wenn er sie „bis in's Mark verdorben zum Glück der heitern Grazien“ nennt! Gegen mir über wohnt ein Lederhändler, eine Personification des Materialismus, er

ist reich und befindet sich wohl, und ich, der ich mich dem Geiste verschworen, sehr darben seinen Ueberfluß; ich will doch auch einen Handel mit etwas etabliren, und Gatten's Hasenkäse sein! Aber nein; ich will ein wüßes Leben führen und den Rest meines Vermögens so schnell als möglich durchbringen — dann werd' ich Holz hacken!

Am 18. April.

Das lange nicht versuchte Faro war mir heute günstig. Leider wurde es gerade abgebrochen, als ich nicht lange erst in's Gewinnen gekommen war. Die nächsten Tage werd' ich in den günstigen Zeitpunkten das Glück mehr forciren. Das ganze Interesse für dieses Spiel ist in mir erwacht; es gewährt einen der größten innerlichen Genüsse, so ein Trente - uno lein durchzubringen; selbst beim Verlieren fühlt man sich durch den hohen Reiz des Spiels gefesselt.

Am 20. April.

Ich habe in diesen Tagen mit mehreren Mädchen Umgang gepflogen. Es ist herrlich, wie ein Don Juan zu leben! Ich kriegle heute ein wenig — der Champagner ist Schuld, aber Du wirst's schon herauskriegen! — Das war einmal ein Gelag! — Da fällt mir Bianca's Portrait in's Auge — es ist doch kurios — ich muß heute drüber lachen! Es dreht sich Alles vor mir rundum — ich sage Dir, ich bin außerordentlich lustig — aber auch sehr müde. Morgen freue ich mich schon auf Borsdell, Wein und Spiel. Toutva! — Roth oder Schwarz? — Getroffen! — Retirez! Coupez! —

Am 23. April.

Ich befinde mich in einem immerwährenden Taumel, und bin Dir auch so faul, daß ich nicht gern eine Zeile schreibe. Es gibt schöne

Frühlingsnachmittage; aber ich habe an der Natur keinen Geschmack; ich sitze von Mittag zwei bis Abends acht Uhr am Farotische, und plage mich umher mit wechselndem Kriegsglück. Des Nachts komm' ich um drei oder vier Uhr nach Haus, manchmal auch gar nicht; früh um zehn oder elf Uhr steh' ich auf. Ist das nicht eine Lebensordnung, comme il faut? Ich sage Dir, es behagt mir köstlich! Dabei finde ich viele Freunde und viel Vergnügen!

Am 25. April.

Es ist mir schon mehrmals durch den Sinn gefahren, ein professionirter Spieler zu werden. Den Leuten allen scheint es wohl zu gehen; daneben könnte ich mitunter etwas schreiben und der Welt einen blauen Dunst von Tugend und Idealen vormachen. Aber meine Achtung bei den Menschen? — Ob die Menschen mich achten, was geht's mich an? Sie haben nichts nach mir gefragt, nun frag' ich auch nichts nach ihnen!

Uebrigens bringe ich viele mißliche Stunden bei einem Mädchen zu, deren Bekanntschaft ich seit Kurzem machte. Sie ist ein rein sinnliches Wesen, und ich betrachte sie auch nur mit rein sinnlichen Empfindungen. Ich könnte Dir ein lusternes Gemälde entwerfen von den tausendfachen Modificationen des üppigsten Vergnügens, das ich in dem Umgang der reizenden Emilie finde; doch Du hast an dergleichen wenig Wohlgefallen und würdest mich am Ende mit moralisirenden Briefen peinigen. Laß mich daher mir weitere Schilderungen, und Dir weiteren Aerger ersparen.

Am 28. April.

Wir haben abscheuliches Wetter — und dabei fangen die Schulden mich an zu plagen. Ist sey' ich mein lehtes Vermögen auf eine Karte und bete dabei zu dem Himmel um Hülfe — aber ich verliere immer mehr. Die Reichen haben, wie ich sehe meistens das Glück

und dem Bedürftigen wird sein Weniges noch aus den Händen gerissen. Das Schicksal übt hier eine Aprammel, die mich oft dem Wahnsinn nahe bringt. Ueberhaupt fängt mein wüthes Areiben an, mich mit Uebersättigung, Leere und Ekel zu erfüllen. Nur der fortwährende Kausch läßt mich nicht zur Besinnung kommen. Hätte ich Geld, so würde ich dichten; ich fühle die Kraft, das Höchste zu leisten. Aber ein gutes Werk geht nur langsam von Statten; es braucht Zeit, und die Lust sättigt nicht während einem Jahre der Arbeit.

Am 30. April.

Einen eignen Auftritt habe ich heute erlebt. Ich gehe wider Gewohnheit, nachdem ich eine erborgte Summe bis auf einen unbedeutenden Rest verloren, zeitig allein nach Hause. Mein Weg führt mich an einem Bordell vorbei. Schon einige Schritte vor der Thüre stoße ich auf ein Mädchen, deren schöne Gestalt mir auffällt, und

sowohl an ihrer Sprache, als an ihrem schüchternen Wesen, erkenn' ich die gängliche Neulingin. Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, ihr zu folgen. Als ich, in einem Zimmer mit ihr allein, sie näher betrachtete, so hat mir ihr Anblick etwas wunderbar Bekanntes; ich denke nach, kann mich jedoch nicht genau entsinnen. Eine an diesem Orte unerhörte zitternde Verlegenheit und süße Verschämtheit, die sie zeigte, ergriff mich mit gewaltigem Zauber; ich zog die sichtbar nicht aus erkünstelter Bemühung, sondern aus natürlicher Empfindung Abwehrende und allen meinen Liebkosungen sanft Widerstrebende auf das Sopha, und that einige forschende Fragen in Betreff ihrer Heimath. Sie nannte mir ein Dorf bei Frankfurt. Doch ihr Dialekt strafte sie Lügen. Ich wußte nicht, warum ich dem Mädchen so gut sein mußte. Dieser schlank, gefällige Wuchs, diese zauberische Ängstlichkeit in ihrem Benehmen, diese weiche melodische, wenn auch nicht städtisch gebildete Sprache, diese sich ihres Reizes nicht bewußte Naivität, hinter welcher eine tiefe Schwermuth lauerte, das Alles vereinte sich, mich in eine ungewöhnlich warme Stimmung zu versetzen. Ich konnte sie unmög-

lich mit einem bloß sinnlichen, ich mußte sie zugleich mit einem idealischen Auge betrachten, und in einem Grade der Herzlichkeit zu ihr reden, der auch sie nach und nach mit Vertrauen erfüllte. Als ich in dem Tone der größten Innigkeit nach dem Grunde ihrer nur allzubemerkbaren Betrübniß fragte, da brach sie in einen Strom von Thränen aus, und jammerte darüber, daß sie das Schicksal an diesen Ort geführt habe. Sie erzählte mir, sie sei ein Bauermädchen aus Sachsen, und habe von ihren vortrefflichen Eltern die strengste Erziehung erhalten. Ihr Unglück rühre von dem Sohne des Amtmanns her. Dieser sei ihr überall nachgeschlichen und habe sie mit den feurigsten Ausdrücken seiner Liebe verfolgt, bis es ihm endlich gelungen sei, ihr Herz zu gewinnen.

„Ich wendete mich ab von einem frühern Liebhaber,“ sagte sie, „ach, von einem guten, braven Menschen, der es ehrlich mit mir meinte, und der mich gewiß glücklich gemacht haben würde. Die Schmeicheleien und Verse des Amtmannssohnes, seine Geschenke, und seine Schwüre, mich einst zu heirathen, verrückten

mit den Kopf — ich dachte an nichts weiter als an ihn, ich erhob mich in meiner Eitelkeit schon über alle andere Dorfmadchen, und puzte mich mehr als sie — dabei achtete ich weder auf guten Rath, noch auf Spott und Neckereien. Der Amtmannssohn war schön, und so gelang es ihm desto leichter, in schwachen Stunden meine Grundsätze umzustossen. Wie sahen uns öfter und immer öfter im Geheimen, bis es endlich so weit kam, daß ich mich schwanger fühlte. Aus Furcht vor der Strenge meines heftigen Vaters, und aus Schaam vor den Bewohnern des Dorfes bin ich nun meinen Eltern entlaufen. Ich wußte in der Verzweiflung nicht wohin. Der Zufall führte mich in diese Stadt. In einen Dienst konnte ich nicht gehen; ich wußte keinen Rath; was sollte ich in meiner gänzlichen Hülflosigkeit beginnen? — Da faßte ich den Entschluß, mich hieher zu wenden — nur auf eine kurze Zeit — wenn's vorüber ist, dann such' ich mir irgend ein anderes Unterkommen.“

Schon längst hatte ich eine Ahnung, die immer heller wurde; sie nannte mich jetzt ihren

wahren Heimathsort — es war jenes Dorf, wo ich im vorigen Herbst auf meiner Reise einen Sonntag verlebte, und das Mädchen, war jenes Röschen, an dem ich dort so viel Interesse fand! — Du kannst Dir denken, wie mich ihre Geschichte ergriff! Der Amtmannssohn hatte sie betrogen und verlassen — dieses idyllische Liebesverhältniß hatte das arme Mädchen aus der Höhe moralischer Reinheit in den Abgrund des Verderbens gestürzt — der Materialismus hatte hier wieder einen Triumph gefeiert!

Ich nahm an ihr den lebendigsten Antheil, und konnte mich der Thränen nicht enthalten, indem ich ihren Schmerz sah. Sie war erst vor zwei Stunden angekommen. Ich fühlte den lebendigsten Drang sie zu retten von einem Orte, an dem ihr der Aufenthalt"entsetzlich war. Noch ließ sich dieß leicht bewerkstelligen. Wie gingen herab und sprachen mit der Madame, die sich gegen eine Entschädigung dazu verstand, Röschen wieder zu entlassen. Ich hatte nichts als meine goldne Uhr, die ich einstweilen als Pfand gab, um nur Röschen so schnell als möglich von hier zu entfernen. Da tritt plöz-

lich, indem wir noch in dem untern Zimmer verweilen, der Amtmannssohn herein. Röschen's Schreck war grenzenlos; auch er prallte, indem er sie erkannte, wie vom Donner gerührt zurück, wandte sich todtensbleich um und eilte davon. Ich hatte Mühe, Röschen zu beruhigen; halbbohnmächtig führte ich sie heraus — aber wohin nun mit ihr — das war die Frage. Es war bereits Mitternacht; es blieb nichts übrig, als sie mit in mein Haus zu nehmen. Dief that ich, und hier überlegte ich mit ihr, was sich morgen etwa für sie unternehmen lasse. Es ist mir eine etwas pietistifche, äußerst wohlthätige, schon bejahrte Kaufmannswittwe eingefallen, die keine Kinder hat, und schon mehreren Unglücklichen half — ich kenne sie, weil ich einmal früher in ihrem Hause wohnte — zu ihr will ich gehen, und will versuchen, ob es mir möglich ist, ihr Herz für Röschen zu erweichen. Ich habe dazu Hoffnung; vielleicht entschließt sie sich, Röschen aufzunehmen, wenn ich ihr vorstelle, welche Gelegenheit sich ihr bietet, ein gutes Werk zu thun.

Ach, und wenn ich Röschen auf diese Art

rettete, welch ein herrliches Gefühl für mich! Wohl zehnmal ist sie mir weinend um den Hals gefallen und hat mir gedankt mit einem Ausdruck — o dafür hab' ich keine Worte! Aber sollte ich ihr nun fern bleiben? Theodor, ich gestehe Dir, ich bin momentan zu verdorben zu dieser Selbstüberwindung, und — ich bin Mensch! Genug, ich konnte nicht lange widerstehen, da ich das himmlische Wesen auf meinem Zimmer hatte; die Blume war bei ihr nun doch einmal gebrochen; was konnte es nun weiter schaden, wenn ich — kurz ich that, was ich um so natürlicher fand, da ich sie vor dem ihr drohenden, völligen moralischen Untergang gerettet hatte — für hundert oder vielleicht tausend solcher Nächte, die ich von ihr abgewendet, nahm ich mir nur eine.

Es schlummert in meinem Bett; ich schleße jetzt meine Schreiberei und kehre zu ihr zurück!

Am 1. Mal. Mittags.

Ich habe mich für Röschen bemüht an mehreren Orten; doch ist mir's bis jetzt überall fehlgeschlagen. Wenn ich nur nicht von allen Mitteln entblößt wäre, so könnte ich sie wohl retten. Das arme Mädchen rang die Hände verzweiflungsvoll, als ich zu ihr zurückkehrte, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Sie ist jetzt ausgegangen, um selbst mit der Kaufmanns Wittwe zu sprechen, die sich Kreuzigte und segnete, als ich ihr von Röschen's Fehltritt erzählte. Alle meine Vorstellungen halfen nichts; vielleicht thun es Röschen's Thränen; doch ich zweifle fast, denn die Pietisten haben harte Herzen.

Abends.

Röschen hat sich in dem Flusse ertränkt! So eben kommt mir die Nachricht, indem ich zurückkehre vom Fero! Du kannst Dir denken, mit welchem Wahnsinn mich dieser Vorfall er-

greife! Ich bin starr und stumm! — Die Pietistin hat das unglückliche Kind von sich geselesen, und — sie gestand mir, noch liebe sie den Amtmannssohn, und sie werde das Leben ohne ihn nicht zu ertragen wissen — da hat sie denn die Zerrüttung durch Liebe und die Verzweiflung an ihrem Schicksal zu dem Aeußersten getrieben! Und ich sehe, wer verloren ist, der ist verloren; der einmal Unglückliche ist nicht zu retten!

Am 3. Mai.

Ich habe mir Köschens Leid aus dem Sinne geschlagen, denn ich will mir nun einmal durchaus nichts mehr zu Herzen nehmen! Das bunte Leben der Messe vermehrt meinen Taumel. Mein Onkel hat sich von mir losgesagt. Es ist mir einerlei. Ich stürze mich aus Zerstreuung in Zerstreuung, treibe mich unter den Menschen umher, schlafe, esse, trinke, spiele, liebe und arbeite keinen Strich. Heute erhielt ich wider Erwarten einige hundert Thaler aus der Lotterie, die

Ich sofortlich Abends wieder im Faro verspielte. Ein amüsanter, freilich sehr lächerlicher Mensch aus Hamburg ist jetzt mein liebster Umgang; er hat nichts zu thun, als Geld und Zeit todzuschlagen, und das ist jetzt auch mein Geschäft. Wir sind heute von den feinsten und größten Hotels bis in die Bordells und niedrigsten Schnapsbuden Alles durchgegangen, und ich bin den ganzen Tag betrunken gewesen!

NB. Ich bitte Dich, laß Deine Strafpredigten über mein jetziges Leben weg; sie sind mir zum Todtfluchen.

Am 5. Mai.

Die Zeit ist da, wo ich ein fürchterliches Ende nehmen muß; ich habe kein Geld und keinen Credit mehr. Meine liebsten Bücher mußte ich für einen Spottpreis verschleudern. In diesen Tagen will ich eine Wanderung nach meiner ehemaligen, ungefähr vier Meilen entfernten Heimath unternehmen. Es tobt eine grenzenlose

Unruhe in mir — mir ist, als müßten die Häuser der Stadt über mir zusammenbrechen — mich ekelte das ganze Leben an wie ein Vomitiv — hinaus muß ich — hinaus in die Welt und in den Frühling!

Am 7. Mai.

O was bist du, Leben des Menschen! Welch ein tolles Gemisch von Verstand, Unsinn, Schönheit, Abscheu, Freude, Qual, welch eine Wollust, welch eine Pest! Einst liebe' ich dich, als deine schmeichelnden Wogen mich leicht dahintrugen, aber nun, da deine Stürme mich auf und niederschleudern wie ein rettungsloses Fahrzeug und deine heulenden Fluthen mit tausendfachen Echo's mir „Tod! Tod! Tod!“ entgegenbrüllen, ach, nun heb' ich vor dir zurück wie vor einem grauenvollen Ungeheuer! Einst blickte ich hinaus in die Welt wie auf ein Land voll blühender Gefilde; jetzt ist mir Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft Alles eins, eine endlose

Wüste voll Nacht und Entsetzen! Also diese
 Existenz ward uns nur zur Qual gegeben,
 und jede Lust ist ein Verbrechen! Herrliche Be-
 stimmung des Menschen! Nun gut, so will ich
 mich quälen! Ich will keine Freude mehr genießen,
 und wenn sie noch so einladend mir entgegen-
 tritt! Sie ist Gift, Sünde, Pest! Nur Sorge
 und Pein sind Tugend! Jeder Genuß ist Lockung
 der Hölle, Reizung des Satans! Will mich das
 schöne Licht der Sonne zu frohen Gefühlen
 wecken, so will ich mich zu finstern Unmuth
 zwingen; will mich der Frühling mit seinen
 Wonnen bezaubern, so will ich seine Blumen zer-
 treten und Flüche dazu murmeln; will mich ein
 froher Mensch erheitern, so will ich ihm die Zähne
 entgegen stecken und ihm entgegen brüllen:
 „**hebe dich weg von mir Satan!**“ will mich
 ein holdes Mädchen mit einem Engelblicke er-
 weichen, so will ich sie angrinsen mit dem
 Hohnlachen der Hölle, und Eisen, Stahl, Mar-
 mor, aber kein Herz für sie im Busen tragen!
 Alles Vergnügen in der Welt soll mir ein Ab-
 schau sein, alle Freude Raserel, Alles, was
 das Leben verschönt, häßlicher, unsinniger, abge-
 schmackter Tand! Darben will ich! Noth, Hun-

ger, Durst, zerlumpte Kleidung, Menschenhaß, Sorge, Angst, Verzweiflung — das sollen meine Wollüste sein — in ihnen will ich schweigen!

Also komm du, mit der dürren Hand, mit den eingesunkenen Augen und schlotternden Knien, Hunger, komm süßer Freund, und streif es ab das Roth von meinem Wangen, und reiß mir das Fleisch von den Gliedern! Komm du hundertarmige und in jedem Arm einen Dolch tragende Sorge, und zerstich dieses Herz! Komm, du mit den hohlen Augen und der gefurchten Stirne, Armuth, und streife mir die Kleider vom Leibe und hülle mich in deine Lumpen! Und endlich komm, du mit den wildrollenden Augen und gerungenen Händen, wahnsinnige Verzweiflung, und reiß mich mit dir fort in den ewigen Abgrund!

Am 8. Mai.

Mein Herz ist weich geworden — ich habe die Heimath meiner Kindheit wiedergesehen, ach,

mit Gefühlen, für die ich keine Namen finde! Als ich aus der Ebene und von der Landstraße weg war, und die Berge und Thäler mit ihrem langentböhnten süßen Anblick mir in leuchtendem Frühlingsglanze entgegentraten, als ich das frische Grün der Wiesen und Felder, und die wohlbesetzten traulichen Bäche mit ihrem Eilen und Weiden erblickte, an denen die Herden hingogen — als mich in süßer Einsamkeit der weite, blaue Aether umfing mit seinem tausendstimmigen Perchengeschmetter, und laue Lüfte mir um Eilen und Rufen splekten, und die tieffehnsüchtige Klage der Nachtigall aus dem nahen Hain her mir in die zerissene Seele drang, ach, da kam eine Weichheit über mich, eine Schwermuth, ein so tiefer, tiefer Schmerz — ich weinte Thränen, ich wußte nicht warum, ich breitete meine Arme aus, ich wußte nicht nach was, ich nannte Namen, ich weiß nicht welche — „Gott — Bianca, meine Eltern, meinen E. —, dich — Polen“ — Alles ging mir wie elektrische Schläge durch die Seele. Bald sah ich mit schwermüthig-seligem Lächeln das Wimmeln der unzähligen Käfer, Würmchen, Mücken, und süßte mächtig den na-

ben Gott, der sie alle mit dem frohen Dasein beglückt; bald dachte ich, um mir recht weh zu thun, wie ich der Einzige wäre, der so entbehrlich und verlassen herumginge, dessen sich Niemand annahm, dem Niemand an die Brust stürzte und ihn fragte: „warum weinst Du heute so?“ Ja, dachte ich, dieses Herz war so reich und warm und voll unendlicher Liebe, und dieser Geist so voll Hoffnung und hoher Gedankens — aber das Alles vergeht nun ungesäumt, und das Herz verblutet ungeliebt! Du hast umsonst gehofft, geliebt, gerungen und geliebt, und Niemand wird einst deiner gedenkend nahen, wenn das hohe Geis über deinem Grabe schwebt!“

Theodor, ich bin erwacht aus einem kurzen träumerischen Traum; ich hatte mich verloren; ich habe mich wieder — die ewig-reine Natur schien sich vor mir zu entsetzen — alle ihre unschuldigen Gegenstände klagten mich meiner Sünden an — und so schreie ich Dir von heute, wenn Alles dem Materialismus huldigt, ich will nie sein Anrecht werden! Nur eine momentane Verirrung stürzte mich ihm in den Arm — ich bräunle

meine bessere Empfindung — aber ich fühle mein
edleres Selbst, das sich schauernd von der Ge-
meinheit und Verworfenheit zurück wendet!

Ach, und als ich mich nun dem Dorfe nä-
herte, und der mit Erlen umpflanzte Teich, und
der Kirchthurm und die Linde auf der freien
Anhöhe und Alles mir entgegentrat, was mir
meine Anabensjahre vor die Seele brachte, in
denen ich so große Vorstellungen von der weiten
Welt hatte und die Zeit kaum erwarten konnte,
wo ich sie kennen lernen würde — da versank
ich in tausend Erinnerungen und schmerzliche Ge-
danken. Nun hatte ich diese Welt gesehen —
und das Herz war mir in ihr gebrochen! Ach,
wie oft war ich, noch in spätern Jahren hier
wollend, umhergeschlichen in den heimlichen Grün-
den und auf den Bergen in süßen Phantasien
und hoffnungsvollen Träumen! Es fiel mir ein
Büldchen auf einer Anhöhe ins Auge; es war
immer mein Lieblingsplatz gewesen; ach, wie oft
hatte ich dort mit einem Dichter gelesen und
gelesen, gesonnen, gebrütet, geschwärmt, gebetet
und geträumt! Und wenn ich nun hernieder-
stieg und der Kirchthurm über dem Eisdunkel

mir entgegenblühte, und das weite Panorama der herrlichen Natur mit seinen Gefilden, Wäldern und lieblichen Anhöhen vor mir lag, o mit welcher stillen Wonne, in welchem tiefen Frieden wandelte ich da zurück!

Bei dem Mondschein ging ich auf den Kirchhof an die Gräber meiner Eltern. Nein, es ist kein leerer Wahn, die Geister der Abgeschiedenen treten uns nahe und wehen uns mit ihrem ~~unsterblichen Hauche~~ an; wenn wir nach langen Jahren wiederkommen! Ich stürzte weinend nieder und umfaßte die Gräber und die Blumen, die auf ihnen blühten — ein heiliger Schauer und ein Strom unaussprechlicher Rührung durchdrang mein Herz und ich stammelte unter brennenden Thränen: „Sei mir gegrüßt, du heilige Stätte, seid mir willkommen, o selige Geister meiner Eltern! Ach, ihr habt mich in diesem Leben so unendlich geliebt, ihr habt um mich gesorgt mit tausend Thränen und Schmerzen — ich war eure Hoffnung, euer Liebling, ich sollte einst euer Trost, eure Freude im Alter sein, ach, und ihr ginget hinüber, ehe ich eure Liebe vergelten und sagen konnte: „habt Dank für das,

was ihr mir gethan; vergeht mir, wo ich euch betrübte, kommt an die Brust, die jetzt erst eure Liebe erkennt, und gebt mir euren Segen! — Aber Heil euch, daß ihr hinüber seid, denn mir blüht weder Glück noch Freude — ich habe nichts als Angst und Qual, — ihr würdet eure Hoffnungen nicht an mir erfüllet sehen, und das würde euer und mein Elend nur noch vergrößern! Ach, so schlaft sanft und süß, aber seid mir nahe mit dem guten Geiste — umschwebt mich mit euren lieben frommen Bildern, damit auch ich einst freudig und rein hinübergehe!“

Luftzüge rauschten in den Bäumen, der Vollmond schien hell und klar hernieder und erfüllte die wonnige Mainacht mit seinem melancholischen Silberlicht — droben auf dem Kirchturm regte sich hörbar der leise Puls der Zeit — ich wollte noch lange voll überirdischer Gedanken an den Gräbern meiner lieben Eltern, und schied von ihnen geheiligt und gestärkt — eine Ahnung sagte mir — auf immer!

Ja, in der Natur wird das Wesen des Menschen reiner, und der Lenz lindert auch die Schmerzen der unglücklichsten Brust. Noch einmal lehren sie mir wieder alle meine glühenden Empfindungen und adlergleichen Gedanken. Du weißt, daß ich Polens nie vergaß — selbst in der Zeit meines wüthendsten Treibens erhelebst Du öfters von mir Briefe*), die das bezeugen.

Mein Entschluß, dahin zu gehen, reißt täglich mehr und mehr. Die Sache der Menschheit hebt meinen Geist empor über die Noth des eignen engen Selbst; solcher, die für Polen schreiben, gibt es genug; solche, die für dasselbe handeln, fehlen ihm. Ja, Theodor, je mehr ich meinen Gedanken überlege, desto mehr gedeiht er zur Klarheit und zu lebendigem Entschluß! —

*) Diese Briefe haben wir in der Sammlung nicht mit vorgefunden.

Es war mir Bedürfniß, einen Tag in meiner Helmath zu verweilen. Ich habe die Spaziergänge gemacht, die mir einst die liebsten waren, ach, und da traf ich auf tausend geweihte Stellen! Die Baumbtütze, die bekannten Berge, die Haine, aus denen die Musik der Vogel erscholl, die Wohlgerüche, das junge Grün, die bunten Wiesen um mich her, auf denen die Schmetterlinge, Vienen und Käfer durcheinander wimmelten — das Alles so neugeboren, so froh! — und ich — ach ich durch die Bilder der Freude nur tiefer verwundet und zerrissen — mit dieses unerschöpfliche Meer der Lust ein Quell der Thränen und des Schmerzes! — ja, der Frühling will mich heilen, und er stillt auch meine Qual für Augenblicke — aber wie ein Fieber sammelt sie in den Pausen der Ruhe nur Kraft, um dann desto gewaltiger loszubrechen! Welche Empfindungen mit mir herumzogen, siehst Du am besten aus Einigem, was ich gedichtet, und was hier eine Stelle finden mag.

„Der Morgen lacht — ihr heltern Sonnenstrahlen,
 Ihr blinktet oft mir Lebenslust in's Herz!
 Ach, aber jetzt vermehrt ihr meine Qualen,
 Denn wie verein' ich euch mit meinem Schmerz?
 Das Schicksal liebt es, im Contrast zu malen! —
 Welch schöner Tag! — Und ich ein dumpfes Erz!
 Ich war so froh! So froh! — Wann' werd' ich's
 wieder?
 Den Blick verhüllt! das Licht ist mir zuwider!

Im Rücken nun so manche schöne Stunden,
 Im Rücken jene schmerzreiche Stadt,
~~Die mich einst umgibt mit der Tod umwunden —~~
 Ich nun der Mensch, der Niemand weiter hat, —
 Allein — im blut'gen Rufen tausend Wunden —
 Der langgetragnen Last des Lebens satt —
 Dort eine Zahl von heißen Kampfestagen,
 Oher keine Zukunft, die mir Frucht will tragen!

Wie wehlt mir im bleichen Mondesstrahle
 So schmerzlichvoll die liebe Heimath zu!
 Der Kirchturm und die Häuser in dem Thale
 Wie schimmern sie in festerlicher Ruh!
 Geliebte Plüme und bekannte Naase —
 Ach, Alles fragt mich: „Freund, was wehnst du?“
 Wie haben oft so selig dich gesehen;
 Du bist's nicht mehr! Was ist dir doch geschehen?

Unsel'ger Zwiespalt! Alles Dohle, Echöns
 Wird nur erkauft mit ird'schem Glücke's Tod!
 Hier winkt die mit dem Kranze die Gamöns,
 Dort grinst verhöhrend die gemeine Noth,
 Und kämpfst du bis aufs Blut, daß sie dich kröne,
 Glüht endlich dir ein Strahl von Morgenroth,
 Kaum lohnt ein flücht'ges Lächeln deine Wabe,
 Und was du trümpst, das wird dir erst im Grabe.

Es necken dir das Ew'ige die Götter,
 Zur Dornenkrone wird der Lorbeerkranz,
 Auf Genussblige folgen Schicksalswetter,
 Und Lebensnacht umdunkelt Weissesglanz;
 So siehst du früh, und deiner Krankheit Ketter
 Wird nur der Tod — ja, er nur gibt dir ganz,
 Was halb dir, oder nie, das Leben spendet;
 Dein Glück beginnt erst, wenn du selbst geendet!

O todt'ner Maler, jenes Gold am Rahmen,
 Der prangend glert dein allbewundert Bild —
 Ein Bild, das dir erschuf den ew'gen Namen! —
 Es hätte man'sche Thräne dir gestillt!
 O Künstler, der Jahrhunderten du Samen
 Geskreuet für der Ewigkeit Gestir,
 Du moderst, wenn er aufgeht, wenn er grünet,
 Und dir die Erndte bringt, die du verdienest!

O herbe Dissonanz! Die Niemand lösen,
 Die nur der Seufzer noch erhöhen mag,
 Was helfen eure Namen, eure Größen,
 Was ist's, daß man mit Staunen von euch sprach?

Wenn von des Schicksals Fesseln, von den Stößen
Des niedern Drucks zerrieben nach und nach
Ihr nach den Göttern eilt, auch dem Gemeinen,
Las leichter lebt, und spüdet Richte, zu einem? —

Doch nein! Jahr hin, Gedanke kleiner Seelen!
Jahr hin, du ird'ches Glück und ird'cher Land!
Dem Andern darf sich Hohes nicht vermählen,
Das Ewige sich nicht dem Unbestand!
Des Mogens Diener mag um Geld sich quälen,
Der Aether ist des Dichters Vaterland!
Zum Ideal erhebt der Geist die Schwingen,
Und sollt' er auch der Erde nichts entringen!

D nimmer, nimmer werd' ich euch vergessen,
Ihr schönen Tage, wo in Einsamkeit
Ich deinen Ocean, o Kunst, durchmessen,
Und Pläne webte für die Ewigkeit!
D trunkne Stunden, wo ich oft vermessen,
Ein Adler, flog in die Unendlichkeit!
Ihr Frühlingswandlungen, ihr Sommermorgen,
Ist wird mein Geist nach euren Tönen horchen!

D sel'ge Zeiten! Himmelvolle Stunden,
Wo ich dahin ging über Flux und Ebb,
Wo näher mit dem Aetherblau verbunden
Ich selig starb in's Wolkengrab hinein!

Hier sonnt am Busen der Natur gefunden
 Die freundesarme Brust, das kranke Gein;
 Hier lächelten Begeisterung That und Thät;
 Hier hob den Geist der angeborne Hölle!

Verlassen ist das Göttliche auf Erden,
 Den Künstlern bauet sich kein irdisch Haus;
 Sie leben gleich den hienlosen Heerden
 Und gehen ohne Heimath ein und aus;
 Das Loos des Fluchs muß auch das meine werden,
 So war's ja seit Beginn des Weltendau's;
 Doch brüllet rings auch überall Verderben,
 Es ist! — Was ist's? — Der Mensch kann doch nur
 — Sterben!

Vielleicht, daß Phantasie zu düster malet,
 Wo doch ein Baum des Glücks erwachsen mag;
 Vielleicht, daß einst mir noch die Sonne strahlet,
 Die lächelnd mir verkündet einen Tag,
 Der mich für all die grimme Pein bezahlt,
 Und mir erfüllt, was Hoffnung mir versprochen;
 Kann sein! Der todtten Brust ist Leid wie Wonne,
 Sie achtet's einerlei — Nacht oder Sonne!

Lebt wohl, ihr ländlich heiteren Gefilde,
 Die ich durchwallte durch so manches Jahr!
 Lebt wohl, ihr Bäume, lächelnde Gebilde,
 Die ihr umkränzt den duft'gen Bergaltar!
 Lebt, Pfade, wohl, wo Schatten mich umhüllte,
 Und wo ich träumend oft so glücklich war!
 Lebt wohl, geliebte Felder, Wiesen, Quellen,
 Lebt alle wohl, ihr nievergessnen Stellen!

Ich werde nun euch nicht mehr wiedersehen,
 Ich werde nicht mehr, sel'gen Bräutens voll
 Mit Apsflock und mit Göthe zu euch gehen,
 Wenn von Umflugsdrang mein Rufen schwoll,
 Ihr werdet mir nicht mehr Begeißt'ung wehen,
 Aus der ein Himmel auf mich niederquoll!
 Lebt wohl, ihr Bäume mit dem süßen Rauschen,
 Wie wird mein tranknes Ohr ihm wieder lauschen!

Leb' endlich wohl, Du wehmuthsvolle Stätte,
 Die meiner Eltern schlummerndes Gebein
 Umfassen hält! Schlaft sanft im kühlen Bette,
 Und, Feig, hält' es in deine Rosen ein!
 O daß ich einen Theil vergolten hätte
 Von meiner Schuld! Wie selig wollt' ich sein!
 Das Schicksal hat ein Anderes beschlossen,
 Und allzufrüh die Augen euch geschlossen!

Lebwohl, o Vater! Rein und ohne Fehle
 Singst du dahin vor deines Gottes Thron!
 Lebwohl, o Mutter, mit der weichen Seele;
 Noch einen Kuß im Geist von deinem Sohn!

Bei euerm Hügel stüße Philomela,
 Und jedes Auge weine bei dem Ton!
 Und gute Menschen mögen dorten stehen,
 Und heiliger von euerm Grabe gehen!"

Am 14. Mai.

Auch meinen S. — mußte ich noch einmal sehen, ehe ich scheide; du bist mir leider zu weit entfernt. S. — wollte mir meinen Plan in Betreff Polens ausreden; aber die Völker zögern zu helfen — soll sich der Einzelne auch noch entziehen? —

Bei S. — fand ich tiefe Trauer. Das holde Kind, das Ebenbild meiner Bianca, meine liebe kleine Adeline, war vor wenigen Tagen gestorben. Ihre vorzeitige geistige Ausbildung, ihre gereifte Empfindung, ihr ruhendes Talent, und die Melancholie, die selbst hinter ihrem Lächeln lauerte, ließen mich schon im vergangenen Herbst geheim für das Kind besorgen — das Schicksal bricht dergleichen zarte

Blumen gar zu gern. Mir ahnte schon damals, daß ein Wurm in der geheimnißvollen Knospe nistete — sie war eine von den Naturen, die, zu gart geartet für diese Welt, ihrem rauhen Anhauch erliegen müssen. — Ich besuchte den Weinberg und das Landhaus und das herrliche Thal, wo mir der Frühling im Herbst geblüht hatte, und wo es mir nun im Frühling Herbst war. Schmerzlich lächelten die Stätten mich an, wo meine Liebe zu Bianca grünte und wuchs; in dem Wäldchen in der Mitte des Berges schlug eine Nachtigall, und der Birkenhain auf dem Gipfel athmete aus seinen jungen Blättern himmlische Düfte. Das herrliche Thal war noch dasselbe, es war verjüngt und verschönt von dem Strahl und Hauch des Lenzes — und mit derselben Ruhe wallte unten der Fluß dahin, das Bild der Vergänglichkeit mitten in dem Gewühl des Lebens und Entzückens — aber ich war nicht mehr derselbe — damals hätte' ich jedes Gebüsch, jedes Gräschen an mich drücken mögen vor Ueberfülle der innern Seligkeit — ach, und heute stand ich da mit todtten Sinnen und dumpfer Stimm — und strebte vergebens einen Tropfen des großen Entzückens in mich aufzunehmen.

men! Wenn ich so bedachte, daß ich hier mit Bianca gewandelt und neben uns die kleine Adeline umherhüpfte — und daß nun die Eine von mir weit getrennt war und die Andere in dem kalten Grabe lag, — da besiel mich eine dumpfe Gleichgültigkeit — es schien mir Alles so eitel, nichtig und leer — ich begrub meine Hoffnungen, mein Leben, mein Herz, den Frühling, die Welt — Alles in meine tiefste Seele wie in ein Grab, und wandte besinnungslos drüber hin wie ein lebendiger Leichnam.

Am 18. Mal.

Der Jüngling lebt in sich hinein, der Mann aus sich heraus. Die Kraft des Menschen erträgt viel, und nach Stunden der höchsten Verzweiflung kehrt ein desto muthigerer Aufschwung des Geistes wieder. Das Brüten und Sinnen genügt mir nicht mehr; ich muß handeln! Wenn ich nur erst meine Angelegenheiten in der Stube geordnet hätte! Ich möchte rasen darüber, daß Einen die Leute gleich über die Achsel ansehen und kaum dem Gruße danken, wenn man ihnen

ein paar Thaler Geld schuldig ist! Das schmutzige Metall macht sie erst höflich, daß sie fast zur Erde stürzen — und nachher — o ich möchte all das tumpige Volk mit Füßen treten! Meinem Onkel habe ich geschrieben; ich verlange von ihm nichts; ich habe ihm bloß Lebewohl gesagt aus wärmster Seele.

Am 18. Mai.

Endlich einmal glücklich! — Einer von den kleinern Buchhändlern hat mich um mein Werk gebeten, das die Großen, welche aufstrebende Talente unterstützen könnten, vornehmthuend von sich wiesen. Und der edle Mann, ein Freund Polens, lohnt mich reicher, als vielleicht einer von jenen, deren Mehrere den von ihnen verachteten Schriftsteller nur mit einer verächtlichen Lumperei abfinden zu müssen glauben. *) Schon

*) Zur Ehre der Wahrheit bemerken wir, daß unser Freund sich hier, vielleicht von einer einzelnen Erfahrung ausgehend, zu hart ausdrückt, und daß es unter denen, die er hier zu verlegen sich erlaubt, sehr edle Männer gibt.

habe ich Sorge getragen, alles Schuldige zu berichtigen, und es thut mir unendlich wohl, daß ich nun, wenn ich gehe, einen ehelichen Namen zurücklasse. Meine letzte unordentliche Lebensweise gibt meinen Feinden viel Stoff, meine Ehre in Fegen zu reißen. Doch hoffe ich die Wesserdenkenden, die mich kennen, werden sich durch meinen kurzen Mauth der Verzweiflung nicht bewogen fühlen, mir den Stab zu brechen.

Am 20. Mai.

Wenn ich zuweilen auf dem Punkte bin, zur Ruhe zu gelangen, dann stürmt wieder ein neues Entsetzen auf mich ein und wühlt die Wunden meines blutenden Herzens auf. Heute — o Himmel! o Schicksal!

Ich gehe auf einem Spaziergange des Nachmittags tief in den an die Stadt stoßenden großen Wald hinein. Der Himmel war weltig und der Sturm rasete mächtig in den Gipfeln der hohen Eichen. Ich schleiche an den Ufern

des Flusses hin, weiter und weiter, bis ich an eine Stelle gerathe, wo sich in dichtem Gebüsch und Gestrüpp der Weg verlor. Indem ich aber doch nicht gern denselben Rückpfad machen will, und aus dem Nachsinnen erweckt die Augen umherwende, da treffen sie plötzlich auf einen gräßlichen Anblick. Ich sehe an dem nicht hohen Ast eines Baumes einen Menschen hängen. Nachdem ich den ersten Eindruck der unheimlichen Erscheinung besiegt habe, trete ich näher, und schneide ihn ab. Der starre Körper fiel zu Boden; jetzt sah ich erst das schon schwarze und entstellte Gesicht. Der Körper des Todten war etwas klein, und das graue Haar deutete auf die schon späteren Lebensjahre; die Kleidung fand ich ärmlich aber reinlich. Aus Gewissenhaftigkeit wagte ich nicht, den sichtbar entseelten Körper weiter anzurühren, sondern ging, indem ich mir Zeichen machte, um den Weg wiederzufinden, sogleich nach der Stadt zurück, wo ich der Polizei Meldung that. Man brachte sofort den Körper herein — nach gehaltener Untersuchung finden sich keine Habseligkeiten — das Einzige ist eine Schreibtafel mit mehreren Papieren.

So eben erfahre ich, daß der Unglückliche der Improvisator Felix ist! Er sprach das letztemal gegen mich von einer größern Reise nach Süddeutschland, die er unternehmen wollte, und war mir darauf plötzlich verschwunden. Aus den Papieren ergibt sich, daß er nirgends ein Glück oder ein Asyl gefunden — an einigen Orten hatte man ihn gern gehört, aber doch eben nichts weiter für ihn gethan! Er hatte sich an mehrere Fürsten gewendet, aber nur unbedeutende Beweise ihrer Theilnahme empfangen — und so war er endlich tiefer und tiefer in Noth und dadurch zugleich in Melancholie gerathen, die ihn vielleicht dem Wahnsinn nahe bringen mochte. Wenigstens lassen die letzten Blätter seines Tagebuchs auf eine Verwirrung seines Geistes schließen.

Du kannst Dir denken, mit welchem Unsinne mich die Geschichte ergriffen hat! Ein Hause, der hinter dem Todten herzog, skandalisirte sich über den Selbstmörder. O über die Narren und kurzsichtigen Philosophen, die über einen solchen Armen und Bedauernswürdigen mit ihren Strafpredigten losziehen! Ihr in eurer phlegmatischen Ruhe habt gut Reden auf euern Polstern, und

ihe selbst immer geschwind fertig, wenn es gilt
 eine Handlung zu verdammen, deren Verweg-
 gründe ihe gar nicht kanntet! Ihe habt nie mit
 Thednen gen Himmel gerufen: „Erbarme dich
 mein, o höchstes Wesen — erhöre mir nur dieß
 einzige Gebet — mein Leben ist eitel Mühe und
 Arbeit und eitel Elend — ich weiß ja keine Aus-
 flucht mehr — ich habe das Meinige gethan von
 früh bis in die Nacht — ach, aber du bist
 fern und siehst nicht mein Weinen und hörst
 nicht meine-ndächtigen Seufzer und antwortest
 nicht, wenn ich in meiner fürchterlichen Hergens-
 angst nach deinem Thron hinaufreufe: „Mein
 Gott, mein Gott, warum hast du mich ver-
 lassen!“

Armer Jelix, ich weiß, was Elend und Ver-
 zweiflung ist, und statt dich zu verdammen,
 will ich aus tieffster Seele dich beirühren!

Am 24. Mai.

Meine Gedanken streben nun alle hinaus
 in's Weitz. In einigen Tagen brech' ich nach

Warschau auf, — ich gehe dahin, wo die großen Todten von Rom und Sparta wieder aufleben! Ich werde sehen, ob es auch in der Weltgeschichte so bleiben wird, wie es oft war, daß der Materialismus und die rohen Kräfte physischer Massen den Geist erdrückten. Ich sage Dir nochmals, geschähe das, so könnt' ich keinen Gott mehr glauben!

Am 26. Mat.

Manchmal ist mir eingefallen, wozu ich nach denn so viel genährt und ausgebildet, wenn ich, mich dem Todesstoß eines Momentes preisgeben soll. Aber das ist eine kleine Idee! Es ist eine Arroganz, wenn ich mich für so wichtig und unentbehrlich halte; und dadurch steigt ein Kampf an Werth und Größe, wenn sich seiner Idee die Besten opfern. Und gehöre ich zu den Besten? — Ich werde schamroth, wenn ich der Heroen und Weisen anderer Zeiten gedenke. An dem Dasein eines Menschen scheint mir we-

nig zu liegen. Mein Leben ist im Meere der Zeit ein winziger Tropfen. Millionen von Menschen verbluteten schon oft um ein kleines Stück Landes oder für den eiteln Ehrgeiz eines Eroberers. Und ich sollte Bedenken tragen, ein vielleicht qualvolles Dasein der Zukunft für einen weit höhern Gegenstand, für die Befreiung einer Nation dahinzugeben? Nein, ich wünsche einen solchen Tod, ich werde ihn dort suchen und zu finden wissen!

Schicksal des Unglücklichen in Polen.

Von hier an sehen wir uns genöthigt, die Briefe des Unglücklichen durch Erzählung zu unterbrechen, indem wir nur einzelne Bruchstücke von dem in den Händen haben, was er aus Polen geschrieben, die einzuschalten, wir nicht unterlassen werden. Mehrere Nachrichten empfangen wir von einigen durch Deutschland reisenden Polen, und wir danken es besonders einem jungen

polnischen Offizier, daß wir durch seine mündlichen Mittheilungen in den Stand gesetzt wurden, das Fehlende einigermaßen zu ergänzen. Dieser hatte mit ihm nähere Freundschaft geschlossen und war um ihm bis zu seinen letzten Tagen.

Henrich, so nennen wir den Unglücklichen, dessen Zunamen der Welt zu verschweigen, uns Rücksichten gebieten, war, gewaltig ergriffen durch die Nachricht von Dstrolenka's großem Tode, von der Stadt, wo er zuletzt lebte, zu Anfang des Juni nach Warschau abgereist, wo er nach vierzehn Tagen eintraf.

Nach seiner Ankunft, wo der Tod des Feldmarschall Diebitsch, und bald darauf der Hingang des Großfürsten Constantin die Polen mit neuer Hoffnung erfüllte, zögerte er nicht lange, in die Armee einzutreten, indem er wegen seiner vielfachen Kenntnisse die Stelle eines Lieutenants bei einem Jägerregimente erhielt. Hier ein Brief, den er nach seinem Eintreffen in Warschau an Theodor geschrieben.

„Ein neuer Geist ist über mich gekommen. Ich bin hier, und habe erreicht, was längst das

Blut meiner stillen Wünsche war. Meine Seele
 brennt nach Thaten. Tausende theilen meine
 Gesinnungen. Nun seh ich erst mit eignen
 Augen, daß nicht eine kleine Zahl von Exaltir-
 ten, wie servile Stimmen sich ausdrücken, den
 großen Kampf anregten, der längst in dem Her-
 zen jedes braven Polen lebte und seit Jahren
 ungeduldig des Ausbruchs wartete. Was Einer
 will, das wollen alle; eine Idee, eine Sehnsucht,
 eine Bestrebung, ein Feuer durchdringt die ganze
 Nation. Das gewaltsam Zerrissene will sich
 vereinen; die getrennten einzelnen Kinder sam-
 meln sich um die gemeinsame Mutter, sie um-
 armen sich unter Freudenthränen als Brüder und
 Schwestern — sie wollen die Einheit, die Frei-
 heit, und die Erneuerung des alten Glanzes
 ihres Vaterlandes. Der nordische Riese sieht
 mit Ingrimm und zugleich mit Schrecken über
 seine ihn überraschende Schwachheit die mora-
 lische und geistige Erhebung des edeln Volkes,
 und begreift die Wunder nicht, die solche gött-
 liche Waffen thun. Du solltest sehen, Theodor,
 wie wir glühen in heiligem Aufschwung, wenn
 wir von den Thaten der Zukunft sprechen —
 wie die Augen von höhern Flammen strahlen,

wie die Arme zucken, wie die Blicke durch Thränen sich verklären bei dem Namen „Vaterland!“ Und wenn der mächtige Volksgesang erklingt: „Noch ist Polen nicht verloren!“ wie Einen da der Schauer in's innerste Mark durchrinnt bei den überwältigenden Tönen! — Und wenn sie sich umarmen während des Liedes, und den Arm gen Himmel hebend ihre heiligen Schwüre der Treue gegen das Vaterland erneuen — o das ist erschütternd! Du hast keine Vorstellung von diesem Gefühl und von diesen Scenen! Wenn nur aber nicht so viel von der köstlichen Zeit verloren würde! Diese Ungebild, dieser hinausstrebende Muth in dem Busen so vieler Edeln, und dabei das schwankende Bégern, das unsern Muth abstumpfen könnte, indem es, nach Shakespeares Ausdruck, „der angeborenen Farbe der Entschliessung jene Blässe des Gedankens ankränkelt, durch welche alle Unternehmungen voll Mark und Nachdruck aus der Bahn gelenkt werden“ und zu Grunde gehen! Ich begreife diesen Fabius Cunctator der neuern Zeit, den Skrzynegski, nicht! Er mag seine besten Absichten haben; davon sind alle Besonnenen überzeugt; aber ob er, indem er kleinere Fehler zu

ängstlich vermeidet, nicht einen großen Fehler begeht? — Ob es gut ist, die Begeisterung des Momentes hinzuhalten, bis sie verblaßt? Keine Anspannung der Seele ist von langer Dauer; ihr folgt ganz natürlich die Abspannung, nach welcher die Demoralisation nicht leicht ausbleibt. Man spricht von Hoffnungen auf Unterstützung von Seiten auswärtiger Kabinette — vielleicht ist das ein Grund von Skrzynetzki's Zögern — aber wenn man nur nicht darauf bauen wollte! Was hat Polen von den Perier's und Sebastiani's in Frankreich zu hoffen? Was von dem Alles nach seinem Geldinteresse berechnenden England? Was wird, was kann endlich Deutschland für dasselbe thun? Besser ist zu rechter Zeit ein Wagniß, als zu große Vorsicht. Die meisten jüngern Leute im Heere brennen nach einer Hauptschlacht. —

Einen Tag später.

So eben kommen ungünstige Nachrichten. Man spricht von dem Rückzuge Skrzynetzki's nach

Praga. In der Stadt zeigt sich eine üble Stimmung.

Am 21. Juni.

Skzyngiel ist mit der polnischen Hauptmacht wieder vor Praga angekommen. Man schreit laut über die Verrätherci mehrerer Generale, denen man das Mißlingen der Unternehmungen zuschreibt. Die Hauptstadt ist in der größten Spannung. Ich eile, zu dem Heer nach Praga."

Unter den uns zugekommenen Papieren des Unglücklichen finden wir mehrere, welche die um diese Zeit geschehenen Bewegungen der Russen bis zu dem Uebergang über die Weichsel, so wie auch einzelne Vorgänge in Warschau näher detailliren. Doch da sie nur das enthalten, was theils aus den Zeitungen, theils aus andern Schriften schon bekannt ist, glauben wir sie ohne Vorwurf auf die Seite legen zu können. Wir geben einige Worte, die sich vom 24. Juli datiren.

„Die Russen sind über die Weichsel! O des Unsinn, das nicht zu verhindern! Ich bin umhergelaufen, und habe alle Generale und Officiere, unterstützt von hundert, ach, tausend Gleichdenkenden, beschworen, diesen uns verderbenden Schritt der Feinde abzuwehren mit unserm letzten Blutstropfen; vergebens, Alles vergebens! Man ist verblendet! Man dünkt sich hier sicher genug, man bildet sich ein, die Russen ~~dießseits der Weichsel~~ verderben zu können und will nicht sehen, wie das Unglück mit Riesenschritten Warschau naht. Ich halte den Uebergang der Russen über die Weichsel für den Wendepunkt unseres Glückes! Mir ahnet nichts Gutes! O daß ich früher gekommen und gefallen wäre auf Ostrolenka's heiligem Boden!“

Einen Tag später.

„Ich schrieb gestern in einer Anwandlung von Schwachheit. Nie, sag' ich Dir, herrschte in Warschau eine größere Belebung aller Seelen. Diese Begeisterung wird nichts zu Boden werfen;

denn es ist eine Begeisterung der Verzweiflung, die sich übrigens in Musik, Gesänge und Reueſerungen des froheſten Sinnes hüllt. Alles arbeitet unter feſtlichen Feierlichkeiten an den Wällen, Gräben, Mauern und Barrieren. Es ſind ſeit den lezten Tagen Proklamationen und Reden erſchollen, die an die größten Tage aus der alten Geſchichte erinnern. Alles iſt entſammt. Nein, dieſes Volk kann nicht unterliegen!

Am 1. Auguſt.

Fluch meinem elenden Geſchle! Ich bin bei Pawlowſka Wola am 27. Juli verwundet worden und mit Mühe der Gefangenſchaft entgangen. Das Corps des General Rüdiger zerſtreute die Unſrigen in wenigen Momenten; Schreck und Verſtörung gingen vor ihm her; Widerſtand wäre Wahnsinn geweſen, und doch verſucht ich ihn! Aber Niemand hörte in der Verwirrung auf ein Kommando; ich wurde für mein Wagniß durch einen Streiſſchuß am Kopf beſtraft. Und ſo ſieh ich nun wieder in Waſchau! Ohn-

mächtig lag ich am Boden; ein Freund rettete mich vor den Russen! — Ja, Theodor, ich sehe, jede meiner Hoffnungen in diesem Leben scheitert! Alles, was ich unternehme, mißlingt! Ich bin dazu bestimmt, unglücklich zu sein!

Am 4. August.

Womit verdien' ich diese Seligkeit? Ist es möglich? — Nein! — Und dennoch — Theodor — ich bin trunken — ich schwärme — ich finde keine Worte für mein grenzenloses Entzücken! — Sie, sie ist hier! Gott, noch begreif ich's nicht! — Noch zweiff' ich, daß ich sie gesprochen, daß ich sie umarmt und an ihren Lippen gehangen! Es kommt mir vor, wie ein schöner Traum, der uns begrüßt mitten in einer wilden, stürmischen, fürchterlichen Nacht. Und daß sie mein werden soll — mein! — Wo hab' ich Begriffe für das Unmögliche? Kann das wahr sein? Trügt mich nicht ein Gaukelspiel! Bildet meine Phantasie mir diese Gestalten und Ideen! Bin ich

meiner Sinne mächtig, oder hat der Wahnsinn mich ergriffen? Bin ich berauscht? — Aber nein, ich stehe fest auf meinen Füßen, ich bin mir meines Glückes klar bewußt, ich empfinde mit heller Seele die Wahrheit!

Doch wenn ich so fortfahre, wirst Du mich nicht verstehen. Laß Dir erzählen! Der 2. August erfüllte ganz Warschau mit Jubel. Wie soll ich Dir den Einzug des schon verloren geglaubten und beweinten Dembinski schildern! Es war ein Triumph! Nationalgesänge erklangen in freudigen Chören, Musik erscholl von den Wällen, auf den Straßen wogten die Menschenmassen, und jede Brust war gehoben von grenzenlosem Enthusiasmus. Alles strömte den Kommenden entgegen; Eltern, Mütter und Schwestern floßen an die Brust der Söhne, Mütter und Brüder, und manches liebende Herz klopfte im Sturm bei dem frohen Wiedersehen des schon beweinten Geliebten. Freund, solcher Tage hat das Leben nur wenige! Eine Mischung von Freude, Nüchternheit, Dank gegen den Himmel und eine frohe ahnungsvolle Verwirrung drohte mir die Brust zu zersprengen. Ich weinte in der Uebermacht

der Gefühle. Und da — denke Sie — da erscheint mir plötzlich auf einem Wagen unter mehreren mit einziehenden Frauenzimmern ein wohlbekanntes Gesicht — und wie ein Blitz trifft es mich — es ist keine Andere — Himmel! es ist Blanca! Sie erkennt mich mit süßer Bestürzung — sie grüßt mich und winkt mir — ich stehe einen Moment wie vom Donner gelähmt — aber im nächsten eil' ich hinzu — und bewillkomme sie — ach! mit welchen Empfindungen! Ich kann davon nur flottern und stammeln!

Daß ich's kurz mache — ich nahm Rücksprache mit ihr — und gestern hab' ich sie besucht. Ihr Vater ist am 27. Juli bei dem Dorfe Lesna in einem Scharmügel gefallen. Sie steht nun allein da. Ich fand sie in tiefer Trauer über den Tod ihres Vaters; sie sagte mir, nichts mehr habe sie an das Leben und an die Welt geknüpft; da sei ich ihr auf einmal als ein tröstender wie vom Himmel gesendeter Engel erschienen. Unser Wiedertzusammentreffen in Polen, zumal nach einem so gefährvollen Zuge, wie der von Dembinski unternommene,

erschien ihr nun wie eine Fügung der Vorsehung, die uns wie über Unmöglichkeiten hinweg durch ein Wunder vereinige. Jetzt enthüllte sie mir auch das über ihrem Vater und ihr selbst schwebende Geheimniß, daß ich früher nicht ergründen konnte. Ihr Vater besaß einst in Lithauen bedeutende Güter; Verhältnisse verwickelten ihn bei seinem Aufenthalte in Petersburg in die am 26. Dec. 1825 daselbst ausgebrochene Verschwörung; und da er Todesstrafe oder ewige Verbannung nach Sibirien befürchtete, benutzte er die Gelegenheit zur Flucht und wendete sich nach Italien, wo er mehrere Jahre unter dem angenommenen Namen Da Vigo lebte, indem er seinen eigentlichen Namen Pulawski sorgfältig verbarg. Und da er Gründe hatte, dem Vergnabigung versprechenden Ulas des Kaisers wenigstens für seine Person nicht zu trauen, und also nicht zurückkehrte, verlor er durch hinzutretende Mänke einiger russisch gesinnten Großen seine Güter und Besitzungen. Für das baare Vermögen hatte er sich in Italien ein Landgut gekauft; doch schon nach einigen Jahren nöthigte ihn seine Lage, dasselbe wieder zu verkaufen, worauf er sich bis gegen Ausbruch der polnischen

Revolution in verschiedenen Städten Deutschlands ausbrach. Jetzt nun hatte er eifrigst den Aufstand in Litthauen organisiren helfen, und sich dann Dembinski's Corps angeschlossen, indem ihm Bianca überallhin folgte, bis ihr Vater fiel, und sie nun mit mehreren Frauenzimmern aus Litthauen in Warschau eingetroffen war.

Damit man sie um so leichter in Deutschland ~~Wette für~~ Italiener halten möchte, hatte auch sie für ihren eigentlichen Namen Alexandra den Namen Bianca angenommen; denn vor Espionen fanden sie sich nirgends sicher.

Alexandra also nenn' ich sie nun! Ach, wie blühte das himmlische Mädchen! Wie ergriß mich ihr Anblick mit neuer, unendlicher Gewalt! Der Schmerz verschönte nur noch ihre erhabene Herrlichkeit!

Nur eine bereits bejahrte Verwandte, Namens Katharina Berkowicz war bei ihr, eine gebildete, edel denkende, patriotische Frau. Geschworen hab' ich's Alexandra, ihre Güter mit meinem letzten Blutetropfen wieder zu er-

obem — und dann — Theodor — in heiliger Bewegung des Herzens sagte mir Alexandra, daß wir dann Beide für ewig vereint unendlich glücklich sein wollten. Katharina Werfowicz segnete meinen Schwur, und die vielleicht aus ihm erspriessende Zukunft. Möge Gott „Amen!“ dazu sagen!

Ach, welche Stunden hab' ich verlebt nach so langer Qual! Welcher Himmel ist in meiner Brust eingezo-gen! Nun glüh' ich von höherm Muth — sechten will ich wie ein Löwe — jeder Augenblick soll mich spornen und mich zurufen: „Alexandra ist der Preis!“

Am 5. August.

Heute war ich mit ihr ganz allein in dem Garten des Hauses, wo sie wohnt. Sie saß einsam in einer Laube — süße, lange nicht gehörte Töne drangen mir entgegen — ich fand sie Pedalharfe spielend. Sie phantasirte tief-

Schweremüthig — es galt Ihrem Vater — doch wechselnd schwellten sich die Akkorde zu Klängen der Begeisterung — das galt dem Vaterlande! Es war so still und friedlich um uns her — nur Cicaden zirpten in ununterbrochenem Zwitschern fort — der Sommer war verglüht und es näherte sich schon die mildere Reife des Herbstes. Wie saßen in selbigem Anschauen und Gespräch — wie dachten vergangener Zeiten, und träumten von fernere Zukunft. So rein und blau wölbte sich über uns der Himmel — wir waren in einer sanften heiligen Stimmung. Tausendmal drückten wie uns die Hand ohne Worte; Dann unterbrach ein Kuß das selige Schweigen — „Dein bis in's Grab!“ — „Ewig Dein!“ klang es von Deiner Lippen — mein Haupt sank zu träumerischer Ruh' an Ihrem Busen — während sie mit den zarten Fingern den Saiten der Harfe ein leises himmlisches Gelispel entlockte — ach, eingelegt war all mein Wesen in ein tiefes holdes Vergessen des Irdischen um mich her — ich schwamm auf Momente hin ewigen Leben. Nie, Theodor, habe ich eine Vorstellung gehabt von der Seligkeit einer solchen Liebe! — diese Schwärmeri-

der Empfindung, dieses gänzliche Untergehen der Seele in einem göttlichen Gefühl, diese namenlose geistige Entzückung, verbunden mit einer veredelten Sinnlichkeit — ach, das ist doch dem bloß materiellen Triebe auf ewig verschlossen! Gott, wenn ich mir denke, daß vielleicht einst eine Zeit kommt, wo wie in einer Blumenkette sich solche Stunden an einander reihen — wenn einst Alexandra mein ist und sie nichts mehr von mir scheiden kann — aber noch thürmt sich eine hohe fürchterliche Mauer empor vor unserm Glück!“

Von jetzt an werden die Nachrichten von Heinrich sehr mangelhaft; der Krieg hindert die Mittheilung; es mögen wohl mehrere an Theodor geschriebene Briefe den Weg ihrer Bestimmung verfehlt haben. Heinrichs Freund, der polnische Offizier, erzählt, daß Heinrich noch einige Zeit an den Folgen seiner Verwundung gelitten habe, und während dieser Tage täglich mit Alexandra umgegangen sei. Bei der Belagerung von Warschau hatte er mit wahrer Verzweiflung gekämpft und sich besonders in dem mörderischen Kampfe bei dem Dorfe Wola ausgezeichnet. Es vergeht ein schrecklicher Tag, an

dem Alexandra nichts von Heinrich hört; da besfällt sie eine mächtige Unruhe; zugleich fühlt sie eine patriotische Begeisterung — kurz, sie eilt in männlicher Kleidung, bewaffnet, nach den Schanzen. Das Regiment, wo Heinrich steht, ist gerade in dem furchterlichsten Gefecht; hunderte von Feuerschlünden speien ihre Wüthe und Donner aus; doch das schreckt sie nicht; sie drängt sich vor durch die Schlachtreihen, weiter und weiter, bis sie endlich Heinrich sieht. Sie gibt sich ihm zu erkennen; er ist außer sich und beschwört sie, zurückzukehren. Doch sie ruft aus: „Ich weiche nicht von Deiner Seite!“ und indem sie die Worte spricht, da sinkt sie von einer Kugel durchbohrt zu Boden. Von diesem Augenblicke an ist Heinrichs Muth gebrochen, und er hat keinen Gedanken mehr, als sie zu retten, wenn noch Rettung möglich ist. Sogleich beengt er sie nach der Stadt. Aber alle Versuche der Hülfe sind vergeblich; nach wenigen Stunden haucht sie in seinen Armen ihr Leben aus. Einen Tag und eine Nacht verbringt er bei ihrer Leiche in dumpfem wahnähnlichen Hinbrüten. Kein Wort eines Trostes mag er hören. Alle, die ihm nahen, weist

er mit einer stehenden Bewegung von sich ab. So verharrt er vom 6—7. September des Abends. Da aber rafft er sich plötzlich auf, und begibt sich zu der so eben von Warschau abziehenden Armee. Er folgt Rybinski's Corps. Der polnische Offizier, sein vertrautester Freund, versucht es täglich, seine düstern Gedanken hingeebene Seele zu ergründen. Aber er spricht sich nicht mehr so aus wie sonst; seine Reden sind kurz und bestrebend; es scheint etwas Unheimliches in seiner Seele zu brüten. Nur etlichemal erwiedert er dem Freunde mit Hefigkeit: „Nichts ist's, das ganze Leben! Es gibt keine Freiheit! Es gibt kein Glück und keinen Gott!“ Der Tod Alexandra's und der Fall Warschau's hatten die Harmonie seines Innern zerstört; seine Lebhaftigkeit, sein Geist, sein Muth, seine Hoffnung auf noch irgend etwas in der Welt war dahin.

Welche Gedanken und Gefühle mit ihm herumzogen, sehen wir aus einigen für Theodor bestimmten Zettelschen.

Am 12. September.

Unser Weg geht über verheerte Fluren und niedergebrannte Dörfer. Was ist mein Leben anders als eine solche verwüstete Flur? Weinende Polengreife und Polenkinder begegnen uns — die Natur weilt hin — der Herbst zieht heran, auch mein Herbst ist gekommen. Meine Seele ist matt, und mein Hoffen nicht mehr von dieser Welt.

Am 20. September.

Muß denn das Herrlichste so traurig enden? Kein Funke Muth ist mehr in uns. Oder sieht nur meine eigne zermalnte Seele Alles Andere sich gleich? Theodor, Theodor, ach, was hofft ich zu sein und — was bin ich geworden! — Oh! —

Am 22. September.

Es gibt ein widernatürliches Hohnlachen, womit sich der Mensch im Unglück gegen sich selbst aufrafft, und sich wie ein teuflisches Wesen gegenübertritt; es hat etwas Angenehmes, aber es gibt ihm einen tödtlichen Stich in's Herz und zieht ihm das Blut zu Eis zusammen. Ha ha ha! —

Wie ist nun Alles gleichgültig; ich fühle nichts mehr. Man spricht von dem Uebertritt nach Preußen; Andere von uns ergeben sich der Gnade des Feindes und gehen nach Warschau — und ich? Was ich thue, das weiß ich!

Am 24. September.

Der Himmel könnte uns so glücklich machen! Aber von manchem seiner Geschöpfe will Gott nichts wissen, wie ein Vater, der den Sohn aus Wollust zeugte, um ihn dann nicht anzuerkennen

und ihn seiner Pein zu überlassen. — Gott?
 — Es ist ja kein Gott! — Ich predige es
 laut hinaus in alle Welt; Polens Fall ist mein
 Thema und zugleich mein Beweis für die neue
 Wahrheit! Nein, es gibt keinen Gott! Der
 furchtbare Dämon, der Materialismus herrscht
 als allgewaltiger Despot über die ihm fröhnende
 Welt — Liebe, Ruhm, Politik — Alles — Alles
 ist ihm unterthan — unterdrückte Nationen rufen
 es, und Polens sinkende Leiche winnert's aus
 guckender Brust: „der Geist unterliegt un-
 ter dem Reich physischer Massen!“

Am 28. September.

Romero hat mit seinem Corps in Gallizien die Waffen gestreckt; die Zahl der Unfrigen wird durch das Ueberlaufen täglich kleiner und der Muth geringer. Wie ein kolossales Gespenst richtet sich vor mir die Zukunft auf. Soll ich noch länger mit dem rohen Giganten Materialismus kämpfen, der alles Herrliche mit

lachendem Hohn zu Boden schmettert? Meine Kraft ist aufgerieben, und die Art schon an den innerlich morschen Stamm gelegt. Nein, Theodor, ich will nicht mehr Andern unnütz, und mir selber lästig sein!

Ich sehe eine Zeit kommen, wo wieder die Reichen und Mächtigen auf den Nacken des Armen treten und von seinem saueren Schweiß prassen, wo man die Völker wieder abzählt wie Viehheerden, und wo unter dem eisernen Scepter des Despoten jeder schöne Aufschwung des Geistes erlahmen muß. Lächelnde Schufte von Höflingen und Schmuckknechte werden sich durch Niederträchtigkeiten Stufen nach dem Throne bauen und das wahre Verdienst wird verworfen im Winkel sitzen und verhungern. In ihren alten Todesschlaf wird die träge Masse zurücksinken; Furcht und Dummheit werden auf ihr lasten mit bleiernem Flügel; Heuchelei und Lüge werden unverschämt ihr freches Haupt erheben, indeß die edle Wahrheit stumm und gebunden, machtlos knirschend, den todtten Wänden eines nächtlichen Kerkers ihre gemordeten Ueberzeugungen vorwimmert. Sklaverei wird wieder sein auf Erden und der bloße Gedanke der Freiheit für

an Verbrechen gelten. Die Kabale wird herrschen; Spione werden jedes Wort belauern, und Gewalt wird frevelnd in das Heiligthum des Herzens dringen. Gegebner Eide wird man lachen; Treu und Glaube wird verschwinden; der Wortbruch wird an der Tagesordnung sein.

Ja, ich sehe schon, wie sich die Roberbäuche der Kerker füllen, wie Bastillen und Blutgerüste Jedem drohen, der sich der großen Sünde widersezt; wie Vampyre wieder das Herzblut der Länder saugen; wie eine Moral für Hiengegeist achtende Diplomatie jede edlere Regung als Wahnsinn betrachtet, und wie felle Schriftsteller das Wort „Menschenrecht“ für ein Ordensbändchen als Nartheit und Ausgeburt eines fieberkranken Gehirns verspotten! Ich sehe, wie bestochene Richter den Armen um sein Recht bestehlen, wie bezahlte Censoren ihre Tyrannei üben an dem Genius, der in unwürdigen Elend schmachtet, ich sehe, wie Bajonette die Vernunft niederbohren und Kanonen die Stimme der Wahrheit überdonnern — ich sehe — doch woju ein Gemälde weiter ausführen, dessen schrecklicher Anblick mir sinnberaubend vor Augen schwebt?

— Einst seh' ich aber von Allem am klarsten —
daß ich in einer solchen Welt nicht länger leben
kann!

Es werden auch Philosophen und Weise auf-
treten, und in pflegmatischer Ruhe bei einer
Tasse Kaffee und Pfeife Tabak beweisen, daß
Polen untergehen mußte, und daß Alles gar
nicht anders habe kommen können. Soll ich
dieses Geschwätz mit anhören? — Und Deutsch-
land? — Ach, mein Vaterland! Was soll ich
von dir hoffen? Seh' ich doch nichts für dich
als Nacht und Elend!

Aber es gibt einen Trost und es gibt einen
Ausweg — es ist der, den ein Cato und ein
Brutus einschlugen! Der Selbstmord aus kei-
nem Antriebe ist mir verächtlich; es kommt
hier Alles auf die Beweggründe an; er erscheint
mir dann groß, wenn eine große Idee ihm zu
Grunde liegt! Ich erwähle ihn mit klarer Ueber-
zeugung und bei voller Ruhe der Seele; ich gehe
aus der Welt, weil ich an der Freiheit ver-
zweifle.“

Am 4. October.

„Die Russen drängen uns nach der preussischen Grenze. Ich werde nicht mit hinübergehen! Mein Weg ist kürzer. —

Ach, dieser herrliche Herbsttag! Wie freundlich strahlt die Sonne! Vorüber sind all die heißen gewitterschwülen Tage; es naht die Zeit der Ruhe!

Wie blickt' ich voll Hoffnung im vorlgen Herbst in die Zukunft hinaus! Wie war ich da so unaussprechlich selig!

O zieht noch einmal vorüber, all ihr schönen Tage, wo ich der Natur am Busen lag und schmelzte in süßen Träumen! Tritt noch einmal vor meine Seele, du holdes Thal, und ihr, o Berge, und du, o Fluß, in dessen Wellenspielen sich meine Phantasieen verlorcn! Und auch du, o Landhaus, wo ich sie fand, sie, die mir ein neues Morgencoth in das Dasein webte! Tritt mir noch einmal vor die Augen, süßes himmlisches Bild meiner Bianca, und

erinnere mich an alle die schönen Stunden, wo dein Anblick die Gottheit meines Wesens mich fühlen lehrte, und wo ich besser, edler, heiliger wurde durch die Liebe!

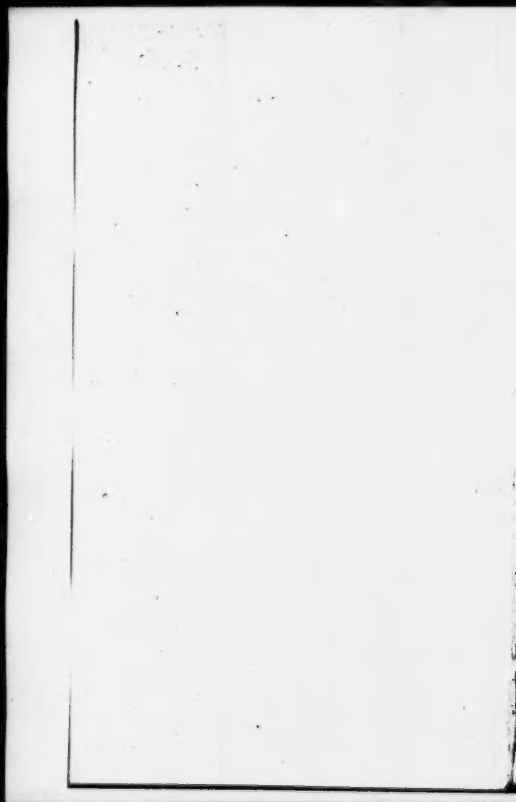
Ach, dahin, dahin ist Alles! Entflohen wie ein Traum! Vorübergegauckelt wie ein Schatten! Kein Frühling wird mich wieder grüßen, keine Sonne mich aus meinem tiefen Schlummer wecken! Lebt wohl, ihr Felder und Haine, mit euerem sterbenden Grün! Lebt wohl, ihr Ströme und ihr rauschenden Quellen! Lebt wohl, ihr Lüfte, die ihr schmeichelnd mich umspieltet! Leb' wohl, du liebevolle, freundliche Natur, Vertraute meiner Seele, die du so oft mit Trost und Trostpfen labender stiller Wonne wie heilenden Balsam in den zerrissenen Wunden senkest! Auch an deiner Brust kann ich nicht mehr gefunden! Leb' endlich wohl, Freund meiner Seele, leb' herzlich wohl, mein theurer Theodor! Du kanntest mich bis in das Innerste meines Herzens, Du fühltest, wie ich fühlte, und hattest Geduld mit meinem Schwächen. Dank, tausend Dank Dir für Deine viele Liebe! — wolne nicht zu sehr um mich, wenn Du durch „Dje —“

lese meine letzten Zellen erhältst — denke, daß mir nun wohl ist! weit wohler, als mir in diesem Leben war! — Auch verlierst Du mich nicht gang — Du hast ein Vermächtniß von mir — und ich denke, wenn Dich die Erinnerung an mich überschleicht und Dich eine Sehnsucht befüllt, dann wirst Du wohl manchmal mit warmer Empfindung lesen in den „Briefen eines Unglücklichen.“

Die Stunde des Uebergangs nach Preußen nahte. Heinrich überschickte Dyle — seine letzten Briele mit der Bitte, sie an Theodor zu besorgen. „Dyle —“ ahnte etwas Unheimliches; denn Heinrich war ihm in den letzten Tagen noch düsterer und in sich gekehrter als gewöhnlich erschienen. Von einem Gefühl der Bangigkeit getrieben, eilt er sogleich, ihn aufzusuchen. Doch schon vor einigen Stunden, nach deren Ablauf „Dyle —“ erst Heinrichs Paquet erhielt, hatte man Heinrich einen einsamen Weg nehmen sehen.

„Dyle —“ ließ sich die ungefähre Richtung beschreiben, und ging mit einigen begleitenden

Gerunden, um ihn zu erspähen. Lange blieb ihr Bemühen vergebens; sie suchten ihn überall, ohne ihn zu entdecken; sie riefen rings umher; es erfolgte keine Antwort. Endlich fanden sie an einem mit Dornbüschen und Disteln bewachsenen Hügel einen Kelchnam. Es war Heinrich. Er hatte sich in sein Schwert gestürzt.



Lyra der Zeit.

Eine Sammlung

der

größeren politischen und zeitgemäßen Gedichte.

Von

Ernst Ortlepp.

Frankfurt am Main.

Gedruckt und verlegt von Johann David Sauerländer.

1834.

„Der Freiheit Morgen steigt heraus;
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf.“

Uhlend.



Un 8181

V o r w o r t.

Eine vielfach bewegte Zeit rief die Poesieen hervor, die den Inhalt dieses Bandes bilden, und die nach öfteren Wünschen und Ermunterungen in einer Sammlung herauszugeben der Verfasser wagen zu dürfen glaubte. Es bleibt für den Schriftsteller und Dichter immer eine der ersten Aufgaben, die Richtung seiner Zeit zu erfassen, und, so viel ihm möglich ist, ihr Organ zu werden. Doch droht hier neben der

rechten Bahn ein Abweg; indem man gewissen
 Lieblingseinselungen seiner Zeit huldigt, kann
 man der Mode verfallen. Daher kommt es
 darauf an, in dem Flüchtigen das Beständige,
 in dem Zeitlichen das Ewige zu ergreifen, und
 es auf eine Art zu behandeln, die mit seinem
 Charakter harmonirt, wobei zugleich die künst-
 lerischen Anforderungen nicht einem ephemeren
 Geschmacke geopfert werden dürfen. Gelingt
 dieß, so wird der Autor oder Dichter nicht
 Sklav, sondern Herr seiner Zeit, und weit ent-
 fernt, von ihr fortgerissen zu werden, gewillt
 er auf sie in höherm oder geringerm Grade
 einen bestimmenden Einfluß. Dann ist seinen
 Werken auch die Dauer gesichert.

Ob und in wie weit es dem Verfasser

gegenwärtiger Poesieen glückte, mit einer selbstständigen und eigenthümlichen Kraft zu wirken, das zu entscheiden, muß er Andern überlassen; doch darf er wohl mit Hoffnung und Freudigkeit vor ein Publikum treten, das seinen bisherigen lyrischen Arbeiten eine so günstige und liebevolle Aufnahme angedelhen ließ. Auch fürchtet er nicht, daß man seine Poesieen zu der Klasse gewöhnlicher Gelegenheitsgedichte zählen wird, welchen Namen sie nur verdienen könnten, wenn sie sich bloß auf das Familien- oder Gesellschaftsleben beschränkten; da sie sich aber alle, trotz der öfters vorkommenden Anknüpfung an bestimmte Jahrestage, auf die Zeit und das Nationenleben erstrecken und in die großen Weltangelegenheiten eingehen, so dürfte man sie wohl passender historische,

politische, Zeit- oder Weltgedichte
benennen.

Das erste Reformations- wie auch das
Neujahrsgeicht für die deutsche Na-
tion, welche beide in der bei Friedrich Gleis-
cher erschienenen Ausgabe meiner Gedichte
befindlich, wieder in diese Sammlung mit auf-
zunehmen, wurde mir nicht gestattet.

Leipzig 1834.



I n h a l t.

	Seite.
Osterlied für Europa.	1
Pfingstlied für Europa.	13
Gustav Adolph, eine lyrische Phantasie. . . .	27
Großes Potentlied.	40
Mitrolenka.	53
Der dreißigste August in Leipzig.	57
Deutschlands Erndtefest.	67
Polens Sterbelied.	88
Reformationsgedicht.	104
Todtenkranz für Carl August und Göthe. . .	113
Der Traum, eine lyrische Dichtung.	139
Washington, eine lyrische Phantasie	203
Deutschlands Bahn und Ziel	219
Der Rückschritt.	237

	Seite.
Das erste Conſtitutionsfeſt in Sachſen.	243
Vaterunſer des neunzehnten Jahrhunderts.	256
Die Anarchie.	270
Die Stimmung der Gegenwart.	279
Erinnerung an die Väter.	291
Volksgedang für die Communalgarden des Königs- reichs Sachſen.	295
Europa's Charſfreitag.	300
An die Fürſten.	307
Das Weltgericht.	343



Osterlied für Europa.

Auferstanden, auferstanden

Ist die ganze weite Welt;

Alles, Alles sprengt die Banden

Von Italia bis zum Welt!

Auf ist Frankreich, auf Saxonia,

Auferstanden ist Polonia;

Iren, Belgier, Schweizerland,

Alle haben sich ermannt.

Alles will sein Oßern feiern,

Ganz Europa strebt mit Macht,

Sich zum Leben zu erneuern

Nach der dumpfen Todesnacht;

Aus dem Schlaf die Glieder rüttelnd,

Sack und Asche von sich schüttelnd,

Endet jede Nation

Ihre lange Passion.

Ja, der Stein ist aufgehoben,
Offen steht des Grabes Thür,
Der Allmächt'ge winkt von oben,
Und der Heiland geht herfür;
Und es sammeln sich die Jünger
Um den Höll- und Todbezwinger;
Zu der Engel „Gloria“
Tönt der Welt „Hallelujah.“

Legt den Teig nun aus, den sauern!
Denn es naht das Weltgericht!
Nach dem langen Fastnachtstrauern
Strahlet helles Osterlicht!
Sonne lag in Finsternissen,
Und der Tempel war zerrissen;
Doch ihr Strahl ist wieder frei,
Und der Tempel baut sich neu.

Nacht war es in Tages Mitte,
Und die Erde bebte laut,
Satan kam in schnellem Schritte,
Und umfing sie schon als Braut;

Dech ein Nordlicht, *) o Mirakel!
Schwang zur Hochzeit seine Fackel,
Und es trat der Oftertag
Bald dem großen Zeichen nach.

„Auferstehen! Auferstehen!“

Ist der Zeiten Lösungswort;

„Weiter streben! Vorwärts gehen!“

Tönt's im Süden, tönt's im Nord!

Wie dem alten Testamente

Mit dem Heiland kam sein Ende,

Sinkt die Nacht, die „Rückwärts!“ ruft,

Der dem Licht nun in die Gruft.

Den man sah am Boden kriechen,

Der in Staub getret'ne Wurm,

Soll nun als ein Adler fliegen

Um der Freiheit Weltenthurm;

Was gekränkelt und geknebet,

Glorreich sey es nun erhöhet!

Freudig, wie nach Sieg ein Held,

Jauchze die erstand'ne Welt!

*) Das große Nordlicht zu Anfang des Jahres 1831.

Auferstehen! Auferstehen!

Ja, der Morgen bricht sich Bahn,

Tausend Lebensflaggen wehen

Auf dem Frühlingsocean;

Himmel, Meere, Luft und Erde

Horchen auf das große „Werde!“

Saat und Blume strebt empor,

Und der Tag erschließt sein Thor!

Denn der Tag ist König worden

Mit der feuerfarb'nen Kron',

Estrahlen schießend aller Orten,

Sitzt er auf dem Sennenthron!

Gulen winseln: „Rückwärts gehen!

Mit dem seh'nden Aug' nicht sehen!“

Doch der ganzen Welt Gesang

Übertönt den Leichenklang.

„Auferstehen! Auferstehen!“

Völkerstimme! Gottes Wort!

Ja, wo deine Fahnen wehen,

Reißt's im Allmachtssturme fort!

Kennet nicht Verrätherherden
Völker, die sich klar geworden,
Die der Verwelt Riesengeist
In die Bahn des Ruhmes reißt!

Nag, den Zwingersthron zu gründen,
Glücken fremder Majestät,
Nur der Fürst wird Liebe finden,
Der des Völkers Herz versteht!
Nicht, wer dran Pelopen säuget,
Die das Ausland hat gezeugt;
Eingeberner, du allein
Kannst der rechte König seyn!

Auferstehen! Auferstehen
Zell ein starker, großer Sinn,
Und der mag wohl gern auch sehen
Auf die alten Zeiten hin;
Will er euch doch nicht zertrümmern,
Und sich Republiken zimmern;
Nein, er weiß, die Freiheit wehnt
Da auch, wo ein König thront!

Auferstehen! Auferstehen!

Da wo Pflicht ist, sey auch Recht!
Gleiche Wage soll bestehen

Für den Herrn, wie für den Knecht;
Gunst soll nicht den Spruch verrenken,
Gold soll nicht die Schale senken;
Allen ein Gesetzbuch,
Und dem Rechte schnelleren Flug!

Auferstehen! Auferstehen

Soll der Handel aus der Gruft,
Und mit freiem Schritte gehen
In der freien Gotteslust!
Sperrt ihr ihn in Pfahl und Schranken,
Wird der Wohlstand ewig krank;
Laßt ihn frei! Nach seinem Stand
Steuere Jeder in dem Land!

Auferstehen! Auferstehen

Soll das eingefärgte Wort!
Auf den großen Friedrich sehen
Wagt ihr! Fluch dem Wahrheitsmord!

Presse, ja, du viel gepresste,
Werde frei zum Ofterfeste!
Ende deine Geißtklausur,
Umbarmherzige Censur!

Auferstehn zu neuem Leben,
Adel mit verjüngtem Haupt!
Das nicht Ahnen dir erheben,
Das allein Verdienst umlaubt!
Stolz ist nur der Gott der Thoren,
Wir sind alle gleich geboren;
Der nur ist der große Mann,
Der das Große leisten kann!

Auferstehen, auferstehen,
Nach der alten Väter Brauch,
Kajestätisch anzusehen
Soll ein deutscher Kaiser auch!
Der die Krone trägt im Glanze
Und zusammenhält das Ganze!
Preussens hoher König, Du,
Wandtest Herz und Blick Dir zu!

Auferstehen soll im Volke
Glaube, Treu' und Pietät,
Die der Sündenschwängern Welke
Lebender Orkan verweht!
Edle Fürsten soll man achten,
Und sich selbst zu bessern trachten!
Gute Formen retten nicht,
Wenn's am guten Geist gekriecht.

Auferstehen! Auferstehen!
Mancher wird in diesem Jahr
Ehen im Lenz zu Grabe gehen;
Manche tapfre Lebenschaar
Wird sich durch ihr Auferstehen
Vald in Todes Armen sehen;
Doch es grünt, was sie ertödtet,
Und sie lebt, auch wenn sie — stirbt!

Auferstehen! Auferstehen!
Träume nicht, Hispania,
Haupt Europas anzusehen!
Steh, das Osirn ist ja da!

Auch in deinem bangen Dunkel
Regt sich manches Lichtgefunkel;
Laß den Himmelsstrahl herein!
Helle soll's im Haupte seyn!

Auferstehen! Auferstehen!

Francia, Europas Brust,
Sitz der Leidenschaft! Geschehen
Ist's bei dir zu unsrer Lust!
Doch nun schwankst du auf und nieder,
Deine Ruhe lehrt nicht wieder;
Hüte dich, verwegener Rahn,
Lüdtisch ist der Ocean!

Auferstehen! Auferstehen!

Du auch Deutschland, setzst in Or
Ritterlich gewappnet gehen,
Als Europa's etles Herz!
Von dem großen Ostersee
Nimm das Gute, nimm das Beste!
Strebe nach dem eignen Ziel,
Werde nie der Fremden Spiel!

Auferstehen, auferstehen
Laß die Maid Polonia,
Die sich lang gedrückt gesehen,
Fuß Europa's, Russia!
O Sigontin, schön! schön!
Tritt, ach tritt um einer Krone
Blut- und thränendellen Raub
Nicht ein edles Volk in Staub!

Paß du doch ein Stern geschimmert
In der deutschen Riesenschlacht,
Paß des Halbmonds Burg zertrümmert
Und ein Hellas frei gemacht;
Die du Völker konntest retten,
Schmiede nicht nun selbst in Ketten!
Aller Kränze Kranz erringt
Größe, die sich selbst bezwingt!

Auferstehen! Auferstehen!
Alles, was das Kreuz gedrückt,
Soll nun triumphirend gehen
Mit dem Siegerkranz geschmückt!

Nach Erniedrigung Erhöhung,
Nach Begräbniß Auferstehung!
Und der weggeworfne Stein
Soll des Baues Eckstein seyn!

Ach, noch ist der Haß Ruine
Und der Rector Gallentrank,
Neder nagt schon an der Grüne,
Und Gesundheit selbst ist krank!
Ja, das ganze Weltgewimmel
Ist ein höllenvoller Himmel;
Weisheit wird der Narren Speiß,
Und der Teufel nennt sich Geiz.

Auferstehen! Auferstehen!
Haltet euch an Götze fest!
Nur das Gute kann bestehen
An dem großen Osterfest!
Nach dem grünen Donnerstage
Folgt noch oft Charfreitagollage;
Schwindelt nicht auf eurer Bahn!
Anarchie hat Ugeriahn!

Auferstehen! Auferstehen!

Aber nicht zur Anarchie!

Gott kann Tyrene lassen stehen,

Gott allein erschüttert sie!

Mut und Leben edlen Fürsten;

Teufeln, die nach Unheil dürsten,

Fluch! Doch Fluch auch jedem Wicht,

Der uns neue Ketten sticht!

Auferstehen! Auferstehen!

Freunde, groß ist unsre Zeit,

Wie man sie noch nie gesehen,

Groß mit Opferfreud' und Eist!

Brich, Europa, denn die Kiegel!

Schwing den kühnen Adlerflügel!

Rufe bald noch tapferm Krieg:

„Hölle, wo ist nun dein Sieg?“



Vsinglied für Europa.

Und nun wird und muß es tagen,
Denn das Pfingsten ist nun da,
Um der Milge Flammenwagen
Rellt der Denner „Gloria!“
Strahlenweege wegen
In dem klauen Himmelament,
Flammen schießt der Ketzerbogen,
Und das Herz der Erde brennt.

Lichend blüht zum Sol die Erde,
Denn sein Auge strahlt ihr Glanz,
Dass sie seine Gattin werde,
Flücht er ihr zum Heß den Kranz;
Laub und Blumen streut er nieder,
Blüht sie an mit Auf auf Auf,
Sendet Millionen Lieder
Zehret besten Braut zum Auf.

Ja, das Pfingsten ist erschienen
In der hellen Sonnenpracht,
Haine, Fluren, Gräber grünen,
Und zum Tag wird selbst die Nacht;
Tausend Himmelsfeuer lehren
Durch die Adern der Natur,
Und aus den versängten Adern
Künet eine Stimme nur.

Pfingsten leuchtet auch im Herzen,
Pfingsten glüht im Geistesland,
Hier auch einen tausend Kerzen
Ihren theilgewalt'gen Brand;
Denn ein Draußen wird vernennen,
Wie ein Sturm, und in die Welt
Ist der Geist herabgesunken
Von dem hohen Himmelszelt.

Alle sprechen nun mit Zungen,
Tausendstimmig schwingt das Wort,
Aus den Fesseln losgerungen,
Sich im Echo fer und fer;

Voll des Gottes sind sie alle,
Der aus ihrem Munde spricht,
Und der mit Posaunenschalle
Predigt Freiheit, predigt Licht.

Ja, nach allen Regionen
Lieben die Apostel frei,
Schleutern Flügel nach den Thronen
Der erschrock'nen Tyrannei;
Und man sah' sie gern erliegen,
Wünschte sie auf ewig stumm;
Doch sie kämpfen und — sie siegen
Mit dem Evangelium.

Denn es hält sie Gottes Rechte,
Und sie rufen ihren Spruch:
„Werdet nicht der Menschen Knechte!“
Fechend auf das heil'ge Tuch;
Mit Verwundrung ist zu sehen,
Wie sie all von Land zu Land
Sich erkennen und verstehen
Und im Geiste sind verwandt.

Hört nicht Jeder seine Sprache?
Frankreich, Deutschland, Albion,
Welschland, Polen — einer Klage,
Eines Freiheitsliedes Ton —
Donnernd hier, und dort nur flüsternd,
Hier mit Schmerzen, dort mit Lust
Singen alle, sich verschwisternd,
Singen ihn aus voller Brust.

Nur der Finsterniß Gelichter
Spottet höhnisch des Vereins,
Zieht satanische Gesichter,
Ruft: „Sie sind voll süßen Weins!“
Doch, gleich Petrus, ohne Bangen,
Zeug' ich, daß sie nüchtern sind;
Aber ihr seid gift'ge Schlangen,
Denn ihr wünscht uns lieber blind!

Von dem Geiste laßt mich singen!
Laut wie Sturm und Wegendrang,
Stark, wie Glock' und Orgel klingen,
Drause, denn're mein Gesang!

Schreckensmelodie dem Wichte,
Jubelton der Guten Schaar,
Mach' er Satans Reich zu nichte
Und die Wahrheit offenbar!

Von dem Geiste laßt mich fingen!
Denn auch mich durchzuckt der Geist,
Den die Hölle nicht kann zwingen,
Der die Ketten in Stücke reißt;
Ich verkünd' es frei und offen,
Noch ist Finsterniß um Euch!
Doch wir wissen, was wir hoffen,
Und — wir stehn den Felsen gleich!

Wenn wir stets den Ruf erneuen
Nach der Menschheit heil'gem Recht,
O der Schmach! Das nennt ihr „schreien?“
Ihr entwürdigtes Geschlecht!
Esklavensinn hat euch geboren,
Der mit euch nun lebt und stirbt;
Schämt euch, Knechte! Felle Thoren,
Die ihr nur nach Hofgunst strebt!

Freies Wort bringt euch Entsetzen,
Wahrheit flieht ihr wie die Pest,
Lug und Trug sind eure Götzen,
Schmeicheln euer Opferfest;
Feinde seid ihr Alles, Alles,
Was die Schritte vorwärts lenkt,
Mörder jedes bessern Schalles,
Fürchtet Jeden, welcher — denkt!

Säh't die Zeit in ew'gem Wähnen
Widerkau'n ihr Einerlei
Lieber — scharret gleich Hyänen
Aus der Gräber Schlund auf's neu
Die begrab'nen Morderleichen,
Puht und balsamirt sie fein,
Dass sie den Lebend'gen gleichen; —
Doch nur Narren trügt der Schein!

Augen haben wir und sehen;
Traurig muß der Freiheitsfreund
Vor der Schaar der Knechte stehen,
Die sein Wahn sich gleich vermeint;

Ruß es hören und erröthen,
Wenn sie bitten um den Verd
Für die halberwachten Reden,
Für das kaum geber'ne Wort!

Und dem eiteln Stelze fröhnen
Sieht er Tausend um sich her
Von des Vaterlandes Söhnen,
Kalt an Geist, an Herzen leer;
Sieht sie nur ihr Ich berathen,
Und so rankt das Unkraut sich
Um die hoffnungsvollen Saaten,
Und das Volk trifft Rattenfluch.

„Freiheit!“ rufen eure Brüder;
Doch von euerm Brudermund
Hallt das Echo „Retten!“ wieder;
Bürger, ist das unser Vund?
Den Verirrten zu vergehen,
Sollten sie Verirrte sein,
Fordert Menschlichkeit — selbst Löwen
Üben Großmuth und Verzeihn!

Und ihr wollt die Strenge schärfen,
Deren Spruch sie niederbeugt?
Wollt die Todeslose werfen

Ob dem Haupte, das euch gleicht?
Seid ihr Christen? Seid ihr Bürger?
Seid ihr aus des Volkes Zahl? —
Nein, ihr seid nur blut'ge Bürger,
Wölfe seid ihr allzumal!

Ja, ich will es euch verkünden,
Das ist nicht der gute Geist,
Der, vergessend eigener Sünden
Brüdern Tigerzähne weist;
Der aus ihren Leichensteinen
Nach dem Thron sich Stufen baut,
Und wenn sie um Gnade weinen,
Mit dem Schwert nach ihnen haut.

O der Geist ist eine Taube,
Nicht ein Geler, der zerstückelt;
Reinheit, Sanftmuth, Liebe, Glaube
Sind die Perlen, die er heiligt;

Dech die Gelfeine liegen
In dem sumpfigen Meraß,
Wo die Kröten sie umkriechen
Und des Reßes Zahn sie faßt.

Fürsten, Ihr, auf Euern Thronen,
Fürsten, wandelt vor dem Herrn!
Nissen Schlangen in den Kronen,
Dann ist Gottes Hülfe fern!
Und die Berge werden spielen,
Daß das Firmament erklingt,
Und die Völker werden schreien,
Daß der Tod aus Gräbern springt!

Glücket nicht auf neue Kleider
Weggeworfner Lumpen Reß!
Trauet nicht der menschlichen Leiter,
Denn sie hält nicht wieder fest!
Nicht Aristokraten gehen
Euch der Wahrheit Stimme kund;
Die dem Volke widerstreben,
Nimmer sechten sie den Bund!

Lasset keinen Verwand gelten,
Der dem Volke stiehlt sein Recht!
Sichtet eure wahren Helden!
Lebt den Freien, haßt den Anecht!
Lasset, Euer Werk zu krönen,
Laßt, ach, lasset endlich doch
Frei das freie Wort erkönen!
Löset das verhasste Joch!

Denn ein Volk, das nicht darf sprechen,
Es verdient sein Dasein nicht!
Stets wird Wahrheit da gebrochen,
Wo die Lüge hält Verlicht;
Ach, das Herrlichste muß sterben,
Das dem Genius entblüht,
Wo mit mordendem Verdecken
Ein erkaufter Censor sitzt!

Freiheit! Für die Presse Freiheit!
Laßt mich rufen fort und fort!
Keinen Eng! Nicht alte Neuheit!
Treus dem gelobten Wort!

Könnst' ich's mit Posaunenstimme
Schmettern von dem höchsten Thurm!
Könnst' ich draussen es im Grimme,
Wie der Donner braus't im Sturm!

Doch genug! Empor die Seelen!
Leb' es Gott nach seinem Rath!
Seine Hülfe wird nicht fehlen,
Sein ist jede gute That!
Sint euch denn in allen Zonen
In des Geistes Feuerdrang!
Stimmet ein, ihr Nationen,
Zu dem großen Pfingstgesang:

„O heil'ger Geist, lebe' bei uns ein,
Und laß uns deine Wohnung sein!
Ach, komm zu uns hernieder!
Europa ruft nach dir gewandt,
Dich ruft auch unser Vaterland;
O höre unsrelieder!
Eine,
Keine

Unsre Sinnen
Vom Beginnen
Böser Werke,
Sib zum Guten Lust und Stärke!

O Geist der Weisheit, sei nicht fern,
Geh' auf, du schöner Morgenstern
Des Lichtes und der Wahrheit!
Ergieß aus deinem Strahlenkranz
In alle Seelen hellen Glanz
Der rechten Himmelsoffenheit!
Glühe,
Glühe,
Leucht' und immer!
Schwinde nimmer!
Ohne Wolke
Strahle jedem Erdenvolle!

Du Geist der Liebe, senke dich
In uns're Herzen kräftiglich,
Und mach' sie ganz zu Flammen!
Vertreib der Zwietracht bösen Geist,

Der Alles auseinanderreißt,
Halt' Volk und Fürst zusammen!
Leite
Reite
Auf dem Pfade
Deiner Gnade
Zu dem Rechten!

Laß Vertrau'n Vertrau'n umflechten!

O Geist des Friedens, Labungethau,
Ergeuß dich auf des Landes Au',
Laß Glut und Saaten lachen!
Des Krieges Wetter ziehn daher,
Und manches Volk erseufzet schwer,
Wo seine Denner krachen!

Ende,
Wende
Aller Orten
Blut'ges Werden!
Laß nach hängen
Stürmen deine Sonnen prangen!

Man ruft dich, Geist, allüberall
Mit Orgelton und Glockenschall
Aus tiefstem Herzensgrunde;
Es seufzt die ganze Christenheit
Noch die zu dieser Pfingstenzeit,
Ach, bleib mit uns im Bunde!
Heitre,
Laut're
Unsre Herzen
Mit den Kerzen
Deiner Gluthen!
Denn Gott ist nur Gott der Guten!



G u s t a v A d o l p h ,

eine Iyrische Phantasie,

gebichtet

zu dem 200jährigen Jubiläum der Schlacht
bei Breitenfeld.

Dumpfe Donner hör' ich grollen,
Einer nachbedeckten Flur,
Wo die Eisenwürfel rollen,
Lauscht die horchende Natur;
Krachende Kanonenschlünde
Speien Mithesflammen aus,
Und bis in die tiefsten Gründe
Webt der Erde festes Haus;
Die erschrock'nen Wälder schweigen,
Stille steht der Hauch der Luft,
Denn es kracht, als ob's die Leichen
Donnern wollt' aus ihrer Gruft! —

Und wo die fürchterlichen Töne schallen,
Da ziehen tapf're Streiter Schaar an Schaar,
Und einen Feldenkönig seh' ich wallen
Mit Löwenmuth entgegen der Gefahr;
Er hebt die Hand zu Gott empor, und Gluten
Facht sein Gebet in allen Kriegern an,
Ein Jeder will mit Luß für ihn verbluten
Und Sterbend bahnen ihm die Siegesbahn.

Und dort im andern Peere schwingt ein Reiter
Auf grauem Schimmel den Kommandosßab,
Ein hoher Federhut und grüne Kleider
Den Atlas — Augen finster wie das Grab,
So sprengt er hin, bald auf der Bahn verwellend,
Und nach dem Himmel schau'nd mit tolldem Blick,
Vad unter Fluchgemurm'el vorwärts eilend
Voll Hornesglut — denn ihn verließ das Glück!

So steigt aus euren Gräbern denn, ihr Helden
Verklirhener Jahrhunderte, empor!
In andre Zeiten, längstversunk'ne Welten,
In anderer Menschen hohen Schattenchor,

Du, Genius der Mitwelt, laß dich tragen,
Die Verzeit bietet feierlichen Gruß,
Die Schwester hat so Manches dir zu sagen,
Was dich erwecken und beschämen muß!

Groß steht sie da, ein Riesenbild,
Du warst vor ihr so klein;
Wie, von erhab'nem Drang erfüllt,
Du sprachst das Wort: „Nun will ich größer sein!“
Du hast geschlafen tief und dumpf,
Du lagst in Aerkernacht,
Dein Sein war Moder nur und Cumpf,
Nun endlich bist du aufgewacht!
Doch sollen Berge werden aus den Hügel'n,
Soll sich die todte Größe neu beleben,
Soll aus Gbüsch ein Eichwald sich erheben,
So muß der Geist der Verwelt dich befügeln!

Zweihundert Jahre sind entsiehn,
Seit kühn des Nordens edler Sohn,
Ein Held, so rein und fromm und klar,
Wie noch auf Erden keiner war,

Seit Schwedens König schlug die Schlacht,
Die durch die Ewigkeiten wiederkracht.

O Held, so leuchtend, schön und jung,
Wie waltst du in Begeisterung
Das Herz der ganzen Erde zu,
Du Herrlicher, du Hoher du!
Der große Tag bei Breitenfeld
Erhob dich zu dem Sternenzelt;
Vom Himmel nieder stieg der Ruhm,
Unsterblichkeit an seiner Hand,
Sie führten dich in's Heiligthum,
Wo dich ein Lorbeerkranz umwand,
Den, wenn ihn auch dein Blut geröthet,
Doch die alltödtende Zeit nie tödtet!
Der ewig-grün und jung dein Haupt,
Das glorreich-strahlende, umlaubt!
Es schwang der Tod nach deinem Arme
Die neidisch-räuberische Lanze;
Dein Haupt — es fiel — doch mit der Krone
Erhob es sich zum Sternenthron,
Nach dem's mit Thränen oft geblickt
Und sein Gebet emporgeschickt.

Da schaut es noch auf unsre Zeit
Herab in lichter Herrlichkeit,
Und jedes Auge, dem es leuchtet,
Der Nührung heil'ges Raß besuechtet.

Ja, du, o Gustav Adolph, hast gerungen
Nicht für ein irdisch, für ein ewig Gut,
Dein Feldenschwert hast du für Gott geschwungen,
Und für die Wahrheit floß dein theures Blut;
Den Denner, der aus Luthers Mund erklingen,
Nahmst du in Arm mit kühnem Löwenmuth,
Du nahtest aus dem Schneeland mit Gewittern
Und machtest die erschreck'ne Sünde zittern.

Zerissen lag die Welt vom Meinungskampfe,
Die finstere Religion der Nacht
Zog unter Wolkendunst und Nebeldampfe
Heran, geschützt von eines Kaisers Macht,
Durchjucket schon von leisem Todeskampfe
Sah sie des neuen Tages Lebenspracht,
Sah sie aus Norden eine Sonne steigen,
Wie nimmer eine stieg aus Ostens Reichen.

Und ob sie auch den Höllenchern sandte,
Den schwarzen Tilly zu des Lichtes Wort,
Der ihr aus Magdeburgs Zerstörungsbrände
Ein Nordlicht wob — des Weltenrichters Wort,
Das blieb ein Fels doch stehn im Wogenlande
Des Kampfoceans als Burg und Port,
Und ob des reinen Gussars Augen brachen,
Es sank die Nacht und es begann zu tagen!

Ein andrer Streit ergläht in unsern Tagen,
Die Menschheit regt sich um ein irdisch Recht,
Ob sie in Bande soll sich lassen schlagen,
Ob frei sie sein soll, oder ob ein Knecht,
Voll dumpfen Schwül's der Lösung dieser Fragen
Gewärtig, ein verworrenes Geflecht —
So liegt sie da — und Niemand wagt vor Grauen
Den Knechten — denn Blut will er — zu zerhauen!

O Gussav Adolph, reiner Held,
Stiegst du herab vom Himmelszelt
Und trätest ein in unsre Welt!

Ein König, so wie du geseint,
 Zeigt nirgends unserm Mide sich!
 Du würdest sein, was sie nicht sind,
 Ein Herz der Zeit! — für dich — für dich
 Schlug' unser Herz mit mächt'gen Schlägen,
 Wie deines schlug' uns entgegen!
 Du würdest alle Knoten lösen,
 Das Gute sondern von dem Bösen;
 Was Luther mit dem Worte war,
 Das stelltest du mit dem Schwerte dar;
 Vegeistrung in der Flammenbrust
 Wär' Recht und Freiheit deine Lust!
 Du brächtest gern mit neuem Tod
 Der Welt ein zweites Morgenroth;
 Doch ach! den Hauch verweht die Lust;
 Du schläfst ja längst in stiller Gruft!

Lass mich zu deinem Todtensteine treten,
 Der roh und einfach auf dem Hügel steht,
 Lass mich, wie du es oft gethan, dort beten,
 Lass, von der Vortwelt Genius umweht,

Mich in der Pappeln Flüßtern Worte hören,
Wie Donner stark und süß wie Harfensklang,
Die eine schön're Zeit heraufbeschwören,
Voll Heldensinnes und voll Thatendrang!

Ja, ich bin dort, ich schaue die Gefilde,
Die mich große Tage schon gesehn,
Umschwebt von deinem würdevollen Wilde
Hör' ich weissagend Väum' und Saaten wehn;
Ich sehe dich in deiner Kraft und Milde
Gleich einem Engel Gottes vor mir stehn;
Da fasset mich ein namenloses Sehnen
Und aus den Augen brechen heiße Thränen.

In Worte wandeln möcht' ich mein Empfinden,
Hinstören möcht' ich es im Harfenspiel;
Ach, daß die kalten Fesseln unterbinden,
Daß noch so ferne liegt das goldne Ziel!
Daß ich noch schweigend muß in mir erdrücken,
Was Aetnagleich aus feuervoller Brust
Ausflotern möcht' in flammendem Entzücken
Durch Deutschland hin zu aller Gauen Lust!

Ein Traum umwebte mich mit goldnem Schimmer,
Ich sah — doch keine Fragen, was ich sah! —
Ich schaute manch zerbrochenes Gezimmer,
Und drüber stand ein neuer Tempel da;
Und was mir leise Stimmen prophezeigten,
Das kommt — das wird! — Sein Leben ist gewiß!
Der Feind wird uns ein Osterfest bereiten,
Dem alten morschen Tempel droht der Riß!

Ach, was ich sah, das war so schön!
Es drang ein freudiges Getöse
Im Hauch der Lüfte sanft hernieder,
Und aus den Pappeln klangen Lieder,
Und Gustav's Geisterstimme sprach:

„Es naht der Freiheit goldner Tag!
Ich, der für euch geblutet habe,
Ich ruhe zwar im tiefen Grabe,
Doch Gott, der mich herabgesandt,
Regt ewig seine Allmachts-Hand,
Und Recht und Wahrheit, Freiheit, Licht,
Sie stehen fest, ob Alles bricht,

Und wer für diese Güter kämpfet,
Den keine Macht der Hölle dämpfet!
Das Satanswerk muß unterliegen,
Denn nur das Göttliche kann siegen!
Der Menschheit allerhöchstes Gut
Ich hab's erkauf't mit meinem Blut,
Und freudig ward's von mir vergossen,
Denn nicht vergebens ist's geflossen!"

Die Stimme schwieg — doch klang sie bald
Mit neu erdonnernder Gewalt:

„Ihr stolze Fürsten auf den Thronen,
Baut nicht so fest auf eure Kronen!
Des Menschen Macht geht bald zu Grund,
Wenn sie mit Gott nicht ist im Bund!
Ein König muß in Völkerherzen
Anzünden helle Liebeskerzen,
Er muß auf treuerglühte Seelen
Und nicht auf Bajonette zählen!"

Denn wo für ihn das Herz nicht schlägt,
Da auch für ihn kein Arm sich regt!
Im Schlosse sitzt er arm und klein,
Denn ach! sein Volk ist ja nicht sein!
Voll Mißtraum sinnt er jeden Tag,
Wie er in Furcht sich sehen mag,
Und bebt vor jedem wahren Ton,
Desß Echo schlägt an seinen Thron,
Und fürchtet jeden freien Mann
Und stellt ihm nach, und wird — Tyrann!

Ach, blickt auf die Vergangenheit!

Sie zeigt euch manche Fürstenleichen!

Ach, stürzt euch an die Brust der Zeit,

Und laßt die Lüge von euch weichen!

Die unvernünftige Vernunft

Der falschen Diplomatenzunft —

Sie liebt euch nicht — ihr Lug und Trug

Gebiert euch nur der Völker Fluch!

Steht selbst an eurer Zeiten Spitze,
Fliegt selbst mit Adlerflug voran!
Dann flammen aller Geister Blitze
Verklärungsglanz um eure Bahn
Und tragen glorreich euch hinan
Als Meteore eurer Zeit
Zum Tempel der Unsterblichkeit,
Und Donner, die euch sonst zerschmettern,
Sie tönen, um euch zu vergöttern!

Ach, höret meiner Worte Klang!
Ich, der ich für die Wahrheit rang,
Mit Ingrimm seh' ich euer Trachten,
Den edeln Lichtstrahl zu umnachten,
Und warnend muß ich prophezeih'n:
Ihr stürzt euch selbst! — Gedenket mein!"

So sprach die Geisterstimme; Flur
Und Hain lag still vor mir — Natur
Vom Herbstle gelb gefärbt und grün,
Stritt schon mit Blühen und Verblühn;

Der Sonne Strahl — er sank in Ruh
Wehmüthig still dem Westen zu;
Die Lüfte klopelten manch Wort,
Die Pappeln rauschten fort und fort,
Es stimmerte der graue Stein
Im abendlichen Sennenschein,
Und — was ich da noch still gedacht —
Begraben sel's in ew'ge Nacht! —



Großes Polenlied.

I. P o l o n i a.

Nach der langen Schmach der Ketten,
Neu vom Lorbeerkranz umlaubt,
Das Palladium zu retten,
Hebt Polonia ihr Haupt;
Tief im Staube lag's darnieder,
Doch sie rüttelt ihre Glieder
Aus des dumpfen Schlafes Ruh,
Und die Erde jauchzt ihr zu.

C h o r.

Alle Völker sollen leben,
Die vom Freiheitsdrange glühn,
Aus den Gräbern sich erheben,
Und dem Lenz entgegenblühn!

Freiheit, aller Sonnen Sonne,
Freiheit, aller Sterne Stern,
Freiheit, aller Wennen Wonne,
Göttin, Herrin aller Herrn,
Freudig lodern deine Flammen
Himmelan, woher sie flammen,
Und aus deinem Riesendem
Rauscht der Jubelhymnen Strom.

G h o r.

Jauchzt, erwachte Nationen,
Dennert all ein einz'ges „Hech!“
Denn es tagt in allen Zonen,
Und es sinkt das Sklavenjoch!

Der Dreieinheit Farben wehen,
Deine Opfer, Tyrannet,
Glebst du all entfesselt gehen,
Und der Mensch ist wieder frei;
„Nieder, Anechte,“ tönt's hier, „nieder!“
Freiheit klingt das Echo wieder;
„Ketten!“ tönt's von Pol zu Pol,
„Schnöde Ketten, fahret wohl!“

G h o r.

Draufend, wie des Waldstrens Wegen,
Geht die Zeit im Riesenschritt;
Unaufhaltsam fortgezogen
Müssen alle Völker mit!

Wer sich einen Kranz will flechten,
Wer in Thaten oder Wort
In dem Kampfe mit will sechten,
Streiter, auf! aus Süd und Nord!
Euch auch wehen unsre Fahnen,
Unsre Bahn bricht euch die Bahnen,
Allen tönet unser Wort,
Unser Fort ist aller Fort!

G h o r.

Ihr, die noch der Tod umdunkelt,
Mit dem Trauersker der Nacht,
Seht, wie unser Stern ersunkelt,
Seht ihn schimmern! und — erracht!

Zwei gewaltige Giganten
Schreiten jezo durch die Welt,

Einer geht aus Nordens Landen
Und der Andr' aus Süd in's Feld;
Doch es wird der alte Tiger
Nicht des jungen Löwen Sieger,
Der, wie auch der Tiger dreht,
Kämpft auf Leben, kämpft auf Tod.

G h o r.

Vater von dem Sternenthronen,
Höre deiner Kinder Flehn,
Gib der Menschlichkeit die Krone,
Lass die Tiger untergehn!

Despotismus heißt der Eine
Den den Riesen, der mit Erz
Presset, wie das Volk auch weine,
In der Brust ein Marmorherz;
Ihn umringen seile Knechte,
Und sein Wahlspruch ist das Schlechte.
Dirnen liebt er, Pferde, Vieh,
Hasset Tugend und Genie.

Tief in Nacht sitzt er begraben,
Um den abgelebten Kreis

Winkeln Uhu's, krächzen Raben,
Ihn umflarren Schnee und Eis;
Im Gefolge seiner Schergen
Thürmt er Leichen auf zu Bergen,
Werdet Nationenheil,
Läßert Gott und schwingt sein Peil.

Freiheit nennet sich die Zweite,
Von dem mächt'gen Riesenpaar,
Die, wenn auch ein Weib, im Strette
Stets ein Mann, ein Held doch war;
Sonne, schwebt sie an dem Himmel
Über lebendem Gestrimmel,
Von dem Volksgewühl entzückt,
Das ihr froh in's Auge blickt.

Und in ihrem Diademe
Sind als Perlen eingereiht,
Mitlegfühles Thränenströme,
Wahrheit, Recht und Menschlichkeit;
Wie die Wiese lebt im Thau,
Grünt vor ihr des Geistes Aue,

Winter leht in Mai sie um,
Hellen in Gypsium.

G h e r.

Alle Fürsten sollen leben,
Die vom vellumjauchiten Thron
Gleich den Adlern sich erheben
In der Freiheit Regien!

Ost bat sie der Feind geschlagen,
Aber nimmer doch entmarkt,
Und in unsern greßen Tagen
Ist sie neu wie nie erstarkt;
Und der Segner, matt vom Kampfe,
Zuckt im letzten Todeskampfe,
Weht und wankt bei jedem Schritt,
We sie ihm entgegentritt.

Nach bei uns entschied die Waage,
Und der große Würfel fiel,
Unsre taubverschell'ne Klage
Ist nicht mehr der Wände Spiel;
Unser „Ach!“ geseufzt im Stillen,
Ward nun zu des Löwen Brüllen,

In des Lammes geduld'gem Mut
Rechet nun des Wolfes Wuth.

Und ein Volk ist unbeywänglich,
Wenn's nicht will bezwungen sein,
Willknen undurchdringlich,
Stehn des Landsturms feste Reih'n;
Kommt denn, kommt ihr Russenheere,
Wälzt die ungeheuern Meere,
Wälzt sie nur auf unser Land!
Felsen, halten wir euch Stand!

Felen, auf für Weib und Kinder!
Brave Felen, in den Streit!
Nach dem grauenvollsten Winter
Blühet Frühlingsherrlichkeit!
Hebt die Sensen! Schwingt die Fahnen!
Denkt der ruhmbehränkten Ahnen!
Der am Fels die Wege bricht,
Unser Gott verläßt uns nicht!
Fechtet, wie ihr stets gesachtet!
Flechtet euch den Kranz um's Haupt,

Den die Väter sich gesochten!

Zaget nicht! Es siegt, wer glaubt!

Lebend stirbt die Furcht am Boden,

Muth lebt unter tausend Toden!

Weht doch aus der Leichengruft

Erst die Auferstehungslust!

G h o r.

Keine Furcht soll uns entfärben,

Wähnte rings auch Gruft an Gruft;

Laßt uns siegen oder sterben!

Recciusko's Stimme ruft!

II. Die Völker.

Ein grausendeller Kampf hat sich erheben,

Wie wenn das Wasser sich mit Feuer mischt,

Es rasen Stürme, wie sie nie geschweben,

Es giehet und braus't wie an dem Fels der Wüsth,

Wenn sich empört der Ocean erheben

Und aufgewühlt aus allen Tiefen mischt;

Es will der Tod ein Opferschiff begeben,

Wie es das Sechshunderttausend laum gesehen.

Vergebens in den Büchern der Geschichte
Späht unser Blick nach Währ von solcher Zeit,
Wo wie von einem großen Weltgerichte
Sich die erschred'ne Erde sieht bedrängt;
Wo losgerissen aus dem Gleichgewichte
Das Alte krachend stürzt und sich erneut;
Wo aus des Grundes aufgebers'n'en Tiefen
All die Vulkane brechen, welche schliefen.

Der erste Blitz erjudt' im Frankenlande,
Umbrauset von gewalt'gem Donnerschlag,
Und von dem Belt bis zu Italiens Strande
Lang langhinstellend ihm das Echo nach;
Und jedes Volk, und jeder Busen brannte,
Es heb sich Alles, was am Veden lag;
Was sich gewunden gleich dem niedern Thurm,
Das thürmte sich gen Himmel gleich dem Thurm.

Nach ihr, hochherr'ge Felsen, habt begonnen
Und gletzeich fertigekämpft den heil'gen Krieg,
Den Sumpf habt ihr vertauscht mit Himmelskennnen,
Die Reitereschmach mit Thatenluß und Sieg.

Die Winternacht mit jungen Frühlingstrennen,
Mit Donner und die Lippe, welche schwing;
Es steht ihr da, Trost bietend Millionen,
Ein Wunderwerk der alten Nationen.

Wie euch so glühend unsre Herzen schlagen!
Wie eure Thräne unsre Thräne weckt!
Wie wir erheben, wenn den blut'gen Tagen
Und Pelens Unglück uns die Kunde schreckt!
Wie wir, den Flammenluft emporgetragen,
Aufstern, wenn den Gottes Schild geknickt,
Ihr eines neuen Sieges Kranz errungen!
Wie's Echo trägt den Jungen dann zu Jungen!

Für euch die Hand gen Himmel zu erheben,
Gebietet schon das menschliche Gefühl;
Des eignen Schicksals schwankte Leese schweben
An eures Kampfs verhängnisvollem Spiel;
Auch uns kann einst des Riesen Arm umwehen,
Dem euer armes Land zum Opfer fiel;
Auch uns kann er in seine Fische zwingen,
Auch uns, der Allverschlingende, verschlingen!

Auch und bedröhen unheilsschwangre Mienen,
Auch uns kann das Entschlichste geschehn,
Auch wir sind noch die arbeitsmüden Dienen,
Die Drohnen an dem Honig schwelgen sehn;
Der reißt: Lang — er will noch nicht ergrünen,
Du, Freiheit singend, wie gebunden gehn;
Noch steht der Handel seufzend sich geletzt,
Noch ist das Wort, das freie, nicht geteilt!

Es zischen Gifte sprühend falsche Schlangen,
Es droht der Riß dem leichtgetrennten Band,
Das uns, aus dünnem Fler gewebt, umfassen;
Noch — ach! noch haben wir kein Vaterland!
Noch rüllet tiefe Scham des Deutschen Wangen,
Dass er ein Spiel sich sieht in Feindes Hand,
Dass er stets halb sich und verlegen findet,
Wo all die andern ein Gefühl verbindet.

Und in des Busens Grund erwacht ein Sehnen,
Es bildet sich dem Geist ein schöner Traum
Dem Aug' entrollen heiße Feuerthränen,
Es leucht sich fragend in der Zukunft Raum.)

Als — ist's wohl Phantasie, ist's leeres Wähnen?)

Als flieg in Majestät der Eichenbaum,
Der alte, den Ruinenschutt umgeben,
Versüßigt empör zu einem schönern Leben.

Und einen Tempel sieht der Blick sich bauen,
Wo nicht mehr Trümmer neben Trümmer liegt,
Der Ebenmaas und Einheit läßt erschauen,
Um dessen Thürme sich ein Adler wiegt,
Nach dem das Bruderkloß aus allen Gauen
Mit Klängen freier Jubelschöre fliegt,
Und jeder sinkt am großen Altar nieder,
Und fühlt sich als des Andern Bruder wieder.

Und Patrioten, die das heil'ge Feuer
Ersticken mußten in des Vusens Grund,
Und Seher, denen seig das Ungeheuer
Der Despotie verschloß den Göttermund,
Und hohe Dichter mit Tyrtäos Leier,
Alle Alle, Alle fühlen sich gesund,
Und künden vor dem herrschenden Gedränge
Die ungehörnen Denker der Gefänge.

Das Feuer, das in allen Edeln brennet,
Durchflammt auch unsre Brust, Polonia!
Drum sind wir geistig nicht von dir getrennet,
Drum steht so hoch und groß dein Bild uns da;
Drum jüret's in uns, wenn man Rebellin nennet,
Der selbst ein Gott gezeigt, daß er ihr nah
Drum werden wir dich singen und dich sagen,
So lang uns Herzen in dem Busen schlagen!

Glück auf, du Heldin! Zieh die Bahn der Ehre
Denn freudig hin und kämpfe rüstig fort!
Zerbrich das Eisenscepter, dessen Schwere
Auf deinem Nacken lastete! Dein Hort
Sei Gott! Vertrauen zu ihm sei deine Wehre,
Und deine Felsenburg sein ew'ges Wort!
So zieh! Von jedem kommenden Jahrhundert,
Sei Sieg, sei Untergang dein Loos, bewundert!



O s t r o l e n k a.

Im Feld bei Ostrolenka
Da steht ein Eichenbaum,
Der breitet seine Zweige
Weit nach des Himmels Raum.

In seinen Blättern rauschen
Die Lüfte wunderbar,
Und in der Eiche Wipfel
Da thrent ein weißer Har.

Im Feld bei Ostrolenka
Da geht es ihr bei Nacht,
Da leben alle Büsche.
Da klingt's wie Ton der Schlacht.

Im Feld bei Ostrolenka
Da gehn die Geißler um,
Da fechten Polenschatten
Mit Russen sich herum.

Im Feld bei Ostrolenka
Sitzt Arm in Arm verschränkt,
Dern bleich Gespenst, o Diebitsch,
In tiefen Gram versenkt!

Und bei ihm auf dem Hügel
Welkt Kosciusko's Bild,
Von Heil'genschein umflossen,
Die Augen kühn und wild.

Im Feld von Ostrolenka
Da steht manch alter Mann,
Und sieht die wüsten Fluren
Mit nassen Augen an.

Winkt nach der einzeln Eiche,
Gedenkt der Söhne sein,
Und hebt die Hand gen Himmel,
Und seufzt: „Allein! Allein!“

Im Feld von Ostrelenka
Ward's Herbst am Frühlingstag,
Da sank die ganze Erndte
Auf einen Sichelschlag.

Im Feld bei Ostrelenka
Da schliessen ganze Reih'n
Viel tausend müder Schnitter
In e i n e m Abend ein.

Im Feld von Ostrelenka
Singt keine Lerche mehr,
Da blühet keine Blume;
's ist Alles ed' und leer!

Auf's Feld bei Ostrelenka
Da steigt das Abendroth
Vom blut'gem Throne nieder,
Und drüber sitzt der Tod. —

Im Feld bei Ostrelenka
Grünt doch die Gasse fort,
Und ihre Blätter flüßern
Gar manch prophetisch Wort.

Es weht ein Freiheitsodem
Aus ihrem Adlersitz,
Sie spricht von manchen Stürmen,
Erzählt von manchem Vliß.

„Im Feld bei Ostrolenka
So lang die Eiche *) steht,
So lebt im Volk die Sage,
„Nie Polen untergeht!“

*) Die Eiche ist hier als ein dichterisches Bild einer
ger Dauer und ihr Gipfel nicht als Hoff-
sondern als Thron des Adlers zu betrachten.



D e r

Dreißigste August in Leipzig.

Fürchterlicher als er je geschoben,
Hat der Sturm sich abermals erhoben,
Der mit Schauder die Gemüther füllt;
Alle Wellen sieht man sich empören,
Und den rabenschwarzen Wellenflören
Steht der Freiheit Genius umhüllt.

Eine sanfte Friedenssonne glühte,
Und versprach des schönsten Glückes Blüthe
Dem erwartungsvollen Sachsenland;
Ach, da stüthet mit des Uiges Schnelle
Neu der Zwietracht flucheswerthe Quelle,
Und es reißt das kaum geknüpft' Band!

Ho, Entsetzen! Er ist kommt gegangen,
Schüttelt grinsend ihre gift'gen Schlangen,
Und die Herzen stoßeln Wuth und Wuth;
Einigkeit mit thränenvollen Blicken
Fliehet, höllische Dämonen nicken,
Und es fließt das erste Bürgerblut!

Bürgerblut! Entsetzlicher Gedanke!
Also brach bei uns auch nun die Schranke,
Über die hinaus der Gräuel wohnt?
Ist, was unser Auge nie gesehen,
Ist bei uns das Furchtbare geschehen,
Wo die Ruhe, wo das Glück gethrent?

Lächelnd nahte schon die große Stunde,
Deren Glockenton zum neuen Bunde
Volk und Fürsten bei dem Liebesgruß;
Ach, da schlägt, noch eh' das Fest gebernen,
Satans Pohngelächter an die Ohren,
Und der Ruf — er wird zum Judaskuß!

All der Jubel, der die Brust belebte,
Der dem Ausbruch froh entgegenstrebte,
Er verstummt und sinkt in sich zurück!

Und der Tag des neuen Lebensreithes
Wird ein Tag des Jammers und des Todes,
Und zum Unglück wird das neue Glück!

Bürgerblut! so hallt es schrecklich wieder,
Bürgerblut! o heult es in die Kleider,
Deren Ton der Göttin Freiheit klang!
Bürgerblut! so tönt es aus dem Grabel
Bürgerblut! so krächzt der Todesstrafe,
Der sich um die Bürgerlichen schwang!

Fluch der schwarzen, unheilvollen Stunde,
Fluch dem teuflischen, dem gift'gen Munde,
Der die Nacht der Raserei gebar!
Der mit einem Sturm will niederschürmen
Ein Gebäude, das emporzuthürmen
Raum gelungen ist dem langen Jahr!

Wahrheit, sollte sie mein Blut auch röthen,
Wahrheit sprech' ich! Leiber könnt ihr tödten,
Geister nicht! Was bietet mir die Welt?
Nehmt den Leib! Nur Wahrheit kann uns frommen,
Aus der Wahrheit nur kann Friede kommen;
Alle Lügen sind auf Sand gestellt!

War es klug, das Volk herauszufordern,
Wo der Zwietracht Funken schlafend lodern,
Welche Länder mit Entsetzen füllt?
Leicht ist es die Flamme zu entzünden,
Aber schwer, die Ruhe zu begründen,
Wenn der aufgeweckte Löwe brüllt!

Ach, und wird der Frieden auch erzwungen,
Ist doch manche Saite dann gesprungen,
Die noch sanfter Stimmung fähig war;
Und der Kaufpreis wird des Volkes Liebe,
Und die Folge — allgemeine Trübe —
Gift'ges Brüten — lauernde Gefahr.

Ach! das Bürgerwohl wird nicht gedeihen,
Wo die Zunder Zundern Funken leihen,
In des Busens Höhle tief versteckt!
Denn von allen scheußlichen Affekten,
Die sich grinsend aus der Hölle weckten,
Ist der Haß der dauerndste Affekt!

Ja er schläft vielleicht auf kurze Stunden,
Scheint zu schlafen, gleich den Kettenhunden,
Deren Ohr den kleinsten Laut erlauscht;

Und da träumt er fürchterliche Träume,
Reißt sich los und schreckt die stillen Räume,
Wenn ihm sein Signal entgegenrauscht.

Liebe soll man nicht in Haß verkehren,
In dem Velle soll der Fürst sie nähren
Als ein menschliches Jutwel;
Hand in Hand soll Vell und Herrscher gehen,
Nicht als Feind sich gegenüberstehen,
Denn sie kämpfen beide schrecklich feht!

Schöpfen soll ein König die Befehle
Nicht aus sich, nein, aus des Vell's Seele,
Das sich gern dann dem Gebote fügt,
Will er, was die Guten alle wollen,
Dann kann nur ein schlechter Schuft ihm grellen,
Dessen Murren in der Luft verfliegt.

Keine Zwietracht kann da Nege spinnen,
Keine Rette wird den Sieg gewinnen,
Wo des Vell's Keßel sie überragt;
Lebt doch für das Rechte, für das Gute
Noch der Sinn in aller Edeln Blute,
Den kein Pöbel zu bestreiten wagt!

Nach, nun ist der Frieden neu erschienen,
Aber Unmuth, Angst und Trauermienen
Trüben unsre stromhüllte Stadt;
Ja, geschehen ist der hohe Wille,
Doch es waltet grause Grabesstille,
Wo der Wettersturm gedemmert hat.

Sachsen's edle Fürsten trifft kein Tadel;
Andern gilt er; Milde, Seelenadel
Wohnten stets in ihrer weichen Brust;
Einsam bluten oft wohl ihre Herzen
Unter nimmer ausgesprochenen Schmerzen,
Wenn sie strafen, weil sie es gemußt.

Schwer ist's, auf des Lebens Pöb' zu stehen,
Und die rechte Strafe fest zu gehen
Ohne Freund, verlassen und allein;
In dem furchtbar aufgeregten Meere
Trägt der Fürst mit seiner ganzen Schwere
Eines Landes ries'gen Sorgenstein.

Wenn das Volk den Scepter selbst will führen,
Dann — dann kann der König nicht regieren,
Dann regieren Leidenschaft und Wuth;

Bürger soll sich zwar der Bürger fühlen,
Doch mit dem Gesetze nimmer spielen,
Denn solch Spiel das endet nimmer gut!

Bürger haben auch bei uns gesündigt,
Und zu Kindern wieder sich entmündigt
Um ein lachenswerthes Possenspiel;
Soll man uns mit Belgiern vergleichen?
Soll der letzte Wohlstand von uns weichen?
Haben wir des Glückes noch zu viel?

Leipziger Heil hing nicht an dem Gebote,
Das die Sachsenfreiheit nicht bedrohte,
Das ein Verurtheil nur von sich wies;
Weisem Sinne galt's hler nachzugeben,
Und nicht neue Stürme zu erheben;
Ist der Ungehorsam denn so süß?

Sollt ihr eine Schaar von wilden Thieren,
Die selbst die Vernunft nicht kann regieren,
Der nichts heilig, der nichts theuer ist?

Wühlend in den eignen Eingeweiden
Werdet ihr den Höllensfluch erleiden,
Der mit Tiegierzahn sich selber frisst.

Euer Veltstinn weckt die tolle Rotte,
Die sich beugen will vor keinem Gotte,
Huldigend der Löwin Anarchie,
Die der Menschheit baar, in Mut gebadet,
Durch ein Meer von Raub und Mord waltet,
Würdig deiner Geißel, Despotie!

O vernehmet eines Freundes Stimme,
Der befreit von Leidenschaft und Grimme,
Jetzt ein Wort des Friedens zu euch spricht;
Lasset nicht Erbitterung in euch brennen,
Und den Bürger von dem Bürger trennen;
Einigkeit sei unsre erste Pflicht!

Soll der Franken Treiben uns berücken?
Schämt euch, äffisch sie in allen Stücken
Nachzuahmen; wir sind selber Mann!

Deutscher Geist und deutsches Herz wird lichten,
Was da dient, die deutsche Welt zu lichten,
Besser, als der Franke mag und kann!

Einig, einig laßt uns alle stehen,
Nicht den hierhin und den dorthin gehen!
Jeder Wroth sei todt und abgethan!
Liebe mag in allen Herzen glühen
Und für unsre Fürsten auch erblühen;
So nur können wir dem Ziele nah!

Einig, einig, einig laßt uns bleiben,
Und, ob Launen sich an Launen reiben,
Bürgerkrieg vermeiden wie die Pest!
Laster und Verrath sind seine Kinder,
Ach, schon manche Staaten schlang er hinter;
Darum stehet eines Sinnes fest!

Laßt die Freiheit nicht zur Frechheit werden,
Denn die kennt nichts Heiliges auf Erden;
Schauet nach dem reinen Himmelsstrahl!

Alles Menschliche ist unvollkommen;
Nah und näher können wir ihm kommen,
Doch erreicht wird nie das Ideal!

Mag denn gnädig Gottes Hand uns lenken,
Daß wir nicht aus seinen Fugen rennen,
Was dem Sachsenlande Glück verleihet;
Ja, o Höchster blicke schirmend nieder,
Hilf uns und verknüpfe Haupt und Glieder
Unzertrennbar in der bösen Zeit.



Deutschlands Erntefest.

„An's Vaterland, an's Heine schließ' dich an:
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“

Schiller

Endlich, endlich winkt auch dir der Ernte
Goldnes Jubelfest, Germania,
Nah und näher trgt dir das Entfernte,
Und nun steht's vor deinen Blicken da;
Nur ein Schritt noch — und im Lauf der Sonnen
Kommt ein Feiertag mit seinen Wennen,
Glorreich, voller Majestät und Pracht,
Wie noch nimmer einer dir gelacht!

Ruhig senkstest du den gold'nen Saamen
In der Erde stillen Schoos hinab,
Trugst die Todeshauche, welche kamen,
Denn ein Auferstehn versprach das Grab;

Zwar der Herbst veredete die Räume,
Und der Winter fraß der Hoffnung Träume;
In dem Leichentuch des tiefen Schnees
Starb sogar Empfindung deines Weh's.

Doch ein Südwind brauste durch die Lüfte,
Griff in deine Brust mit Flammenarm,
Zu Vulkanen wurden alle Grüste,
Und die Eiswelt glühte frühlingwarm.
Junge Donner heben ihre Flügel,
Und zu Bergen wuchsen alle Hügel;
Alle Leichen standen lebend auf,
Und — die neue Zeit begann den Lauf.

Wallend quoll ein Ocean von Saaten
Aus dem neubelebten Erdenchoos;
Und ein Meer von Worten und von Thaten
Rang sich aus der Geister Abgrund los;
Es zerbarsten ew'ger Kerker Thore,
An dem Himmel blühten Meteore,
Luthers Donner krachte durch die Welt,
Und die stolze Babel war zerschellt!

Glorreich strahlend an den Siegesfesten
Zog die Göttin Freiheit bei uns ein,
An der deutschen Eiche Riesenästen
Prangte jedes Blatt mit gold'nem Schein;
Und ein Adler flog durch ihre Zweige,
Und ein Kaiser war im deutschen Reiche;
Er wa Adler — wir vor seinem Thron
Eine große deutsche Nation!

Und die Heinriche und die Ottone,
Und die Carle stiegen aus der Gruft,
Und begrüßten die erstand'ne Krone
Und den Hauch der neuen Lebensluft;
An die Brust sich stürzend und vereineud
Zur Umarmung Freudenthränen weinend,
Breiteten die Hand sie segnend aus
Über Deutschland und sein Kaiserhaus.

Und die Völker schauten mit Erbeben
Auf der majestät'schen Scene zu,
Denn sie sahen Deutschland wieder leben,
Und sein Blick war schon Gebet der Ruh;

Und der Rheingott rebenkranzumzogen
Wälzte stolzer die Gigantenwogen,
Und wie an des Domes Riesenbau
Säul' an Säule, prangte Gau an Gau.

Doch was maßt du mir die schönen Lügen,
Holden Wahnsinns Schwester, Phantasie?
Nimmer wird der Wurm als Adler fliegen,
Und der Zwerg wird zum Kolosse nie!
Wie Odysseus in dem Vaterlande
Weinte nach dem heimatlichen Strande,
Schmachten wie mit nassem Angesicht
Nach dem Vaterland, und kennen's nicht!

Bißt du denn sogar verändert worden?
Bißt du drum die vorige nicht mehr,
Die in Glorie wie durch Siegespforten
Stolz vor allen Landen ging umher?
Ja, Teutonia, du bist verwandelt,
Ausgeprangt hast du und ausgehandelt,
Bißt mit deiner hohen Kraft von Gott
Aller Nationen Spiel und Spott!

Nimm's Vaterland! du sätest Thränen,
Sätest hin dein Mark, Gebein und Blut,
Fürchtest deine Helden ein, im Wähnen,
Erndten werdest du der Freiheit Gut;
Aber ach! auf deinen Leichenauen
Waren Spreu und Stoppel nur zu schauen,
Und die herblich abgewellte Flur
Bot dir Disteln, bot dir Unkraut nur.

Noch um deine traurige Ruine
Schmiegte sich wie Epheuranken fest
Jünger Geister melanchol'sche Grüne,
Als der letzte Patriotenrest.
Doch auch diesen warf der Frost darnieder,
Wu's rupften an dem Margefieder,
Das Begeisterung und Schwung noch karg,
Und so sankst du völlig in den Sarg.

O des Unsinns! Deutschen ein Gelächter
War, wer noch vom deutschen Leben sprach,
Und als unsre eigenen Verächter —
Problten wir noch selbst mit unsrer Schmach;

Waren Affen fremder Nationen,
Wanden uns als Würmer vor den Thronen,
Lagen der Erbärmlichkeit im Schoos,
Und das Allerkleinste hieß uns groß.

Auf dem Polster ruhten, Halbentmannthe,
Deutschlands Söhne — Oper — ein Roman,
Den der Britte, den der Franke sandte,
Huben zu den Göttern sie hinan;
Helden ließt ihr in dem Schulstaub modern,
Großes nur im Spiel des Mimien lodern,
Großes, das euch ein Verbrechen war,
Wo's die Märrin Wirklichkeit gebär.

Doch da klang es durch die Todtenhalle
Wie zum Weltgericht — aus tiefem Schacht
Rief Arminius mit Posaunenschalle,
Und da ist der Deutsche neu erwacht!
Träumend saß er, tändelnd, buhlend, schreibend,
Saß, sich selbst entgeißelnd und entleibend;
Er erschrock vor seinem Fragenbild,
Sprang empor — und stand von Mark erfüllt.

Tiefe Schaam bedeckte seine Wangen

Ob der Wurmbohnmacht, die den Mann
Mit der Wollust Schwanenarm umfängen

Und für den lebend'gen Tod gewann;
Zorn zerfleischte seine Brust mit Krallen,
Daß in solchen Abgrund er gefallen,
Er verfluchte sein verzweigtes Ich,
Und er schwor: „von nun an acht' ich mich!“

Ja, mit hoch emporgehobnen Händen

Schwor er bei dem ew'gen Himmelszelt,
Schwor, des Faulthiers Winterschlaf zu enden,

Und zu wandeln, als gestählter Held;
Schwor sich, nicht mit alterschwachen Hinken
In das übertünchte Grab zu sinken,

Das die Todeshand nach ihm gerecht,
Seine Leiche hielt schon für bedeckt.

Schwor, für Paradies nicht mehr zu achten,

Was nur aufgeschminkte Hölle war;

Schwor, sich nicht mit Blindheit zu umnachten,
Denn die Zelt flach ihm zu hell den Staar;

Schwor, sich zu den Wolken aufzurichten
Und sein modernd Nichtsein zu vernichten,
Schwor, zu stehen frei und riesengroß,
Wie auf dem Gebirg ein Erzkeß.

Und gleichwie auf baumbekränzten Höhen
Aus des Waldes grüner Schauernacht
Tritt ein Wanderer nach dem Irregehen
An des Gipfels helle Sonnenpracht;
So auch trat'st zu einer Vergesßriße,
Deutscher du, begrüßt vom Tagesblicke,
Und da rießst du staunend hingewandt:
O wie bist du schön, mein Vaterland!

Und es drangen die Unendlichkeiten
Um dich her dir in das deutsche Herz,
Aus den Eichen rauschten alte Zeiten,
Und die Ströme brauschten himmelwärts;
An den Bufen flogen dir die Felder,
Hügel schmiegeten sich an dich und Wälder,
Und da jubeltest du gluthdurchbrannt:
O wie lieblich dich, mein Vaterland!

Und du sahst die aarumflognen Eichen,
Und die deutschen Männer sahst du all,
Die an Kraft und Hebeit ihnen gleichen,
Und vernahmst der Vorwelt Wiederhall;
Sahest seine Fürsten, seine Helden,
Seine Weisen, Fürsten geist'ger Welten,
Und da riefst du schauerübermannt:
O wie bist du groß, mein Vaterland!

Schön und Lieb und groß bist du vor allen!
Muttererde, laß an deine Brust
Den verlornen Liebling wieder fallen
Und vergehn in namenloser Lust!
Laß ihn weinen, und dich an sich pressen
Mit dem Schwur nie wieder zu vergessen
Dich, du Treue, die das Kind gebar,
Das dein Stolz und ach! dein Jammer war!

Ja, Teutonia fühlt sich neugeboren,
Und der Kirchhof wird zum Lenzgefeld,
Wo ein Lebensmeer aus allen Poren
Wegt und rauscht und nach dem Himmel schwillt;

Und es wühlen tausend Schöpfungskräfte
Voller Mark und weltenschwanger Säfte
Donnernd aus gesprengter Särge Schoos,
Sich an's Licht der Auferstehung los.

Noch chaotisch drängen sich die Massen
Durch einander auf der deutschen Flur,
Manches will sich trennen, Manches fassen,
Unnatur bekriegt noch die Natur;
Winter will noch Eis entgegen wälzen,
Aber vor dem Frühling muß es schmelzen,
Felsenberge decken noch die Au',
Doch es ebnet sie der Ackerbau.

Durch das Meer von Diseln und von Resseln
Segelt schneidend hin des Pfluges Kahn,
Wolch und Unke wirft er aus den Sesseln,
Selbst den Stein zermalmt er auf der Bahn;
Denn der Pflug heißt Freiheit; seine Spitze
Pflügt Paläste wohl aus ihrem Sitze,
Pflügt Tyrannen mit dem Eisenstab
Von dem stolzen Zwingerthron herab.

Auf denn! Laßt uns säen, deutsche Brüder!
Säen für den großen Erndtetag!
Säet Einigkeit in die Gemüther,
Die uns all wie Erz umklammern mag;
Fort mit allen fremden Freiheitsbringern,
Die nur sich vergrößern, u n s verringern!
Sie sind nicht für unsern Glanz besetzt,
Fühlen nicht, was deutschen Herzen fehlt.

Aus dem deutschen Busen muß es kommen,
Aus dem treuen, tiefen Volksgemüth,
Muß es quellen, was dazu kann frommen,
Daß das liebe Vaterland erblüht;
Seinen Fürsten wird's der Deutsche sagen
Und auch wohl ein Wort der Kühnheit wagen,
Doch er zürnet und er duldet's nicht,
Wenn sie fremden Spottes Platter flücht!

Haben wir darum so viel gesonnen,
Alle Arenen der Philosophie
Und der Künste Lorbeerkranz gewonnen,
Daß wir einen Vermund brauchen? Wie?

Soll der Deutsche vor dem Franken stehen
Wie ein Kind in seine Schule gehen,
Ihm nachbuchstabiren jeden Spruch
Und drauf schwören wie auf's Bibelbuch?

Das sei fern! Hochberzige Germanen,
Rehmt von Frankreichs Sonne die Mee!
Sie ist groß! doch brecht euch selbst die Dornen,
Und bedenket unser Wohl und Weh!
Nicht als Mond mit abgebergten Glimmern,
Deutschland, nein, als Sonne sollst du schimmern,
Und Planeten sollen nach dir sehn,
Die den Lauf nach deinem Gange drehn.

War dein Scepter doch die stolze Feder,
Die vereinst die Weltgeschichte schrieb,
Triebst du doch im Uhrwerk alle Räder
Mit allmächtigem Gigantentrieb;
Auf denn jetzt! Nach ketzerischer Plöze
Steig' empor zur alten Göttergröße,
Schau zurück in deiner Ahnen Oher!
Schau zurück — und flüg'le dich empor!

Ja, emper, Germanen, alle, alle!

Stehet von dem Krankenbette auf!

Nichtet Euch emper aus tiefem Falle

Und beginnet den Heldenlauf!

„Vorwärts! Vorwärts!“ soll der Wahlspruch heißen!

Jeder soll den andern nach sich reißen,

Und wo einer gähnet in Schlafesruh,

Denn're man das „Vorwärts!“ laut ihm zu.

Alle müssen wir einander gleichen

An erhab'nem Willen, wie an That!

Fert mit faulen Schlendrianes Schleichen!

Fert mit fluchbelad'nem Doppelpfad,

Der den Süden von dem Norden scheidet

Und den rechten Bruderbund nicht leidet!

Ein Gesetz, ein Wille, eine Form

Steh' als aller deutschen Länder Norm!

Vorwärts, edles Preußen, ohne Zagen!

Wir begrüßen dich mit Jubelsturm!

Heißt du dich doch glorreich in den Tagen

Der Erniedrigung emper zum Thurm!

„Vorwärts! Vorwärts!“ riefen keine Schille,
Deine Blücher! Warum kehst du stille
Jetzt, o Karl, erneue deinen Flug!
Sei ein Gott in der Geschichte Buch!

Vorwärts, edles Oestreich! Aus dem Geisse,
Aus dem abgefahrenen, ruft die Zeit!
Auf denn! Werd' ein Jüngling aus dem Geisse!
Wirf es weg das abgenutzte Kleid!
Unser Bruch soll heiß für dich erwärmen,
Wir empfangen dich mit offenen Armen!
Ist dein Volk doch voll Gemüth und Muth,
Darum auf, sei zum Entschlusse stark!

Oestreich und Borussia, drei Säulen
Steht ihr an dem deutschen Riesenthron;
Wächten euch Orkane nie zertheilen
In der Zeiten wildbewegtem Strom!
Laßt euch nie von Eifersucht zersplittern!
Steht vereint in allen Ungewittern!
Doch im Frieden auch, mit uns im Bund,
Geht den wahren Brudersinn uns kund!

Drücket nicht mit eurer Macht uns nieder!

Guch zur Spitze unsrer Bahn gestellt.

Leben wir im Rath der Völker wieder,

Und befehlen glorreich einer Welt;

Ach, wir rufen euch aus Herzensgrunde

Flehenlich, versäumet nicht die Stunde,

Und ersticket nicht die gute Saat,

Gleicher Schöpferlust und gleicher That!

Als die Größten solltet ihr nicht säumen;

Seht, die Kleinen schritten euch voran!

Ach, so bringt Erfüllung unsern Träumen,

Geht nicht ferner die getrennte Bahn!

Kann sie doch nur neuen Fluch erzielen,

Und uns in des Auslands Arme spielen;

Denn aus unserer Zerrissenheit,

Zieht der Fremde Lappen an sein Kleid.

Nicht Empörung ist mein Ruf! Er tönet

Zur Erquickung der Empörung nur!

Zunge leih' er dem, was Sehnsucht köhnet

Durch die ganze weite deutsche Flur;

Keiner wird nach Fremden hoffend schauen,
Keinem wird der Krieg mit Fremden grauen,
Wenn wir all' umknüpft von einem Band
Stehen für ein einz'ges Vaterland!

Säet Einheit, daß das Heil uns wachse!
Aber säet auch der Freiheit Kern!
Völkerglück dreht sich um diese Ase,
Fürstenliebe quillt aus diesem Kern;
Freiheit ist die Mutter alles Schönen,
Sie nur kann mit wahren Kronen krönen,
Nur in ihrer Lebenssonne Schein
Kann der Mensch der Gottheit Spiegel sein.

Säet Gradheit, die nicht höfisch heuchelt!
Säet Wahrheit, die das Rechte nennt,
Und es nicht mit Zucker überschmeichelt!
Säet Achtung, die Verdienst erkennt!
Säet Raschheit zu dem guten Werke,
Denn die Zögerung verzehrt die Stärke;
Oft schon hat uns Schaden klug gemacht;
Drum, was sein soll, werde schnell vollbracht!

Kost' des Wortes Fluß in freien Betten
Nellen von der Weisheit Vergoltar!
Nicht, von Zwang die Rede zu entketten,
Nein, den Strom zu dämmen, bringt Gefahr;
Denn er schwillt und bricht sich selbst die Pfade
über die versperrten Gefährde,
Und dann wälzt er seiner Wege Fern
über Dörfer, Hügel, Flur und Kern.

War des Wortes Schwerdt euch doch willkommen,
Als Vellena rief zur Völlerschlocht;
Da ihr's brauchtet, habt ihr's angenommen,
Und mit ihm das große Werk vollbracht;
Da's euch unbequem wird, soll's in Trüben,
Unterm Schloß, dem Keß zerfressen, ruhen?
Nein, es ist noch roth von Völlerblut
Und es schreit: „Dazu bin ich zu gut!“

Auf denn! Sät freies Wort! Entspringen
Wird ihm große That und starker Sinn!
Kost' die Reden wegen, krausen, klingen,
Wie der Sturm und Waldstrom braust dahin!

Das ist Lust! — Wenn alle Kräfte leben,
Wenn die Blätter und die Aeste beben,
Und doch felsensfest die Eiche steht,
Dann erst zeigt sich ihre Majestät!

Sä't Vertrauen und Liebe zu den Geistern,
Die das Wohl der Nation besetzt!
Auch am größten Meister läßt sich meistern,
Und der größte Fürst ist Mensch, der seht;
Sä't Gedeihn erspriessenden Talenten,
Dass sie nicht gleich flücht'gen Blüten enden!
Eidet Kunst! Und, Völker, geist nicht
Mit dem Oele für des Geistes Licht!

Denn es steht die Liebe zu dem Schönen
Und es zieht die Barbarei heran,
Und das Schicksal will die Choris hehnen
Und der Bildung will der Umsturz nah;
An den deutschen Himmel blinkt nur Göthe
Nah als halberstorbne Abendröthe,
Und die Muse seufzet: „Carl August!“
Hies herauf aus hoffnungsloser Brust! —

Laß freien Handel! Aus der Hölle
Schlingen heult er nach Erlösung auf!
Nimm die brüdermörderischen Zelle,
Die im Lande sperren seinen Lauf!
Laß den Reichthum nicht zum Bettler werden!
Denn zuviel ist schon der Noth auf Erden,
Und des Wohlstands Blume, thaukrankt,
Senkt zum Tode schon ihr welkes Haupt.

Laß Gerechtigkeit, die nicht den Armen
Mit Hyänenzähnen den Feh' schreckt,
Die nach Waisengut nicht ehn' Erbarmen
Ihre nimmerersattten Klauen streckt!
Die nicht bis an's Grab durch ihre Streppen
Weiß betrog'ne Hoffnung hinzuschleppen!
Geht ihr Flügel für den Fuß von Blei!
Macht, daß Recht im Land zu finden sei!

Laß, ihr Geistlichen, den Geist der Jugend
In der Kindheit unverdorbn's Land!
Nicht als Gärtner einer fremden Jugend
Baumschul' auf! Viel ruht in eurer Hand!

Leichtsinn hat das Herz der Zeit vergiftet,
Und der Satan sich ein Reich gestiftet;
Darum Heil dem Pred'ger, der empor
Lenkt zu Gott die Welt, die ihm verlor!

Eidet guten Saamen alle, alle!
Pflügt im großen Punde rüstig fort!
Dass ganz Deutschland als ein Saatsfeld walle,
Kauschend von dem Süden bis zum Nord!
Lohnt uns keinen uns'rer Brüder hoffen,
Sondern all in gleicher Mut umfassen;
Sondert Stamm von Stamm der eig'ne Kern,
Se vereint' und doch der Liebe Stern.

Kommt denn, Brüder, kommt! den Bund zu schließen,
Alle von der Oker bis zum Rhein!
Dann wird uns die schönste Ernte speisen,
Groß wird dann Germania wieder sein!
Ja, das Vaterland wird auferstehen,
Wenn wir all' noch einem Ziele gehen,
Alle, Herz an Herz und Hand in Hand,
Volk mit Fürsten, und das Land mit Land!

Und des Jünglings Thräne rollet wieder
 Von der Wang' als heher Thaten Quell,
Und aus Harfen schlägt das Meer der Lieder
 Himmelhoch aufjubelnd Well an Well;
Und es rufen tausend helde Vande
Alles dann zum theuern Vaterlande,
 Das uns Hochentzückte hochentzückt
 An den mütterlichen Busen drückt!

Und Germanias Eiche wonnebrausend
 Wird der tausendjäh'gen Äste Grün
Überkreiten in ein neu Jahrtausend,
 Wo sie schön're Frühlinge umblüh'n;
Sammeln wir dann jubelnd uns're Farben,
Winkt sie uns den Gruß mit gold'nen Farben,
Und aus ihrem Wipfel rauscht der West:
„O wie herrlich ist — das Erntefest!“



Polen's Sterbelied.

„Freiheit ist droben; die Welt ist ein
Gefängniß!“

Görke.

So ist das Riesendrama denn vollendet!
Was mit der Hoffnung Morgenroth begann,
Hat sich in Nacht, ein Trauerspiel, geendet,
Wie keins noch aus des Schicksals Urne rann;
Die stolze Nacht erhebt ihr Haupt nun wieder
Und übt die Geißel an zertretnem Recht,
Der weiße Adler liegt im Staub darnieder,
Und, ach! ein edles Volk ist — wieder Knecht!

Verhallet sind die Donner der Kanonen,
Verklungen ist der Schlachttrommete Ruf,
Verbei der blut'ge Kampf der Nationen,
Die Saat zerstampft nicht mehr des Kessels Puf;

Die Stille lehrte nach dem Sturm zurücke,
Der Friede zog in Polens Auen ein,
Doch ach! er kam mit thränenvollem Blicke
Und trug Cypressen statt der grünen Nais'n.

Verschwunden von der Bühne sind die Schaaren,
Auf die Europa's Blick mit Lust geschaut,
Die aller Nationen Staunen waren,
Die ew'gen Ruhmes Tempel sich gebaut;
Der kühne Löwe, der, die Mähne schüttelnd,
Auf den erschrocknen Wärtter losgestürmt,
An seines Hauses Riesensäulen rüttelnd,
Liegt in dem Kerker wieder, mau'rumthürmt.

Nach, allem Hohen droht des Schicksals Rache,
Zum Frazenbilde wird das Ideal,
Und in die Hölle leitet selbst das Gute,
Wenn Satan tückisch zu dem Werk sich stahl!
Prometheus, der die Flamme niederbrachte,
Ihn nagt am Fels des Oelers ew'ger Biß,
Und Ikarus, der sich zum Adler machte,
Ihm war der Sturz ins Meerestgrab gewiß!

Doch selbst in Tempel schlägt des Vliëes Flamme,
Des Unglücks Sturm verfolgt den frommsten
Mann;

Drum ob euch des Vernünftlers Mund verdamme,
Der droben siehts mit andern Blicken an;
Und mit euch fühlen tausend edle Herzen,
Die der Erfolg im Urtheil nicht verivollert,
Die, euer Werk mit der Begeisterung Kerzen
Beleuchtend, zeugen, daß ihr nicht geirrt.

Was immer kühle Philosophen sagen,
Wie heutzlos auch der Stolz den Stab euch bricht,
Ihr könnt getroßt die ew'gen Sterne fragen,
Sie zürnen euch und euern Thaten nicht;
„Ihr mußtet so!“ Und ob Kanonen krachen,
Zu übertäuben dieser Stimme Ton,
Nicht kann ihr Klang das Recht zu Unrecht machen,
Es lebt und appellirt an Gottes Thron!

Und Wahrheit muß doch ewig Wahrheit bleiben,
Und schweigt sie auch, sie lebt im Stillen fort;
Der Himmel kann nicht Lügen unterschreiben,
Und eine Nemesis gebiert der Mord;

Ihr seid ein Volk, das frei zu sein verdienet,
Für Millionen Stumme sprech' ich's aus,
Und ist euch Freiheit jetzt auch nicht ergrünet,
Der Kerker bricht — die Zeit führt euch heraus!

Denn tief ist euer Fall hinabgedrungen
In's Herz der Welt, das schlug, wie eures schlug,
Gar manche Fäden sind durch ihn gesprungen,
Und schwingungslos wurde mancher Adlerflug;
Wir zitterten um eures Schicksals Endung,
An die geknüpft das eigne Schicksal hing,
Und seufzten ob der thränenwerthen Wendung,
Als Polen abermals zu Grunde ging.

„Freiheit ist droben!“ klang durch alle Seelen;
„Die Welt ist ein Gefängniß!“ Ewig wird
Der Welt die Braut, die heißersehnte, fehlen,
Wenn um die Taube stets der Geier schwirrt;
Nun wird das Wort in schönen Fesseln sterben,
Nun werden knecht'scher Sinn und Heuchelei
Die reingewaschenen Geister neu entfärben,
Nun ist der Hoffnung Sonnentag vorbei!

So flüßerte die Welt in banger Dumpfheit;
Es fürchtete des Geistes scharfes Schwert
Von neuem sich vor der verhaßten Stumpfheit,
Die es zum Spielwerk der Gewalt verkehrt;
Des Landmanns Rüge sah Aristokraten
Verprassen seine lang erworb'ne Frucht;
Der Patriot sah seine jungen Saaten
Von dem Geschick in Ewigkeit verflucht.

Es gähnte neu ein Grab für Menschenrechte,
Es lebten Mumien und Gespenster auf,
Es wälzten alle Wolken alter Mächte
Sich wieder vor der neuen Sonne Lauf;
Nach Menschenseelen rechnete man wieder,
Die Freiheit wurde leerer Schall dem Ohr,
Und der Kabale giftgeschwoll'ne Hyder
Kroch mit gewachsnen Köpfen wieder vor.

Despoten saßen wieder auf den Thronen,
Und eines Miguel's Hellenungethüm
Trug die entehrteste von allen Kronen,
Und hal die Krone — sie war legitim!

Die Politik ward wieder zum Gewebe
Des Lugs und Trugs, das spottend der Moral,
Gewalt umschlingt als unterthän'ge Kette,
Und taub und blind ist für das Real.

Es knüpften sich die abgerissnen Bänder,
Erschrock'ner Hochmuth faßte wieder Muth,
Neu wüthete der alte Meerd der Länder,
Und die Vampyre saugen wieder Blut;
Mit frischen Opfern sah man die Vesten,
Die sich geöffnet in der Zeiten Sturm,
Die nächt'gen Moderbänche wieder füllen,
Und nach den Wolken stieg der Fiedel Thurm.

Für Gründe galten blanke Bajennette,
Und wem ein toller Zweifel übrig blieb,
Den brachte zu Verstand die Eisenkette,
Dem lieferte Beweis ein Knutenhieb;
Des bittern Unmuths fluchgemischte Sprache,
Die sich aus dem bedrängten Dusen rang,
Ja, selbst die Stimme der geheimen Klage,
War des Spions und feiler Schergen Fang.

Und Bürgerfinn und göttliche Ideen
Versanken in den irdischen Meraß,
Den Freien sah man kaum noch einzeln sehen,
Und wo er stand, da sah er sich gehaßt;
Wo Sklaven sind, da keimen auch Tyrannen,
Es gab nur eine große Schlechtigkeit;
Die Menschewürde wandte sich von dannen,
Und jede Tugend starb am Krebs der Zeit.

Von solcher Phantasieen Eher umnachtet,
Sarmaten, blickten wir in eure Gruft,
Und sahen uns in ihr mit eingeschachtet
Zum Hellenabgrund ew'ger Mordelust. —
Doch — nein! Es regte nur der erste Schauer
Den Flügel über uns so fürchterlich,
Als unserm Auge durch den Flor der Trauer
Gewohnter Sehkrast heller Blick entwich.

Der Trauer ihren Zoll! Laß hin mich fliegen,
O Phantasie, nach jenen Feldern all',
Wo die begrabnen Polenleichen liegen!
Dort will ich weinen über ihren Fall!

Auf Oskolenka's Fluren will ich schweifen
Und weinend bei Djalolenka stehn
Im Feld, wo gottgesä'te Saaten reifen
Und Winterlüfte schaurig mich umwehn!

Hier will ich mich in tiefen Gram versenken,
Und sinnen über Menschenglück und Welt,
Und manche stumme Frageblide lenken
Empor zum ledtenstummten Himmelszelt;
Und nach den Hügeln will ich seufzend schauen,
Und Lieder summen, die der Wind verweht,
Und meine Thräne soll manch Grab betbauen,
Auf dem mit grauen Vort die Distel steht.

Und greifen will ich in der Leier Saiten
Und singen: „Ruhet sanft im Erdenkuhl!
Ja, ruht hier aus nach manchen schweren Strecken,
Und athmet frei nach dem Gewitterschwall!
Ein Frühling sah als Helden euch erglühen,
Drum möge jeder Frühling eure Gruft
Mit seiner Blumen schönsten überblühen
Und überhauchen mit dem süßten Dufte!“

Dann aber will den Arm ich aufwärts reißen,
Und rufen laut nach deinem Thron empor:
„O Nikolaus! Nur die Brust von Eisen
Kann den nicht hören, der dich hier beschwor!
Hier auf dem Felde, wo die Todten schlafen,
Auf dieser stillen, dreimalhell'gen Flur,
Aus diesem ungehörten Freiheitshasen
Nimm den Ton der ewigen Natur.

Sei mild und weich dem tiefgebeugten Volke,
Das kaum es wagt nach dir emporzusehn!
Wirf sie hinweg des Jornes Wetterwolke,
Und laß der Gnade Friedensfahne wehn!
Halt nicht Gerich' rult ungerührter Strenge;
Bedenk', du wirst einst selbst vor Gottes Thron,
Wo weder Macht noch irdisches Gepränge
Die Sprache lenkt, die von dem Richter drohn!

Drum wolle das Geschehene vergessen;
Straf' nicht ein Streben, das so göttlich war!
Gib Polen wieder, was es einst besessen!
Verbrüdre deinen Nar dem weißen Nar!

Laf Freiheit blühen in des Landes Räumen,
Das sie verdient, das Blut und Lebensglück
So tapfer opferte den schönsten Träumen!
Ja, Polen gieb, was Polens ist, zurück!

Auch wolle nicht die Völker mißverstehen,
Wenn du sie alle siehst nach einem Ziel
Mit starkem Sinn und festem Schritte gehen,
Das freilich dem Despoten nie gefiel!
Doch heller kannst du leuchten als Despoten;
Du strahlst durch Kraft und hohen, kühnen Sinn;
O lenktest du, den Gottes Flammenoden
Begeistert, ihn zum rechten Ziele hin!

Groß kannst du sein, kannst einem Peter gleichen,
Ja, kannst noch überflügeln seinen Flug,
In Zeiten, die an Größe keiner weichen,
Wo Sturmwind spielt mit der Geschichte Buch;
Groß, wenn in zweier Welten Regionen
Sie alle, die dein Riesenscepter deckt,
Die rohen, nachtumhüllten Millionen
Dein Geist zum Tag der Bildung auferweckt!

Groß kannst du sein, wenn unter deinen Flügeln
Vernünft'ger Freiheit Himmelsbaum sich hebt,
Und gleich der jungen Blum' an Frühlingshügeln
In deines Thrones Nähe freudig lebt!
Groß kannst du sein, wenn du statt mächt'ger Mäthe,
Die du auf freigesinnte Völker schickst,
Dich hohen Sinnes stellst an ihre Spitze
Und einem Gotte gleich hernieder blickst!

Nach, hier, von dieser irden Trauerstätte,
Von diesem Kirchhofähnlichen Gefild,
Auf Polen's ungeheuern Leichenbette
Beschwör' ich nochmals dich! Sei groß und mild!
Erwirb dir des verheerten Landes Segen!
Entflamme dir Europa's ganzes Herz!
Komm Millionen Flehenden entgegen!
Tritt hieher! Fühle Rührung, fühle Schmerz!

Wer weiß, ob eines fremden Dichters Laute
Hindringen mögen an dein fernes Ohr;
Doch er, der stets auf Polen fühlend schaute,
Sich in sein Unglück, in sein Glück verlor —

Er tragt es — er versucht die letzten Worte;
Ach, Kaiser, wär Dein Ohr mir zugekehrt!
Doch eitler Traum! Die diamantne Pforte
Sie schloß sich, die den Bitten Eingang wehret!“

So geht denn hin, die sein Gebot verbannte,
Ihr tapfern Polen! Reißt euch weinend los
Vom Boden, der euch treue Söhne nannte,
Der euch gepflegt in seinem treuen Schoos!
Im Geiste schaut ihr Mütter, Schwestern, Brüder,
Und Väter, Bräute, wie sie schmerzvoll stehn
Und rufen: „Ach, wir sehen uns nicht wieder!
Ihr werdet nun auf ewig von uns gehn!“

Doch geht getrost! Der Mann soll Alles wagen,
Und das habt ihr als Männer kühn gethan!
Ein zweites ist: Der Mann soll Alles tragen,
Und festen Schrittes gehn die schwerste Bahn;
Drum zieht denn hin in alle Regionen!
Die weite Erde hat noch manchen Raum,
Wo führende und gute Menschen wohnen,
Und Lieb' und Freundschaft sind nicht ganz
ein Traum.

Sie mögen euch auf euern Wegen grüßen
Und drücken an die tiefbewegte Brust
Und tröstend euch die rauhe Bahn versüßen
Und selbst im Dunkel sein ein Strahl der Lust!
Ja, liebend wird man euch Willkommen geben,
Wo ihr erscheint, wird man euch Achtung weihen,
Und wo ihr wohnt, wird euch der Wahn umweben,
In einem zweiten Vaterland zu sein.

Und die ihr Freiheit sucht — dort über'm Meere
Winkt noch ein Land, wo solch ein Stiras blüht,
Und ob's Amerika, das ferne, wäre,
Zieht hin, wenn solch ein Drang in euch
entglüht!

Geht hin mit Gott und gründet euch Asyl,
Wohin der Scepter der Gewalt nicht reicht,
Dort schafft den Staat, der, frei vom falschen Spiele
Der Tyrannei, dem Ideale gleicht.

Doch ihr, die nach Sibiriens Wästen eilen
Ein Spruch, der mehr als Todesurtheil, schickt,
Was kann ich euch als heiße Thränen weihen?
Wo ist ein Stern, der euch noch Hoffnung blickt?

Doch nein! Der Held, der groß ist in dem
Handeln,

Er kann auch groß und stark im Leiden sein,
Mag er der Wege dornigsten durchwandeln,
Er macht ihn müd' und wund, doch niemals
Klein!

Und ist auch euer irdisch Glück erblichen,
Ist euch Besitz und Haus und Kind geraubt,
Und ward auch euer Adelsbrief durchstrichen,
Ihr strahlt von höhern Adels Kranz umlaubt,
Ein Adel, der noch in den andern Welten,
Wie vor der Menschheit unvertilgbar jeht
In Ewigkeit wird strahlen und wird gelten,
Auf den die Schmach nur eine Krone setzt!

Und wenn euch alle Lieben ferne stehen,
Und Alles um euch her dem Lande gleicht,
Wo eif'ge Lüfte durch die Wüsten wehen,
Ihr habt den Freund, der niemals von euch
welcht!

Zwar oft wird euch die Schwermuth übermannen;
Der Mensch ist Mensch — wer ist für Schmerz
versteint?

Aus Polen konnte man euch wohl verbannen,
Doch Polen nicht aus euch — der Held
auch weint!

Ihr werdet oft an Polens Schicksal denken,
Ihr werdet seinem traurigen Geschick
Gar manche namenlose Thräne schenken
Und nach dem Himmel wenden euern Blick!
Ach, euern Leiden, wie Polonia's Jammer
Winkt nirgends einer Hoffnung frohes Licht;
Kein Engel naht der dunkeln Marterkammer,
Der ihre Riegel, ihre Ketten bricht!

Ja, Polen, armes Polen, du wirst sterben!
Der Kaiser selbst, er kann nicht wie er will,
Ach, seine Nation will dich verderben,
Und um dich her ist Alles todtenstill;

Ja, zur lebend'gen Leiche wirst du werden,
Und arm, verschrumpft, zerrissen, fleh und klein,
Hinwinkend unter jammernden Geberden,
Ein Schreckensbild für alle Völker sein! —

Doch wie der Schwan im Sterben Melodien
Ausstammt von einem wunderbaren Klang,
So hört von dir der Dichter Harmonien
Und heiligen weissagenden Gesang;
Zum weißen Nar wird ihm des Schwans
Gefieder,
Der Nar gestaltet sich zum Phönix um;
Er ahnt den Sinn der süßmelod'schen Kleider,
Und jauchzt — doch seine Lyra — sie ist stumm!



Reformatiönsge'dicht.

Fest, gleich einem Felsenthurme,
Hell, wie in der Nacht ein Stern,
Mitten in der Zeiten Stürme
Steht das ew'ge Wort des Herrn;
Scepter brechen, Throne schwancken,
Nationen sterben ab;
Nur das Wort steht sonder Wanken,
Nur der Glaube kennt kein Grab.

Das Geringe wie das Große,
Löw' und Adler wie den Wölch
Trifft mit sicher'm Todesstoße
Der Vernichtung Riesendolch;
Stürme wehen und verlaufen,
Alle Sprachen werden stumm;
Doch ob Donner selbst verlaufen,
Tönt das Evangelium.

Vor des Lichtes gold'nen Thoren
Lag des Satans alte Nacht,
Und das Licht ward doch geboren,
Und das Thor ward aufgemacht;
An dem großen Siegesfeste
Fiel des Teufels Mauer ein,
Und es stieg der Wahrheit Feste
In den Himmel hoch hinein.

Und die heil'gen Orgeln klangen
Wie vom Fels der Wasserfall,
Und die Nationen sangen
In der Glocken Jubelschall;
Und die Fahnen wehten Grüße,
Blühend in der Sonne Gold,
Alle Herzen waren Flüsse,
Die sich in ein Meer gerollt.

Und die Hirten wie die Heerden
Stimmten ein in's große Wort:
„Eine Christenheit auf Erden!
Und ein Wahlspruch nur hinfort!

Gleiche Liebe, gleiche Namen!

Keine Geistesknechtschaft mehr!"

Rief der Weltkreis — und sein „Amen!"

Sang des ganzen Himmels Heer.

Aus der Hölle Todesdrachen

Rang sich die erstand'ne Welt,

Und zertrat den alten Drachen

Sammt dem Reß, das er gestellt;

Und der Morgenstern der Wahrheit

Strahlte nach dem Weltgerichte,

Mitternacht ward Mittagssklarheit,

Und die Wolke Sonnenlicht.

Die allmücht'gen Liebesflammen

Führten selbst den Feind und Feind

Zu dem Bruderkuß zusammen,

Alles, Alles war vereint;

Protestanten, Katholiken

Riß ein einziges Gefühl

Von Begeisterung und Entzücken

Hin nach einem schönen Ziel.

Doch des Geistes Margedanken
Sinkt Erschlaffung säumig nach,
Und es folgt ein neues Kranken
Oft auf der Genesung Tag;
Hat doch der Gemüther Blühen
Seinen Himmel nicht erzielt,
Und der Frühling starb im Blühen,
Und die Menschheit hat — gespielt!

Nur gespielt? — Doch nein! zum Scherzen
Riß sich nicht der Löwe los;
Nein, noch schlagen Flammenherzen,
Und die Zeit — noch ist sie groß!
Mag sie uns nicht klein erschauen!
Mag des Gottesmannes Feß
Jedesmal uns neu erbauen
Wenn das Feuer uns verläßt!

Wie im hehren Himmelsdome
Gottes ew'ge Lampen stehn,
Und in unversiegtem Strome
Strahl auf Strahl herniederwehn;

Müssen ewige Gedanken,
Sollen sie an's Licht erblühn,
Sonder Blässe, sonder Kranken
In des Herzens Tempel glühn.

Und noch rauschen aus den Eichen
Bluthbegeisterungdurchbrannt,
Nach der Wahrheit Sonnenreichen
Adler auf im deutschen Land;
Eure Namen, Rotteck, Welker,
Sollen leben im Gesang!
Sind sie doch dem Ohr der Völker
Orgelton und Glockenklang!

O ihr Deutschen, alle, alle,
Seht auf solcher Führer Bahn!
Das erhebt euch von dem Falle
Zu der Größe Thurm hinan!
Fort mit allen Winkelzügen!
Offne Stirnen! freien Muth!
Keine Schminke, keine Lügen!
Schlecht sei schlecht, und gut sei gut!

Ja, die Wahrheit frei zu sprechen,
Tragt ein Löwenherz in euch!
Um die Fesseln zu zerbrechen,
Stehet Christ und Luthern gleich!
Denn der Fürst der Welt, der arge,
Sinnet stets auf arge List,
Und er baut an unserm Sarge,
Wenn der Schlummer um uns ist!

Ob die Welt voll Teufel wäre,
Fürchtet euch doch gar nicht sehr!
Denn es gehen Gottes Heere
Feuerflamhend vor euch her!
Sehet Luther, Alles wagend!
Seine feste Burg war Gott;
Vor sich her die Bibel tragend
Macht er jeden Feind zu Spott!

Stählt die Seelen mit dem Stahle
Der Beharrung, die nicht sinkt!
Gleichen nicht dem Blüthesstrahle,
Der dem Auge flüchtig winkt!

Gleicht der Sonne Flammenballe,
Der von Anbeginn der Zeit
In des Weltentempels Halle
Täglich strahlt in Herrlichkeit!

Last euch nicht von Fürsten zwingen,
Wo euch Gott nur zwingen kann!
Macht hat er in Erdendingen,
Aber hier ist Gott der Mann!
Trinket nicht aus trüben Quellen,
Fliehet der Frömmler Winkelhaus,
Denn es kam aus ihren Zellen
Mancher schon als Narr heraus!

Last uns nicht den Muth verlieren,
Wächst auch noch des Unkrauts viel;
Reformiren! Reformiren!
Nur Beharrung führt an's Ziel!
Zu dem Kampf mit Drach' und Schlange
Perkules Geduld und Mark!
Ja, und selbst zum Todesgange
Eine Seele kühn und stark! —

Du auch, Hoffnung, lehre wieder,
Die so freundlich uns gelacht,
Und mit Euch, kathol'sche Brüder,
Schon im Geist den Wund gemacht!
Mit der Sehnsucht glüh'ndsten Schmerzen
Rufen wir Euch unsern Gruß;
Wechselt bald mit uns von Herzen
Der Versöhnung schönen Ruß!

Leht das modernde Gebäude,
Das in allen Fugen wankt,
Und im grauen Leichenkleide
Seinem Tod entgegenkrankt!
Laßt die neue Kirche steigen,
Wo kein Pabst als Abgott wohnt,
Wo in heitern Sonnenreihen
Frei von Rom die Gottheit thront! —

Dank auch Euch in allen Landen,
Fürsten, die Ihr Eurer Zeit
Rühnen Flügelschlag verstanden,
Und ihm Herz und Ohr geweiht!

In die Perlen eurer Kronen
Flucht Unsterblichkeit sich ein;
Eure Liebe, Nationen,
Soll nun doppelt Flamme sein!

Aber Lobgesänge nennen
Euch, ihr kalten Herrscher, nicht,
Denen für des Volks Entbrennen
Heil'ge Sympathie gebricht;
Wenn ihr stürzt, was sich erhoben,
Und in Nacht zurücksteigt,
Mögen Euch die Schmelzher loben,
Doch die Wahrheit weint und — schweigt!

Unser Werk soll doch gelingen,
Rückt die Hölle gleich heran,
Um uns gar hinabzuschlingen,
Gott ist bei uns auf dem Plan;
Der wie Rohr die Cedern splittert,
Der den Fels wie Glas zerbricht,
Dem das Weltenall erzittert,
Seine Hand verläßt uns nicht!



Todtenranz

für

Karl August und Göthe.

„Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch!“

Schiller.

Karl August.

Ich saß am Hain; des Morgens frohe Lene
Begrüßten jubelnd mein entzücktes Ohr;
Die Sonne stieg in wolkenloser Schöne,
Und in den Lüften sang der Lerchen Chör;
Der Saatencean schlug seine Wogen,
Die Wiese perlte von des Thaues Glanz,
Und ob dem Thal, von blauem Dufte umzogen,
Web grün und golden sich der Berge Kranz.

Mit vollen Zügen schlürft' ich in den Kelchen
Der Wonne, die Natur mir lächelnd bot,
Ich ließ die durst'gen Blicke satt sich schmelzen
Am jungen Sonnenstrahl und Morgenroth;
Das äuf're Paradies warf durch die Augen
Mir bis in's tiefste Herz den Wiederstrahl;
Wie Bienen aus den Blumen Honig saugen,
So sog ich Luß aus Wald, Gebirg und Thal.

Da schreckt auf einmal aus den fernen Räumen,
Wie Dampfser Donnerten, ein Brausen mich
Emsper aus meinen helderwerr'nen Träumen,
Da, und die Sonne selbst verdunkelt sich;
Von mächt'gem Windeshauch daher getragen,
Umzieht den Horizont ein Wellenheer,
Die Lüfte seufzen alle, stöhnen, klagen,
Und ach, mir wird das Herz so schwer, so schwer!

Sind's junge Donner, die die Flügel heben,
Ihm wild zu Stürmen auf einander los?
Ist's ein Gewitter, das, nach düstern Schweben,
Herab will krachen in der Erde Schoos?

Ach, nein doch! Nicht von Dennern, nicht von
Wettern

Gebern ist der jetzt verstand'ne Ien!

Ich weiß, wem's gilt; es ruft — mich will's
zerschmettern —

Mit dumpfem Hall: „Verwais't ist Weimars
Thron!“

Das trifft mich durch und durch mit einem Schlage,
Das wiederhallt bis in mein tiefstes Sein;
Der Lerche Jubelton wird mir zur Klage,
Und zum Gypseiswald der Vorkenbain;
Jehn dennern jetzt die ehr'nen Schlünde wieder,
Noch tiefre Schatten decken rings die Flur,
Und größ'res Wehe wirft die Seele nieder,
Da selbst in Schwarz sich kleidet die Natur.

Ein Strom von Thränen quell mir von den Wangen,
Ich fühlte ganz mich aufgelöst in Schmerz,
Erhebend den untröstlichen Verlangen
Zerging in Wehmuth mein beklemm'nes Herz;

Mit nassem Auge sah ich Lichtgestalten,
Doch Nebel webt den Trauerflor um sie;
Die Mäusen waren's, die verüberwallten
Geliebten Paar's mit leiser Elegie.

Jetzt schwebte mir mit schwermuthvollem Lächeln
Entgegen einer holden Göttin Bild,
Da fühl' ich sanft're Lüfte mich umfächeln,
Sie nahte mir wie Frühlingshauch so mild;
Erinn'ung war's; sie rief wie Ton der Flöte
Der Jubeltage Echo mir zurück;
Do theilten sich die Welken; gold'ne Reiche
Floß nieder von der Sonne schrägem Bild.

Den Fürsten sah ich wieder im Getwühle
Der Seinigen gleich einem Vater steh'n,
Kanonen krachten in der Saiten Spiele,
Die Thürme jauchzten zu der Flaggen Weh'n;
Die Stadt, die waldgeword'ne, stand mir wieder
Von lichtem Refenschein umflossen da,
Und drinnen wogt' es jubelnd auf und nieder,
Und Alles sah ich, wie ich's damals sah.

Dech herbe Täuschung! Alles Schöne, Große,
Ist nur ein Meteor, das steigt und — sinkt,
Ein Blitz nur, den, kaum aus des Dunkels Schooße
Geberet, wieder ew'ge Nacht verschlingt,
Jetzt flammt es — dann verlöscht's für alle Zeiten,
Kein Beten hält's, kein Klagen und kein Flehn,
Es muß hinab in's Grab der Vergleiten —
Man weinet — denn man soll's nie wiedersehn!

Wie war ich froh an jenen Jubeltagen!
Wie riß mich die Begeisterung dahin!
Wie fühlt' ich da mein Herz im Sturme schlagen!
Wie war nur ein Gefühl mein ganzer Sinn!
Gleich Bergen fühlt' ich's auf in mir sich thürmen,
Mit Mlerfittigen trug mich's hinan;
Mit mußte ich in die geld'ne Harse stürmen,
Mit Welle sein im Freudeneccean!

Verloren glaubt ich meine schwachen Klänge
Im Weinessturm, der aus dem Parkenhain
Von hundert Harfen krausenden Gefänge,
Gesungen hatt' ich nur für mich allein;

Es wähnt' ich; doch, o schreckendes Entzücken!

O niegeträumter Jubel! Auf einmal

Zah ich belauscht von Weimars Lächelbliden

Mein einsam Lied im stillen Schattenthal!

Verlass'ner Dichter hat es viel gegeben;

So manche welkten zarten Blumen gleich,

Schnell an dem Herd des Schicksals. Auch mein
Leben

An Vermuth war es, nicht an Nektar, reich;

Dein Lächeln, Weimar, fiel wie Blick der Sonne,

Mir wärmend in des Daseins Wintertag;

Denn höher kennt der Dichter keine Wonne,

Als wenn ihm edle Herzen fühlen nach.

So folg' ich wieder denn dem Drang im Busen;

Der damals sang, sollt' er verstummen jetzt?

Das Opfer fordern ungestüm die Musen

Zur Zeit, die wie ein Dolch ihr Herz verlegt;

Denn er ist hin, der ihren Altar begte,

Ihr Hoherpriester, hin der Dichterfreund,

Der ihres Tempels schönsten Grundstein legte,

Der dem Jahrbausend nur einmal erscheint!

Hin ist der Fürst, der von des Zwanges Ketten
Entlastete den freien Geniusflug.

Der tollten ließ in selbstgewählten Betten
Der Geister Ströme, wie Natur sie trug:

Der Fürst, der, wie die Sonn' aus hoher Ferne,
Das Meer und selbst das Gräschen lächelt an,

Voll sanfter Milde von dem Throne gerne
Herunter sah auch auf den ärmsten Mann.

Hin ist der Fürst, der, als die Donnerwolke
Des Weitererbers mit Blitz und Sturm

Teutonia durchbraus'te, treu dem Velle
Obn' Furcht und Wanken stand ein Felsenthurm;

Der sanft war wie des Maienlüstchens Wehen
Im Frieden, aber wenn die Schlacht begann,

Dem Tode fest in's Antlitz konnte sehen,
Ein Erzkeck, ein ächter deutscher Mann.

Hin ist der Fürst, den von der deutschen Giche
Tyranneuliß zu reißen nicht vermocht,

Der um den Adler Preußens seine Zweige
Zu des Palladiums Rettung muthig Recht.

Der, als der fremde Löwe lag bezwungen,
Den jungen Frieden hier an seiner Hand,
Und dort, vom Freiheitsgenius umschlungen,
Entgegentrat dem neugebornen Land.

Hin ist der Fürst — ach, Klagen töne brechen
Hier aus der Lyra dumpf und hoffnungslos,
Denn ach, der hebe Freund wird ihr gebracht! —
Hin ist der Fürst, in seiner Ahnen Schicksal,
Der Ein'ge, der, getrennt am Himmelsbogen,
Die größten Sterne, die die Zeit gebat,
Von fern und nah in seine Bahn gezogen,
Und ihnen lichtverleih'nde Sonne war.

Carl August, ja, an Deinem Throne tauschte
Der Philomelen laub'rischer Gesang,
Des Göttermelodien Deutschland lauschte,
Ja, der hinaus in alle Länder drang:
Du warst der Erste, der den Chor der Dichter
Ein Gott die Götterschaar sich zugesellt,
Und machtest Weimar zu dem Licht der Lichter,
Das selb' hinstrahlte durch die ganze Welt.

O Wieland, Herder, Schiller — große Namen,
Mit schauernder Entzückung seid genannt!

Ihr säutet gotterfüllt den gold'nen Samen,
Der fortergrünt durch der Aonen Land!

Und du, o Göthe, Meister aller Meister,
Deß Harflug eine Welt sich nachgelenkt,
Du majestätischer Fürst im Land der Geister,
Wie jauchzt die Seele, wenn sie dein gedenkt!

Ja, lauter jauchzt sie, da mir nun mein Sehnen,
Das unaussprechliche, ein Gott erfüllt;

Ich schaute dich — und hemmte kaum die Thränen,
Da vor mir stand dein würdevolles Bild!

Der Tag war mir ein Sonnenpunkt im Leben,
Da deine Sprache lieberell mir klang,
Und mir aus deines Flammenbildes Wehen
Dein ganzer großer Geist entgegenrang.

Dich trifft nun doppelt die geschlag'ne Wunde,
Die starb der Fürst nicht nur, die starb der
Freund, —

Ein Freund, den Jahr auf Jahr zu festerm Wunde
Des Herzens Harmonie mit dir vereint;

So mancher war die schon vorausgegangen,
Mit dem du Gretes hautes Hand in Hand;
Nun neht uns in die Fährte deine Wangen,
Der wir am höchsten, die am nächsten stand.

Du weinest, ach, und weint doch alle, alle,
Die ihr den Genius fühlt in euch erglühn!
Wehet nicht der Trauer bei des Hohen Halle,
Der euer gold'nes Alter hieß erblühn!
Ihr seid nun eine blutentleerte Heerde,
Die wieder in der Wüste iren soll,
Denn ach, entzissen ist der Mann der Erde,
Aus dessen großem Sinn euch Labung quell.

So sanft als glorieich war des Fürsten Ende,
Er sah ein großes Lagerwerk vollbracht,
Er schied auf seiner Höhe Sonnenwende
Und ging, gleichwie ein Sieger, aus der
Schlacht;

Noch drei und fünfzig thatenvollen Jahren,
Noch langer Pilg'ring auf des Ruhmes Bahn,
Entschwang er sich zu jenen höhern Schoaten,
Um dort die schön're Arcne zu empfab'n.

So wird der tiefe Schmerz in Trost gewandelt
Und in erhebende Begeisterung,
Denn was er hier erstrebt, gewirkt, gehandelt,
Es rollet fort in ungehemmtem Schwung;
Ja, und so lange Dichterharfen klingen,
So lang der Baum der Künste nicht verdorrt,
So lange wird, Carl August, man dich singen,
So lange lebt dein großer Name fort!

Ein Denkmal höher als der Pyramiden
Erhab'ner Bau, ein fester Monument
Als Marmor und als Erz ist dir beschieden,
Das keinen Einsturz, kein Vergehen kennt;
Dich werden künftige Geschlechter preisen,
Dein Ruhm wird wachsen wie ein Cedernbaum,
Nach dir wird in Jahrtausenden man weisen
Wie nach dem Leuchtturm in dem Nebelraum.

O, welch ein Feuer strömt mir durch die Glieder!
Welch ein Entzücken flügelst mich empor!
Wie neugeboren athm' ich plötzlich wieder;
Sieh! — Aus den Wolken bricht die Sonn'
herver;

Der Himmel heitert sich — die Fluren lachen,
Der Vögel Chöre schmettern hell im Hain,
Die ganze Erde seh ich neu erwachen,
Und Alles glühn von goldner Strahlen Schein!

Das löst den Lenz der Hoffnung wieder blühen;
Ein großes Muster leckt ja mächtig nach;
Carl Friedrich wird als neue Sonne glühen
Und rings verstrahlen Licht und goldnen Tag;
Hat doch sein Mund das schöne Wort gesprochen,
Ein leuchtend Vorbild soll er vor ihm stehn
Der Herrliche, des Auge nun gebrochen,
Und seine Bahnen will auch Friedrich gehn!

Das tröstet, wie der Sonne neue Flammen,
Wenn Wolken kurz den Horizont umgraut; —
Bei ed'lem Wollen bricht es nicht zusammen,
Was eines großen Schöpfers Hand gebaut;
Und so mit vollen, stürmischen Akkorden
Tönt, Friedrich, dir des Dichters Lyra zu:
„Heil dir! Was der Vollendete geworden,
Ja das, Erhab'ner, das werd' auch du!“

Ö ß t h e.

„An Frechzucht all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!“

Ö ß t h e.

Mitten durch den Wettersurm der Zeiten
Tönet einer dumpfen Glocke Ton;
Ho, wer ist, den sie zu Grabe läuten?
Sank ein Fürst, ein König von dem Thron?
Wehl ein Fürst, ein Fürst im Land der Geister,
Dessen Lorbeer Kronen überstrahlt,
Ach, der höchste aller hohen Meister
Hat den Zoll der Sterblichkeit bezahlt!

Still sind nun des Musentempels Hallen,
Wo das deutsche Sattenspiel erklang,
Denn der Hohenpriester ist gefallen,
Der gesungen, wie noch Keiner sang;
Den Altar umnachten schwarze Flöte,
Es verglimmt der heil'gen Lampe Licht,
Und die Musen stöhnen Trauerchöre,
Da des Tempels ält'ste Säule bricht.

Melpomene sitzt in dumpfem Schweigen,
Manches Leichendrama sah sie schon,
Doch dem Trauerspiel muß jedes weichen,
Denn es fiel darin ihr liebster Sohn:
Werther steigt aus seinem Grabeshügel,
Und Ottilliens Lichtgestalt erscheint,
Wignon hält die Trauer nicht im Zügel,
Kommt im weißen Kleid heraus und weint!

Die Natur erbebt von eif'gem Schauer,
Und der Himmel birgt sein helles Blau,
Alles kleidet sich in Todestrauer,
Schwermuth athmen Fluß und Pain und Au';
Selbst der Frühling wendet sich erschrecken
Von der Bahn, der schon betret'nen, ab,
Seine Säfte, seine Blumen stocken,
Und er weint auf seines Freundes Grab.

Nur die Welt ertöft im alten Saufen
Fort und fort und hört den Glockenhall
Raum bei der Organe wildem Brausen,
Das ihn übertäubt mit wüstem Schall;

„Starb er, dessen Ruhm vor ihm gestorben?“
Fragt sie kalt, „der längst sich überlebt?
Dem im Winter jener Kranz verderben,
Den sein Lenz und Sommer ihm gewebt?“

Und wie stets das Heute wagt zu tadeln,
Was das trunk'ne Gestern hoch entzückt,
Wie Zwergebäume Cedern da entadeln,
Die kein Zell von ihrer Größe schmückt;
Wie die Kinder meistern an dem Dome,
Der dem Vater groß und herrlich war,
Traf auch dich die Zeit mit ihrem Strome,
Die doch kein Gleichen ausgebar.

Dech wie Luna, Sol und alle Sterne
Größer, prangender am Himmel stehn,
Einmal da, wo sie den Lauf begonnen,
Und noch einmal — wenn sie untergehn;
So auch bricht in allem seinem Glanze,
Göthe, dein Gestirn erneut hervor,
Sehe, wo es nach dem Riesentanze
Durch den Saal des Himmels sich verlor.

Also Nichts hat Deine Kunst erschaffen?

Nichts als — Welten, die kein Andrer schuf!

Götterbilder! und — ein Heer von Affen,

Die nachstotterten den Schöpfungsruf!

Deiner Lyra wäre Nichts entklungen?

Nun dann singt auch Philomele Nichts!

Ha, ihr Stümper! Dann ist's euch gelungen!

Dann seid ihr die Meister des Gedichts!

Und doch will es nicht zu Herzen gehen

Euer Lied, nicht rühren und erfreu'n,

Will nicht Himmel in die Seele wehen,

Will nicht Blumen in das Leben streun,

Will mit jenem Zauber nicht umschlingen,

Welchem Niemand widerstehen mag;

Darum ist es ohne Klang und Schwüngen,

Und im Volke singt es Niemand nach.

Götze, Götze! Wo sind deine Lieder?

Mann des Herzens, Mann des Weh's, der Lust,

Einziger, du lehrst uns nimmer wieder!

Wenn du sangst, da hob sich jede Brust!

Freud und Leid und Wehmuth und Entzücken
Brach wie Sturm auf unser Herz herein!
Und das Siegel auf dein Werk zu drücken,
Stand Natur mit Kunst in dem Verein!

Deine Vilder wandelten und lebten,
Deine Scenen malten eine Welt,
Die mit holder Täuschung uns umwebten,
Wahrheit war dem Ideal gefellt,
In dem Geiste lebten die Gestalten,
Und in den Gestalten glomm der Geist,
Uns in jenem Zauber festzuhalten,
Der uns eng und enger stets umkreist.

Leib und Seele sind in Eins gegossen,
Unloscreisbar durch das Weltenall,
Eines von dem Andern abgeschlossen
Wird des Andern fürchterlicher Fall;
Denn verletzte dein hohes Streben
Mit dem Aufzug in das Ätherland
Alten Blick auf Wirklichkeit und Leben,
Mit Idee, Erfahrung und Verstand.

Darum leuchtet über Schillers Sterne
Deiner noch! Er sah ein Ideal,
Sah es nur in hoffnungsloser Ferne,
Und verstarb wie Blich im eignen Strahl;
Soll ich nur in Regionen schauen,
Ach, zu deren lustigem Gebiet,
Nie sich eine Brücke mir will bauen?
Soll ich suchen, was mich ewig flieht?

Soll ich Leben und Geschicke schelten,
Weil mich dann ihr greber Stoff zermalmt,
Und die Flamme, die nach höhern Welten
Ledert, ird'scher Dampf und Rauch umqualmt?
Ach, dann bricht das Ich mir in zwei Stücke,
Keinen Sinn hat Leben und Natur,
Grausend gähnt die nieerfüllte Lücke,
Und die Welt ist eine Hölle nur.

Ist's nicht größer, Harmonie zu finden,
Wo der Schmerz Verwirrung nur gewahrt?
Ist's nicht weiser, Theile zu verbinden,
Die der Weltenschöpfer selbst gepaart?

Du umarmtest selig deiner Träume
Gaukelnde Ekellen auf der Glucht,
„Grün sind nur des Lebens goldne Bäume!“
Riebst du aus, und pflücktest ihre Frucht:

Und du sahst sie selbst im Leben reifen;
Alles Schöne war dir wirklich da;
Lächelnd sprachst du: „Lern' es nur ergreifen,
Schweife nicht, das Gute liegt so nah!“
Darum, wenn um Andrer Kunstgebilde
Nebelämmerung sich geht und Nacht,
Blühten deine Feisch im Lenzgefilde
Klarer Sonne, lichter Tagespracht.

Dech das Glück, das Andre lockend höhnet
Von der Dornenbahn zur Dornenbahn,
Hat dich auch gleich einem Gott betrunken,
Wie es keinem Dichter noch gethan!
Wie dem Cyphen königliche Eichen
Leben spenden, pflegte dein Talent
Jener Fürst, — wer ist ihm zu vergleichen?
Ihm, dem Einzigen, den Deutschland kennt!

Gewiß werden ihn die Dichter singen,
Der im Musentempel thronend saß,
Und Carl August wird's in Zeiten klingen,
Wo man stolze Könige vergaß; —
Laßt den Todten eine Lyra preisen,
Welche Sparsam ist mit Fürstenlob,
Meteor das Meteor sie heißen,
Das sich nur ein einzigmal erhob! —

Vöthe, du gediehst an seinem Throne
Mit der hohen Geister Götterzug,
Deren Namensklang zu jeder Zone
Tausendfach des Echo's Zunge trug;
Hier gestaltetest du all die Blüthen,
Die dein Frühling, die dein Herbst gebat! —
Wer sah Winter, wo die Sonnen glühten?
Wem ist Alter, was die Jugend war?

Laßt uns danken für die schönen Gaben! —
Sind sie doch der Stolz der Nation! —
Und dem Manne, den wir jetzt begraben,
Nicht verkümmern seine Strahlenkron!

Was der Jüngling, was der Mann geschaffen,
Stirbt's an Werken, die der Kreis noch gab?
Rein, die Krone soll ihm nichts entrafen;
Gebt sie unversehrt ihm mit ins Grab! -

Mancher griff nach seinem hohen Kranze,
Der durch ihn zum Etwas erst gedieh,
Mancher schwang auf ihn die Feindeslanze,
Daß des Feindes Glanz ihm Glanz verlieh;
Er bedurfte nimmer solcher Künste,
Er war groß, und groß durch sich allein;
Doch um alle Sonnen müssen Dünste,
Und um Götter müssen Wolken sein.

Tadel sagt ihm, daß er nie geledert
Von des Vaterlandes heil'ger Gluth,
Daß er Freiheit nicht, wie wir, gesedert,
Daß er selbst am großen Tag geruht,
Wo durch Deutschlands Etichen Aare rauschten,
Wo die Geister alle stark und jung
Den erwachten Melodien lauschten
Und sich flügelten mit neuem Schwung.

Doch ist Egmont euerm Sinn entschunden?
Ist ein Göß aus euerm Aug' entrückt?
Sproßten jene Tage nicht aus Stunden,
Wo vielleicht sein Bluthblatt euch entzückt?
Sei es, daß, der stets der Zeiten Gange
Folgte, wie er stets die Zeit gelenkt,
Sei es, daß dem friedlicheren Drange
Seinen Zoll der sanfte Greis geschenkt.

Sei es, daß er, müd' des weiten Gehens,
Sich gesucht ein stilles Schattenthal,
Zum Genuß des Ruh'n's und Stillestehend
In der Abendsonne mildem Strahl;
Er war noch ein Sohn vergang'ner Zeiten,
Den gerecht Vergangenheit nur mißt,
Nicht wie wir jetzt — wo nur Farben kleiden,
Wo der Tollste nur der Größte ist.

Schwebt ihm nicht das Deutschthum auf der Zunge,
Schuf er uns die deutsche Sprache doch,
Adelte mit Fülle sie und Schwunge,
Und besetzte sie vom Regelschloß;

Und der hohe Bildner einer Sprache
Bildet auch an des Gedankens Gold,
Bildet auch an uns'res Herzens Schlage,
Wenn er ihren Vorhang uns entrollt.

Nation, drum weibe deinem Dichter —
Eine Thräne weih' dem großen Mann,
Der erhaben über alle Richter,
Bei den Sternen seinen Platz gewann;
Fühl es tief, was er dir einst gewesen,
Wurf auf seinen Hügel einen Blick,
Laß in deinem Auge Wehmuth lesen;
Denn ein Götze lehrt dir nie zurück!

Und von mir, o Todter, nimm die Thränen,
Nimm noch diesen Kranz als Opfer hin! —
Ach, mein erstes Brüten, Dichtersehnen,
Lieben — Alles zieht durch meinen Sinn —
Meines Lebens goldne Morgenröthe
Lächelt mir mit Rosenfarben zu —
Und ich rufe weinend: „Guter Götze,
Dir im Grab recht sanfte, süße Ruh!“

Goethes Verklärung.

„Wie er so heimlich glücklich leht,
Da droben in den Wolken schwebt!“
Goethe.

Wer sitzt hoch über den Sternen,
Die Lyra in der Hand,
Das Auge mit Sonnenlächeln
Zur Erde niedergewandt?

Wer greift in die goldenen Saiten
Auf glühender Wolken Thron,
Und haucht in den sterbenden Abend
Den süßen, sterbenden Ton?

Es sinkt die scheidende Sonne,
In Schatten zerschmilzt das Licht,
Die ganze Natur ist Wonne,
Ist Farbe, Klang und Gedicht!

Die Berge leuchten und winken,
Der Mond schaut liebend herab,
Und weiße Schwäne versinken
Melodisch in's feuchte Grab.

Es lag ein Geist der Schwermuth
Dumpf über die Flur daher,
Und Wald und Hügel und Flüsse
Wehklagten: „Er ist nicht mehr!“

Da wogt der Glanz hernieder,
Die Himmelslyra erschallt;
Sie hören die alten Lieder
Und sehen die Wolkengestalt!

Und nach der Saiten Schlage
Die ganze Natur sich regt,
Des Weltalls ewige Tiefen
Sind alle von Grund bewegt!

Sie fühlen sich aufgeschwungen
Nach blauer Meere Schoos
Zum Geiste, der sie durchdrungen
Von der Eder bis zum Mees.

Es flüßern die Erken am Bache,
Es lächeln die Buchen im Pahn,
Es streben die Felsen und Eichen
Zu ihm in die Wolken hinein.

Es rauschen die ewigen Flüsse,
Es säuseln die Blumen empor,
Es singen sich Welten entgegen
„Er ist unsterblich!“ im Chor.

„Als Himmelsphilomele
Singt er nun Melodein
Von einem ew'gen Frühling
In den irdischen Frühling herein!

Und so lange Sehnsucht und Liebe
Und Sonnen und Sterne glühn,
Und die Nachtigallen schlagen
Und Vögelchen und Rosen blühn;

So lange Lenze grünen,
Und so lang ein Menschenherz
Hinsirbt in süßem Entzücken,
Hinsirbt in selbigem Schmerz:

So lange wird er leben
Da droben am Himmelszelt,
Und unten wiederklingen
Im Busen einer Welt.“



Der Traum.

Eine lyrische Dichtung.

„Nur ein Traum ist unser Leben,
Und die Träume selbst sind Träume.“

Calderon.

Es liegt ein Etwas zwischen Tod und Leben —
Ein andres Dasein, mitteneln gestellt
Eröffnet hier dem Schauen und dem Streben,
Dem Fühlen, Leiden, Thun, ein zweites Feld,
Wo Schein und Sein sich wunderbar verweben;
Denn Träume haben ihre eigne Welt;
Ist regungslos der Leib vom Schlaf bezwungen,
So hat der Geist den freieren Flug errungen.

Die flücht'gen Peere jagender Gestalten,
Wie wechseln sie! In Nichts zerfließt die Zeit,
Wo reine Gegenwart mit ihrem Walten
Verschlungen Zukunft und Vergangenheit!

Und Monde, Jahre, die vorüberwallten,
Sind nur Momente, mit der Ewigkeit —
Die uns umlispelt mit Prophetenmunde —
Des Schlummers Schwester, inniger im Bunde.

Was seid ihr, Schatten, die des Geistes Regen
Gebiert aus seinem räthselvollen Schacht?
Ihr tretet mir so lebensgleich entgegen,
So zum Erschrecken ähnlich — und voll Nacht
Doch wieder! Wie sie dasiehn, sich bewegen,
Und sprechen! Ha, o Geist, hast du die Macht,
Das Nichts zu formen zu des Wesens Wilde,
Und zu bevölkern leeren Raums Gefilde? —

Der Traum, den mit nachbildendem Gedichte
Ich hier euch male, war nicht ganz ein Traum;
Zwar kreuzten oft sich wilder die Gesichte,
Gleich Wetterwolken an des Himmels Saum,
Doch strahlten sie auch oft in hellerem Lichte,
Als wären's Blüthen von des Lebens Baum.
Will euch nicht überall die Deutung glücken,
Verklagt mich nicht! hat sie mir selbst doch Lücken!

Fragmente, die sich nicht zum Ganzen runden,
Nur Rudera von einem dunkeln Sein,
Das unser war, und wieder wird gefunden
Vielleicht dereinst, sind Träume — Sonnenschein
Sind sie, mit Glanz des Mondes halbverbunden,
Der Strahlen wirft in's Geisterland hinein;
Hier darf die Lösung nicht zuviel euch quälen;
Doch zu dem Traume, den ich will erzählen!

Des Jahres letzte Stunde war nicht ferne;
Silvesterabend war's, und mancher Ton
Erklang mir, dem ich sonst gelauschet gerne,
Von alten Zelten, die mir längst entflohn;
Aus offenem Fenster sah ich hell die Sterne
Am Himmel wandeln um des Ew'gen Thron;
Die Erde bot Vergnügen, Tanz, Gewimmel,
Gelag, Gesang — ich aber war im Himmel.

Ich sah hinauf nach jenen dunkeln Tiefen
Voll ew'ger Lampen mit bewegter Brust,
Und der Gedanken, die begraben schliefen,
Des Ich's ward ich mir mehr als sonst bewusst;

Ich hörte leise Stimmen, die mir riefen
 Vom Jenseits, und zerschmolz in Weh und Lust;
Ich dacht' an ihn, der ewig neu sein „Werde“
Pernieder ruft in's stille Grab der Erde.

Es heben sich die letzten großen Jahre
 Gigantengleich vor meinem Blick empor;
Ich sah ein edles Volk auf einer Bahre,
 Ihr folgte stumm der Nationen Chor,
Und Jugend, Wonnekraft und graue Haare,
 Verdienst und Tugend kam wie Nichts mir vor;
Ein fades Märchen schien mir nur das Leben,
Und Schwindel jedes irdische Bestreben.

Da drang der Schlaf mir in die Augenlieder;
 Denn wie nach Sturm die Wolken heimathwärts
In's Grab des Oceans sich senken nieder,
 So schmachete nach manchem Sturm von
 Schmerz,

Der grausam es geworfen hin und wieder,
 Nach Rast und Ruh mein sehnsuchtmüdes Herz;
Ich warf mich auf's lebend'ge Todtenbette,
Und schnell zerbrach gewohnten Denkens Kette.

Da sah ich mich in einem großen Walde,
Umgeben rings von Nacht und Sturmsgebräus,
Wo fürchterlich der Donner wiederhallte,
Und Blitze leuchteten und löschten aus;
Ich irrte lang', doch winkte keine Spalte
Mir aus dem dunkeln Labyrinth heraus;
Ich schaute niegesehene Gestalten,
Doch keine kennt' ich fragen oder halten.

Mir war nicht wohl zu Sinn; schon wollt' ich fluchen
Auf das Geschick, das mich hlerher geführt;
Da wird es still — aus Eichen und aus Buchen
Klingt Melodie, die tief die Seele rührt;
Den sanften Mond sah' ich aus Wolken lugen,
Und wie auf Wassern sich ein Kreis verklert,
Verlor mein Unmuth sich — süß hört' ichs klingen,
Als wollt's die Seele aus der Brust mir zwingen.

Auf einmal war der Wald um mich verschwunden;
Auf einer Insel spielt' ich als ein Kind,
Von goldnem Rosenschein war sie umwunden,
Und in den Lüften wehte Frühlingswind;

Und lächelnd tanzten mir die leichten Stunden
Dahin, gleich wie ein Bach durch Wiesen rinnt;
Doch schnell nach einem dumpfen Glickenschlage
Ward wieder Nacht aus meinem Tage.

Da trat, von hellem Strahlenglanz umflossen,
Die Göttin Weisheit hehr zu mir heron;
Sie sprach: „Ein Wunderland ist dir erschlossen,
Zum höchsten Ziele führ' ich dich hinan;
Den Himmel siehst du um dich ausgegossen,
Wenn du mir folgst auf meine Sonnenbahn!
Vertraust du mir, so komm! Ich will dich leiten!
Vald wirst du aus der Nacht dir Licht erstreiten!“

Sie riß mich fort, noch eh' ich mich besonnen,
Denn seltsam schreckte mich ihr ernster Blick,
Gezungen fühl' ich mehr mich als gewonnen,
Und ihr verfallen, konnt' ich nicht zurück;
Doch sprach ein Wahn: „Vald schlürfst du Him-
melsbrennen,

Vald öffnet dir sein Thor das höchste Glück!“
Es braunt' in mir ein dürstendes Verlangen;
So folgt' ich, halb voll Hoffnung, halb voll Wangen.

Sie führte mich nach einem stillen Thale,
Wo sanftgewunden rann ein schöner Fluß,
Die Berge lächelten im Morgenstrahle,
Getroffen von der Sonne Glammenkuß;
Nicht fremd schien mir der Ort — mit einemmale
Bot mir ein Kloster feierlichen Gruß —
Da ward mir's klar — ich konnt' es deutlich lesen
Im Buch des Ginst — hier war ich schon gewesen!

„Kennst du es noch?“ so hört' ich sie mich fragen;
Und ich erwiderte mit Schmerzgefühl:
„Wohl kenn' ich es, und weiß von jenen Tagen,
Wo ich gerungen hier nach deinem Ziel;
Doch war's ein eitel, ein vergeblich Wagen!
Warum, o Göttin, treibst du solch ein Spiel
Mit ihm, der deinen Fahnen abgeschworen,
Und längst für dich den Wahnsinn sich erkoren?“

Wohl hat er Recht, der Weiseste von Allen,
Der tief're Nacht nur fand im Meer des Lichts,
Und immer hör' ich seine Stimme schallen,
Die tönt und wiedertönt: „Wir wissen nichts!“

Nur Nebel sehn wir vor dem Auge wallen,
Und Wahrheit ist nur Schöpfung des Gesichts,
Das etwas sehn will, und sich Bilder malet,
Wie eigne Phantasie sie ausgestrahlet.

Ja, Alle zeichnen auf der Leinwand Leere,
Der so, der so, wie's eben ihm behagt,
Die alte Lehre drängt stets andre Lehre,
Denn neu will jeder sein, der etwas sagt;
Was helfen all' die Philosophenheere?
Hat endlich es darum der Welt getagt?
Wer fand die Wahrheit aus? Wer gibt uns Frieden?
Wer — wer hat Recht, wo Alle sind verschieden?

Mir keine Wissenschaft! An ihren Mühen
Erlabe sich, wer Labung finden kann!
Mir kann der Friede nicht in ihr erblühen,
Mir ward's mehr Nacht, je mehr ich sann
und sann,
Und heißer fühlt' ich nur den Durst erglühen,
Je mehr mir diese todte Quelle rann;
Tott — todt! Ja todt! Natur hat mehr an Leben
Als je mir ihre Woge konnte geben.

Denn fragt' ich sie nach allen letzten Gründen,
So traf des Denkens Faden stets der Nitz,
Nur Schein, nicht Wesen hört' ich sie verkünden,
Selbst, ob ein Gott sei, ließ sie ungewiß;
Was hilft es, Theile zum System zu ründen,
Um nur sein Ich zu spiegeln als Narciss?
Was eure todten Lehrgerippe sagen,
Das fühl' ich besser mir im Busen schlagen!

Natur, Natur — in deinen heil'gen Räumen,
Da lebt mir Gott — da athmet mir sein Pauch,
Da rauscht mir Lebenston aus Flur und Bäumen,
Da wird zum Prediger mir jeder Strauch;
Und lieber will ich lebensfrisch es träumen,
Als todt es ziehn aus dumpfer Schulen Brauch;
Da mal' ich mir's, so schön ich mir's kann malen,
Und schwelge drin, und — fühle keine Qualen."

Die Göttin lächelte ob meiner Worte,
Und sprach: „Nicht unbekannt ist mir dein Sinn;
Ich lockte dich nur nochmals an die Pforte,
Die du dir selbst verschlossen, prüfend hin;

Ich heffte hier von diesem stillen Orte,
Wo ich dir schon einmal begegnet bin;
Du widerstrebst, ja scheinst mich gar zu hassen;
Drum sei'st du nun dir selber überlassen!"

„Nicht hass' ich dich; und wenn ich heftig spreche,
So nimm's für des Moments Wallung nur;
Jedoch erlaube, daß ich mit dir breche,
Und suche nach dem Ziel auf andrer Spur!
Mir winken labungsvoll're Lebensbäche,
Mir blühet eine reich're Farbenflur;
Ich lieb' dich nicht, doch grell ich dir auch nimmer;
Reich' mir die Hand, und lebe wohl auf immer!"

So nahm ich Abschied, wie von einem Wesen,
Für das wir nichts, das nichts für uns gefühlt;
Da ward mir leicht, als ob mein Sein genesen
Von einer Krankheit, die es tief durchwühlt;
Für jene Wüsten war ich nicht erlesen,
Wo Winterfrost des Herzens Sommer kühlt.
Noch mocht' ich mich in Schächte tief begraben,
Und rings nur halbe Leichen um mich haben.

In Nebel sah' die Göttin ich zergehen,
Ein Bild des Wesens, das sie hat für mich;
Die Gegend schwand — das Kloster sah ich stehen,
Stets weiter sich entfernend, bis es wich;
Da glaubt ich wieder mich im Wald zu sehen,
Der mich zuerst umfing so schauerlich;
Nacht war's; doch alle Zweig' und Blätter klangen,
Und eine Tentwelt nahm mein Herz gefangen.

Ich hörte bald den ganzen Wald erbrausen
Mit donnernder, allmächt'ger Melodie,
Wald zum Adagio verstarb das Saufen,
Wie leiser Harfenlied' Harmonie;
Und jetzt erkannt' ich es mit süßem Grausen,
Es war Beethovens schönste Symphonie,
Von der Natur, die ihr Geburt gegeben,
Voll Majestät gerufen in das Leben.

Als Wäße braus'ten Stürme durch die Eichen,
Die sanftern Hauche waren Flötenhall,
Im Blätterspiele regten sich die Weizen,
Und der Posaunen Ton im Wasserfall;

Die Buche klang dem Cello zu vergleichen,
Und in dem Donner trachte Paulenschall;
Und hörend des Naturerhebers Klänge
Umflog mich bunter Phantasien Gedränge.

Glühwürmer spielten und Cicaden sangen,
Eidechsen jagten rasch am Boden fort,
Es kam ein längstgestorbener Freund gegangen
Und sah mich an und sprach ein Wahnsinns-
wort —

Ein helles Mädchen wollte mich umfassen
Doch sie verschwand bei einem Mellafferd —
Aus Löchern ängsteten neugier'ge Welsche,
Aus Büschen zückten Feinde noch mir Delche.

Ganz nahe flühten jetzt Nachtigallen,
Doch plötzlich ward ihr Lied zu Eulenten;
Landleute tanzten — doch im Chor umwallen
Sah' jetzt ich Herzen ihrer Kön'gin Thron —
Auch Turteltaubchen mit der Laute Krallen
Erblickt' ich — reitende Gespenster stehn
An mir dahin im blaffen Mondscheine —
Und lebend gingen weiße Leichenscheine.

Wald Tag, bald Nacht ward's jezt in Augenblicken,
Ja, Herbst auf Lenz kam küßeschnell herbei;
Ich sah ein Zifferblatt, wo Jahre rücken
Momenten gleich — es stand ein Kind dabei,
Das mußt ich in dem Nu als Greis erblicken,
Das wunderte sich, daß es Greis schon sei;
Und hinter ihm hehulachte mit der Pirrpe
Und Sense geß ein lauerndes Getrippe.

Jetzt schaut' ich bald wehmüthige Ruinen,
Verklärt den geist'haften Mendesglanz,
Bald sah ich nächt'ge Gottesadertünnen,
Bald unter Linden Pfingst- und Oßertanz,
Bald war ich seltsamflarrt, bald web in grünen
Gewinden sich um mich der Thäler Kranz;
So zog's an mir dahin den Mergentrothe,
Von Dörschen, Kindheit, Leben und vom Tode.

Jetzt aber sah ich wieder mich im Walde,
Aus naher Kirche hört ich Orgelklang,
Ich ging hinein — ein Schauerfürem durchwallte
Mir Mark und Bein — denn auch Oberalgesang,

Wie von vollstimmiger Gemein', erschallte,
Und rings doch — leere Dank an leerer Dank!
Ich stieg auf's Oher, den Spieler zu erschauen,
Und — Gott! ich sah mich selbst mit tiefem
Grauen!

Ich sah mich, wie ich in den Tönen trübte,
Und wechselnd auf Eheralbuch schaut' und
Lied,
Um auszudrücken, was die Seele fühlte,
Wenn sie beim Wort des heil'gen Dichters
glüht,
Und lächelte, wo ich zu Dank mir spielte,
Und zähneknirschte, wenn sich nicht verrieth
Ein Herz im Ton, das, wenn es selbst empfindet,
Nur andre Herzen rührt und umwindet.

Und Haydn, Beethoven, Mozart sah ich
schweben
Hoch mit dem Kranz, der ewig neu sich flücht,
Cäcilia, von Resenglanz umgeben —
Geist und Musik verstrahlte ihr Gesicht —

Sie sah ich ob den Weisern sich erheben
Auf Wolkenthron — die Kirche war voll Licht —
Da schlug's auf einmal mächtig an die Thüren,
Und draußen schien sich wilder Lärm zu rühren.

Die Orgel schwieg; da ras't ein wirres Klingen
Von draußen her; Trompeten mischten sich
Mit Trommeln, um Gehör sich zu erzwingen,
Und die Posaunen lebten fürchterlich;
Ein tolles Chaos hört ich wüthend ringen
Nach Licht und Form, doch jede Schöpfung wich.
Es blieten nur verweirr'ne reihe Wassen,
Sie saßten nicht und tiefen sich nicht fassen.

Und mit der großen Trommel sah ich Einen,
Durch's Fenster blickend an der Thüre stehn,
An der verschloffen, die er warf mit Steinen,
Ergrimmt, nicht in dem Tempel sich zu sehn,
Und sich der heil'gen Dreizahl zu vereinen —
Vergeßens war's; ich sah ihn fluchend gehn;
Er wandte sich, da sah ich auch die Andern,
Der Mühe satt, mit ihm von dannen wandern.

Und jetzt begann ein wunderbares Klingen;
Ha, Mozarts Requiem! ich hehr' im Eher
Das Cantus wie von Engelsstimmen singen;
Da riß mich die Begeisterung emper,
Die Andacht flügelte den Geist auf Schwingen,
Die Himmel öffneten ihr goldnes Thor,
Und Gott erschaut' ich auf dem Thron im Glanze
Umstrahlet von melod'scher Sphären Tanze.

Da rief ich aus mit jammerndem Entzücken:
„Rufst, Rufst! du Hüll aus jener Welt!
Du kannst allein dem Irdischen entrücken
Und reißest tief hinein in's Sternenzelt!
Du lässest uns die Wunderblumen pflücken,
Die nirgends trägt des Lebens armes Feld;
Du stürmst uns alle Wonnen, die uns fehlen,
In die von Schmerz und Luß erdrückten Seelen!

Da lösen sich der Leiden Sklavensketten,
Da fallen alle Sorgen von der Brust,
Da darf der Geist sich in die Heimath betten,
Und wird sich himmlischer Geburt bewußt.

Da kann er sich den allem Reizen retten
Zur geistigsten und allerzartesten Lust,
Wenn weißen Schwänen gleich die Melodien
Durch seiner Tiefen stillen Spiegel ziehen!

Und wenn die Reden dem Gefühl gebrochen,
Und wenn der Seufzer in sich selbst erstickt,
Da hört er euch, ihr Töne, für sich sprechen,
Und Alles nennen, was ihn freut und drückt!
Es will das Herz im süßen Tode brechen,
Wenn sein Gefühl durchs nasse Auge blickt;
Ach, — solchen Tod — wie Melodien fallend,
Und mit dem Tone, der erstickt, verhallend!

Rufst! Rufst! Von deinem Arm umschlungen,
Empfand auch ich dereinst den Sehnsuchtsdrang,
Von deiner Zauber Liebetruf bezwungen,
Zu leben und zu sterben nur im Klang!
Doch hat der Geist von dir sich losgerungen,
Denn ihm erscholl noch anderer Gesang,
Und sah ich Mozart in den Wolken wehnen,
Sah ich Göthe noch mit über ihm zu thronen.

Wehl regten sich die schaffenden Gewalten,
Und in dem Busen loderte die Kraft,
Vielleicht auch eine Tentwelt zu gestalten,
Voll Seele, Farbe, Licht, Natur und Saft;
Doch anders mußte sich der Drang entfalten,
Der ruhend flieht, und lezt, nur wenn er schafft;
Denn sagt' ich Lebewohl auch dir, der Guten;
Doch hier — hier fühlt ich mir die Seele bluten! —

Jedoch, was red' ich? — Zu dem Traume wieder,
Der jetzt mit dichtem Nebel mich umhüllt;
Fert war der Wald — noch klangen fern die Lieder
In leisen Echo's — und ein süßes Bild,
Es schwebt' im Geiste magisch auf und nieder,
Wald war mein Wesen ganz von ihm erfüllt;
Dies Bild mit seiner namenlosen Echtheit
Verdrängte mehr und mehr mir jene Töne.

Ein unsichtbarer Arm schien mich zu fassen,
So weich, so sanft, daß es mich warm durchfließ,
Er zog mich fest — ich konnte nicht ihn lassen,
Noch widerstehn der Stimme, die mich rief;

Hals sah ich erst das Bild durch Nebelmassen,

Doch schon in meiner Seele lebt' es tief,
Und süße Ahnung ließ die geist'gen Augen
An ihm wie Bienen an der Blume saugen.

Es war ein Ideal von allem Glanze,

Den je das Jenseits in die Brust gestrahlt,
Ein Fekus war's von allem Gartentanze,
Mit dem der Mai die Blüten je gemalt;
Es webt sich Reiz an Reiz zu einem Kranze,
Dess Werth ein Thren wohl mit dem Thren
bezahlt,

Und eine Sehnsucht fühlt ich in mir brennen,
Ach, einen Wunsch, den keine Namen nennen!

War es die Liebe? — Wehl auch sie! — Doch wehe

Nir, wär's gewesen sie, die Einz'ge nur,
Der Schmetterling, der wechselnd in die Höhe
Sich schwingt und spielend schweift auf nie-
derer Flur!

Er reist wohl fern; doch wenn ich nah ihn sehe,

Erken' ich es, den Blick betrog er nur;
Ich seh' der Flügel Gartenspiel verfliehen,
Und — einer Netze traurig Grau gekleben.

Kein, im Zusammenfluß den allen Schimmern
Brach eine Gottheit über mich herein;

Hier konnte Liebe nicht den Tempel zimmern,
Sie konnte nur ein kurzer Traum sein;
Nur als Murren konnte sie erklimmern,

Dech nicht als Sonne selbst. Ein Zauber/chein
Walt Sonne zwar dem leichtbetregnen Pessen,
Wenn uns ihr Pfeil zum erstenmal getroffen;

Dech was der Sinn sich träumt, in Wahn fesseln,

Der jatte Seelentausch, die Sympathie

Der Herzen, das nie sterbende Verlangen,

Das Echo jeder innern Melodie,

Das Leib und Geist verschmelzende Umsfängen,

Das Liebesideal — das küßt ihm nie,

Hier, wo im Rauch den göttlichen Gefühlen,

Stets Erdengeister mit im Vusen wühlen.

Ja, Liebe, nicht im Staube kannst du thronen,

Nicht in den Tiefen dieser kalten Welt!

Ein unsichtbarer Seraph jener Zonen,

Ein Stern, von dem ein Strahl nur niedersfällt

Ins Menschenherz — das bist du! — In ihm wohnen,
Das wirst du nie — du schwebst dem Him-
melzelt,

Ein Gastfreund nur am hellen Frühlingstage,
Und scheidest mit der Nachtigallen Schläge.

Dich fernte nur des Geistes glühend Sehnen: —

Ein Bild, wie es die Phantasie gemalt
Mit Zauberpinsel, dem entzückten Wähnen,
Das himmlisch leuchtend Gottheit widerstrahlt,
Dem gelten, trunk'ner Jüngling, deine Thränen,
Das ist's, dem jeder Puls ein Leben zahlt!
Und ach! das ist's, was eben dieses Leben
Dem helden Wahne nie vermog zu geben!

Es ruht in dir, das Herz dir zu entzünden
Und bleibt doch ferne — Was des Künstlers Hand
Aus Marmor konnte Seelenvolles ründen,
Wo ist's? In ihm allein, der es erfand!

Das Ideal von dem die Dichter künden,
Wo lebt's, als in der Dichtung heldem Land?
Wo schafft Natur so schön? — Und dein Verlangen
Noch Schö'n'res träumt sich's, ha, und — will's
umfassen!

Du wendest von Gestalten zu Gestalten
Den Blick — wohl manches schöne Auge tollt
An deinem hin, und strebt es fest zu halten;
Gefangen bist du, ehe du gewollt;
Ein ird'sches Pseudobild beginnt zu walten
Für jenes himmlische — es lächelt hold
Und holder deinem unheilbaren Fieber
Und wird dir immer schöner, immer lieber.

Du liebst, du rasest — Wahnsinn wirfst dich nieder —
Wirfst dich empor — du wankst mit irem Fuß
In Waldebsamkeit und dichtetst Lieder,
Wo Bäume wild-romantisch ob dem Fluß
Herüberhängen — wirfst dich unterm Glieder
In's Gras dahin, und träumst von ihrem Fuß,
Von Nebenbuhlern, Weiden, Suchen, Hassen, —
Illegst hin, wenn du geschworen, sie zu lassen.

Wer liebt, der rast — die Krankheit wird zur Hölle,
Und Hölle mehr die Heilung noch — ein Damm
Zieht ewig deinen Fuß an ihre Schwelle
Und selbst der Geist — er kann nicht, wie er kann,

Rein Fels des Krastentschlusses stiebt die Quelle
Des Übels zu — der Mann ist nicht mehr Mann,
Du hältst dich für gesund in dem Verderben,
Und lebst nur, täglich tausendmal zu sterben.

Wie finden selten, was wir theuer nennen,
Und finden wirs durch eines Zufalls Glück,
So brennt es nicht für uns, wie wir entbrennen, —
Und glüht's für uns, so pflegt uns das Geschick
Und das Verhältniß als ein Feind zu trennen,
Und schleudert grausam Herz von Herz zurück;
Der Brauch der Welt, der Schöpfer grauser Eben,
Gebietet — und es ist um uns geschehen! —

Jedoch zum Traum! — Der Nebel war gesunken,
Der Morgen sah der Nacht in's Angesicht,
Sie starb an seines Lächelns Sonnenfunken,
Und Luft und Erde ward ein Meer von Licht,
Und Mumen badeten im Thau trunken,
Und an dem Pufen ein Vergiftmeinnicht,
Stand sie vor mir, blaüäugig wie die Blume,
Die prangte in des Thales Heiligthume,

Wo sich die Doppelhügel sanft erheben,
Die Sehnsuchtsgluth durchwallt, von des
gedrängt,
Durchlocht, gepreßt, sie steigen bald nach eben,
Vald sinken — bis der Lenz die Knospe sprengt;
War sie das Glanzbild, das mich ernst umwoben,
Das plötzlich mich wie Flamme nun versengt? —
So schön nicht! — Doch ich lag ihr schnell am Herzen,
Und starb den Tod der Wunden und der Schmerzen.

O Liebe, Liebe, deine Rosentage,
Nicht, deinen kurzen Mai vergess' ich nie!
Ein Fall von deinem Nachtigallenschlage
Klingt süß mir nach mit ew'ger Melodie;
Er klopelt einst ob meinem Sarkophage
Noch leis' ein Lied voll Gluth und Sympathie;
Ja, brechend wird mein Herz noch dein gedenken,
Mein Auge dir die letzte Thräne schenken!
Und welche Laura, welche Heloise
Hat dich mit diesem goldnen Flor umweht,
Und dich geführt in schön're Paradiese
Als Rousseau und Petrarca je durch-
schwebt? —

Vergleicht sie nicht, das Kind der stillen Wiese,
Das weilschengeleich im fernen Thale lebt,
Vergleicht sie nicht mit jenen Purpurrosen,
Gesellet nicht die Dunkle zu den Großen!

Auch forschet nicht! Von ihres Namens Zügen
Flücht keiner sich in meine Lieder ein;
Das Weilschen mag sich nicht zum Glanze fügen,
Es will von Einem nur gefunden sein;
Dann fühlt sich's froh in stillem Selbstvergnügen,
Das theilt es mit dem Finder nur allein,
Und jähnen würd' es, wenn vom süßen Funde
Er in die Menge trüg' die laute Kunde.

Ob schön sie war? Die Weilschen mögens sagen,
Die neidisch oft der Schwester nachgesehn,
Wenn sie der Fuß durch Thal und Flur getragen;
Ob Andern auch? Woju? — Mir war sie schön!
Und wenn die Rosen mich und Tulpen fragen:
„War sie uns gleich?“ So muß ich frei gestehn,
Daß sie in ihrer einfach holden Blüthe
Mir lieblicher als Tulp' und Rose glühte.

Sie stand vor mir und bebt süß-erschrocken,
Als ich ihr tief ins blaue Auge sah,
Und um's Vergiftmelnicht sie hat mit Stecken!
Wußt' ich doch selber nicht, wie mir geschah!
Sie reichte mir's: „Es ist mein Herz!“ Wie Glocken
Klang mir der Ten — sie steht mir ewig nah,
So wie sie stand in diesem Augenblicke,
Dem Lenzenmoment dem ersten Liebesglücke.

Doch auch der Augenblicke zweiter, schnelle
Ihm folgend — auch der Herbstmoment, erneut
Sich ewig mir — ich sehe noch die Stelle
Am Haine, wo mich oft ihr Gruß erfreut,
Ihr Auge seh' ich, das als Thränenquelle
Die heiligsten der Perlen niederstreut;
Es pflückte Sturm die Blätter von den Bäumen,
Und rief uns zu: „Ihr sollt nicht länger träumen!“

Hinweg, hinweg, von dieses Grabes Grunde,
Das uns der Wonnen seligste geraubt!
Hinweg mit dir, du mörderische Stunde,
Die mir den Dolch gebohrt in Herz und Haupt!

Die meines Lebens Baum bis zu dem Grunde
Der Wurzeln traf, nachdem sie ihn entlaubt!
Ach, auf der Erde gibt es viele Leiden,
Doch keins so groß, als — von Geliebten scheiden!

Ich hab's gefühlt — gar manchmal mußte brennen
Ein Herz so warm als ich im Busen trug;
Empfunden hab' ich, was es ist, sich trennen —
Denn oft verführte mich des Herzens Zug —
Doch jetzt nicht mehr! — Das bittere Erkennen.
Zerriß der Freundschaft und der Liebe Band;
Nun hat das Herz sich dem Gefühl verschloß
Und andern Herzen jedes Thor verriegelt.

Die Schwermuth, all' der innern Schmerzen Wühlen,
Das einst sich vor dem Freunde gern ergoß,
Das Sympathie wie Thau verstand zu kühlen,
Wenn Lipp' um Lippe selig überfloß,
Das Alles will ich nun alleine fühlen,
Das Herz nie wieder öffnend, das sich schloß;
Ja, jammern soll's in sich, doch eher brechen
In tausend, tausend Trümmer soll's, als — sprechen!

Jedoch mein Traum! — Er zeigt das Mädchen wieder,
Ihr Veilchenang', ihr blühendes Gesicht,
Ihr froher Blick, die jugendlichen Glieder,
Wo sind sie hin? Das ist mein Mädchen nicht! —
Und doch; sie ist's! Zur Erde starrt sie nieder,
Und reißt vom Busen ein Vergiftmeinnicht;
Es ist verweilt? Sie sieht mich an mit Blicken,
Die fähig sind zum Wahnsinn zu verrücken!

Nachdem sie lang betrachtend mich gemessen,
Arbeitet sich das Wort aus ihrer Brust:
„Dein war ich einst, so wie du mich besessen;
Du brachst mein Herz; ich hab' es wohl getrußt!
Du konntest mich, doch ich dich nie vergessen;
Der Schmerz um dich ist mir nun ein'ge Lust;
Ein welt Vergiftmeinnicht ist meine Wonne,
Und ew'ge Nacht des Grames meine Sonne!“

So sprach sie, tief mir in die Seele schneidend
Mit ihrem Anblick und mit ihrem Ton,
Ich stand vor ihr, ganz ihre Leiden leidend —
Sie sagte: „Glaube dich mir nicht entlohn!

Ich finde dich in Träumen! Nimmer scheidend,
Spricht meine ew'ge Wiederkehr dir Hohn!“
Ich wollt' ihr nah'n — da sah mit einermale
Ich fern mich ihr in einem hellen Saale.

Die Paare webten sich zum bunten Kranze,
Und mich ergriff ein seltsam leichter Sinn;
Es riß mich fort — ich fleg im raschen Tanze
An einer Schönen Arm berauscht dahin;
Freund Amer juckte hier so manche Lanze,
Und Herzverlust gab es bei Herzgewinn;
Das Bild entwich so schnell, wie es gekommen,
Und wieder war die Brust wie erst bekommen.

Wohl kenn' ich sie — auch dieses Taumels Leere,
Die est als flücht'ges Mittel Unmuth heilt,
Doch est auch nur verdoppelt seine Schwere,
Gleich Opium, des Rausch vorüberreilt
Und größ're Dumpsheit nach sich läßt — die Peere
Der Freudengeister fliehn — die Schwere
muth weilt
Im Busen wieder, in die frohen Blicke
Tritt die verschuchte Thräne bald zurücke.

Oft sah ich tiefgerührt den heitern Paaren
Im Winkel zu, die in des Wechsels Flug
Ein Bild von der Vergänglichkeit mir waren,
Das zu dem Ew'gen auf die Seele trug;
Doch oft gefellt' ich mich den frohen Schaaren
Und theilte den berausenden Betrug
Des Halbgefühls, ein Wesen zu umwinden,
Für das wir kaum im Augenblick empfinden.

Und weinend innerlich, erzwang ich Lachen,
Der lachigten Gleichgültigkeit zu lieb,
Die bei mir stand; und lustig sie zu machen
Rißlang wohl oft dem schwachbestrebten Trieb;
Doch öfters glückt' es auch, ihn anzufachen,
Dann ward das Herz des Herzens eigner Dieb,
Es stahl sich seinen Trübsinn ab, und spielte
Das Spiel des Zeitvertreibs, das nichts erzielte.

O sagt, ist nicht der Tanz ein Bild der Ehen?
Dem Paar, das sich vereint, soll keiner nah'n
Für eine Zeit — es soll zusammen gehen
Und theilen jeden Schritt auf seiner Bahn;

Es darf sich lieben und umschlungen stehen,
Und ist gefesselt an einander an;
's ist ein Versuch, wie zwei zusammen leben,
Die oft sich auch die Hand für ewig geben. —

Zum Traum! — Nacht lehrte wieder — doch
im Scheine

Des vollen Mondes war es halber Tag;
Ich fühlte mich verlassen und alleine.

Und Sehnsucht doppelte des Herzens Schlag;
„So lebt kein Wesen, dem ich mich vereine!
So fühlt der Seele keine Seele nach!

So darf ich nichts an diesen Busen pressen?
Denn ach, dich Einz'ge, dich muß ich vergessen!“

So rief ich aus; da nahte mir ein Wesen,
Voll Schönheit, wie aus höherem Gefild,

Das wohl ein Raphael sich auserlesen
Als ein Modell für das Madonnenbild;

Ihr Blick ließ eine Flammenseele lesen,

Und Mund und Auge doch holdselig-mild! —
Doch eh' ich noch dem Staunen mich entwunden,
Da war die Herrliche mir schon entschwunden.

Und reizend schwebt in Zartheit eine Kleine
Daher — gar hold und lieblich anzusehn,
Auf ihren Wangen schmolz sich Lilienreine,
Mit sanften Rosenduftes leisem Weh'n;
Ganz Grazie erschien sie mir und Feine;
Sie lächelte mich an; doch nah zu geh'n,
Ich hatte mich noch nicht es unterfangen,
Da war auch sie vor meinem Blick vergangen.

Ein drittes Bild noch kam, geschmückt mit Rosen,
Aus alter, alter Zeit! Sie küßte mich,
Und ungebunden durst' ich mit ihr kosen,
Nach der ich einst, ein blöder Schäfer, schlüß;
„Ich habe niemals dich von mir gestossen!“
So hob sie an: „du selbst verbanntest dich,
Und träumtest hin in einer stillen Liebe;
Wein Späßen kaum verrieth mir deine Triebe!

Ich war ein heit'res Kind — in frohem Scherzen
Erfreut ich mich an der geneigten Schaar,
Ich tändelte naiv mit manchen Herzen
Das warm für mich, dem ich nicht abhold war;

So spielt' ich fort mit Amor's Flammenterzen,
Froh und gemüthlich durch so manches Jahr;
Und Alles um mich liebend unbefangen,
Erheitert hätt' ich wohl auch dein Verlangen!"

„Du solltest als ein Ideal nur leben
In stiller Brust;" so rief ich aus; „hier galt
Mir's nimmermehr, nach dem Besiz zu streben,
Ich nahm dich nur als geistige Gestalt;
So viele drängten sich, dich zu umwehen,
So war ich warm für dich zugleich und — kalt;
Dein himmlisch Theil nur hatt' ich mir erkoren,
Dich selbst, die Irdische, gab ich verloren!"

Im Traume mußt ich nun gealtert schauen,
Die sonst, ein blüh'nder Engel, mich entzückt,
Ich sah sie an mit Mißgefühl und Grauen,
Auf die ich einst mit süßer Lust geblickt;
Dahingewellter Schönheit Rosenauen,
Sie sind ein Anblick, der das Herz erdrückt!
Verblühte Blumen, die sich bleich entfärben,
Sie pred'gen laut: „Das Schöne auch muß sterben!"

Das Bild verschwand an eines Mannes Armen; —
Und dein, o Einz'ge, dacht ich noch einmal;
Im Meer der Kelze müßt' ich doch verarmen,
Hätt' ich nicht deinen ewig-hellen Strahl!
Bei dir allein kann dieses Herz erwarmen,
Und ewig ruft Erinn'ung mir mein Thal,
Des Findens, des Umarmens Sonnenblicke,
Der Trennung Nacht — und dich — ach, dich zurücke!
Der Liebe Spiegel, wo dein Bild mir schimmert,
Ich nahm ihn, da das Schicksal es gebet;
Und hab' am harten Boden ihn zertrümmert,
Und meinte dich mir nun für ewig todt;
Doch wehe! nur vertausendfacht erschimmert
Dein Bild mir nun, und weint, und winkt,
und dreht
Mich an aus den zersplitterten Fragmenten,
Und nur mein Leben kann mein Sehnen enden!
Doch fort! Fort mit der Liebe, die geboren
In Seufzern wird, wie sie in Seufzern stirbt!
Gebroch'ne Herzen stehn an ihren Thoren
Als blut'ge Märtyrer — die Grille zirpt

Ihr kurzes Sommerlied — der Lauf der Horen
Bringt Frost und Schnee — die Singende
verdirbt.

Und lebt sie fort, so ist's in Erdenklüften,
Stumm, trüb', im Dunkel, fern von Lenz und Düften.

Kein Auge soll mir mehr zu Herzen dringen,
So hold und freundlich es mir immer blaut,
Kein Zauberbild soll diesen Sinn bezwingen,
Taub sei mein Ohr für jeden Sehnsuchtslaut,
Kein weicher Arm soll zärtlich mich umschlingen;
Denn eine andere, nicht led'sche Braut,
Sie halt' ich fest, und fluche jedem Blicke
Des Mädchens, das nur sucht wie sie berücke.

Ibt's doch die Mehrzahl! Flatternde Ketten,
Euch ew'gen Paß, die ihr, an Herzen leer,
In hohler Eitelkeit euch strebt zu betten,
Und Blicke schließt nach gold'ner Wichte Heer,
Nur Narren können eure Künste fetten,
Ich schwör's, ich beuge mich vor euch nicht mehr!
Alb, wie an glattem Marmor sollt ihr gleiten —
An dieser Brust, und nimmer mich erbeuten!

O Ideal, das, Gottes Thron entstieg,
Ich, wie es mir in tieffter Seele stand,
Gleich Geiern, die nach Beute hungrig liegen,
Auf Erden sucht', und nicht auf Erden fand,
Wo konntest du, o schöne Perle, liegen,
In welchem Muschelhaus, an welchem Strand?
Das eitle Suchen hatt' ich aufgegeben,
Denn oft ist Zufall glücklicher denn Streben.

Im Traume trat mir jetzt ein Weib entgegen,
Bei deren Schauen mir die Brust erschwoll;
Es träufelte auf mich wie Weihesegen
Von höh'rer Kraft, die durch mein Wesen quoll,
Es labte mich, wie dürre Flur der Regen,
In allen Tiefen war die Seele voll;
Ich stand vor ihr, wie von dem Vllis getroffen,
Und sah auf einmal alle Himmel offen.

Ihr Augenpaar erstrahlte wie zwei Sonnen,
Ein Pell'genschein umfloss ihr Jugendhaupt,
Auf Wang' und Stirne thronten Götterinnen,
Die Schläfe war vom Lorbeerkranz umlaubt,

Auch die gehob'ne Rechte hielt, umronnen
Von Glanz, das Reis, dem Tod nie Leben raubt;
So stand sie, leis der Lyra Saiten rührend,
Und ich vor ihr, mich ganz in sie verlierend.

Vergebens müht' ich mich, zu ihr zu reden;
Was sollt' ich auch den himmlischen Konvent
Sprachlosen Schaun's mit ird'schem Worte tödten,
Wo ich empfand in Massen, ungetrennt,
Ganz Seel' und Geist, was in des Lebens Öden
Zu fühlen oft mein Durst umsonst gebrennt,
Wie Sommervögel in den Lilienkelchen
Ließ ich in ihr die trunk'ne Seele schwelgen.

In Feuer sah ich Thal und Berge wegen;
Aus Wäldern schimmerte ein geldnes Licht,
Ein Refenschein, wie von der Iris Vegen,
Wenn sie erstrahlend Farb' an Farbe bricht,
Durchfloß den Aether — blaue Düste zogen
Am Horizont — und Alles schien Gedicht,
Und Alles Ton und Farb' und Glanz und Blüthe
Wie in der Außenwelt, so im Gemüthe.

Da sprach die Göttin, der ich mich ergeben,
Und die ich mir als heil'ge Braut erwählt:
„Gewidmet hast du mir dein ganzes Leben,
Und Jahr auf Jahr um meine Gunst durchquält,
Das Irdische für mich dahin gegeben,
Und kaum der Opfer Werth noch Zahl gezählt,
Die Mutter ist, der Vater, unter ihnen;
Sie sanken, um zur Leiter dir zu dienen!“

Da drang ein Hölleusich mir nach dem Herzen,
Und eine Thräne barst mir aus dem Blick;
„Ach, eure Schmerzen waren meine Schmerzen,
O Eltern!“ rief ich aus; „auf mich zurück
Ist jeder Delch der Sorge, wenn die Herzen
Der Hoffnung und der Irlichts-Traum von
Glück,

Versteckte Lügner, ewig mich betrogen,
Und bis an euer Grab mich hingelogen!“

Vergiftet fühlt' ich plötzlich mein Empfinden,
Der Göttin Anblick regte meinen Zorn;
Ich sprach: „Nur Wahnsinn kann sich dir verblinden,
Du Reife mit dem mörderischen Dorn!

Du gabenreicher Dieb! Göttin voll Sünden,
Du Licht voll Nacht! Du gift'ger Nektarborn!
Abschreckerin mit dem Ermunt'rungssporne!
Du Armuth mit des Überflusses Herne!“

Da zerrte sich die Göttin mir zu Fahren,
Sie stand vor mir, ein widerwärt'ges Bild,
Mit Adlerflügeln und Harppentaken,
So sah ich sie, gleich einem Tiger wild
Die Wang' und Brust mir wund und blutig krasen
Und mich bedroh'n mit dem Medusenschild;
Noch wandte sie ihn ab; als Ungeheuer
Sah ich sie jetzt, und sprach in wilddem Feuer:

„Mit Hellenzauber hast du mich gefangen;
Und deine Ketten trag' ich ewig fort!
Du Ungehum, an das ich mich gehangen,
Zeig' mir den Schild! Vollende deinen Werd!
Nach Glück und Leben trag' ich kein Verlangen;
Dir schwer' ich meinen Eid und — halte Wort!
Ich fühl' es wohl — mit dir kann ich auf Erden,
Und mag, Entsetzte, nie glücklich werden!“

„Zerfleischet hast du mich in Tag und Nächten,
Der Jugend Blumen knicktest du mir ab,
Hast mich geworfen in die Schaar der Schlechten
Und über mir gebrochen Stab auf Stab;
Von Folter nur auf Folter mich zu flechten,
Begrubst du mich lebendig in ein Grab;
Wie konnt' ich da der Welt Gestalten schildern?
Um ich ihr fern, was wird aus meinen Wildern?“

„Fast Alle lohntest du mit dem Verderben,
Die deinem Jammerdienste sich geweiht;
An ihrem Herzen, gleich zertretenen Scherben,
Versuchte Jeder die Zerbrechlichkeit,
Sie stamptend mit dem Fuß! Sie mußten sterben
Als Opfer der Verfolgung und dem Neid,
Und gnäd'ger sahen fürstliche Gesichter
Auf Dirne, Pferd und Hund, als — auf den Dichter.“

„Ein Tasso mußte schmachten in den Banden,
Und sterben an des Capitels Portal,
Als er bekrönt vom Kerkergrab erstanden;
Den blinden Milton fraß der Armuth Qual;

Dein Ruhm, Florenz, dein Dante — den
Verbannten

Sah er sich zugesellt — Ach zu der Zahl
Was soll ich Bürger, Seume, Schubart nennen
Und andre Namen, die wir alle kennen?"

„Und ach, die wir nicht kennen? Die Talente,
Die Blumen, die des Schicksals Frost zerstört?

Die in des Strebens nächtigem Momente

Nach Hülfe rufen, ach, und ungehört!

Weh! Allem Wehen droht ein schnelles Ende!

Vente ist Vlig nur, der sich selbst verzehrt!

Er flammt empor vor kalter Stauner Blicke,

Und ist nicht mehr im nächsten Augenblicke!"

„Nichts mehr davon! Im Busen eine Hölle

Regt's auf — ein wildempörter Ocean

Umfluthet mich mit gift'gen Wahnsinns Welle,

Und Seele, Herz, Gemüth, Gefühl und Wahn,

Das Alles möcht' ich brechen aus der Stelle

Des tiefsten Ich's, und, flammender Vulkan,

Es aus des Busens ausgebranntem Sitze

Wegschleudern weit, wie Donner, Sturm und Vltge!"

Die sah ich um mich her — es tobt' ein Wetter
In meinem Traume jeht; ich schaut' hinein
In's dunkle Schwarz und krachende Geschmetter,
Und Bliß und Donner wünscht ich mir zu sein,
Um auszurasen und mit Flammenletter
Verheerung rings umher zu schreiben ein
Auf Alles, Alles, und wenn ich's zerschlagen,
Wie Bliß den Bliß, mich selber zu erschlagen.

Dem Leben flucht ich in der Lumpenblöße,
Und wünscht', ein tollheitübermannter Leier,
In Regenguß und schmetterndem Getöse
Nackt dazustehn als zweigezinktes Thier;
Ich fluchte allem Glücke, aller Größe,
Und jeder Sternanstrebenden Begier,
Ich fluchte Gott, der Lerche, Käfer, Affen
Und Fisch zur Lust, und mich zur Qual erschaffen.

Da hört ich plötzlich Sang an's Ohr mir dringen,
Er kam von einer nahen Kirche her;
„Lob, Ehr' und Preis sei Gott!“ So hört ich singen
„O Herr, wie kann und mag ich nimmermehr

Vergelten?“ Und die Glocken hört' ich klingen,
Und wogend stuthete der Orgel Meer
Zum heiligen, zum lauten Christensange,
Der mich ergriff mit wunderbarem Drange.

Da brach mit Allgewalt ein Strom von Thränen
Mir aus den Augen — in des Busens Grund
Erwachte wieder namenloses Sehnen,
So weh und süß und tief — als ob ich, wund
Von langer Krankheit und von grausem Wähnen,
Nun wär' erstanden aus dem Bett gesund,
Und als ein Neugeborner wandelnd fühlte,
Wie Frühlingsluft mir Brust und Wangen kühlte.

Die Göttin Poesie trat mir entgegen
Zum zweitenmal, fast wie des Mädchens Bild,
Des unvergeßlichen, doch allerwegen
Verkärt und von erhab'nerm Reiz erfüllt;
Half schlug das Herz mit sanfter Freude Schlägen,
Und halb in Schmerz — doch war der Schmerz
nur mild,
Wie mit dem Mond ein Silberwölkchen kämpfet,
War von der Schwermuth leis die Lust gedämpft.

Ich sah das Himmelsblau, Gefild und Haine,
Die wieder goldner Nebelduft umfloß;
Gesunden Blicks, in heildurchsicht'gem Scheine
Erkannt' ich jeden Baum und Strauch und
Sproß;

Ich sog sie ein in ungetrübter Reine,
Die Welt, die sich in meine Brust ergoß,
Und sprach zur Göttin: „O vergeih mein Wesen!
Ich war erkrankt — doch jetzt bin ich genesen!

Dich hassend fühlt' ich stets nur heiß're Gluten,
Dich von mir stoßend sehnt' ich mich nach dir;
Dem Schiffer gleich, der, wenn er aus den Fluthen
Sich heimgewünscht, bald wieder mit Begier
Hinausstrebt auf die Wogen — so auch ruhten,
War ich dir fern, die Triebe nicht in mir;
Und sucht' ich heute dir und allen Rufen,
So lag ich morgen wärmer dir am Busen.

Sieh, Göttin, sieh, ich hegte gold'ne Träume,
Dein Land war mir ein sel'ges Götterland,
Da blühten Ruhm und Glück durch alle Räume,
Da glug Idee mit Wirklichkeit in Hand;

Doch Thorenphantasie! Des Lebens Väume
Sie welkten nur zu früh dahin! Ich fand,
Dem Schönsten, was ihm in der Brust geschlagen,
Ihm muß, wer die gehören will, entsagen!

Ich sah des Ruhmes Pantheon entweiht,
Die niedre Stürne stahl des Kranzes Lohn,
Mit Blumen war der Andern Bahn bestreuet,
Und Messeln bot mir nur des Schicksals Pohn,
Ich sah den Mai, der nimmer sich erneuet,
Die schöne Jugend sah ich mir entflohn;
Da tief ich aus mit namenloser Schwermuth:
„Dein Trank ist Nektar nicht, ist eitel Vermuth!“

Die Göttin sprach: „Du schau'st nur in den Schatten!
Ein trüber Blick sieht Nacht, wohin er blickt!
Es muß dem Hohen sich die Thräne gatten,
Denn doppelt ist es durch sich selbst beglückt;
Du hattest ja, was Andre nimmer hatten,
Und sage, schlug dein Herz nicht hochentzündt,
Wenn deinem Lied verwandte Seelen tauschten,
Und die des Beifalls süße Parzen tauschten?“

„Ach Götting, rief ich aus; des Tadel's Schlange
Spricht ihre Gifte drein — und das Gefühl
Der Unvollkommenheit bei stolzem Drange! —
So ist das Ich sein eignes Widerspiel!
Ich fühl's so tief bei einem jeden Klange
Der Lyra — ach, noch bin ich fern vom Ziel;
Ich könnt' ihm näher sein; jedoch das Leben
Umhaut mit Wall und Mauer mein Bestreben.“

„Nicht von der Kunst, nein von dem Arm gezogen
Des Schicksals, muß ich singen — nach dem Land
Der Sehnsucht führt mich keiner Brücke Bogen,
Ha, mit geballten Fäusten hingewandt,
Verfluch ich eines Ocean's Wogen,
Die mich geschleudert an den wüsten Strand,
Und kaum noch ferne, läßt die Flur erscheinen,
Wo meine sanftern Blumen stehn und weinen!“

„Ich fluche jener schweiß betriest'nen Eile,
Die nimmer in des Stoffes Abgrund dringt,
Dreinschlagen möcht' ich mit dem Donnerkeile,
Und doch — doch muß ich, wie das Schicksal
zwingt,

Das für die glüh'nde, schwergewicht'ge Zeile
Oft Kobold aus dem innern Schachte bringt,
In dem Metall und Edelsteine schlafen,
Die ach, vielleicht auf ewig Gräber strafen!"

„Zu sünd'gen gegen besseres Erkennen,
Ja, sünd'gen müssen — es ist Höllequal!
Doch, kommt nur! Werst die Spiren und segt die
Feinden!

Hier gibt's für dich zu thun, du kleine Zahl!
Ich muß dem Tadel in die Rehe rennen;
So kommt heran und tummelt auch einmal,
Mondviertel ihr! Ein Trost ist mir nur Wonne,
Ihr alle macht vereint noch keine Sonne!"

Schon wieder Nacht! — Da schwirrt' ein Leichenrabe
Mir um das Haupt — ich sah mit tiefem Graus,
Ich stand an einem wohlbekannten Grabe,
Das that sich auf — mein Vater stieg heraus —
Die Mutter auch, die heiß geliebt ich habe,
Trat lebend aus des Sarges engem Haus!
Ich wankt', und doch dem Schauder in dem Herzen
Verwebten sanft sich weicher Schwermuth Schmerzen.

„O Eltern, rief ich aus — ihr dürft mir groffen,
Ich hab's verdient! Hebt nur die Todtenhand!
Laßt wild die Augen in den Höhlen rollen! —
Und doch — — ihr habt mich zärtlich Sehn
genannt,

Ihr habt geformt des Kindes erstes Wollen
Und habt mich selbst nach jenem Ziel gewandt;
Verzeiht, verzeiht dem Herzen, o ihr Guten,
Das euer Herz selbstblutend machte bluten!“

Sie standen da mit schwermuthvollen Blicken,
Der Vater, wie im Leben, sorgenbleich,
Die Mutter schien ein Seufzen zu ersticken,
Doch schaute sie herüber mild und weich;
Jetzt lächelten sie freundlich mir — umstricken
Mit Gluthumarmung wellt' ich sie — doch gleich
Der Rebelbilder wesenlosen Düften
Zerflossen die Gestalten in den Lüften.

Und jetzt begann ein wunderbar Gewimmel;
Ein großer Kirchhof hielt sein Auferstehn,
Geschrei der Völker schallte nach dem Himmel,
Als Fahnen sah ich Meteeer wehn

Von Pol zu Pol — ein groß Getümmel
War über Berg und Thal und Flur zu seh'n,
Die Sterne wankten, und die Steine schrieen,
Die Erde bebte, und Vulkane spieen.

Die Hügel wollten gegen Berge stürmen,
Den Eichbaum hatte das Gebüsch erfaßt,
Der Löwe floh erschrocken vor Gewürmen,
Des Sandes Wuth zerbrach des Felsens Laß,
Die Wähe formten sich zu Wellenthürmen
Dem Meer entgegen — von des Baumes Äß
Warf Dohl' und Kräh' den Adler — und den
Heerden
Sah ich den Wolf zum blut'gen Opfer werden.

Rebellisch traten alter Tempel Säulen
Aus ihrer Wurzeln Grund — es fiel das Dach,
Und in dem Falle hör' ich Glocken heulen
Mit Weheten wie zu dem jüngsten Tag;
Die Hütten sah ich in gedrängten Reilen
Paläste sprengen — Schlag geschah auf Schlag,
Und Kampf auf Kampf, und Krach auf Krach — denn
Alles
War ein Gemisch des Aufschwungs und des Falles.

Ja, ringen sah ich die Gigantenkräfte
Des Geists' von der Materie sich los,
In Strömen rollten u. : Lebensäfte
Durch aller Modertiefen Grabeschoos,
Zu einem einz'gen mächtigen Geschäfte
Erhob der Freiheit Bild sich riesengroß,
Und der Natur urew'ge Tiefen klangen,
Als sternenhoch die Göttin kam gegangen.
Ein Ledern, Vliesesflammen zu vergleichen,
Durchschlug mir jetzt die Nacht mit einem
Schlag,
Die ird'schen Welken sah ich alle weichen,
Und Ahnung rief: „nun ist dir's ewig Tag!“
Und „Freiheit! Freiheit!“ braust' es durch die
Eichen,
Und Echo hallt' es durch die Thäler nach;
So rollt' und klang's in mir durch alle Gründe
Des tiefsten Seins — vom Blick fiel jede Binde.
Das Buch der Menschheit sah ich aufgeschlagen
Und las darin — es war voll Tag und Nacht —
Da kam die Zeit mit Sturmbeschwingtem Wagen
Und packte mich und riß mich fort mit Nacht,

Und über Fels und Abgrund mußte ich jagen
Und mich als Streiter stellen zu der Schlacht,
Die halbe Erde gegen halbe Erde
Begann mit wahnsinnigschraubender Geberde.

Und einer Lyra ungeheurer Begehn
War ausgespannt bis an das Himmelsgest,
Mit Saiten, wie die Cedern stark, bezogen —
Ich wähnte mich zum lähnen Spiel bestellt,
Ich schlug sie an, und ließ Accorde wogen,
Die lang hindenmernd hallten durch die Welt,
Und Meer und Sturmwind schienen mitzuwühlen
In meinem Meer und Sturme von Gefühlen.

Ich tändelte nicht länger mit den Mäusen,
Das enge Ich war meinem Drang zu klein,
Die ganze Menschheit fühlt' ich in dem Busen,
Und all' ihr Weh und ihre Lust war mein;
„Soll Recht und Unrecht nur auf Zufall fußen?
Soll der Gedanke selbst Verbrechen seyn?
Soll sich die Welt dem Ideal entfernen?“
So fragt ich mit der Lyra nach den Sternen.

Und ob der Thra sah ich eine Rose
So weiß wie Schnee — doch kreuzten fürchterlich
Sich Schwerter über ihr — die fleckenlose
Sie färbte jezt auf einmal blutig sich;
Rosablanca wuchs in's Riesengroße
Und immer purpurner — ha, und um mich
In einem Thale zwischen Leichenbergen
Ein blut'ger See mit Millionen Särgen!

Ich mitten drauf im Schiff aus Leichenknochen,
Mit klappernden Gerispen nur bemannt,
Und Rast und Ruder — Alles war zerbrochen —
Die Segel schienen schwarzes Flegelwand —
Ich sah, es war ein Sarg, dem Wurm durchflochen,
Der schwamm nach eines schwarzen Ufers Rand;
Er landete — ich sank am Strand zu Boden —
Blick brach und Herz — ich war im Reich der Todten!

Jezt schlen ich mit der Gottes Thron zu stehen;
Pesaunenklang! — und das Gericht hob an;
Ich fühl' ein Schwert mir durch die Seele gehen
Beim Donnerwort: „Du hast nicht Recht
gethan!

Durch dich ist Negerniß der Welt geschehen!

Zu Sünden locktest du, und gingst heran!
Verführt hast du die Völker, hast zertrümmert,
Was ich zu schöner Harmonie gezimmert!

Du bist besetzt vom Blut der Nationen,

Das klagt dich an und schreit zu mir empor;
Drum sollst du ewig in der Hölle wohnen

Und weinseln mit verworfener Geißel Thor!
Den Kettenbrecher soll die Kette lohnen,

Und nie sich öffnen deines Kerkers Thor!
„Hinab mit dir!“ Er schwieg; — ich stand ver-
nichtet —

Und dumpfe Stimmen schrie'n: „Er ist gerichtet!“

Ich sank und sank aus Tief' in Tiefe nieder,

Doch Nebelwolken schwebten um mich her,
Wo Adler flogen und wo Lerchenlieder

Vertvegten in ein tausendstimmig Meer;

Und nicht zur Hölle, nein, zur Erde wieder

Trug mich's herab — ich fühlte mich nicht mehr
Durchsägt von dem zerfleischenden Gewissen,
Das in zwei Theile mir die Brust zerrissen.

Da trat die Göttin Freiheit mir entgegen
Auf eines himmelhohen Berges Haupt,
Umfloßen von dreifarb'gem Strahlentregen,

Die Stirne von dem Siegerkranz, umlaubt,
Und eine Fahne sah ich sie bewegen

Mit dem Symbol, an das auch ich geglaubt,
Dem Pfeil, der mit des Adlers kühnem Drange
Durch Wolken strebt, daß er die Sonn' erlaube.

Die Völker jauchzten aus des Ithales Auen

Herauf nach ihr in einem großen Eher,
Die Sonne schien, den Himmel sah ich blauen,
Und Wald und Saatsfeld rauschte laut empor;

Gleichwie ein Liebender beim Wiedersehen
Der Braut entgegenstürzt, die er verlor,
So schien die Welt mit Hauchen, Strahlen, Klängen
Sich an der Pöhen Busen hinzudrängen.

Da rief ich aus: O Göttin, wie Gefilde,

Die lang gedürstet, kühler Ithau erquickt,
Wie Schiffer, wenn ihr Auge nach der Wille
Des Oceans die Heimath nah erblickt,

So weid' ich mich an deinem Strahlenbilde,
Das sich mit tausend Armen um mich strickt!
Dein Anblick schon entgiftet alle Zungen
Der innern Schlangen, die mein Herz umrungen!

Hier steh' ich, sich, ein treuergeb'ner Streiter!
Was meine Kraft vermocht, hat sie gethan,
Und regen soll sie weiter sich und weiter;
Dem Ideal muß doch die Welt sich nah'n!
Auf ew'gem Felsengrunde steht die Leiter;
Und ihre Zypressen führen himmelan!
Sprich, ist das Wahn und Hölleutrug zu nennen?
Nimm mir die Zweifel, die mich noch durchbrennen!

Sieh, hin und wieder fühlt' ich mich gezogen,
Es tritt in meinem Sturmurchrausten Ich
Wie Feuerflammen streiten mit den Wegen,
Das weiche Herz durchdelchte Stich auf Stich,
Wenn's liebend einßt der ganzen Welt gewogen,
Nun halb zum Passe wenden mußte sich;
Doch mein Gewissen hab' ich stets gefragt,
Veder ich ein gewalt'ges Wert gewoget!

Beachtet hab' ich stets der Fürsten Größe,
Die hoch in stiller Verges - Majestät
Ertrangen trotz vulkanischem Getöse

Im Sonnenstrahl des Werths, der nie vergeht
Befrängt vom Waldeskranz, der aller Stöße
Und Stürme spottend, Schauer niederweht
In Seelen, die das Große fühlen können,
Und dem Verdienste seine Arenen gönnen.

Gehast hab' ich das Vuhlen und sich Winden
Des Demagegen um des Velttes Gunst,
In dem sich zehn Tyrannen oft verbinden,
Und der gemüthles übt die schneide Kunst,
Nach Gift zu suchen, und es zu erfinden,
Wo sich's nicht bietet — der von Feuerbrunst
Zu Feuerbrunst die Geißler möchte reissen,
Und Herren fürzt, um selbst ein Herr zu heißen.

Der Vassard - Freiheit hab' ich abgeschworen,
Die reine Himmelstochter lieb' ich nur,
Und alle lieb' ich, die sie mitleiden,
Aus Velt wie aus dem Thron — ein heil'ger
Schwur,

Er kündigt uns nach eines Tempels Thoren,
Der Tempel heist: „Die ewige Natur!“
Wer aber ihr nicht huldigt, dessen Trachten,
Sei's Volkemann oder Fürst — muß ich verachten!

Sieh, Göttin, sieh, das ist mein hell'ger Glaube;
Hier, hier, in Gottes freier, offner Welt,
Sich flügelnd über dem gemeinen Staube,
Erhöht er sich zum blauen Himmelszelt
Vor deinem Blick als eine weiße Taube
Zum ew'gen Gott vom niedern Kampfesfeld,
Und fragt: „O Herr, verdammt du mein
Streben?“ —

Magst du für ihn mir jetzt die Antwort geben!

„O Freund, begann die Göttin, mit dem Tone
Der liebevollsten Milde, wer wie du
Den Flügel regt, der meiner schönen Zune
Im sanftgehob'nen Schwünge fliehet zu,
Dem wird allein der wahre Kranz zum Lohne,
Und wär' der Kranz auch nur des Herzens Ruh.
Vereint der Adler stets die weiße Taube,
Dann fällt er der Verdammung nie zum Raube!“

Dann darf er muthig um die Throne fliegen,
Und Luthers Donner rauschen in das Ohr
Der Fürsten, die in Schlaf und Traum sich wiegen
Und schrecken sie zu eigenem Heil empor;
Dann wird er nie in Kett' und Kerker liegen,
Noch sein der Volksgunst wandelbares Rohr;
Dann wird ihm, muß er einst herniederfallen,
Als Grablied noch der Völker Segnung schallen!"

Und einen Zweig des Lorbeerkranzes pflückte
Sie von dem Haupt — den flecht sie mir
In's Haar, —

Da kam ein langer, hag'rer Mann — der blickte
War neidisch — und noch eine kleine Schaar
Von kleinen Leuten — nah und näher rückte
Heran sie, um den Zweig, der mein nun war,
Zu rauben mir — doch auf der Göttin Winken
Zerstoben sie zur Rechten und zur Linken.

„Geschichte hat mit allen ihren Bänden,
So sprach sie, nur ein Blatt — Vergänglichkeit!"
Glück, Liebe, Pracht und ird'scher Glanz muß enden!
Das ist die große Lehre jeder Zeit;

Drum soll der Geist zum Ewigen sich wenden,
Und zu dem großen Wert: „Unsterblichkeit!“
Du hast's erkannt — ich billige dein Streben,
Verfolge deinen Pfad — so wirst du leben!“

„O Wert, dem alle Himmel Zauber leihen,
„Unsterblichkeit!“ dem Ohre Glockenklang,
Dem Herzen Labequell in Wüsteneien,
Doch — kurzes Leben! und du Bahn, so lang!
Und Schicksal, das mit ew'gen Tyrannen
Bekriegt des Schaffens selbstzerstör'nden Drang!“
So rief ich; „und für deine schönen Gaben
Wird dir kein Lohn, bevor man dich begraben!“

Auf Gräften wird man Monumente bauen
Und Blumen pflanzen, und ein goldner Spruch
Wird dem Vorübergehenden entgegenschauen
Und ihm entfalten deines Lebens Buch;
Auch wird wohl eine Thräne niederthauen,
Wenn naht ein Herz, das warm wie deines schlug;
Das ist des Dichters Leben, Glück und Leiden!
Das ist sein Tod! Sagt, ist er zu beneiden?

Und doch dem Drange jeder höhern Seele
Ist Ruhe Höllequal — ein Feuer glüht
In ihr gleichwie in des Vulkanes Pöhle,
Das ewig fort ein Damm nach oben zieht;
Wie Frühlingszauber dir, o Phyllomele,
Allmächtig aus dem Busen preßt dein Lied,
So zwingt der Gott den Menschengelst, zu sprechen,
Und seines Kerkers Mauern durchzubrechen.

Dem Drang genüget nicht sein enges Wesen,
Einmal entzündet flammt er ewig fort,
Stets unauslöschlicher als er gewesen,
Unsterblicher durch jeden neuen Noth,
Dem er erliegt — durch Fleber nur genesen
Zu stärk'rer Kraft — ist es sein Lösungswort,
Des geist'gen Lebens Gipfel zu erklimmen,
Und müßte auch sein ird'scher Theil erliegen.

Wann, Schicksal, wirfst du mir ein Plätzchen schenken,
Wo, von dem ew'gen Sturm der Sorgen fern,
Der Geist sich kann zu großem Werke lenken?
Schon hört die müde Welt ein Lied nicht gern,

Das leicht sein eignes Echo wird — doch senken
Will seinen Strahl auf mich kein günst'ger
Stern —

Oft haß' ich, was ich schrieb — ach, aus den Ketten
Des ehr'nen Zwanges will kein Gott mich retten!“

Dich haß' du, um dein eigener Gott zu werden!

Du wirst's auch werden, sprach die Göttin fest,
Esfern du willst! Allmächtig ist auf Erden

Der Mensch, den Muth und Stärke nie verläßt!
Nur wolle nie verzweifelnd dich geberden!

Die Passien belohnt das Osterfest;
Nur der, der stark ist, in den Tod zu gehen,
Wird aus dem Grabe freudig auferstehen!“

So sprach sie — und verschwand — da kam aus Süden

Und auch aus Norden ein unzählig Heer;
Der Streit begann — die Kämpfenden erglühn —

Von West und Ost und allen Seiten her
Ward eingestürmt — ich sah die Völker wüthen

Und waten tief in einem blut'gen Meer;
Ich hielt mich nicht — ich flog hinab — da krachte
Ein Schuß mir durch den Kopf, und — ich erwachte!

Es war schon Tag — des Jahres jungem Morgen
Klang von den Thürmen hell sein Wiegenlied,
Und in den Glocken tönten Lust und Sorgen,
Und Freud und Leid, was bleibet und was flieht,
Das tauschten sie in's Ohr mir, dem im Herchen
Des ganzen Lebens Traum verüberzieht;
Bald will's ein Etwas, bald ein Nichts mir scheinen,
Und wechselnd möcht' ich jauchzen, möcht' ich weinen.

Ein Schweben zwischen Lächeln, zwischen Thränen,
Ein Enden, wenn wir angefangen kaum,
Ein Zwischending von Haben und sich Sehnen,
Ein blüh'nder, in der Wurzel kranker Baum,
Ein halbes Glück, ein halb sich glücklich Wähnen,
Ein halbes Wachen und ein halber Traum,
So schlen mir's; — und der Straß' dummer Lärmen
Rief mir, mein Denken sei kein bloßes Schwärmen.

Gewohnheit zieht sie nach den Altsen heute,
Der Eine thut's vielleicht, sich zu erbau'n,
Die Schöne dort will nur im Feierkleide
Selbst schauen und sich wieder lassen schau'n;

Und morgen geht es wieder zu dem Streite,
Der ewig Mauern muß entgegenbau'n
Der drohenden Vernichtung — an das Streben,
Das fort und fortlebt — nur um fortzuleben.

So dreht es sich im Zirkel — was gewesen,
Kommt ewig wieder — Tag und Nacht erscheint,
Es trennen, es begegnen sich die Wesen,
Der Mensch bewundert, zürnet, lacht und weint,
Und als des Höchsten Grabschrift ist zu lesen:
„Hier liegt er!“ Was die Liebe süß vereint,
Ruht Herz von Herz getrennt! Nach hundert Jahren
Ist keiner mehr von Allen, welche — waren!

Was wir zu wissen träumten, haben Andre,
Die auch zu wissen träumen, weggedrängt,
Und Kleinere sind von der Welt Bekannt're,
Als die mit Pomp wie in die Gruft gesenkt;
Denn auf, o Mensch, mit deinem Geist, und wandre,
Früh nach dem Ziel, das keine Zeit beschränkt!
Die ganz sich nur der Gegenwart ergaben,
Die wird auch ganz die Gegenwart begraben.

In die Vergangenheit mußt du dich richten,
Und in die Zukunft sehn mit ernstem Blick.
Dann wird allein die Gegenwart sich lichten,
Dann wird dein Thun, dein Streben, dein
Geschick

Sich wägen an den richtigen Gewichten,
Dann strebst du nicht nach flücht'gem Tagesglück,
Dann mag das Meer der Welt sich um dich drehen,
Auf deinem Felsen kannst du ruhig stehen.

Und siehst du hoher Adler Flüge sinken,
Wo eitler Alltagsgröße Hohheit, Macht,
Und all' die andern ird'schen Sterne blinken,
Siehst du begraben in unwürd'ge Nacht
Geist und Genie — so laß dich nicht bedünken,
Daß wie man träumen mag, man auch erwacht;
Die falschen Träume sterben mit den Stunden,
Ja, im Erscheinen sind sie schon verschwunden.

Doch wahre Träume werden Wirklichkeiten,
Wenn sie auch erst der ew'ge Schlaf belebt,
In ihrem Kelche fluthen Süßigkeiten,
In deren Trank schon hier ein Himmel schwebt,

Der, wenn sich auch die Wolken um dich breiten,
Dir bietet, was Gemeines nie erstrebt;
Und wenn auch diese Träume Lügner wären,
Ist doch der Geist beglückt, so lang' sie währen.

Drum laßt uns träumen von den Idealen,
Ist Leben Traum, so mag's ein süßer sein!
Und wär' kein Gott, im Innern soll er strahlen,
Für keinen Himmel ist die Brust zu klein!
Laßt uns der Menschheit schöne Bilder malen,
Denn sie veredelt sich am hohen Schein!
Und die Gestalten, die im Innern blühen,
Sind etwas mehr als Iherenphantasien!

Es läßt sich die Idee herniedertragen
Und pflanzen in die Flur der Wirklichkeit;
Was in erhab'nem Herzen hat geschlagen,
Das braust auch wieder durch das Herz der Zeit,
Und einst muß doch ein großer Morgen tagen
In unbewölkter Pracht und Herrlichkeit,
Wo prangt des Ideales Riesenpflanze
Der Eeder gleich in ew'gem Frühlingsglanze.

Mein Traum ist aus — ein Traum, von dessen
Bildern

Ich mehr als einmal mich umgauckelt fand;
Oft strebt er selbst mein Wachen zu verwildern
Und reißt mich fort in sein phantastisch Land;
Mit matten Farben kennt' ich hier nur schildern,
Was mir erschuf des kühnen Malers Hand;
Lebt wohl! Und sollt' Euch manchmal Gleiches
träumen,
Mag nicht, wie mir, Euch die Erfüllung säumen!



W a s h i n g t o n .

Eine lyrische Phantasie

III

Washingtons hundertjährigem Geburtsjubiläum.

Wo Chimborasso's Riesenhaupt
Aus Wollenschleiern niedersieht,
Wo endlos Wald an Wald sich laubt.
Wo seengleich der Plata zieht,
Wo von den Anden wuthersfüllt
Der Orellana niederbrüllt
Und sich zur Riesenschlange macht,
Die unsrer Ström' als Bächlein lacht:
Wo Niagara zornberauscht
Den Himmel mit der Erde tauscht;
Und Donner, der in Lüften grollt,
An ihrem Busen niederrollt; —
Dahin, dahin — nach jenem Land
Wo Berg und Wald und Fluß Gigant,

Wo die erhabene Natur
Ein großer Freiheitstempel nur,
Dahin auf vorbespanntem Wagen
Soll Phantasie die Seele tragen!

Der Flug beginnt — die große Wüste
Des Meers empfängt mich — vor dem Blick
Verkleinert sich Europa's Küste,
Sie wird zum Punkt — sie weicht zurück; —
Nun ist mir wohl — entrückt der Sphäre,
Die Halbheit nur und Ekel zeugt,
Fühlt sich der Geist befreit von Schwere,
Und wirft hinweg, was ihn gebeugt;
Des Oceans Riesenflöße
Trägt ihn auf stillen Wegen fort,
Und spricht von Hebe und von Größe
Zu ihm so manch Orakelwort;
Jetzt steigt aus seinen blauen Wegen
Der Verwelt Genius heraus,
Jetzt wird die Seele fortgezogen
In ferner Zelten Sonnenlauf.
Er murmelt mir aus seinen Tiefen
Mit wunderbarer Stimmen Eher,

Und die so manch Jahrtausend schliefen,
Die Schrecken steigen wach empor;
Ein schwarzer Punkt! — Er wird zum Wetter!
Das heitre Blau verschlingt die Nacht,
Aus Todesstille wird Geschmetter,
Und alles tobt und blüht und kracht;
Und Wellen kämpfen mit den Wellen,
Ich sehe Fels an Felsen stehn,
Und Schiff' an Schiffen sich zerschellen
Und Steuermänner untergehn!
Und in den gräßlichen Momenten
Heult Himmel, Erde, Meer und Luft:
„Es ist vorbei! Wir sollen enden,
Sink hin, o Welt, in deine Gruft!“

Doch, wunderliche Phantasieen,
Was webt ihr mir für Nachtgebilde!
Die Sonne lacht, die Wellen glehn
So friedlich still dahin und milde!
Und! sieh Dort aus der Insel Chor
Tritt schön den überraschten Blicken
Kolumbus junge Welt hervor!

O nie empfundenes Entzücken!
O Anblick neuen Lebens voll!
Wie hebst du die berauschte Brust
In heil'ger Ahnung Stromgeroll
Auf Flügeln fort von Lust zu Lust!
Hier endlich am ersehnten Ziel
Hier schlürfst du freier Lüfte Spiel!
Hier darfst du gleich des Sturmes Sausen
Gesang aus tiefer Seele brausen,
Frei, kühn, stark und gedankenvoll,
Wie er noch nie dem Geist entquell!
Hier lauert nicht des Argwohn's Ohr,
Hier lauscht nicht des Spion's Blick,
Und trägt nach der Paläste Thier,
Was ihm verrieth sein Späherglück!
Hier sitzt kein Censor zu Gericht
Der Adlergeistern Urtheil spricht,
Hier stehn des Volkes freien Wegen
Nicht Speer und Bajonett entgegen,
Hier gilt nur das Verdienst allein
Und keines hohlen Adels Schein;
Hier rauscht der Handel wie das Meer
Mit frohen Wellen hin und her,

Hier von der Wahrheit Himmelsfiß
Schwingt frei der Redner kühnen Muth;
Hier aus des Überflusses Horn
Strömt stillen Pflanzern Obst und Korn,
Und Stadt an Stadt schlingt sich zum Kranz,
Wie junger Frühlingserosen Glanz!

Und welcher göttergleiche Held
Erschuf die himmelvolle Welt?

Wer sprach das große Wort hier aus:

„Die Erde ist ein freies Haus!“

Wer riß des Kerkers Mauern nieder?

Wer gab der Menschheit gluthbeseelt,
Prometheusgleich, die Menschheit wieder,
Nachdem sie lang sich selbst gesehlt?

Wer spornte zu dem Riesenschritte

Das hingetret'ne Wurmgeschlecht,
Daß mit des Löwen Donnertritte

Empor es sprang zu seinem Recht?

Welch Pinsel hat mit Flammenlichtern

Das ideale Bild gemalt,

Das, kaum geträumt von trunt'nen Dichtern,
Hier Wirklichkeit und Leben strahlt?

Das Graßen knechtisch = feilen Spottes,
Das frostigem, servilem Witz
Entgegenschwingt, wie Feuer Gottes,
Der Widerlegung hellen Vitz?
Wer hat Kolumbla's Glück erdacht,
Und es so groß und frei gemacht?

Hell strahlst du in Europa's Nacht
Herüber, doch dem Blick noch fern,
Washington, edler Freiheitsstern!
Kolumbia lebt in deinen Schimmern,
Die leib nur erst Europa flimmern!
— Die Tochter prangt in Glanzgefunkel,
Die Mutter weint in ödem Dunkel,
Und blüht ihr auch ein Licht einmal,
Schnell stirbt in Nacht der süße Strahl,
Die Wolken kommen angezogen,
Und ihre Hoffnung ist betrogen.

Doch, Mutter, sei nicht hoffnungslos!
Die Welt wird ewig wieder groß!
Es kann, was klein war und gemein,
Bald stolze Himmelsceder sein!

Nie ruhn die schaffenden Gewalten,
Und aus der ew'gen Tiefen Schacht,
Steigt, wo die Würmer Mahl gehalten,
Das Leben auf in voller Pracht!
Ein Flammen-Nar begräbt die Sonne
Sich täglich in die Dunkelheit,
Der täglich früh in junger Wonne
Den stolzen Strahlenflug erneut;
So schlafen geht die Welt in Räumen,
Dann hebt sie in Momenten nach,
Was sie geschienen zu verträumen,
Und Nächten folgt ein großer Tag. —
Die ihr der Menschheit edeln Garten
Und goldner Bildungsfaaten Reich,
Statt ihrer Reime treu zu warten,
Durchwühlet, wilden Ebern gleich, —
Grob'rer, weg aus meinen Blicken!
Tyrannen, die ihr Neze nur
Geweht, um Sklaven zu umstricken
Und zu ermorden die Natur!
Hier, hier in diesen heil'gen Auen,
Wo nur die Freiheit Königin,

Soll eures Bild's gespenstlich Grauen
Verbannet sein aus Herz und Sinn! —

Ich flog nach einem hohen Berge,
Sah Meer' und Länder unter mir,
Das Kleine sank mir wie in Särge,
Und einem Gotte glich ich schier!
Ich sah die Szen der Saatenfelder
Im Abendsonnenglanze glühn,
Und wimpelreiche Wäldervölker
Um thurmbekränzte Städte blühn;
Das All war feierlich verschönet,
Und lächelnd bot die Stadt zu Fuß,
Die deines Namens Echo tönet,
O Washington, mir Abschiedsgruß;
Es dämmerte um Flur und Matten,
In Schleier hüllte sich der Hain,
Und tief und tiefer sank der Schatten
Des Abends in die Welt herein.
Lichteinsamkeit ward aus Gewimmel,
Die Stille nahte leis und sacht,
Und endlich kam sie von dem Himmel
Herab die grenzenlose Nacht.

Dech horch! Welch wunderbares Klingen?

Ist das nicht heil'ger Glockenklang?

Und Jubellieder hör' ich singen,

Und Strom und Wald wird zu Gesang!

Und Fackelzüge seh' ich wallen,

Und Freudenfeuer glühn empor,

Und einen Namen hör' ich schallen

In tausendfacher Stimmen Chor!

Washington! rufen Glocken nieder!

Washington! brennt's im Flammenschein!

Washington! tönt es durch die Länder!

Washington! jauchzen Thal und Paim!

Hoch feiern ihn Kolumbia's Söhne

Den Jubeltag, der dich gezeugt,

Washington, dem an Glanz und Schöne

Kein Kaiser und kein König gleicht!

Ha, welch berauschendes Entzücken

Dringt mir zum Geist durch 'ug' und Ohr?

Was will der Erde mich entrücken:

Welch Riesenbild steigt mir empor?

Was rauschet aus der Eiche Wipfel

Wie Geisterten, hier, wo allein

Ich träumend auf des Verges Gipfel
Verloren steh' in Phantasel'n?
Wer bist du, flammender Koloss,
Der du so sternenhoch und groß
Mir schweigend gegenüber stehst
Und Schauder auf mich niederwehst?
Wer bist du, majestätisch Bild,
So ernst zugleich, und doch so mild?

Ich seh' ihn an — er redet nicht,
Der, ob er schweigt, so viel doch spricht! —
Die Größe flieht der Worte Ton,
Ihr heil'ger Anblick redet schon! —
Ich kenne dich! Wie fast und reißt,
O Gutz'ger, mich dein großer Geist!

Du bist's, Washington, edler Kämpfer,
Der du erstarrten Thon belebt,
Und einer neuen Welt als Schöpfer
Der ew'gen Jugend Kranz gewebt!
Grob'rer schufen Wüsten nur
Und großer Trauerspiele Bühnen,

Doch deinem Plan entsprang die Flur,
Wo Blum' und Lenz unsterblich grünen;
Tyrannen erndteten den Fluch
In Staub getret'ner Nationen;
Dich krönt in der Geschichte Buch
Die herrlichste der Lorbeerkronen!
Du sangst als Freiheitsphilomela
Dem Vaterlande Frühlingstoten,
Und sprachst mit starker Löwenseele
Den alterschwachen Drängern Pohn!
Du griffst als Mann und Held zum Schwerte,
Und warfst als Zwerg den Riesen hin;
Dann riefest du dein großes „Werde“
Mit eines Gottes hohen Sinn!
Begierig nicht nach geldnem Lohne,
Als du dein Heldenwerk vollbracht,
Verschmähest du die Herrscherkrone,
Mit ihres eiteln Schimmers Pracht;
Der Wahnsinn glückberauschter Sieger
Drang nicht in deinen Weisheitsport,
Am Friedenthore starb der Krieger,
Und lebt' als Volksebeglucker fort!

Sinkt hin, die ihr vom Sturm getragen,
In fluchumheulter Majestät
Durch Länder fahrt auf Stachelwagen
Und Vinsen gleich die Völker mäht!
Sinkt hin vor ihm in Staub, Despoten,
Die ihr auf Leichenbergen steht,
Wo neben euch Verwesungsoden
Aus Millionen Schädeln weht!
Euch segnet keine fromme Lippe,
Und euch beweinet kein Gedicht,
Wenn eurer Thaten Schmachgerippe
Auf's Rad die Weltgeschichte flicht!
Sinkt hin auch ihr, die weder böse
Noch gut, gemeine Halbheit lähmt,
Und sehet hier ein Bild der Größe,
Das euer goldnes Nichts beschämt! —

Ja, rings umher Gesang und Schall,
Und Wonnejubel überall!
Und Flammen sprühn,
Und Herzen glühn,
Und größer steigt und größer immer
Mit hellerem und heller'm Schimmer

In fernere und fern're Fernen,
Washington, dein Gigantenbild mit nach den
Sternen!

Da faßt den Dichter heil'ge Wuth,
Sein Auge rollt in Flammengluth,
Und nach Europa's fernem Strand
Mit seiner Lyra hingewandt
In markzerschneidendem Akkord
Ruft er ihr zu das Donnerwort:

„Wach auf! Wach auf! Die Stimme tönt,
Von der des Weltalls Tiefe dröhnt!
Aus blitzgeborst'ner Wolken Saum
Erklingt's mit schmetterndem Getrach:
„Vorüber ist der lange Traum!

Ihr Menschenkinder werdet wach!“
Aus ew'gen Moderschlünden hallt's,
Aus himmlischen Posaunen schallt's,
Und thut mit tausendfachem Mund
Des Herren Rath und Willen kund!
Vorüber ist die alte Nacht,
Verlorenes ist wiederbracht!
Bewahret euer göttlich Recht

Und werdet nicht der Menschen Knecht!
Erkämpft der Freiheit edeln Hort,
Und schafft den Geist der Lüge fort!“

Ha, durch das Fernrohr der Gesichte
Sieht schon mein Blick die Nebel fliehn,
Und hell in jungem Rosenlichte
Milkstraßen neuer Welten ziehn!
Es schreitet ihm als Herold schönern Glückes
Der Ahnung Morgenroth hervor,
Und aus dem Sandkorn - Punkt des Augenblickes
Steigt ihm der Zukunft majestät'scher Riesen-
dom empor!

In kochender Besuze Flammenrachen
Sicht Nemesis, die Augen rollend da,
Und schleift die Dolche unter Donnerkrachen,
Und murmelt leis: mein großer Tag ist nah!
Europa's Eiche hebt den sturmdurchbrausten Wip-
fel nach den Sternen
Und wird zum schreckenden Gigantenbaum,
Und Nähe wird aus allen Fernen
Und Wahrheit wird aus jedem Traum!



Deutschlands Bahn und Ziel.

Wo liegt dein Ziel, Germania?
O Land voll Mark und Gast,
So selbst zerrissen stehst du da,
Hast weder Halt noch Kraft!

Aus dem Norden kommt der Winter mit dem
Flockenocean,
Der den Lenz und alle Blumen mordet mit dem
eis'gen Zahn;
Aus dem Norden kommt der Eisbär — und ein
Heer Barbaren mit —
Der den kurzen Freiheitsfrühling, einer Blume
gleich, zertritt.

Aus dem Süden kommt der Sommer mit des Sa-
mums Flammengluth,
Und er thut es mit der Hitze, was der Nord mit
Kälte thut;

Aus dem Süden kommt die Schlange: „Die ver-
bot'ne Frucht ist süß!“
Flüstert sie, — denn ihr gelüstet selbst nach unserm
Paradies.

Wo lächelst dir ein Ruhm, ein Heil?
Geschieden Sinn von Sinn,
Und Herz von Herz und Theil von Theil,
Bist du nicht schon dahin?

Bist du nicht im voraus besiegt,
Eh' noch ein Feind sich regt?
Du bist's ja selbst, die sich bekriegt,
Und die sich selber schlägt!

Germania, wohin, wohin?
Ein Reich in sich uneins
Hat seines Daseins nicht Gewinn
Und ist so gut wie kein's.

Germania, wohin, wohin?
Wenn nun der Eisbär kommt?
Ist nicht dein kurzer Mai dahin,
Bevor er dir gestromt?

Germania, wohin, wohin?

Wenn nun die Schlange naht,
Halb Heilige, halb Gleisnerin? —
Wo hast du Rath und That?

Germania, wohin, wohin? —

Ich höre deinen Ton:
„Weh mir, daß ich nicht einig bin,
Wo rings die Feinde drohn!“ —

Aber Schuld sind deine Kinder; blind und taub ist
ihr Geschlecht;

Denn dein Sohn ist halb ein Freier, und halb ist
er noch ein Knecht,

Streckt die Arme nach dem Neuen, möchte ziehn
das große Loos,

Und doch ringt sich seine Ohnmacht nicht von alten
Gößen los.

Wahrheitskundende Propheten traten gottbegeistert
auf,

Und sie predigten gewaltig von der neuen Sonne
Lauf,

Sie verhiessen den Messias und des Hellen großen
Tag,
Aber Wahnsinn nennt es Wahnsinn, was der Se-
her Zunge sprach.

Ob sie warnen, ob sie schelten, ob sie bitten, ob
sie flehn,
Ob sie blißen, ob sie dennern, ha, ihr wollt sie
nicht verstehn;
Brecht mit Spott ob ihrem Haupte der Verdäm-
mung Stab gar schnell,
Nennt den Gott, die Völkerstimme „ultraliberal
Gebell!“

Und die Mächtigen der Erde sind im Innern tief
ergrimmt,
Weil der Urackerd der Wahrheit nicht zu ihren
Neten stimmt,
Und sie wollen es nicht hören, was sich schwingt
von Mund zu Mund,
Und sie wollen es nicht sehen, wie das Herz der
Völker wund!

Ach, es mahnen die Propheten, euch, ihr Fürsten
selbst zu gut,

Aber falsche Rätbe sagen: „Perr es spricht rebel-
lisch Blut!“

Denkt an Kalchas und Kassandra! Ach, sie
wurden erst erkannt,

Als die Völker Pest verzehrte, Ilium in Flam-
men stand!

Germania, wo blüht dein Glück?

Ein Eisberg drohet hier,

Dort ein Vulkan. — Zurück! Zurück!

Dein Heil ist nur in dir!

Du stehst, und träumst, und liegst im Schloß,

Und eh'r erwachst du nicht,

Bis dich des Feindes Klinge traf;

Dann wird dir's schrecklich Licht! —

Von dem heil'gen Sternendome wirft der ew'gen
Lampen Schein

Süßen Pimmelsstrahl der Freiheit in das Völker-
berg hinein;

Wieder aus der Völkerherzen stillem Bluth- und
Lichtaltar
Nach den Sternen strebt die Flamme, wie die
Sterne rein und klar.

Auf den grünenden Gefilden aus der Erde Ker-
kerschacht
Tritt herb. — 2 junge Rose frei mit aller Blumen
Pracht,
Aber eine schön're Blume, Tochter ewiger Na-
tur,
Blüht der Freiheit Stimmelsblume in des Busens
heil'ger Glur.

Perchen in dem Meer der Lüfte, Nachtigallen in
dem Hain
Strömen frei die vollen Seelen hin in Zauber-
melodei'n,
Aber aus der goldnen Harfe rauschet schön'res
Tongewühl,
Wenn der freie Dichter kündet frei sein jubelndes
Gefühl.

O ihr helden Freiheitssterne, wann doch geht ihr
endlich auf?

Ach, mit tiefer, tiefer Sehnsucht blickt die ganze
Welt hinauf!

O du schöne Freiheitsrose, wann erfüllt dein
Himmelsdust

Rings den großen Völlergarten — Himmel, Erde,
Meer und Luft?

Wann, o Lerche, Lenzverkünd'rin, wann doch schwingst
mit freiem Gang

Durch die Länder alle, alle sich dein jauchzender
Gesang?

Freiheit, süße Philomela, wann doch klingt dein
Zauberton

Von dem Throne zu dem Volke, von dem Volke
zu dem Thron?

Ach, noch droht der halbe Winter, welcher in den
Frühling ragt,

Und mit zernig-rauhem Sturme, ihn, warum er
da sei, fragt!

Doch es steigt, ein Nar, die Sonne, hoch und
höher jeden Tag,
Deren ew'ges Feuer Niemand von dem Himmel
reißen mag.

Und das Weltgericht ist nahe, da ergreift das
Scepter Gott,

Und der macht mit einem Schlage jeden falschen
Rath zu Spott;

Es erdröhnet die Posaune, und sie bläst mit einem
Klang

Alle Mauern auseinander, die emper gethürmt
der Zwang.

Es zerbrechen alle Riegel, alle Pforten thun sich auf,
Auf der Tenne bleibt der Walzen und die Spreue
fliegt hinauf,

Und es springt der Tod aus Gräbern, und das
Leben sinkt ins Grab,

Und dem hohlen Auge fallen alle seine Masken ab.

Ferne sei mir wilde Drohung! — Gönnt doch Jedem
Glück mein Herz;

Doch ich kann es nicht verbergen, was mein Auge
schaut mit Schmerz;

Und ich denn'r euch zu: „Erwachet!“ Seht, wie
sich die Nemesis
Euer Riesennetz zerreißen will mit einem Ries-
senriß!

Armes Deutschland, armes Deutschland, o wie
lange sollst du schreien?

Und wie lange soll dein Pöffen noch hinausbetrogen
sein?

Heil'ge Pflicht ist hier die Rede; denn uns alle
geht es an,

Leicht ist es um euch, ihr Fürsten, leicht ist es
um uns gethan!

Darum zaudert nicht, ihr Größten, macht das
Volk nicht irr an euch,

Haltet Wort, wo ihr versprochen, thut's den Andern
Kleinern gleich!

Trenn ist euer Volk und Vieder, macht es nicht
selber schlecht,

Gebt ihm, was sein Blut verdiente, gebt Verfassung
ihm und Recht!

Was doch gilt es noch zu zögern? Ist's noch nicht
die rechte Zeit? —

Hütet euch, daß man nicht fürchte, diese sei wohl
etwas weit!

Denn da Ruhe bei uns wehnte, sagtet ihr: „man
hat genug!“

Da es Sturm ist, findet wieder zu gewähren ihr
nicht Flug.

Wie doch soll die Stunde kommen, wenn ihr fesselt
stets widersieht,

Und euch mit dem Vorwand decket, der sich in
dem Zirkel dreht?

Thut es nicht die Zeit der Sorge und die Stunde
der Gefahr,

Nimmer macht, was ihr verheißten, wohl die Ruhe-
stunde wahr!

Reht ihr vor dem Freiheitallenge, der aus Frank-
reich euch erschreckt,

Sind euch eure Völker Schilder, deren Erz euch
wohl bedeckt;

Dech die Herzen müßt ihr haben, dann erst habt
ihr auch den Arm,
Gute Kälte macht sie froßig, nur die Liebe macht
sie warm.

Bei dem nordischen Giganten sucht für euch die
Rettung nicht,
Denn er schmiedet heimlich Ketten, wo er Freund-
schaftsbänder sticht;
Solcher Wund sticht euch die Liebe eurer Natie-
nen ab,
Die an Polens Grabe weinend denken an ihr
eignes Grab.

O betrachtet seine Arme, die er streckt nach
Asia,
Die man gierig in zwei Welten stets nach Vente
jagen sah!
Leckt den Blick auf seine Fahnen! Seht, noch ist
er nicht am Ziel,
Und wie viel ihm schon verfallen, nimmer hat er
doch zu viel!

Dorum hütet euch! Seid wachsam! Und, ihr Fürsten
widerstehe!

Denn bald wird er euch befehlen, wo er schmeichelt
noch und flieht!

Was er will, das liegt im Dunkeln; kann's das
Heil der Menschheit sein?

Ach, es tönt durch ganz Europa nur ein einziges
großes „Nein!“

Die Gewalt zurückzuführen an den Thronsth der
Verunft,

Und die Welt zum Knecht zu machen der Kräfte-
kratenzunst,

Und den Himmel zu umnebeln, wo die Sonne
Licht gelacht,

Und die Völker zu begraben in die alte Todes-
nacht;

Und des Overtages Morgen, der das Leben und
erneut,

Auszuheben mit dem Schwerte aus dem Almanach
der Zeit,

Und zum Raub dem Censor geben jedes Offenbar-
rungsbuch,
Und für Wahrheit Ketten spenden, Orden für den
Lug und Trug —

Und das ungeheure „Rückwärts!“ hinzubrüllen
durch die Welt,
Und zu mordern systematisch, was der Geist errang,
der Held,
Und zurückzudrehn den Zeiger auf der Bildung
Zifferblatt,
Da der Freiheit Silberglocke kaum erst Eins ge-
schlagen hat —

Und Gesetze zu diktiren, denen Menschheit ist ein
Ding,
Das despotisch sie umspannen mit des Zwanges
Eisenring,
Ja, Gesetze, die die Freien zu Maschinen wane-
deln um,
Die die Geister schwunglos machen und das Salz
der Erde dumm —

Darum hüte vor dem Norden, hüte dich, mein
Waterland!

Doch auch mit dem leichten Westen flechte nicht
zu rasch ein Band!

Denn er macht es gern zum Neße, drein er deine
Schritte lenkt,

Spielt als Raße mit der Taube, die er zu ver-
schlingen denkt!

Edle Sonnen hegt der Westen, welche noch im
Untergehn

Schimmern, ja, die in zwei Welten man erstrahlen
hat gesehn;

Sterne stehn an seinem Himmel, die der Menschheit
höchsten Kranz

Tragen an den hehren Stirnen, leuchtend in
erhabnem Glanz.

Aber mag am Steuer Unschuld, Reinheit stehn
und Edelmutz,

Was doch fremmt ihr Thun und Schaffen, wenn
das Meer ertobt in Wuth?

Wenn Gewitter mit Gewitter, Welle mit der
Welle grollt,
Auf den Blitz der Blitz sich stürzt, Donner auf
den Donner rollt?

Auf der Flur geht mancher Sämann, der auf
gute Saaten denkt,
Möchte goldnen Saamen streuen; aber Arm in Arm
verschränkt
Weilt er schwermuthsboll und zögert, denn das
Feld ist rings Vulkan,
Im Moment kann seiner Schöpfung die Zerstö-
rungslava nahn.

Darum hüte vor dem Westen, hüte dich, mein
Waterland!
Zieh zurück von seiner falschen deine deutsche, treue
Hand!
Hör' die Stimme der Erinnerung, die mit grellen
Noten kreischt
Wie das Herz dir auch der Westen mehr als ein-
mal hat zerfleischt!

Soll ein Volk auf sich nur bauend gleich dem Fels
allein doch stehn,
Und sich selbst aus sich nur rathen und sich nicht
nach Andern drehn;
In Germania's Gebelnen welche Kraft und
welches Mark!
Und der deutschen Männer Geister wie so kühn
und wie so stark!

Einig laßt uns sein, nur einig, an Verfassung
wie an Sinn,
Dann ringsher auf jedes Ausland schauen wir als
Löwen hin;
Dann erschreckt uns nicht der Riese, sind wir doch
dann selbst Gigant!
Dann vergiftet nicht die Schlange unser Paradies-
festland!

Und wir haben auch noch Sennen, die an unserm
Himmel glühn,
Und wir haben auch noch Blumen, die im deutschen
Garten blühn,

Und wir haben goldne Sterne, schön und leuchtend
 Sehn sie da,
Daß wir deine dir nicht reiden, eitle Schwester
 Francia!

Gleich der Glocken ehr'nen Zungen tönet unser
 Kottick's Wort,
Auf der Windesbraut Wetterschwingen reißt uns
 Welker's Rede fort,
Und wir schaum auf unsern Uhländ; der als
 Eledernachtigall
Uns entzückte, wird auch bringen neuen Freiheits-
 frühlingseschall,

Und wir schaum auf unsern Menzel; dessen Wort
 ein scharfer Dolch,
Der die Spitze bohrt zum Herzen jeder Unke, je-
 dem Molch;
Ja, wenn solche Glocken klingen und wenn solcher
 Geist erbraust
Wie doch dann das große Pfingstfest durch die
 deutschen Wälder faust!

Ja, dann wird das Band gedeihen, das uns alle
gleich umschlingt,
Das mit einem Zauberringe uns als Brudervolk
umringt,
Das nicht Kabinette lösen, das wie Erz zusam-
menhält,
Und mit Glied in Glied gefuget trohet einer hal-
ben Welt.

Da sollst du, edles Deutschland, hin!
O Land voll Mark und Duft,
Mit Löwenmuth und Adlersinn,
Dann haß du wohl noch Kraft!

Doch fügle deinen Lauf dahin,
Und wandle Rath in That!
Die Stunden jagen rauschend hin,
Und das Verderben naht!



Der Rückschritt.

Von Gau zu Gaue schreitet wieder
Der finstre Geist der alten Nacht,
Und würde gern den Bau darnieder,
Zu dem der Grundriß kaum gemacht;
Er rüttelt an den ew'gen Rechten,
Bestürmet was gerettet schien,
Er will uns wieder fesseln, knechten,
Und in die alten Kerker ziehn.

Die Völker stehn in düßerm Schweigen,
Und schau'n sein Thun verwundert an,
Man sieht ihn Schlangenspade schleichen
Und gehn auf krummer Winkelbahn;
Er hüllt geheimnißvoll in's Dunkel
Den Gang, den seine List erkor,
Er fürchtet jedes Sterngefunkel,
Und hebt das Auge kaum empor.

Die Adler, die am Himmel schweben,
Betrachtet er mit finstern Blick,
Er sah sie gern im Käfig leben,
Und triebe gern die Welt zurück;
Er hüllet sich in Trug und Lächeln,
So schleicht er um den Freund des Lichts,
Gefällig wie der Wespe Lächeln
Ist das Geberdenspiel des Wichts.

Wir heften einen schönen Morgen,
Wir sahen schon für ferne Zeit
Der Wahrheit Aetherstrahl gebergen;
Wohin ist nun die Herrlichkeit?
Erwacht aus einem Traume reiben
Wir uns die Augen, sehn umher,
Ersannen vor dem fremden Treiben,
Und kennen unsern Traum nicht mehr.

Es drohen rings die alten Reize,
Die alte Nacht, die alte Noth,
Skelette werden die Geseze,
Und neue Form lebend'ger Tod;

Des freien Wortes Töne schweigen,
Der Censor hemmt den Lebenslaut
Der zu den Thronen möchte steigen,
Weil Fürsten vor der Wahrheit grant.

Und doch hält eben diese Wahrheit
Kein Damm und keine Mauer auf,
Durchbrechen wird sie voller Klarheit
Und enden ihren Sonnenlauf;
Umsenß, daß knechtisch-selle Seelen
Abwehren ihren Strahl vom Thron,
Umsenß, daß sie die Fackel stehlen
Der hinbetrog'nen Nation!

Umsenß, daß sie nach Mitteln kügeln,
Zu zähmen des Gedankens Nacht,
Den Nar des Geistes zu entfügeln,
Und Tag zu wandeln in die Nacht;
Umsenß, daß sie dem freien Worte
Unwürd'ger Fesseln tiefe Schmach
Vereiten, und des Klanges Pforte
Versperren dem, was Wahrheit sprach:

Allmächtiges ist nicht zu zähmen,
Das Ew'ge löscht ein Mensch nicht aus,
Was Gott will, läßt er sich nicht nehmen,
Was er beginnt, führt er hinaus!
Er wird sein großes Werk vollenden,
Wie er's in seinem Rath bedacht;
Er hat das Herz der Welt in Händen,
Sein ist die Herrlichkeit und Macht!

Ihr Fürsten, ach, von ganzer Seele
Aus tiefem Herzen ruf' ich auf,
Ihr wißt, ihr ahnet, was uns fehle,
Verhindert nicht der Wahrheit Lauf!
Ersticket nicht das Ueberwallen
Des Herzens, das ihr selber fühlt,
Laßt frei das freie Wort erschallen,
Das stumm wie Gift im Herzen wühlt!

Wir fürchten — ach, es ist uns bange,
Gebt uns die Freudigkeit zurück!
Erbebt nicht vor der Worte Klänge!
Ach, unser Glück und euer Glück

Es ruhet in dem offenen Handeln;
Wo Fürst und Volk sich nicht vertraun,
Wo sie verschiedne Straßen wandeln,
Da muß es beiden Theilen graun!

Weit breitet seine Riesenarme
Schon aus der glühende Verein
Für Geistesfreiheit, und der warme
Mittag hangt wetterschwer herein!
Noch ist es Zeit; doch die Momente
Sind köstlich — die Gefahren drohn;
Drum reicht begeistert uns die Hände,
Der Diplomatenjunst zum Hohn!

Sie wollen rathen, wollen retten,
Doch, was sie sinnen, bringt nicht Ruh.
Und wenn sie hundert Geister fetten,
So strömen hundert andre zu;
Die Menschheit will's — die schlauen Rünste
Sie hemmen nicht des Fortschritts Pfad,
Der Löwe bricht durch die Gespinste
Der List — und wehe! wenn er naht!

Wo Luther Hellen einst beschworen,
Wo Gustav Adolph blutend sank,
Das Land, das Gott sich auserkoren,
Es soll gesund sein und nicht krank!
Die einst der Römer Joch zerbrochen,
In denen Hermann's Geist noch lebt,
Sie knechtet Niemand ungerochen;
Wem sie gedroht, hat stets gehebt!



Das
erste Constitutionsfest in Sachsen.

„In allen Dingen
Ist Hoffen besser als Verzweifeln.“
G ö t t e.

I.

Von West nach Osten geht ein Klang,
Der ist von hoher Kraft,
Von Herz zu Herzen flammt ein Drang
Voll Kern und Mark und Saft;
Wie man ihn auch zu tödten strebt,
Der Klang — er tönt! Der Drang — er lebt!

Von Land zu Lande flammt ein Licht,
Das löscht Keiner aus,
Es blüht aus jedem Angesicht,
Es brennt in jedem Haus;
Nichts wandelt jenes Licht in Nacht,
Gott selber hat es angefaßt!

Von Mund zu Munde geht ein Wort,
Das ist ein starkes Schwerdt,
Das treibt wohl ganze Hölten fort,
Dem Himmel zugekehrt;
Das Wort heißt „Freiheit!“ Olig und Sturm
Sein Hauch! Sein Bau ein Wolkenthurm!

Von Land zu Lande geht ein Geist,
Ein mächtiger Titan,
Der waldstromgleich die Völker reißt
In seinen Ocean;
Den Riesen hält in seinem Lauf
Kein Damm und keine Mauer auf.

Ob allen Ländern schwingt ein Har,
Gesehen weit und breit,
Sein Olig umspieltes Flügelpaar
In lichter Herrlichkeit;
Und Nachtigall und Lerche singt,
Wo er den Lebensfittig schwingt.

Ob allen Ländern scheint ein Stern
So hell und rein an Strahl

Wie einß bei der Geburt des Herrn,
Er mildert jede Qual;
Ob er in Wolken sich verlor,
Er dringt doch immer neu herber!

In allen Ländern wächst ein Baum,
Hier steht er nur noch klein,
Dort hebt er nach dem Himmelsraum
Den Wipfel stolz hinein; -
Je mehr man ihn zu fällen strebt,
Je höher nur er sich erhebt!

In allen Ländern schlägt ein Herz,
Das nur das Hohe will;
Von Herz zu Herzen geht ein Schmerz,
Der ist so todtenstill,
Er wandelt wie ein tiefer Fluß,
Der seine Bahn vollenden muß.

Saxonia, mit hellem Glanz,
Aus deiner Schwestern Cher,
Haß du gestrahlt im deutschen Kranz,
Seit alter Zeit hervor!

Was Gott aus deinem Luther sprach,
Das halt in deiner Brust noch nach!

Du begst gleich einem Hochaltar
Der ew'gen Lampe Schein,
Ob auch ihr Licht umdunkelt war,
Es leuchtet wieder rein;
Es fürchte sie des Frevlers Wuth,
Ihn trifft ihr Strahl wie Gottes Muth!

Ein hochaufloderndes Gefühl
Hebt heute jede Brust,
Und mitten in des Herbstes Kuhl
Durchbrennt uns Frühlingselust;
Wir fühlen durch die stumme Qual
Des Lenzes Wonne noch einmal!

Erstanden ist die weite Welt
Und athmet Lebenslust,
Aus der sie nicht zurückesfällt
In ihre Leichengruft!
Und weht ein Grabeshauch daher,
In's Herz, in's Herz dringt er nicht mehr!

Das Herz ist stark und lebensvoll,
Und schlägt's auch leis und still,
So fühlet es doch, was es soll,
Und weiß auch, was es will;
Das Zögern selbst ist oft ein Gang
Und Schweigen mehr als Donnerklang.

Saxonia, Saxonia,
Gern jubeltest du auf, -
Doch steht ein finst'rer Dämon da
Und hemmt der Freude Lauf;
Ach, was dein Blick so lesbar spricht,
Das nennt die scheue Lippe nicht!

Nach unsres Friedrich's Throne schweht
Des Volkes heißer Dank,
Und unsern Kindern au erhebt
Der feiernde Gesang!
Sie schütze Gottes starke Hand!
„So ruft das ganze Sachsenland!“

Gott, alle Bilder schwarzer Nacht!
Gilt doch das Fest dem Tag!

Was unsre Seelen traurig macht,
Dem sinnet jezt nicht nach!
Im Winter auch bei Schnee und Nord
Ergrünt die Saat des Lenzes fort!

Der Klang, der durch die Länder scholl,
Das Wort, wie Blitz und Sturm,
Das Licht, der Stern so strahlenvoll,
Des Geistes kühner Thurm,
Der Har, der schöne Blütenbaum —
Sie waren doch kein leerer Traum!

Verstummt auch vor dem Herbst die Flur,
Und reget sich kein Ton
Durch die erstorbene Natur,
Der jede Pracht entflohn;
Es bleibt die stille Schöpfungskraft,
Es kommt ein Tag, wo sie erwacht!

Ein Himmelsfunk' ist jedes Wort,
Woraus die Wahrheit brennt,
Drum, Streiter, wirke muthig fort,
Ob man dich auch verkennt;

Ob du in tieffter Seele rein,
Das weiß der ew'ge Gott allein!

Der einen Luther nicht verließ,
Er schirmt auch Rotteck's Haupt,
Und ob man ihn zu Boden stieß,
So strahlt er doch umlaubt,
Umlaubt von einem Lorbeerblatt,
Wie es kein stolzer König hat! —

Ist's holder Wahnsinn? Welch ein Bild
Schwebt über mir voll Glanz,
Von lichtem Hells'genschein erfüllt,
Und um die Stirn den Kranz?
Wer bist du, Göttin, mir so nah?
Leis klingt ein Ton: „Saxonia!“

Saxonia, Saxonia,
So schön und hoch und hehr,
Wie sie das Auge nimmer sah,
Wallt über Wolken her!
Sie grüßt ihr Volk zum heut'gen Tag,
Und alle sehn ihr staunend nach!

Vernahmet ihr der Göttin Ton?

Sie hob den lichten Arm,
Und sprach herab vom Wolkenthron
So feierlich und warm:
„Die Nacht ist kurz, kurz ist der Tod,
Und bald erscheint das Morgenroth!“

II.

Ich hör' ein helles Klingen,
Das grüßt den jungen Tag,
Es kommt von allen Thürmen
Und weckt der Herzen Schlag!

Die Herzen klopfen und beben
Und zittern in Weh und Lust,
Als müßten sie mit den Thränen
Heraus aus tieffter Brust.

Die Glocken klingen und hallen
So zwischen Leben und Tod,
Sie rufen so voll Sehnsucht
Aus Nacht nach dem Morgenroth.

Die Glocken sind beseelt,
Sie fühlen Lust und Schmerz
Und alles, was dir fehlet,
Du armes Menschenherz!

Die Glocken klingen hernieder
Und zu Posaunenklang,
Von Thürmen schallen Lieder
Die ganze Stadt entlang!

Nun rauschen und leben die Gassen
Von wogendem Gewühl,
Das wallet, wie in dem Busen
Das traurige frohe Gefühl!

Gern griffe der Sturm der Wonne
In die Jubelharnen hinein,
Und brauste zu Donnerakkorden
Die freudigsten Melodein.

Gern taumelten sich die Menschen
An die Brust in seliger Gluth,
Doch schwankt zwischen Reden und Schweigen,
Was in dem Busen ruht.

Es brausen die Stimmen Gottes
Aus heil'gem Orgellang,
Als Echo tönt sie zurücke
Des ganzen Volks Gesang!

Wir singen und wir beten,
Und nennen Friedrich mit
Viel allem, was dem Herzen
Beweglich entgegentritt!

Wir weinen und verstummen
Von manchem Bild erschreckt,
Das unser Hoffen und Sehnen
Mit Wolkensflören bedeckt!

Wir jubeln auf und jauchzen
Vor manchem Sonnenbild,
Desß Glanz durch alle Wolken
Siegprangend niederquillt!

Wir liegen auf den Knien,
Gott ist den Sachsen nah,
Und hört's, wenn zu ihm sie beten:
„Sei mit Saxonia!“

III.

P r o l o g ,

am Constitutionsfeste im Theater zu Leipzig,
gesprochen von Herrn Kunst.

Ein großer Tag ist uns dahin geschwunden;
Begrüßt von Glockenklang und Orgelton,
Die Stirn mit lichtem Morgenroth umwunden,
Vestieg er den erhab'nen Sonnenthron,
Und sendete die ahnungschwanzern Stunden,
Die an Gehalte Jahren gleich entflohn;
„Saxonia,“ scholl's bis zu des Himmels Thoren,
„Saxonia ward heute neu geboren!“

Verklungen sind des Tages Jubeltöne,
Nun schmückt sich selbst die Nacht mit Tagesglanz,
Es brennt die Stadt in lichter Flammenschöne,
Und durch die Straßen schallen Spiel und Tanz;
Da webt auch um den Tempel der Gamöne
Ein seltner Heil'genschein den Strahlenkranz;
Denn was sich regt in eines Volkes Busen,
Das klingt auch wieder in der Brust der Musen.

Die Freiheit hat sich aus dem Grab erhoben,
Und in Verjüngung stieg das Recht empor,
Die Wahrheit steht vom Siegerkranz umweben,
Und Sonn' an Sonne bricht mit ihr hervor,
Und höher steigt ein jeder Geist nach oben,
Und „Amen!“ singt des Ganzen Himmels Chor;
Denn der Allmächt'ge sprach ein zweites „Werde,“
Und neugeschaffen jauchzten Mensch und Erde!

Ich stehe stolz in freier Mitte,
Wo Freiheit weht, weht auch Begeisterung,
Da wandeln sich zum Adlerflug die Schritte,
Und auch die Kunst befeelt ein höh'rer Schwung;
Der Adel der Gedanken und der Sitte
Erneut sich wie ein Phönix schön und jung,
Und auch des Geistes schöpferische Spiele,
Erheben sich nach einem höhern Ziele.

Wo Alles nun erblüht zu jungem Leben,
Kannst du, o Kunst, wohl ausgeschlossen sein?
Du feinst' Blume von des Menschen Streben,
Wirst du im großen Lenze nicht gedeihn?

Du, die am nächsten kann zu Gott erheben,
Du aller Himmel Glanz und Wiederscheln?
Doch nein! So lang es Thränen gibt und Wonne,
Wird sich der Mensch an deinem Strahle sonnen!

Um Liebe bitten wir an diesem Tage,
Ist er an Liebe doch so überreich!
Wir treten mit des Herzens wärmstem Schlage
Und mit dem besten Streben stets vor Euch;
Der Künstler wägt sich selbst mit strenger Wage,
Und kommt dem eignen Wunsche selten gleich:
Drum seid uns gütig! — Laßt die Nachsicht walten,
Und helft die neue Schöpfung mit gestalten! —

Und nun, daß hier auch Jubel wiederhalle,
Auf Anton's Heil, der gnädig niedersah!
Ein zweites „Hoch“ aus tiefster Brust erschalle
Für Friedrich, dessen Herz dem Volk so nah!
Und nun mit einem Tone donnert's Alle:
Auf die Verfassung von Saxonía!
Der junge Baum mag grünen, blühen und leben
Und alle die versprochen Früchte geben!



W a t e r u n s e r
des neunzehnten Jahrhunderts.
Ein Weltchoral.

„Allen die gezwiselt und gerungen,
Sei das grause Lied gesungen!“

Water! — Water? — — Soll ich so dich nennen,
Der du Millionen riefst an's Licht,
Denen Thränen in den Augen brennen,
Deren Herz der Qualen Dolch zerflucht?
Ach, weran soll dich dein Kind erkennen,
Wenn es betet, und du hörst es nicht? —
Und doch ruft der Lebenden Gewimmel:
„Water unser, der du bist im Himmel!“

„Water!“ — Ach, es dringt so sanft zum Herzen,
Wenn die Lippe lallt den süßen Ton,
Himmelslieder tobt aus Höllenschmerzen, —
„Water!“ stöhnt auch der verlorne Sohn,

Und in seine Nacht erstrahlen Kerzen,
Hebt er seinen Blick zu deinem Thron.
Eitler Trug! Du bist kein Vater! Alle
Täuscht der Name mit dem bloßen Schalle!

Zerretener Völker Geheul ertönt,
Der Welt zerriss'ne Seele stöhnt,
Altar und Kirche stehen leer,
Der Donner braust dein Lob nicht mehr,
Es rauscht nicht mehr der wallende Strom,
Dummpf tönt die Glocke vom hohen Dem,
Gleichgültig summt der Choral an's Ohr,
Der einst die Seele trug empor;
Der Frühling, sonst ein sichtbarer Gott,
Lacht nur dem Herbst der Menschheit zum Spott,
Und alle Wonnen, die wir sehn,
Sind Rosen, die auf Gräbern stehn.
Der Geist ist wüß, das Herz ist kalt,
Das Lied vom Glauben ist verhallt,
Aus allen Tiefen der Seel' heraus
Quillt nicht ein Tröpfchen Andacht auf;
Der alten Zeiten Religion
Verachtet der neuen Tage Sohn,

Und höhnisch grinst die ganze Erde:
„Dein Name nicht geheiligt werden!“

Begraben liegt die Welt im Modern,
Todt ist das höhere Gefühl,
Der Wahrheit Flamme soll nicht ledern,
Und Güte sind der Winde Spiel;
Das Auge soll den Tag nicht sehen,
Der Mund Gedanken Wert nicht leihn,
Die Uhr des Lebens soll nicht gehen,
Die Sonne nicht die Sonne sein!

Ward über Sternen je etwas beschleffen,
So war's gewiß der Mord des Rechts;
Aus Lug und Laster sollte sprossen
Der Gluch des menschlichen Geschlechts.

Das war der ew'ge Rath, Ihn läßt
Das tollgeword'ne höchste Wesen,
Aus manchem großen Opferfest
In der Geschichte Blättern lesen!

Der große Plan von Glück und Licht —
Wo ist die Fabel? wir finden sie nicht!
Es ist kein Reich, das kommen mag,
Es ist nur Nacht! Es ist kein Tag!
Drum, thörichte Sünder, thörichte Fromme,
Vetet fortan nicht: „Dein Reich komme!“

Ein Zufall nur erschuf die Welt,
Und hier, wie überm Sterpenzelt,
Ist weder Weisheit, Glück noch Heil
Verfluchter Myrtenladen Theil;
Der Aufschwung nach dem Ideal
Belohnt mit grimmer Höllequal,
Und jeder Flug nach hohem Ziel
Geblert ein größ'res Trauerspiel.

Den Einzelnen, der sich erhebt,
Zerpelzcht der Dämon auf jedem Schritt,
Die Völker, die der Geist belebt,
Zerstampft des rohen Schicksals Tritt!
Wer soll noch blitzen bei all dem Wehe:
„Dein Will' auf Himmel und Erden
geschehe!“

Die Saaten wegen, die Traube winkt,
Es weiden die Heerden im Thal,
Und der Baum mit den goldenen Früchten blinkt
Im lachenden Sonnenstrahl!

Ach, aber umweht von dem Segensmeer
Hungern die Nationen umher,
Den Erkr'nen gehört der Segen an,
Die Andern haben nicht Theil daran!

So mancher Edle schleicht verlassen,
Und weiß vor Pein sich nicht zu fassen,
Für blut'ge Thränen, die er weint,
Ist ringeum jede Brust versteinet.
Er betete in tiefer Qual
Vergehend viele tausendmal,
Blickt, weil er nicht mehr beten kann,
Nun sprachlos nur noch himmelan,
Und ringt die Hände verzweiflungsvoll
Und weiß nicht, was er beginnen soll.
Er hat gethan das Seine treu
Mit jedem Morgen frisch und neu,
Und steht des Wichtes Überfluß,
Indem er trostlos darben muß

Und laut antwortende Melodei
Gibt Echo seinem Jammerschrei,
Tausenden Stimmen Tausende lei:
„Gib uns nicht unser täglich Brod!
Gib uns den Tod!“

Schmach und gebrechlich sind wir alle;
Geschrieben stand im ew'gen Buch,
Mit Flammenschrift seit Adams Falle,
Beim Namen „Mensch“ der Name „Fluch!“
Verläumdung, Feindschaft, Zorn und Haß,
Entkommen uns zur Eigeruth,
Und bis in unsre kleinste Ader
Durchrollt uns ein vergiftet Blut.

Dorten pflcht des Neides Schlange Tadel,
Hier beschimpfen Schurken Seelenadel,
Einer gönnt dem Andern kaum die Lust,
Nächster dürstet nach des Nächsten Falte,
Bruder zeigt dem Bruder Zahn und Krallen,
Und dem Freunde gräbt der Freund die Gräbte.

Und die Sünde läßt nicht ruhig schlafen,
Auf dem Fuße folgen ihr die Strafen,
Jeder Tag gebiert sein Weltgericht;
Jeder Fehltritt wird ein Wurm dem Herzen,
Jedes Laster Folterbank der Schmerzen,
Die den Körper, die den Geist zerflucht.

Wenn wir Leid, Verzweiflung, Tod getragen,
Was erwartet uns in jenen Tagen?
Strafe? — Doppelt? — ha, Tyrannenhuld! —
Wird der Qual genug doch hier gelitten! —
Darum laßt uns nicht länger bitten:
„Ewiger vergib uns unsre Schuld!“
Lasset uns auch nicht in diesem Leben
Unsern Schuldigern die Schuld vergeben!

Ha, wieder schneidet an mein Ohr
Ein Risten grell und dumpf hervor!
Er dringt mit sinnbetherender Macht
So recht heraus aus tiefter Nacht.

„Durchlitten hab' ich alle Qual,
Durchzählet aller Leiden Zahl,
Durchlaufen aller Schmerzen Pfade,
Gescheltert bin ich an jedem Gestade;
Des Unglücks weites, weites Land,
Es ist mir durch und durch bekannt,
Kein Weg des Glendes steht sich hin,
Den ich nicht schon gegangen bin;
Da steht kein Dorn, der mich nicht stach,
Kein Feld, der meine Kraft nicht brach,
Da zischt keine Schlange, deren Gift
Mein Herz zum erstenmale trifft;
Da ist kein Weh', kein Fieberbrand,
Den ich nicht zuckend schon bestand!“

Aber im Dunkel dort welch' ein Winken?
Poufen von Golde seh ich erblinken,

Und den Besitz verleiht mir Gewalt;
Wuth und Verzweiflung, die raschen Dämonen,
Locken, versprechen, mich reich zu belohnen —
So, und zum Raub ist die Faust schon
getrafft.

Die Stimme findet Wiederhall,
Was einer will, das wollen All'.

Hörst du der ergrimten Völker Ton,
Die, über Vermögen versucht, nun drohn?
Sie flehten mit hochgehobnen Armen
Zum Himmel jahrelang um Erbarmen;
Jedoch der Himmel ließ sich beten,
Um tiefer nur in den Staub sie zu treten;
Kein Gott will mehr herniederblicken,
Den Teufel nur sieht man gräßlich nicken.
Kein Ende sehn sie ihrer Verfluchung,
Drum beten sie nicht mehr: „Führt' uns nicht
in Versuchung!

Auch wird sie Gott von dem Bösen
Nimmer erlösen!

Denn sein ist der Wahnsinn,
Und der Widerspruch in sich selbst,
Und das Herz von Eis,
Und die allmächt'ge Tyrannei,
Die alle Tyrannen schuf und erhält,
Und die schaffende Zerstörungswuth

In ihrer blüthumspielten donnerumkrach-
ten Furchterlichkeit
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!
Zuckend wimmern vor seinem Namen
Die Welten ihr: „Amen!“ *)

So sang der Dichter in tiefer Nacht,
Die Hölle war in ihm aufgewacht;
Sein Auge rollte gräßlich umher,
Und kannte die stirrende Welt nicht mehr;
Vor ihm standen der Wahnsinn und Zweifel,
Und ihn begeisterte der Teufel.
Wie gezackte Blitze der Wetter
Im mächtigen Donnergeschmetter,
Kreuzten sich seine zerstückten Gefühle,
Im sechendem, gährendem, wildem Gewühle,
Und der Porse Salten jitterten all'
Verschimmert in disharmonischem Schall.

*) Aus poetischen Gründen hätte der Dichter gerne
hier geschlossen, doch moralische (schienen ihm einen
Zusatz zu verlangen, da ein rein negatives Wort
unser leicht mißverstanden werden könnte.

Und bei des Liedes letztem Ton
Erpackt' er die Harfe mit kaltem Hohn,
Und warf sie in Boden, und suchte nach,
Die Saiten zersprangen, die Harfe zerbroch;
Ein „Bravo!“ erklang, und von unten hervor
Scholl gell ein satanisches Lachen empor.

Der Dichter sah in die Nacht hinaus,
Da gingen alle Lichter aus,
Es erblickt der Mond, und wie Flockengewimmel
Zielen erlöschend die Sterne vom Himmel;
Und Skelette klapperten mit den Knochen
Und haben das „Water Unser“ gesprochen.
Und haben unter den Spottgebeten
Die Diebel lochend mit Füßen getreten.

Und der Teufel bot Gott dem König Schach,
Und die Welt ging unter mit einem Krach. —

Am Hügel erwachend in freier Natur
Begrüßte der Dichter frühlich die Flur;

Er sah umher, und glaubt' es kaum,
Gedichtet hatt' er in tiefem Traum,
Und, was ihm erschienen so wußt und wild,
War Alles nur Phantasieenbild.

Des Frühlings Pracht, der Sonnenschein
Drang ihm durch's Aug' in's Herz hinein,
Der Wald, die Saaten, der Lerchenchor
Sprachen die Predigt von Gott ihm vor,
Und alle die Wesen ohne Zahl
Begannen den ewigen Weltchoral.

Und aus naher Kirche himmelan
Hob Christengesang zu klingen an,
Und die Orgel, die Riesennachtigall,
Schlug brausend in des Kledes Schall:

„Preis dem Allmächt'gen, Preis und Dank!

In allen Erdenzonen
Schallt ihm der frohe Lobgesang
Gerührter Millionen;
Ihm jauchzet aller Himmel Heer,
Er rufen Erde Luft und Meer:

„Gebt unserm Gott die Ehre!“

Aus seiner milden Vaterhand
Strömt nichts als lauter Segen,
Er nährt die Welt, erquickt das Land
Mit Sonnenschein und Regen;
Die Sonne mag wohl untergehn,
Doch fest wie Berg und Felsen stehn,
So stehet seine Liebe.

Er hat von zarter Kindheit an
Durch unser ganzes Leben
Und nichts als lauter Gut's gethan,
Got gnädig und gegeben
Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr,
Was uns wahrhaftig heilsam war,
Wenn wir's auch nicht erkannten.

Zwar dunkel ist sein ew'ger Plan,
Aus Freud' und Leid gewoben,
Doch führt er sicher himmelan;
Ginst werden wir ihn loben;
Da wird die Nacht zu Morgenroth,
Und herrlich über Grab und Tod
Erscheint die neue Sonne.

Groß ist er, wenn sein Donner kragt
Und seine Blitze strahlen,
Groß ist er, wenn mit Frühlingspracht
Sich Thal und Berge malen;
Die Welt ist seiner Wunder voll,
Und wer sie alle zählen soll,
Der fände nie ein Ende.

Drum Preis dir, Ew'ger, Preis und Dank,
Mit allen Engeln oben
Sei unser jauchzender Gesang
Stets deinen Namen leben;
Dein ist die Macht und Herrlichkeit.
Von Ewigkeit zu Ewigkeit;
Die ganze Welt sag' „Amen!“



Die Anarchie.

Göttin Zeit, mit ernstem Angesichte
Steht dein drehend Riesenbild mir da,
Und auch deine Schwester Weltgeschichte
Seh ich düster wie ich nie sie sah;
Sprecht, was leimt in eures Busens Tiefen?
Täuscht sich mein erschrock'ner Seherblick?
Alle Furchen, die gebunden schliefen,
Sendet euer Wink der Welt zurück!

Fürsten seh ich zittern auf den Thronen,
Prangender Palläste Bau zerbricht,
Gräber gähnen für die Nationen,
Und es tagt ein großes Weltgericht;
Ja, ein einzig Schlachtfeld wird die Erde,
Wo Zerstörung ihre Fahnen schwingt,
Und an einem großen Opferherde
Sich die Menschheit selbst zum Opfer bringt.

Und der Ordnung Stimmen sind verklungen,
Ausgeschlagen hat des Friedens Uhr,
„Krieg!“ ertönt von Millionen Zungen,
Von der Pest hofft man Gesundheit nur;
Menschen zehren gleich Hyänenherden
Mit dem Stahl und Feuerrohr umher,
Und ihr wüßter Wahlspruch ist das Wort —
Menschen? — Nein, es sind nicht Menschen mehr!

Blutbesudelt, Fackeln in den Händen
Tänzen rasend sie um einen Baum,
Dessen heilige Natur sie schänden
In der Rohheit hienverbranntem Traum;
Bei erdonnernder Kanonen Krachen,
Unter Trümmern, Leichen, Mord und Brand
Jubeln sie der Freiheit „Hoch!“ und lachen —
Doch die Göttin hat sich abgewandt.

„Dieß ist nicht mein schöner Himmelssegel!“
Ruft sie aus mit thränenvollem Blick,
„Nur Ruinen dampfen mir entgegen,
Und die Völker würgen selbst ihr Glück;

O verstummt, ihr fürchterlichen Vleder!

Welchen gleich durchbohrt ihr meine Brust!
Denn in euch erkenn' ich mich nicht wieder,
Und ein Schauder ist mir eure Lust!"

„Mich erfreut der Saaten frohes Wallen,
Wo der Landmann friedlich-singend zieht,
Mich entzückt es, wenn in Marmerhallen
Und in Pütten gleiches Glück erblüht;
Doch hier hat der Wahnsinn sich erheben,
Rasend stürzt Partei sich auf Partei,
Selbst die Taubensanftmuth lernt das Toben,
Und die ganze Hölle waltet frei!"

So die Göttin; und sie hebt den Flügel
Aufwärts nach der Sterne Region,
Die, der ew'gen Ordnung heil'ger Spiegel,
Friedlich kreisen um Jehovas Thron;
Und die Staaten, die der Sturm ergriffen,
Schlendert nun auf wüstem Ocean
Hin und her gleich steuerlosen Schiffen,
Ihre Gräber wühlend, der Orkan.

Ach, voll Sehnsucht suchen meine Blicke
Einen Lichtstrahl durch die weite Nacht,
Doch es steigen grausende Gescheide
Aus der Zukunft unheilsschwangerm Schacht;
Armuth naht mit dürren Knochenwangen,
Und die Krankheit mit dem Riesenschwert
Kommt, ein drohender Koloss, gegangen,
Der mit jedem Schlag ein Land verheert.

Ja, und dort? — Die Könige der Erden
Liegen schwimmend da in ihrem Blut,
Und der Menschen hirttenlose Heerden
Fallen selbst sich an mit Wolfeswuth;
Und den Sohn seh' ich den Vater mordend,
Und der Bruder würgt den Bruder hin,
Denn das Laster ist nun König worden,
Und Verzweiflung seine Königin!

Und das Gute muß dem Bösen dienen,
Denn ein Raubgesindel triumphirt,
Das mit fürchterlich verzerrten Mienen
Selbst die Tugend weinend mit sich führt;

Blutgier hat ihr Zelt nun aufgeschlagen,
Schwingt das Veil nun, das mit Leben spielt,
Wo in schöneren vergang'nen Tagen
Die Gerechtigkeit die Wage hielt.

Abgestorben ist nun alles Leben,
Tugend ein Phantom aus andrer Zeit,
Thierheit jedes göttliche Bestreben,
Lieb' und Ordnung Haß und Widerstreit;
Herzen sind nur da, sie zu zerfleischen,
Der Verstand gebiert nur Unverstand,
Und Vertrauen lebt nur, um es zu täuschen,
Und im Flechten reißt schon jedes Band.

Und das Wort des Höchsten ist zum Spotte,
Mit dem Fuß tritt man das heil'ge Buch,
Statt Gebet ertönt von wilder Rote
Lästerung und schaudervoller Fluch;
Nichts ist heilig mehr; hinausgetrieben
Ward das Himmlische — ist ab und todt,
Und die Hölle nur ist und geblieben,
Und der Satan ist der Erde Gott.

Und die Städte, leuchtend einst wie Sonnen
Durch des Fleisches und des Reichthums Gler —
Ihre Pracht, ihr Wohlstand ist zerrennen,
Ihre Straßen füllt ein Bettlerchor;
Dampf, Ruinen, Asche, Blut und Leichen,
Nacht und Wildniß; aller Niederkunft
Herrschen — Alles liegt in tiefem Schweigen,
Und die Welt ist eine Todtengruft!

Schreckliches Phantem! Wehin, ihr Mufen,
Risset ihr des Dichters Phantasie?
Daß aus seinem lebensfrohen Busen
Drang der Eule Grabesmelodie? —
Nein, es war nur Trugbild, das ihn schreckte,
Daß aus todter Finsternisse Raum
Abgrunddrachen ihm entgegenredte,
War ein wüster, höllensflegner Traum.

Seinen Blicken habt ihr nur Gestalten
Grauser Möglichkeiten offenbart,
Um der Welt sie warnend vorzuhalten,
Daß sie vor der Feindin sich bewohret,

Die sich in der Freiheit Farben kleidet,
Doch darunter eine Löwin birgt,
Die am blut'gen Mord ihr Auge weidet,
Und nur Land auf Land hinunterwürgt.

Was das Leben Herrliches nur kennet,
Was nur als der Gottheit Widerspahl
Stiles in des Menschen Busen brennet,
Ruhet in der Freiheit Ideal;
Was der Hölle Finstres kann entsteigen,
Was die tollgeword'ne Phantasie
Haaraufsträubendes nur mag erzeugen,
Nennt das Ungeheuer „Anarchie!“

Weggebannet sei aus unsern Thoren,
Wer den Thron ihr zu begründen sucht;
Haß in Ewigkeit sei ihr geschworen!
Und wie Pest sei sie von uns verflucht!
Freiheit, Freiheit soll im Lande leben,
Freiheit, welche Fürst und Volk beglückt!
Beide soll ein schönes Band umweben,
Das die Liebe flieht, und das nicht drückt!

Nicht mit Blutvergießen und mit Morden,
Nicht mit fürchterlichem Waffenspiel,
Nein, mit Weisheit und mit sanften Worten
Führen wir den Riesenkampf zum Ziel;
Liebend bot man uns die Hand von eben;
Harret aus! Der Tag bringt nun den Tag;
Wie hat sich im Ru ein Thurm erhoben;
Alles Große reist nur nach und nach.

Ja, die Sonne kommt in Pracht gezeugen,
An dem weiten Himmel ausgespannt
Wölbt sich farbenreich des Friedens Regen,
Und begrüßt das neugeborne Land.
Ja, der Herr des Seraphs und des Wurmes
Lenkt der Zeiten und der Völker Lauf,
Und nach Tagen des Gewittersturmes
Schwingt der Hoffnung Adler froh sich auf.

Lasset uns der heltern Hoffnung trauen!
Und, ihr Volksvertreter, säumet nicht
An dem Riesenbaue fortzubauen,
Der euch schöne Bürgerkränze flieht!

Werdet einer bessern Zeit Besiegler!
Schafft am edeln Werk mit großem Sinn!
Die Begeisterung sei eu'r Besüßler,
Und die Weisheit eure Führerin!

Seufzer wird die Zukunft da nicht stöhnen,
Wie sie die Vergangenheit gestöhnt,
Eine Krone wird den König krönen,
Wie sie nimmer noch sein Haupt gekrönt;
Eine Liebe wird für ihn entbrennen
Hochauflodernder denn Feuerögluth;
Ja, erst dann, wenn wir uns Freie nennen,
Sind wir doppelt fein mit Gut und Blut!

Wie die Löwen unter seinen Fahnen
Werden wir dann gegen Feinde stehn,
Und ein Sturmesdrang wird uns gemahnen
Freudig für ihn in den Tod zu gehn;
Jeder wird in dessen Wagnen wallen,
Den ein gleicher Sinn mit uns erfüllt,
Und sein Name wird als Lösung schallen,
Wo es Gutes, wo es Großes gilt!



Stimmung der Gegenwart.

Dem Strome gleich, der mächtig angeschwellen
Im Donnersturz vom Berge niederbraust,
Der Alles nach sich reißt in wildem Rollen,
Davor dem schreckerfüllten Wand'rer graust,
Doch der zuletzt ermattet nach dem Grollen
Im Thale ruhet, wo der Friede haust;
Verlor der Sturm der Tage, der geschwieben,
Die heft'ge Wuth, mit der er sich erhoben.

Gar Mancher, dem sein Klang entgegenrauschte
Gleichwie des heil'gen Geistes himmlisch Wehn,
Und dessen Ohr auf seinen Athem lauschte,
Will nicht in ihm des Gottes Hauch mehr sehn;
Gar Manchen, der die Rolle listig tauschte,
Sieht man bekehrt auf andrer Straße gehn;
Ja, wiedertönet es von tausend Zungen,
Dass nur ein böser Zauber uns umrungen.

Ein Fieber hört man die Begeisterung nennen,
Die uns entflammte zu dem Adlerflug,
Empörung schilt man eines Feuers Brennen,
Das wie ein Blitz durch alle Wunden schlug;
Denn, wo's nur gilt, das Hohe zu verkennen,
Da fehlt es an Gewandtheit nie dem Lug;
Verdächt'gen läßt sich jedes Grobste, Schöne
Dem Spott, der ewig strebt, wie er es höhne.

Doch ein Gefühl belebt der Völker Herzen,
Das nicht dem flücht'gen Hauche gleich verweht;
Ein Wort mit Feuerschrift, das nicht zu schwärzen,
Darin mit ewig hellen Zügen steht!
Das Wort heißt „Freiheit!“ Welches wegzuschergen
Des kalten Wühlings Kunst doch nicht versteht;
Des Spottes Pfeile fallen machtlos nieder,
Und ewig lehrt die tiefe Sehnsucht wieder.

Verläumdung will von der Geliebten reißen
Das Herz der Welt, das flammend für sie schlägt;
Gemeine Dürne soll die Hohe heißen,
Die jedes Ideal im Wunden trägt,

Um deren Thron der Vorzeit Helden kreisen,
Vor deren Hauch das Alte neu sich regt;
Zur Duhlerin will man die Gottheit machen,
Die jede schöne Tugend läßt erwachen!

War wohl! Wir buhlen, doch nicht mit dem Schlechten,
Wir buhlen mit dem Guten heißenbrannt,
Wir buhlen mit den Tugenden und Rechten,
Die uns der Frevel der Gewalt entwandt,
Wir buhlen in den Armen, welche flechten
Des Heiles Kränze für das Vaterland,
Wir buhlen nicht in Finsterniß und Dunkel,
Wir buhlen bei des hellen Tags Gefunkel!

Wir buhlen mit des Himmels goldnen Strahlen,
Wir buhlen mit dem heitern Sonnenlicht,
Wir buhlen mit den heil'gen Idealen,
Aus deren Mund die Stimme Gottes spricht;
Mit Träumen buhlen wir, die lachend malen
Den jungen Morgen, der aus Wolken bricht,
Wir buhlen mit der Gottbegeisterung Flammen,
Und solch ein Buhlen — wollt ihr es verdammen?

Ihr buhlet mit des Laster's Nachtgestalten,
Ihr buhlet mit der schänd'gen Heuchelei,
Ihr buhlet mit betrüglichen Gewalten,
Ihr buhlet mit der freß'gen Wikelei,
Ihr buhlet mit der Despotie, der alten
Verlebten Greis'n, mit der Schmeichelei,
Der glatten Schlange, buhlt sogar mit Leichen,
Um welche Düste der Verwesung schleichen!

Wir haben uns die frische Braut erkoren,
Die jung und rosig von Gesundheit glüht,
Ihr haben wir die Treue zugeschworen
Aus wahr'm, tiefempfindenden Gemüth,
In ihren Anblick sehen wir verloren
Und in ihr Auge, das Entzücken sprüht;
Und solcher Liebe wird das Kind entsprossen,
Der Heiland angebetet und gepriesen.

Ein Stern ist an dem Himmel aufgegangen,
Der strahlenreich die dunkle Nacht erhell't,
Und seit der Stern zu leuchten angefangen,
Erschimmerte das ganze Himmelszelt,

Die Menschheit sah empor mit Blutverlangen,
An seinem Lichte sog die trunk'ne Welt;
Und ob ihn Welken auch einmal umschweben,
Sie tödten nicht sein junges Strahlenleben.

Ein Baum hat sich vom Boden losgerungen,
Der allen Ländern Blüth' und Frucht verleiht,
Hat in die Wolken sich emporgeschwungen
In Cedernmajestät und Herrlichkeit;
Und wie er steht, so kräftig kühn entsprungen,
Gedeiht er fort als mark'ger Sohn der Zeit;
Die Beile, die ihm nahen, sie zerbrechen
An ihm; nichts kann ihn fällen oder schwächen.

Ein Fluß entsprang aus tiefgeheimen Quellen,
Und nach den Quellen drängt ihn nichts zurück,
Ein Fluß, dem tausend Bäche sich gesellen,
In denen Hoffnung, Freude strömt und Glück;
Gleich Bergen wallten seine Riesentwellen,
Nun fließt er sanfter vor des Schauers Blick;
Man sieht ihn still die durst'gen Auen lehen,
Und fort die Bahn von Land zu Lande sehen.

Nicht immer mag der Geist im Sturm sich wiegen,
Der Nar auch ruht von seinen Flügen aus;
Doch wird er nie in trägern Schlafe liegen
Und scheu verkriechen sich in Pfahl und Haus;
Auch wüßter Wahnsinn soll ihn nicht besiegen,
Zu schwindeln in die leere Luft hinaus;
Er handelt bei dem gettibeschloß'nen Werke
Mit Wärme, mit Besonnenheit und Stärke.

Das ist die rechte Kraft, die nicht vertrauget
Im Augenblick in ihrem Übermaas,
Die nicht am Feuerwein sich trunken sauget,
Und dann entschlummert bei dem leeren Glas;
Die, ob sie Stunden der Erholung brauchet,
Doch nie das Ziel vergißt, das sie erlas;
Die nach der Ruhe doppelt stark erscheint,
Und mit Begeisterung die Beherrschung einet!

Es rollen Jahre in des Weltlaufs Gange,
Wo wie ein Wanderer die Menschheit ruht;
Erfüllet von des Weiterstrebens Drange
Erharrt sie dann die neue Gottesgluth,

Und schauet, wie der Pilger von dem Hange
Des Hügels in die Ferne Blicke thut;
Doch nach der Pause fühlet sie das Mahnen,
Das wieder fort sie reißt in neue Bahnen.

So ruhn auch wir nach einem kühnen Fluge,
Der in des Aethers Bläue sich verlor;
Die ersten Schritte sind ja stets Versuche;
Wen führet ein Moment zum Ziel empor?
Ein neues Blatt in der Geschichte buche
Eröffnet vielleicht uns eines Himmels Thor,
Das nicht im Nu gewaltsam zu erschürmen,
Um das sich Berge noch und Felsen thürmen.

Das Handeln will die rechten Augenblicke,
Die günst'ge Stunde ist des Helden Gott;
Der blinde Vorwitz rennet in die Stricke
Des Feindes, und statt Ruhm belohnt ihn Spott;
Geschützt wird der Mensch nach seinem Glück,
Geworfen wird in die gemeine Rott',
Wesh Thorenplan sich der Erfolg nicht füget,
Wen böser Ausgang um sein Ziel betrüget.

Wer mag dem Oceane sich vertrauen,
So lang' der Elemente Günst' gebricht,
Wo sich die Wellen ihm entgegenbauen,
Und ihm des Windes Raune widerspricht? —
Wo im Voraus das Wißgeschick zu schauen,
Da wagt die Fahrt der weise Schiffer nicht;
Und ob sein Herz in Ungeduld entbrennte,
Er harret im Hafen anderer Momente.

Gelungen ist's, des Rosses Lauf zu hemmen,
Das wild- unbändig- bäumend vorwärts drang;
Gelungen ist's, den Riesenstrom zu stemmen,
Dess Rollen gleich dem Donner wiederklang,
Der, eine ganze Welt zu überschwemmen,
Die Ufer und die Dämme übersprang;
Es hat die Gegenwart sich abgekühlt;
Das Heute weiß kaum, was das Gestrern hat gefühlt.

Es löschen gleich herabgebrannten Lichtern
Der Reihe nach die schönen Flammen aus,
Und auf den übernächtigen Gesichtern
Walt sich Ermattung wie nach Saus und Braus,

Kein Ton erklingt mehr von entflammten Dichtern;
Der Verg gebat die lachenswerthe Maus;
Das Große zeugte Halbes nur und Kleines,
Die Wahrheit nur die Frage leeren Scheines.

Drum häng' ich, müde Leier, dich an Weiden
Gleich jenem alten heiligen Sänger auf;
Versummen wir; es ist uns wohler Weiden,
Als flöße düstret Melodien-Lauf;
Ach, die verkannte Freiheit will ja scheiden,
Es sehnet sich die Himmlische hinauf,
Sie fliehet vor den sklavischen Gedanken,
Die unsre Geister noch so tief umranken!

Kein Lied fortan, wie es zur Zeit gellungen,
Da im Triumph die Göttin niederstieg;
Der Parse schönste Saiten sind gesprungen,
Und zu der Niederlage ward der Sieg;
Der Kranz, die Palme ward ihr abgerungen;
Darum, du goldner kurzer Traum verflieg'!
Wo Knechtsinn herrscht, kann nicht die Göttin wohnen,
Nur unter Freien mag die Freiheit thronen.

Es rufen wohl der Völker kange Töne
Von Zeit zu Zeit nach ihr aus tiefer Brust,
Doch ach, der Trägheit und der Feigheit Söhne
Sind sich im Ru des Ruhs nicht mehr betrußt;
Erscheint sie, daß sie ihr Verlangen kröne,
Will sie durch Thaten führen zu der Lust,
Da sinkt der Arm, da macht das bleiche Zagen
Zu Eis den Puls, der flammend erst geschlagen.

Nur selten leben Heldennationen,
Die Rom's und Hella's Genius beseelt,
Die ungeblendet von dem Glanz der Kronen
Von jenem Sinne ledern, der uns fehlt,
Der nicht gedeiht in furchterfüllten Zonen,
Wo sich die Wahrheit vor sich selbst verhehlt,
Wo Alle nur wetzeln, sich zu bücken,
Um eine Stufe höher aufzurücken.

Ob du, Germania, gereift dem Tage
Der Freiheit, der dir seinen Gruß entbot,
Wie zweifelhaft erscheint nun jetzt die Frage,
Da dir so schnell erblich das Lebensroth,

Da schon verstummt die kaum gestöhnte Klage,
Da im Moment dein Lenz schon wieder todt!
Du regst dich kaum, in tiefen Schlaf gesunken!
Von deinen Flammen sieht man kaum noch Funken.

Und doch — seit deiner Ahnen ältesten Zeiten
Trugst du der Freiheit Seele stets in dir,
Und zanktest muthig um Unsterblichkeiten
Mit allen Völkern in dem-Weltrevier;
So hoffen wir, du werdest noch erstreiten
Des jezt verlornen goldnen Bließes Zier;
Es naht wohl noch eine große Stunde,
Die geben wird von deiner Mannheit Kunde!

Es war nicht Rausch, nicht eines Fiebers Wallen,
Was dich betregte, war ein heil'ger Drang,
Ein Drausen, wie an Pfingsten einst gefallen
Vom Himmel mit begeistrungsvollem Klang,
Ein Ruf des Gottes, der da sprach zu Allen,
Ein Zauber, der die Herzen eng umschlang,
Und der sie hält und neu sie wird bewegen,
Tritt günstig einst der große Tag entgegen!

Geläutert von den Schlacken und den Flecken,
Verklärt zur edeln Reinheit, stark und groß
Wird uns zum zweitenmal die Göttin wecken,
Und werfen das verhängnißvolle Loos,
Und uns, ob Wonnen bringen oder Schrecken?
Das ruht zwar in der Felsen dunkeln Schoos;
Doch steht der Dichter goldne Schimmer schweben,
Und fühlt sein Herz von stiller Wonne beben!



Erinnerung an die Väter.

Ha, sind wir Deutsche noch dem alten Heldenstamme?
Erglüht sie noch in uns der Väter heil'ge Flamme?
O nein! Es hat das Laster uns gezeugt
Und Schwachheit uns an welcher Brust gesäng!

Entstehen ist der Muth, der jeden Feind erschreckte,
Die Kraft, die in die Welt die stolzen Arme streckte,
Die Nationen die Gesetze schrieb
Und mit des Schwertes Schlag die Despotie zerhieb!

Der kühne, freie Drang, der einem Sturm geglichen,
Der Größe Genius ist aus der Brust entwichen;
Der Knechtschaft niederer Sinn schlich in das Volk
sich ein

Und machte Deutschland ach, so elend und so klein!

Wenn Männer einst voll Muth den Ketten wider-
standen,

So fügen Sklaven jezt wetteifernd sich den Vanden;

Ein Blick der Gunst von einem Fürstenthron,
Macht Jeden, dem er gilt, zu einem Göttersohn.

Der Eigennutz regiert, wo Tugend herrschen sollte,
Die kleine Seele strebt nach Range nur und Golde,
Und wenn durch Kriechen sie nur hohen Stand erschlog,
Dann ehrt der Pöbel wohl sie gar als groß und hoch.

Dann kümmert sie nicht mehr des großen Haufens
Jammer,

Dann ist sie an den Herrn gefugt mit geldner
Klammer,

Dann regt sie nur für ihn die stets bereite Hand,
Und denkt und fühlet nichts beim Worte Vaterland.

Ich seh euch vor mir stehn, ihr schlaunen Diplomaten,
Und sehe wie durch euch das deutsche Land berathen;
Was Allen Heil erschafft, wofür das Volk erglöh,
Wenn hattet ihr einmal dafür noch ein Gemüth?

Wenn wüßtet ihr den Tag mit alter Nacht ver-
tauschen?

Wenn hörtet ihr mit Luß des Geistes Flügel
rauschen?

Wenn fragtet ihr nach Velt, wenn fragtet ihr nach
Recht?

Wenn war euch jemand lieb als nur allein der
Knecht?

Wenn risset ihr euch los von eurer Herren Willen,
Der Millionen Schmerz zu sehen und zu stillen?
Zu sehn? — Ihr kanntet ihn, und mochtet ihn
nicht sehn;

Nur Eines Willen gibt's für euch, der muß geschehn!

Do h, Bürger, eure Schuld ist die verdiente Schande;
Des Vaterlandes Wohl ruht stets im Vaterlande;
Wer seine Fesseln kennt und küßet trüg und still,
Der bleibt ein schänd'ger Knecht, weil er es bleiben will.

Die Knechtschaft wollt ihr nicht! Ihr wollt den
Vätern gleichen,

Ihr sprecht von Adlerschwung und singt von
deutschen Sichen;

So flügelt euch empor in freier Lüfte Raum,
Und gleicht an Majestät dem königlichen Baum!

Belebt den todten Geist an hoher Vorwelt Größe,
Vertwisset vor der Welt des Volkes Schimpf und
Blöße!

Zeigt Muth und Stolz und Kraft selbst vor dem
Königsthron,
Und zittert nicht, ob euch Gefahr und Kerker drohn!

Laßt freier Worte Klang aus kühnem Munde schallen,
Laßt Recht und Wahrheit laßt in euern Reden hallen!
Sagt nach dem Orden nicht, den euch ein Fürst
verleiht,

Nach jener Achtung strebt, die still das Volk euch weiht

Dann wird der Väter Sinn sich wieder neu beleben
Und euerm Beispiel nach der Bürger sich erheben;
Es wird der Freiheit Lenz in allen Gauen blühen,
Und jedes Deutschen Herz in hoher Gluth erglühn!



V o l l g e s a n g

für die

Communalgarden des Königreichs Sachsen.

Melodie des Mantelliedes.

Auf, auf, ihr Brüder, laßt uns ziehn
Der Freiheit heil'gen Pfad,
Die Waffen muthig schwingend,
Und kräft'ge Lieder singend! —
Es weckt ja das Lied zur That!

Den freien Mann mit dem Gewehr
Den beugt kein Sklavenjoch!
Des Bürgers Stolz, die Waffen,
Die soll ihm kein Feind entrafen;
Drum leben die Waffen hoch!

Der Waffen freut der Sachse sich,
Sie sind seine Luft und Bier;
Zeit grauer Vorwelt Zeiten
Sah die Sachsen tapfer man streiten,
Und den Vätern gleichen auch wir!

Es rief uns zusammen der wilde Sturm,
Der brauste von Land zu Land;
Wir haben den Sturm beschworen,
Und die Ordnung wiedergeben
Mit dem Gewehr in der Hand.

Wir schüßen der Sachsenfürsten Thron
Mit unerschütterter Treu';
Sie halfen mit Herzen und Händen
Dem Volke den Bau vollenden,
Und es nennt nun der Sachse sich frei.

O Freiheit, herrlicher Klang dem Ohr,
Du Strahl von dem göttlichen Licht!
Laß deinen Geist uns durchflammen
Und fest uns halten zusammen,
Bis unser Kluge bricht!

Es lebe der Sachsenfürsten Haus,
Sie erfüllt ein liebender Drang;
Sie haben uns Freiheit gegeben,
Unser Heil ist ihr wärmstes Bestreben;
Drum erhebe sie unser Gesang!

Es lebe der edle Herzog Johann,
Der uns leitet voll Geist und Muth!
Der mit freundlicher Würde befehlet,
Und ein Ziel mit uns erzielet;
Ihm weihen wir Leben und Blut!

Es lebe die ganze Waffenschaar
In unserm Sachsenland!
Ein Geist soll uns alle durchdringen
Und wie Brüder und Brüder umschlingen
Durch der Liebe festestes Band!

Es lebe unser Farbenpaar,
Es lebe weiß und grün!
Die Reinheit das Weiß bedeute,
Und das Grün sei der Hoffnung Freude;
Die sollen uns ewig umblühen!

Es lebe jede sächsische Stadt
Und blühe fröhlich fort!
Es behüt' uns der gnädige Himmel
Vor Pest und Kriegsgetümmel
Und vor Bürgerstreit und Werd!

Es lebe das theure Vaterland,
Das Sachsenland lebe hoch!
Ward der Kautenkranz auch zerspflücket,
Sein Leben ist drum nicht ersticket,
Ja, er grünet, er blühet noch!

Es lebe das ganze deutsche Land,
An dessen Glücke wir bau'n!
Es lebe mit seinen Eichen
Und den Männern, die ihnen gleichen
In all seinen herrlichen Gauen!

O schwöret ihn alle den heil'gen Schwur,
Ein einziges Volk zu sein!
An Elbe, Rhein und Oder
Flamm' eines Feu'rs Geleider!
Ja, schwört's bei dem Vater Rhein!

Last uns als tapf're Männerschaar

So fest wie Felsen stehn!

Gleichviel den wem wir flammen,

Wir traten als Brüder zusammen,

Nach einem Ziele zu gehn!

Als Bürger sind wir eng vereint,

Hier gilt nicht Arm und Reich,

Hier gibt's nicht Rang noch Stände,

Der Stolz hat hier ein Ende,

Hier sind wir alle gleich!

So laßt uns denn mit hehem Muth

Stets gehn an die heil'ge Pflicht;

Last gern uns Beschw'erden ertragen

Und ohne Furcht uns wagen

Dem Tod in's Angesicht!

Und wenn die der Tod entgegentritt,

O Bruder, und ruft dich hinab,

Dann trauern wir alle voll Schmerzen,

Und weinen von ganzem Herzen

Und segnen die nach in das Grab.



Europa's Charfreitag.

Ach! wir sangen Ofterlieder,
Heben freudig uns empor;
Doch nun ist's Charfreitag wieder,
Und es könt ein Leichenher;
„Auferstehen! Auferstehen!“
Klang es mit Posaunenschall;
Trauernd müssen wir nun sehen,
Es war nur ein leerer Hall!

Alle Sonnen sind verschwunden,
Deren Aufgang einen Tag
Neuer großer Lebensstunden
Der erwachten Welt versprach;
Ja, der Lenz so mild und labend
Wich des alten Winters Nacht,
Aus dem Morgen ward ein Abend,
Aus dem Abend Mitternacht!

Zeufend mußte wieder fliehen,
Was dem Krankenbett' entsprang,
Und als Wurm am Boden kriechen,
Was den Alerfittig schwang:
Neue Gräber, neue Särge
Öffneten den Haderschlund,
Rissen unsrer Hoffnung Verge
Und uns selbst in ihren Grund.

Ja, der Heiland hängt am Holze,
Von der Eulenbrut umschwirrt.
Satan geht im alten Stelze,
Und der Wolf ist wieder Hirt:
Unterbrechen bloß auf Stunden
War die Zeit der Passion,
Und: "O Haupt voll Blut und Wunden!"
Tönt es mit dem alten Ton!

Ja, der Heiland ist verrathen,
Der gelehrt das reine Wort,
Der gethan die Wunderthaten,
Wird ein Opfer für den Mord,

Der die Blinden machte sehend,
Der die Todten auferweckt,
Der die Lahmen machte gehend,
Ist mit Schmach und Hohn bedeckt!

Der mit Hossannaliedern
Herrlich zog als König ein,
Ward zum Niedrigsten der Niedern,
Soll Verbrechern gleich nun sein;
Zum Verhör ward er gestellt,
Als Geyßter und Rebell,
Und das Urtheil ihm gefällt,
Und vollzogen hart und schnell.

Alle Bilder frohen Lebens
Waren nur ein kurzer Traum,
Früchte hofften wir vergebens
Von dem blüthenreichen Baum!
Seht, verfinstert ist die Sonne,
Und der Hailand hangt am Stamm,
Es verschwand der Welten Wonne,
Und erwürgt ward das Lamm!

Sehet seine bleichen Wangen!

Seht, wie um sein Haupt so mild
Sie die Dornenkrone schlangen!

Wie sein Blut in Strömen quillt!
Selbst zur Stätte des Gerichtes
Trug sein Kreuz der Heiland hin,
Und das Loos des Bösewichtes
Ward des Himmlischen Gewinn!

Ja, Charfreitag ist es wieder,
Satan waltet wieder frei,
Stürzte gern den Tempel nieder,
Riß den Vorhang schon entzwei;
Und die Schöpfung ist so stille
Bei dem bangen Trauerspiel,
Über das des Dunkels Hülle
Von dem Himmel niederfiel.

Ja, Charfreitag ist es wieder,
Und es seufzt die Kreatur,
In den Ton der Klagelieder
Stimmt die trauernde Natur;

Nach dem Kreuz die Jünger sehen,
Satan zischt mit kaltem Spett:
„Auferstehen! Auferstehen!
Hilf dir selber, bist du Gott!“

Ja, Charfreitag ist es wieder!
Nicht ein Einziger allein
Fühlet sie durch alle Glieder
Dieser Schmerzen grimme Pein;
Millionen leiden, bluten,
Eine ungezählte Zahl
Aller Edeln, aller Guten
Duldet stumm die Todesqual.

Denn die Freiheit ist der Heiland,
Der an's Holz genagelt schwebt;
Ach, die Freiheit lebte weiland,
Aber stirbt, wo jetzt sie lebt!
Rom's und Pella's große Zeiten
Sahn dich als Gigantin ein
Groß von Welt zu Welten schreiten,
Die du jetzt am Kreuze weinst!

Ja, Charfreitag ist es wieder;
Freiheit, man zerriß dein Kleid,
Man zerrupfte dein Gefieder,
Und verdamnte dich zum Leid!
Rasch wird dir der Stab gebrochen,
Wo dein Lebensklang ertönt,
Hand und Fuß wird dir zerstoßen,
Und mit Dornen wirst gekrönt!

Ja, Charfreitag ist es wieder;
Aber bald nun ist's vollbracht,
In dein Grab legt man dich nieder,
Bis der Oftertag erwacht;
Und im Glanze wird er kommen,
Wie er schon einmal erschien;
Dann wird kein Versuch mehr frommen,
Und ihn wieder zu entlehn!

Ja, Charfreitag ist es wieder,
Ist so still und todt umher;
Doch schon quillt der Lebenslieder
Leiser Hauch aus Osten her;

Seht des Tages Rosenschimmer!
Tröstend strahlen sie herein;
Dem Charfreitag kann ja nimmer
Ostermorgen ferne sein!



U n d i e F ü r s t e n .

Voll Ehrfurcht, doch mit festem Schritte,
Die Stiene frei, den Blick empor,
So tret' ich ein in eure Mitte,
Gleichwie in einen Götterchor;
Ihr schaut herab von euern Thronen,
Gereicht im Tempel um mich her,
Und draußen tobt der Nationen,
Zu Wogen aufgethürmtes Meer.

Hört ihr es brausen? hört ihr's wallen?
Ein schreckender erhabner Klang!
Und eine Stimme spricht aus allen,
Ein Wunsch, ein Sinn, ein Herz, ein Drang!
Da geht ein Schwerdt euch durch den Busen,
Es stockt das Blut in seinem Schwing,
Wie vor dem Haupte der Medusen
Ergreift euch die Versteinering.

Das Roth entflieht von euren Wangen,
 Es kommt die Ahnung riesengroß,
 Als ein Gespenst herangegangen,
 Und kündet euch den Todesstoß;
 Und niegeschaute Höllenbilder,
 Gemalt von des Entsetzens Hand,
 Umfängen wilder euch und wilder,
 Und zeigen euch nur Mord und Brand.

Ihr könnt das Wunder nicht verstehen,
 Das an dem Blick vorüberzieht,
 Ihr zweifelt, was ihr seht, zu sehen,
 Und ob geschehe, was geschieht;
 „Sind das die Völker,“ fragt ihr schmerzlich,
 Die friedlich unsern Thron umschwebt,
 Die uns geliebt so treu und herzlich,
 Für uns gestorben und gelebt?

Sind sie's, die oft bei uns gestanden,
 Wo alle Schrecken stürzten ein?
 Die Lieder sangen, Blumen wanden
 Für uns? Sind das die Völker? Nein!

Sie sind es nicht! Die den Befehlen
Und des Gehersams heil'ger Pflicht
In toller Wuth sich widersetzen —
Nein, das sind unsre Völker nicht!

So ruft ihr aus mit innerm Beben,
Und grollet schwer und schickt euch an,
Zu kämpfen für das eigne Leben,
Dem eure Völker feindlich nahn;
Es thürmen drohende Gefahren
Sich gleich Gebirgen vor euch auf,
Und mit emporgesträubten Haaren
Seht ihr der neuen Sonne Lauf.

Wehl ist es grausenvoll das Töten,
Wenn sich aus friedensvollem Schloß
Ein aufgewachtes Volk erheben,
Und Löwe wird das sanfte Schaf,
Verwält'gen magst du Wolf und Tiger,
Und bändigen des Stromes Fluth,
Jedeck ein fürchterlicher Sieger
Ist eines ganzen Volkes Wuth!

Es bricht der Damm, empörte Welle
Reißt die empörte Welle fort,
Aus der Verzweiflung Riesenquelle
Ergießt sich Raserei und Werd;
Die wilden Wellengeister bauen
Auf Wogenthurm den Wogenthurm,
Und furchtbar heulet in das Grauen
Sein Todeslied der Donnersturm.

Nicht euch allein erfüllt mit Schrecken
Die Furie der Anarchie,
Kein Adler wird sie gern erwecken;
Doch seid getrost, noch schlummert sie!
Zurückschauern alle Guten
So tief, als wie ihr selbst, vor ihr,
Noch sind sie lenkbar diese Gluthen,
Noch ist das Volk kein wildes Thier!

Drum jaget nicht! In eure Munde
Tret' ich als ein Prophet herein;
Nur Wahrheit soll in meinem Munde,
In meinem Herzen Liebe sein!

Ich leut' euch dieser Stimme Klänge:
 Das sind des Aufstuhes Töne nicht,
 Wenn auch aus der bewegten Menge
 Die Stimme Gottes lauter spricht.

Es liegt ein Volk auf seinen Knien,
 Es sticht mit namenlosem Schmerz,
 Mit heißer Sehnsucht euch zu sehen
 An's warme, deutsche, treue Herz!
 Ihr kennet es von alten Jahren,
 Das oft euch auf den Händen trug.
 Habt seine Lieb' und Treu erfahren
 In tausendmalen klar genug.

Es hat für euern Thron gestritten,
 Sein Leben gab's für euch dahin,
 Es hat geblutet und gelitten
 Mit schweigendem ergeb'nem Sinn;
 Hat ohne Murren, ohne Klagen,
 Mit euch vereint unwandelbar.
 Der Leiden Riesenlaß getragen,
 Die euch und ihm bereitet war.

Wie fest war da der Bund geschlossen,
Wie Ein's nur waren Fürst und Land!
Wie freudig hat's sein Blut vergossen,
Und noch im Sterben euch genannt!
Sein Schwert hat es für euch geschwungen,
Und gab der Güter beste preis,
Die Alten kämpften wie die Jungen,
Zum Manne wurde selbst der Greis.

Und Gott sah von dem Himmel nieder,
Da ihr das große Werk vollbracht,
Es klangen frohe Siegeslieder,
Und euch ergriff des Geistes Nacht.
Ihr fühltet Rührung euch durchrollen
Vor des Allmächt'gen Angesicht,
Und nur das Göttlichste zu wollen,
Erkanntet ihr für heil'ge Pflicht.

Ach, laffet, was in großen Stunden
Allmächtig drang auf euch herein,
Was ihr so tief und stark empfunden,
Laßt es nicht leere Wallung sein!

Es haben schon so manche Jahre
Erzwungener und dumpfer Ruh,
Lebendig auf der Todtenbahre,
Der zögernden Erfüllung zu.

Jetzt, wo die Nacht sich hat gelichtet,
Und glorreich sich das Weib die Welt
Aus ihren Banden aufgerichtet
Als markesfüllter Mann und Held;
Jetzt ist die große Zeit erschienen,
Sie ist fortan nicht länger Knecht,
Sie mag nur dem Geseße dienen
Und fordert laut ihr gutes Recht!

Den kühner stürmenden Gewalten
Der mündigen erstarkten Zeit
Wollt ihr's noch länger verenthalten
Im unantheßvollen Widerstreit?
Die letzten Stunden sind gekommen,
Laut mahnt euch Gott an euer Wort,
Rein Zaudern kann hier ferner frommen,
Und was verderbt ist, ist verderbt!

Es strekt Germania's Rieseneiche
Durchrennen von verzüngtem Saft,
Daß sie empor zum Himmel stiege
In ihrer Majestät und Kraft.
Von tieffter Wurzel bis zum Gipfel
Will sich erneun der deutsche Baum,
Und glorreich heben ihren Wipfel
Mit Lebensgrün zum Wollenraum.

O seht umher die Völker liegen
Auf ihren Knieen, hört ihr Flehn!
Laßt euer Herz, o Fürsten, siegen,
Und wolt nicht länger widerstehn!
Mit ew'gen Kronen euch zu krönen,
Laßt die Verfassung lebend blühen,
Laßt frei die freie Rede tönen,
Und glüh'et mit, wo alle glühn!

O seht auf eure großen Ahnen,
Sie richten sich, ein hehrer Cher,
Mit ernstem geisterhaftem Mahnen
Aus ihrer stillen Gruft empor!

Es winkt euch Kaiser Karl im Glanze,
Die Hohenstaufen sehn euch an,
Ein Joseph leuchtet euch im Kranze,
Ein Friedrich deutet euch die Bahn!

Wer unter euch nach dieser Wilde
Dem Volke strahlt, der ziert den Thron,
Er ziert durch Hoheit ihn und Milde
Und hat das Herz der Nation;
Wer aber ab die Blicke lenket
Vom hohen Gott gesteckten Ziel,
Und nur auf Winkelpfade denket,
Der spielt ein schon verlorenes Spiel.

Wie immer auch die Würfel fallen,
Wie vielmal er auch noch gewinnt,
Doch einmal wird die Glocke schallen,
Mit deren Klang ein Tag beginnt,
Ein Tag des Lichtes und der Sonnen,
Der stürzt, was im Trüben schleicht,
Und was die Falschheit ausgesonnen,
Mit einem großen Strich durchstreicht!

Wer noch die Wahrheit will ersichten,
Verlangt, daß wir das Sonnenlicht

Am hellen Tage nicht erblicken,
Das blendend in die Augen sicht:

Wer kann in Winter Lenz verkehren?

Wer macht uns aus dem Tage Nacht?

Wer mag der Morgenröthe wehren

Wenn sie im hellen Ost erwacht?

O eitles, thöriges Bestreben!

Ohnmächtiger, betrogner Wahn!

Was leben soll, das wird doch leben,

Und wenn auch tausend Tode naht!

Der Widerstand verschafft nur Stärke

Und übt den wachgeword'nen Geist

Zu seinem großen Gotteswerke,

Dem Abnung frohen Sieg verheißt!

Es ist genannt zu tausendmalen,

Was Heil und Jubel bringen kann:

Ihr seht so hell die Sonne strahlen,

Die ihren neuen Lauf begann:

Ihr kennt das Ziel! Ihr hört ihn schallen
Den Gottesruf von Tag zu Tag;
Ach, Fürsten, daß er doch Euch allen
Tief in die Seelen dringen mag!



Das Weltgericht.

Ein lyrisches Phantastestück.

I.

Nein, sie sind nicht leere Sagen
Die prophetischen Geschichten;
Einst wird eine Stunde schlagen,
Wo ein großer Gott wird richten!

Feuer wird vom Himmel fallen,
Und die Erde wird erdröhnen,
Die Posaunen werden schallen,
Und die Donner werden tönen!

Allen, die im Dunkeln gingen,
Die mit Lächeln Schurken waren,
Wird der Laut zu Ohren dringen
Und durch Mark und Bein fahren.

Alle, welche Schändes thaten,
Die die Wahrheit niederdrückten,
Die das Recht mit Füßen traten,
Und des Lebens Baum zerstückten;

Alle, die mit kaltem Hohn
Schmach verübt an edeln Geistern,
Wird vor des Allmächt'gen Throne
Das Entsetzen übermeistern.

Und das Schwert wird sich erheben,
Und wird sich mit Blute färben,
Drüber wird die Waage schweben
Mit dem ewigen Verderben!

Und sie werden angstvoll schreien:
„Rette mich! Ich bin verloren!“
Aber nichts wird sie befreien
An der Hölle grausen Thoren!

Nein, es sind nicht leere Sagen;
Jedes Dunkel wird sich lichten,
Bei der großen Stunde Schlagen,
Wo der Ewige wird richten.

Und die Throne werden wanken,
Und die Völker werden beben;
Denn die Strafe wird umranken,
Wer dem Satan sich ergeben!

Satans Macht hat schnell ein Ende,
Wo die Engel Gottes streiten;
Satans Werk besteht Momente,
Gottes Werk in Ewigkeiten!

Zogen werden alle Wichte,
Die schon im Gedanken beben,
Vor dem schrecklichen Gerichte,
Wenn es wird herniederschweben.

Nein, es ist kein leeres Träumen,
Von dem großen Weltgerichte,
Und nicht lange wird sie säumen
Die Erfüllung der Gedichte!

II.

Der große Tag wird kommen,
Voll Weh und Klaggeschrei;
Da wird kein Beten frommen
Und keine Litanei.

Dann läßt sich nicht mehr wenden
Die Schuld der Lebensbahn,
Dann läßt sich nicht mehr enden,
Was hier nicht ward gethan.

Dann hilfst dir keine Klage
Noch Ausflucht oder List;
In jenem großen Tage
Da gilt nur, was du bist!

Die ernste Weltgeschichte
Hielt manchmal schon Gericht,
Und ihrem Angesichte
Erzitterte der Wicht.

Ein Lächeln auf den Wangen,
Seht ihr's als Märchen an,
Und geht, wie ihr gegangen,
Und thut, wie ihr gethan.

Jedoch der Tag wird kommen,
An dem es wird geschehn,
Was noch kein Ohr vernommen,
Kein Auge noch gesehn!

III.

Wo sind die Farben, schwarz genug,
Wo ist der Pinsel cederngleich,
Und wo der Flügel zu dem Flug
Durch aller Schrecken wüßtes Reich?
Wo ist die Harfe zu stürmen darein,
Wie in die Wälder der Orkan?
Wo ist der Hölle Widerschein,
Der, wie ein flammender Vulkan,
Die Brust zum Feuermeere macht,
Wo Alles durcheinanderkracht;

Wo Oberstes zu unterst fällt,
Wo wüthend Ding das Ding zerschellt,
Und sich zermalmen Welt an Welt?
Wo find' ich Worte stark wie Wetter?
Woilder wie des Meeres Wellen,
Wenn bei des Himmels Graungeschmetter
Gigantisch nach den Sternen sie schwellen?
O könnt' ich doch in Donnern sprechen!
O möchte gleich der Blitze Wuth,
Und gleich verheerenden Lavabächen
Das grause Kled hervor mir brechen,
Das in des Vufens Krater ruht!
Daß jeder Wicht zusammenbebe,
Daß jedem sich müßte sträuben das Paar,
Der Satans Freund und Diener war!
Und daß erschlene weit und breit
Jehova's furchtbare Herrlichkeit! —

Es war eine warme Sommernacht;
Von keines Wölkchen Flor umwoben
Stand in der silberklaren Pracht
Der volle Mond am Himmel oben,

Und sah in heit'rer tiefer Ruh
Der tiefen Ruh der Erde zu;
Vergoldet von des Mondes Strahl
Erblinkte magisch der Fluß im Thal,
Und lieblich murmelten die Quellen
In ihren tiefgeheimen Stellen;
Die Berge, schweigenden Riesen gleich,
Schauteu empor in des Aethers Reich;
Die Blumen hauchten süße Düste,
Zu athmen wagten kaum die Lüfte;
Und Alles war des Friedens Bild,
Und Alles war so still und mild,
Nur der Cicaden zirpenden Eher
Erklang aus dem Gebüsch hervor.
Es ruhte die Welt in tiefem Schlummer,
Und Seligkeit nur oder Kummer
Hielt hier und da noch wach ein Herz
In süßer Lust, in unendlichem Schmerz.
Der Schlummer über den Hütten lag,
Der den Pallästen vielleicht gebracht.

Da regt sich auf einmal im Erdengrund,
Ein Getös in mitternächtl'ger Stund',

Erst leise nur, doch wieder bald
Erklingt's mit stärkerer Gewalt.
Die Gräser alle, die Büsche beben,
Plötzliche Nebel den Mond umweben.
Welch ein unterirdisches Rollen?
Waren's Donner, die jetzt erschellen!
Welch ein Geist mit gigantischen Tritten
Kommt durch das Dunkel der Nacht geschritten?
Es birgt sich der Mond,
Der am Himmel gethront;
Ein Blitz fällt nieder!
Der Donner kracht!
Still ist es nieder
Und schreckliche Nacht!
Kein Berg, kein Thal ist mehr zu schaun,
Rings Finsterniß umher und Graun!
Ein dumpfes Gemurmel läuft umher,
Ein Surren, ein Sausen läßt sich hören,
Wie wenn ein Wetter erwacht auf dem Meer,
Um es von Grund auf zu empören!
Die einen Schrecken
Die andern erwecken!

Meteore fallen,
Gellende Stimmen erschallen,
An jedes Fenster
Poehen Gespenster;
Der Kirchhof regt sich,
Der Boden bewegt sich,
Wie knisternde Feuerfunken an dem Himmel
Spielen die Sterne durcheinander in buntem Ge-
wimmel,
Felsen rollen von Bergen,
Todte steigen aus Särgen
Bei der Posaune Schall,
Die durch die Welt hinklingt mit mark- und bein-
gerschmetterndem Hüll!
Und riesengroß mit bleichen Wangen
Kommt das Gespenst der Furcht gegangen,
Und rüttelt in seinen raschen Lauf
Alle die Wesen vom Schlummer auf,
Und packt sie mit eisig kalten Krallen,
Daß sie bewußtlos zu Boden fallen.
Die Erde zerbricht, es gähnen Schlünde,
Verge stürzen in ewige Gründe,

Bäume zerbrechen wie dürres Rohr,
Strecken die Wurzeln zur Luft empor,
Vulkane, die im Abgrund schliefen,
Drechen heraus aus geberst'nen Tiefen,
Feuer regnet vom Himmel herab,
Sterne sinken in ihr Grab,
Und die Meere stürzen mit den Flammen
In grauser Vernichtungswuth zusammen,
Dazu hinein rast brüllender Sturm
Und stürzt Hütten, Haus und Thurm;
Und Fragmente zerbrochener Welten fliegen
In der Luft umher, und Särge liegen
Auf neugebornen Wesen, und Felsen
In glühendem Feuer wie Wachs zerschmelzen.

Alles zittert,

Alles splittert!

Frühling und Sommer und Herbst und Winter,
Greise, Weiber, Männer und Kinder,
Tag und Nacht, und Frost und Hitze,
Ginsterniß, Wolken, Donner und Misse,
Pflanzen und Thiere, Steine, Metalle,
Lebende, Todte, lachende Schalle,

Schreie des Jammers — allervogen
Sich durcheinander gräßlich regen!

Jetzt mit einem mächtigen Riß
Zerreißt die chaotische Finsterniß,
In heller Blitze flammenden Loh'n
Erscheinet Gott auf seinem Thron!
Und der Cherubim allgewaltiges Heer
Reiht sich hellstrahlend um ihn her,
Und die Donnerposaune klingt,
Die Alles vor seinen Richterthron zwingt.

Jetzt nahen sie alle die Millionen,
Die die Erde bewohnten und bewohnen,
In zwei mächtige Schaaren getrennt,
Treten sie vor in dem Schreckensmoment.
Zur Linken stehen sie zitternd und bleich,
Mit verzerrten Mienen, todtengleich,
In jedem ihrer Blicke malen
Sich Furcht, Verzweiflung und Höllequalen.
Zur Rechten stehn sie in hellem Licht
Mit heltem, ruhigem Angesicht,

Das Auge leuchtend von edler Blut,
Mit unerschrocknem Heldenmuth.
Hier gilt kein Trug, hier hilft kein Lug,
Die Seraphim bringen das ewige Buch
Der Gottes Flammenthron getragen,
Und jetzt — jetzt wird es aufgeschlagen!
Kein Athem regt sich, kein Laut erschallt,
Da nun der Spruch herniederhallt!
Im Donnerston klingen die Worte
Von West nach Ost, von Süd nach Herde:

„Aus euren Höhn herab, herab!
In ew'ger Schlünde Qualengrab,
Ihr alle, die ihr Recht und Pflicht,
Und Tugend und der Wahrheit Licht
Mit Füßen getreten — hinab, hinab
In ew'ger Schlünde Flammengrab!
Hinab, hinab, ihr stolzen Richter!
Ihr seid nun ausgebrannte Lichter!
Verzehnte Döchte! Verdorrte Bäume!
Von dem, was einst ihr war't, nur Träume!
In Staub gestürzt sind eure Thronen,
Zerbrechen eure geldnen Kronen,

Zerknicht euer Scepter der Despotie,
Verkungen der Heiligt Meledie;
Ihr sollt nun elend, arm und klein,
Wie ehmalß groß und prächtig sein!
Ihr tratet das Recht mit euren Tritten,
Seid über die Völker dahin geschritten,
Und habt den ew'gen Rath bestritten,
Die Wahrheit gemordet, den Tag verhüllt,
Und die Morgenröthe mit Nacht erfüllt,
Habt die Tugend geworfen in Ketten und Bande,
Und das Verdienst belohnt mit Schande,
Und aus Schande habt ihr Verdienst gemacht,
Und blut'gen Thränen hehugelacht;
Habt nicht erhört der Völker Drang,
Aus dem nur Gottes Stimme klang;
Ihr ließt feile Schufte praffen,
Habt Tugend und Geist verhungern lassen,
Habt Schmeichler und Speichellecker erhoben,
Und Männer und Helden im Winkel geschoben,
Habt trottend in Verblendungswahn
Nicht eurer Zeit genug gethan!
Den heiligen Schwur, den ihr gesprochen,
Habt ihr vergessen und gebrochen,

Habt Knechte nur geliebt und geehrt,
Und der Freiheit ihren Thron verwehrt;
Dafür sollt ihr nun arm und klein,
Wie ehemals hoch und prächtig sein!
Dafür sollt ihr in Ewigkeit
Besessen die Vergangenheit!
Aus euren Höhn herab, herab
In ew'ger Schlünde Flammengrab!"

Und der Ewig'ge nahm die Riesentwange,
Und legte hinein die Schuld und das Recht,
Die Despotie und die Völkerklage,
Und wog dem Herrscher und dem Knecht;
Da sank die eine Schale nieder,
Von Schuld und Übermuth beschwert;
In Seufzer wurden die Siegeslieder,
Und das Lachen in Wehul verkehrt!

Hier galt kein Ansehn der Person,
Hier weder Scepter, weder Thron,
Hier weder schöner Worte Dunst,
Nach übertünchter Lüge Kunst,
Die weiß aus schwarz zu machen strebt,
Indem sie geheim vor sich selbst 'erbebt.

Und zu Gottes Throne die Wahrheit trug,
Und klagte manchen Herrscher an,
Der zu gehen gewehret auf ihrem Pfad,
Und ausgedrehtet Nacht und Wahn.
Nach ihr die edle Freiheit erschien;

Da wollten die Dränger der Völker flehn,
Doch die Cherubim hielten sie zurück,
Und sie mußten hören die ernste Klage,
Und empfangen von der gerechten Wage
Der Verdammniß ewiges Geschick.
Und es kam die hehre Gerechtigkeit,
Und nannte die Schurken, die frech sie entweiht,
Und die Wage klang mit Donnerschall,
Gestürzt in den Abgrund wurden sie all!
Jetzt sah der Ew'ge nach der Rechten,
Und sprach mit Pold und Heiterkeit:
„Du Schaar von meinen getreuen Knechten,
Geh' ein zur ew'gen Herrlichkeit!
Ihr seid gewandelt die gute Bahn,
Ihr habt nach meinem Wort gethan!
Und schmachtet ihr kein irdisch Glück,
Ihr standet doch fest, und gingt nicht zurück

Wem Pfade der Tugend und des Lichts,
Bis zu dem Tage des Weltgerichts!
Ihr habt getragen Angst und Noth,
Drum nehmt nun das Leben für den Tod!
Ihr habt gelitten des Hungers Pein,
Drum seht ihr mit Wonne gesättigt sein!
Ihr habt geepfert den irdischen Glanz,
Drum seht ihr empfangen den ewigen Kranz!
Ihr habt gedarkt in Ruh und Qual;
Seid reich nun in dem himmlischen Saal!
Seid hoch und groß und herrlich zumal!
Geht ein nach trüber Erdenzeit,
Geht ein in die ewige Herrlichkeit!

Eine neue Schöpfung soll sich erheben
Aus verkohlten Trümmern der alten Welt,
Ein schönerer Frühling soll euch umschweben,
Und leuchten ein schöneres Sternenzelt!
Ja, alle gesunkenen Sonnen und Erden
Sollen glorreich wiedergeboren werden!
Mit neuen Ländern und neuen Reichen
Sollen sie aus der Asche steigen!
Die alten Frevel, die alten Verbrechen,
Sollen ihr Licht mit Nacht nicht schwächen!

Auf einen strahlenden Thron erhaben,
Soll Freiheit und Gesetz allein
Dort das gebietende Scepter haben
Und die Tugend ihnen verbunden sein!“

Der Stolz sprach's, es schloß das Gericht,
Nun rief er sein gewaltiges Werde,
Da stiegen empor voll Glanz und Licht
Der neue Himmel, die neue Erde!







Die

Geächteten

oder

Valerio und Isidora.

Ein historischer Roman

von

Ernst Ortlepp.

Erster Theil.

Leipzig,
bei Eduard Kummer.
1836.



I.

„Besinnt Euch eines Pessern — nehmt diese Geld!
Seid klug — und geht die Pahn, die ich Euch zeige!“

In einem der größten Hotels von Lissabon waren reiche Spanier und Portugiesen und zugleich manche nichtshabende Glücksritter um die Farobank versammelt. Ein ausdrucksloser Ernst von callöser Natur, das moralische Nichts und Wiedernichts, schwebte auf den Gesichtern der Bankiers, die mit unerschütterlichem Spielergleichmuth bald den Gewinnenden Goldstücke hinwarfen, bald sie von den Karten der Verlierenden hinwegzogen. Die Physiognomien der Anwesenden boten dem untheiligten, psychologischen Beobachter ein interessantes Schauspiel. Hier triumphirende Freude über ein gelungenes Wagen; dort ein sardonisches Lachen bei dem Erscheinen der Verlustkarte; hier eine locke durch vorausgegangenes Treffen erweckte, des günstigen Erfolgs fast vergewisserte Sicherheit; dort eine schwankende und mehr Unglück befürchtende Hoffnung; dort ein bestimmtes Vorauswissen des Fehlschlagens; hier ängstliche Beklemmung, dort innerlich nagender Verdruß; hier kaltes Blut bei günstigem Glück, dort Aeußerungen der Verzweiflung; hier auf die Folter geschaubte, schwitzende Seelenpein, dort wildstarrten:

den, herzzerstreichender Hohn; alle diese Bewegungen, durch die Regeln des Anstandes mehr oder weniger im Zaum gehalten, malten sich in den Mienen der Versammelten.

Unter ihnen bemerkte man besonders zwei Individuen, die ein sehr entgegengesetztes Schicksal hatten. Das eine, ein mißgewachsener, kleiner Mann mit blassem Gesicht, hervorstechenden Backenknochen, schwarzem, doch schon halb ergrautem Haar, mit lebhaften, unstat und scheu umherblickenden, kleinen schwarzen Augen, der durch einen kurzen, scharlachfarbenen Sammetmantel ein eigenes diabolisches Ansehn gewann, fehlte fast keine Karte, und kimperte befriedigt mit den Goldstücken, für deren Unterbringung seine Taschen kaum noch Raum zu gewähren schienen. Der Andere, ein etwa sechsundzwanzigjähriger Jüngling glühte von Leidenschaft; indem er beinah kein Blatt treffen konnte, verlangte er mehrmals einen Becher Wein, den er hastig hinterstürzte; hatte er einmal besseres Glück, so bog er wahnsinnig fort bis auf ein fehlendes Vingtquatre oder Trentleva, dessen Umschlagen wieder alle seine Hoffnungen vernichtete. Er versiel auf den Gedanken, die Karten des ihm gegenüberstehenden, kleinen, bucklichen, so außerordentlich glücklich spielenden Mannes zu verfolgen; aber so lange er dieß that, verloren die Blätter, und erst, als er wieder andere zog, hatte der Buckliche sogleich von neuem sein voriges Glück.

Jetzt warf der junge Mann hundert Goldstücke auf das As. In demselben Momente setzte der Buckliche die gleiche Summe auf den Buben. Unter den Anwesenden zeigte sich Aufmerksamkeit; selbst die kalten

Spieler fühlten sich in einige Spannung versetzt und in der Stimme des so eben Zaillirenden verrieth sich ein leises, unsicheres Erbeben. Alles war todtsill.

»Trois et cinq — et so erklang es — six et neuf — huit et roi — l'as et valet!« Der junge Mann hatte verloren, und der Buctliche erhielt sein Geld.

Schon längst erschien dieser ihm gerade gegenüberstehende hinter dem Stuhle des Bankiers unheimlich herüberschauende Antipode ihm als ein dämonisches Prinzip, bestimmt auf eine feindliche Art in sein Leben einzugreifen. Er konnte nicht umhin, ihm einen wüthenden Blick zuzuwenden, den dieser mit einem kalten, höhnischen Lächeln erwiderte, vor welchem sich Valerio — so hieß der junge Mann — innerlich entsetzte.

Beide pausirten eine Weile. Wie der Löwe oder Wolf mit unverwandten Blicken nach der Beute schaut, und den geeigneten Moment erlauert, um auf sie loszustürzen; so beobachtete der Buctliche den Gang des Spiels, bis er sich die rechte Karte auserschen hatte. Auf einmal rief er »Attention!« und warf zwei große Goldrollen auf die Sieben. Wie durch eine unaufhaltsame Macht hingegriffen griff Valerio rasch in die Taschen und schte mehrere hundert Goldstücke auf die Dame.

Neue Spannung, neue Stille. Es ertönte:

»Deux et dix — cinq et valet — madame et sept —«

Das war in der That auffallend. Durch die ganze Gesellschaft lief ein Gemurmel des Erstaunens.

Zum zweitemal gewann der Diabolische in demselben Augenblicke eine hohe Summe, wo sie Valerio verlor.

Valerio's Leidenschaft war auf den höchsten Punkt gestiegen. Mit einer innerlich arbeitenden, krampfhaft verbissenen Wuth sah er seine Goldstücke abermals zu dem Gegner hinüberwandern. »Diabo!« rief er in dem entscheidenden Momente knirschend aus, schlug sich mit der Hand vor die Stirn, und zog sich in einen Winkel zurück. Dort brachte er eine Zeitlang auf den Boden starrend und, wie es schien, in dumpfes Brüten versunken, zu.

Endlich sprang er rasch auf und warf, über das Auffallende seines Verfahrens durch seinen Affekt erhoben, seine goldene Uhr und mehrere Ringe von hohem Werth auf eine Karte. »Haltet Ihr dreihundert Crusado's dagegen?« fragte er den Bankier, der die Gegenstände mit erfahrem Blick musterte, und darauf die Frage mit »Ja« beantwortete. Der Budliche, der mittlerweile fast ununterbrochen gewonnen, hatte diesmal bereits eine Summe von fünfhundert Crusado's auf die Sech's gesetzt. Das Blatt Valerio's war der König.

Jetzt erfolgte der Fortgang der Taille.

»Neuf et Madame — dix et huit — deux et l'as — roi et six!«

Mit dem Ausruf: »Verflucht!« stürzte Valerio aus dem Zimmer. Der Diabolische ließ sich dagegen, unbekümmert um die in der ganzen Versammlung herrschende Bewegung und die mancherlei ihm geltenden Bemerkungen, die gewonnenen Goldstücke auszahlen.

»Also Alles verloren! Also ein Bettler!« so rief Valerio aus, als er aus dem Hotel auf die Straße hinaus trat. Die Nacht wurde nur spärlich durch das erste Mondviertel erhellt; Laternen gab es damals in Lissabon noch nicht; und so wankte er voll Verzweiflung, gleichgültig, wohin sein Weg ihn führen möchte, durch mehrere Straßen. Endlich gelangte er an die Kirche des heiligen Rochus, wo er stehen blieb, und folgenden Monolog hielt:

»Du, den man in diesem Gebäude verehrt, du hast Einige anerkoren, und Andere verworfen. Ich gehörte einst auch zu den Erkorrenen; von nun an aber sehe ich mich den Verworfenen zugesellt. Wesen, das ich nicht begreife, verzeih meinem tyrannischen Vater seinen Irrthum und lohne meiner freundlichen Mutter ihre Güte; mir aber vergieb meine Schwäche, die ein entehrtes und verdorbenes Dasein nicht länger trägt, und stöße das Kind nicht zurück, das in der Angst seines Herzens wieder zu seinem höchsten Vater flieht!«

Valerio hielt einige Minuten inne, zog ein Pistol hervor, setzte es an die Stirn, und fuhr dann fort:

»Eine Sekunde nur! Und das Hier ist mir zum Jenseits geworden! Jenseits! Fürchterlicher Laut! Doch warum so furchtlich? Nur weil es uns unbekannt ist! Es gilt einen Entschluß, einen Zug, einen Sprung, und dieses Dasein ist abgeschüttelt — Alles ist vorüber! So sei es denn! Willkommenes Mordinstrument, werde jetzt mein Befreier!«

So eben wollte Valerio das Pistol losdrücken, als es ihm plötzlich von der Hand eines Unbekannten entrisen ward. Zu seinem großen Erstaunen sah er

die unheimliche Figur jenes dämonischen Budtichen vor sich sehen, den das Glück im Spiel so außerordentlich begünstigt hatte.

Ohne zu sprechen, starrten sich Beide einander eine Zeitlang an. Diese Erscheinung — jetzt — an dieser Stelle — in dieser Situation — machte auf Valerio einen eigenen schauerlichen Eindruck; es war ihm, als ob der Teufel ihm entgegenträte, um an seiner Seele eine Beute zu erobern. Endlich sagte Valerio:

»Was stört Ihr mich in meinem Beginnen, ungebetener Gast? Was geht es Euch an, ob ich in der Welt bin, oder nicht?«

»Nur nicht so hitzig, Freundchen, erwiderte der Diabolische. Ihr würdet an der Welt, und sie an Euch verlieren, wenn ich es zuliese, daß Ihr Euch so mir nichts dir nichts in das andere Leben hinüber befördertet! Junger, überspannter Thor, wohin verlockt Euch Eure Schwärmererei?«

»Haltet Ihr mich für einen romantischen Emsfindler?« versetzte Valerio. »Da irt Ihr, mein Guter. Ich klage über nichts, ich bin kein langweiliger Melancholikus und bitte bei Niemand um Mitleid; aber ich sehe auch nicht ein, wenn mir in meiner Wuth die Wille beikommt, mich zu erschließen, wie sich ein Anderer erschrecken kann, mich davon abzuhalten, und meinem freien Willen in die Faget zu fallen. Ich mag nun einmal nicht leben! Wollt Ihr mich dazu zwingen?«

»Macht mir doch das nicht weis! Die Existenz hat für Euch alle die Reize, die sie für einen jungen

Mann von Euerm Jahren haben muß, entgegnete der Dämonische, und Ihr dankt mir es vielleicht noch einmal, daß ich Euch heute in die Duere gekommen bin. Laßt Euch keine grauen Haare darüber wachsen, daß Euch Euer verblendeter Vater versucht und enterbt hat! Ein Mensch in Euerm Alter hat die Eltern nicht nöthig! Und Euer Unglück im Spiel — das ist ja nur Narrenspoffe! Ich gewann heute zehnmal mehr, als Ihr verlorst. Meine Verhältnisse gestatten mir, einen Theil davon zu entbehren. Ihr seid von aller Baarschaft entbloßt; es wäre mir ein besonderes Vergnügen, wenn es Euch gefiele, diese funfhundert Crusado's von mir anzunehmen!«

Valerio zauderte ein wenig, die ihm dargebotene Summe in Empfang zu nehmen; doch indem er seine Lage überdachte, fand er es rathsam, die ihm winkende Hülfe in dem Momente der äußersten Verlegenheit nicht abzuweisen. »Ihr seid sehr gütig!« sagte er nach einiger Ueberlegung. Nun gut! Ich nehme Eure Hülfe an! Sobald, als es mir möglich ist, zahle ich Euch das Geld zurück. — Doch wünscht Ihr nicht zuvor eine schriftliche Obligation?« fragte er hinzu.

»Ach, dessen bedarf es gar nicht,« versetzte der Diabolische; »Ihr könnt bei mir, wenn Ihr klug sein wollt, noch viel mehr verdienen.« Näher tretend raunte er Valerio in's Ohr: »Sagt einmal, wie haltet Ihr's denn? Seid Ihr den Spaniern ergeben oder den Portugiesen?«

»Ich habe mich um die politischen Verhältnisse bisher wenig bekümmert,« war Valerio's Antwort,

»und muß meine in dieser Hinsicht ziemlich indifferenten Gefinnungen eingestehen.«

»Sah ich es Euch doch an!« sagte der Diabolische; »Ihr liebt trotz Euerm Versuch Euch todzuschießen, das Leben und seine Vergnügungen, und Solche machen sich mit politischen Faktionen wenig zu schaffen. Aber zugleich habt Ihr so ein gewisses Ansehn, als ob Ihr nicht unfähig wäret, mit Euerm Arme ein Schwert zu führen, und Thaten zu vollbringen, die den Anspruch auf den Namen eines Mannes erhöhen. Ich könnte Euch da ein recht schönes Feld eröffnen.«

»Da kämet Ihr meinem Wunsche entgegen,« versetzte Valerio. »Ich würde, sofern es sich mit meinem Gewissen vertrüge —«

»Ha, Gewissen!« entgegnete der Diabolische. »Was ist das Gewissen? Ein ausgezeichnete Mensch hat kein Gewissen. Nur die Schwachen lassen sich von diesem moralischen Popanz bei der Nase herumführen und bleiben darum ewig klein. Redet mir von Bedenklichkeiten, von Besorgnissen, von der Unmöglichkeit etwas zu thun, aber bleibt mir nur mit dem langweiligen, ledernen Ausdruck »Gewissen« vom Leibe! Ich habe für Euch einen Vorschlag. Es gibt Leute, denen ein großer Gefalle geschähe, wenn —« bei diesen Worten sah sich der Diabolische nach allen Seiten um, ruckte noch näher und fuhr noch leiser fort — »wenn ein gewisser Jemand —«

Hier zog er die Hand an der Gürtel vorbei, und fragte: »Versteht Ihr mich?«

»Wie? haltet Ihr mich für einen Gehlabtschneider?« entgegnete Valerio entrüstet.

»Wst! Wst! Nur nicht so laut! Seid doch nicht so unklug und unvorsichtig!« versetzte der Dämonische.
 »Es gibt ja tausenderlei Fälle. Wie nun, wenn der von mir Gemeinte Einer wäre, der den Tod verdiente, wenn es ein rechter Bösewicht, ein rechter Schurke wäre?«

»Nun so sagt, wen meint Ihr? Wer ist's?«
 Der Diabolische sah abermals überall umher und sagte Valerio in's Ohr: »Es ist — es ist der Herzog von —«

Bei diesen Worten fiel ein Schuß, und der Diabolische sank blutend zu Boden. Einen Augenblick schwankte Valerio, ob er eiligst fliehen, oder bleiben sollte; doch im Bewußtsein seiner Unschuld entschied er sich für das Letztere und suchte dem Schwerverwundeten Hülfe zu leisten.

In demselben Momente erschienen Ebirren mit entlöstest Schwertern; da Valerio das Pistol, mit dem er sich selbst erschießen wollte, und das ihm der Diabolische im Verlauf des Gesprächs zurückgegeben hatte, noch in der Hand hielt, so war nichts natürlicher, als daß ihn die Häscher für den Thäter hielten. Sie schafften den mit dem Tode Ringenden fort, und Valerio wurde in das Gefängniß der Criminalverbrecher abgeführt.

II.

„Aus diesen Mauern weht der Tod mich an!“

Langsam schlichen Valerio die Stunden in einem dumpfen unterirdischen Kerker dahin. Die starken, feuchten Mauergerölbe umher, der Mangel an Licht, an Beschäftigung, und die schauerliche Einsamkeit versetzten seinen Geist in eine Stimmung, die allen seinen Gedanken eine noch dunklere Färbung gab. Man hatte ihn nicht an Ketten geschlossen, da der Ort hinlänglich sicher war; das Gefängniß hatte keine Fenster, und das mächtige eiserne enggegitterte Thor hinderte jedes Entkommen. Erst nach zwölf Stunden erschien der Gefängnißwärter, um ihn mit einigen geringen Lebensmitteln und einem Trunk Wasser zu versorgen.

Tausendmal wünschte er, daß sein Versuch, sich zu ermordeu, gelungen sein möchte, da seiner vielleicht hier ein weit elenderer Tod wartete. Zuweilen fuhrte er sich jedoch wieder beruhigt, und hoffte, daß seine Unschuld an dem ihm zugetrauten Morde an den Tag kommen werde. Freilich war diese Hoffnung nur schwach und unsicher; denn von Hunderten, die an diesen Ort gebracht worden waren, hatte man nichts wieder gehört und gesehen. Noch war kein Schlaf in seine Augen gekommen; zerrüttet von düstern Phantasieen warf er sich auf sein modriges Strohlager, wo

er endlich, an Körper und Seele erschöpft, entschlummerte.

Er mochte ungefähr einige Stunden geruht haben, als ihm träumte, es beuge sich die Gestalt eines lieblichen Mädchens über ihn, die ihm wunderbar bekannt erschien, ob er sie gleich noch nie gesehen hatte. Ihr sanftes, blaues Auge wollte auf ihm mit einem Entzücken, in das sich Schmerz zu mischen schien; er fühlte, wie ihre herabwallenden, gelösten Locken seine Wangen berührten; jetzt war es ihm sogar, als wenn sie seine Hand sanft erfaßte.

Aus dem Traum erwachend erhob er sich, fuhr aber nicht wenig befremdet zurück, als er wirklich ein ihm nahe, jedoch von seinem süßen Traumbilde himmelweit verschiedenes Wesen erblickte. Vor ihm stand nehmlich, eine Laterne in der Hand haltend, ein altes, zahntloses, herenartiges Weib, eine lange Figur, mit aufwärts gebogener Nase, welken Lippen, spitzem Kinn, gelber Gesichtsfarbe, deren Widerlichkeit durch Haare und Warzen um den Mund erhöht wurde, und mit schwarzen Augen, die eine wilde Leidenschaftlichkeit der Seele verkündeten. Um den Kopf hatte sie ein weißes Messeltuch geschlungen, unter dem sich ihre schwarzen Haare schlangenähnlich herunterringelten; über die Brust trug sie eine Saloppe von verschossenem und beschmutzten Scharlach und darunter eine blaue grobleinene Kleidung. Sie würde das Aussehn einer gewöhnlichen armen Bäuerin oder Bettlerin gehabt haben, wenn nicht ihre fette, trockne Haltung und ihre höchst eigenthümlich markirte Physiognomie ihrer Erscheinung einen seltsamen phantastischen Anstrich gegeben hätten.

»Was willst du von mir, Scheusal?« fuhr sie Valerio an. »Wer gab dir Gewalt, hier einzudringen, und meine Ruhe zu stören?«

»Ei, ei, Söhnchen! Gemach! Gemach!« grinste ihn die Alte an. »Das ist ein schlechter Willkommen für die arme Dora, die es gut mit Euch meint, und Euch gern aus diesem Hundelocher führen möchte!«

»Du mich befreien?« sagte Valerio mit zweifelhaftem Tone, sie von oben bis unten mit prüfenden Blicken messend. Und dürfte ich wohl fragen, welchem Umstande ich das Glück einer so lebhaften Theilnahme Euerseits zu verdanken hätte?«

»Spottet immer zu!« versetzte Dora kaltblütig. »Kann ich doch in jedem Augenblicke gehen, und Euch lassen, wo Ihr seid! Auch habe ich eben keine Lust, Euch auf neugierige Fragen zu antworten. Doch ich liebe Euch, das sei Euch genug. Ich liebe Euch als einen unverständigen Knaben, der die guten Absichten derer nicht durchschaut, die sein Bestes wollen.«

»Ihr liebt mich? Und Ihr kennt mich gar nicht? Ihr interessirt Euch für mich, und ich gehe Euch nichts an?«

»Hm! — Ich Euch nicht kennen?« erwiderte Dora. »Das macht mich lachen! Da Ihr noch reich waret, haßte ich Euch; nun aber, da Euch Euer Vater verfließ, da Ihr Euer letztes Hab' und Gut im Spiel verloret, nun da Ihr arm seid, wie ein Bettler, nun lieb' ich Euch. Denn ich haßte alle Reichen, Eure Mutter, Aquilar den Schwarzen und den ebenen Herzog von Braganza ausgenommen; ich haßte jeden, der etwas besitzt, ich verwünsche und verfluche

alle Begüterte täglich tausendmal! Nur die Armen sind mir theuer. Ihnen wird bald die Welt gehören! Es wird Alles umgestürzt werden; die Zeit der Rache kommt — dann werden Fürsten Bettler und Bettler Fürsten sein!«

Dora hatte diese Worte mit einer Art von prophetischer Wuth gesprochen — sie hatte den Arm erhoben und ihre Gestalt war riesenhaft emporgewachsen — ihr Auge funkelte von einem feherischen, geisterhaften Glanz — sie schien mit ihrer Seele abwesend — doch jetzt kehrte ihr die Besinnung zurück.

»Eilt, Valerio, wenn Ihr frei sein wollt!« sagte sie, »und vertraut Euch meiner Leitung!«

»Und wenn ich es nun vorzüge, im Bewußtsein meiner Unschuld die Aufklärung meiner Angelegenheit hier ruhig zu erwarten?«

»So seid ein Thor! Seht hier!« rief sie, indem sie moderne Gebeine von dem Fußboden aufhob und damit fürchterlich klapperte. »Solche Reliquien werden vielleicht auch von Euch bald nur noch übrig sein!«

Diese Worte, mit der schrecklichen Demonstration begleitet, machten allerdings auf Valerio einen schauerlichen Eindruck. Auf einmal ertönten draußen vor dem eisernen Gitterthor schwere Tritte.

»Eilt! Eilt! Folgt mir!« ermahnte Dora. »Dort im Winkel der geheime Gang — ich öffne die verborgene Thür — Zögert keinen Augenblick — sonst sind wir verloren!«

Doch indem Dora den Zaudernden mit sich fortziehen wollte, erklangen schon nahe Männerstimmen.

Und so entfloß denn Dora, ihr eignes Wohl bedenkend, und ließ Valerio zurück.

Der Kerkermeister erschien mit mehreren Gerichtsdienern, die Valerio zu einem Verhör abführten. Obwohl das Aeußere des jungen Mannes und sein offenes und unbefangenes Benehmen mit dem Vorgehen einer so verbrecherischen That, als man ihm schuld gab, in einem auffallenden Widerspruche stand, so trugen doch mehrere Umstände dazu bei, den Argwohn zu bestätigen. Der durch den Schuß Getroffene war Haushofmeister bei Vasconcellos, dem Staatssecretar der Vicetrönigin Margaretha; Vianna — so hieß er — hatte an jenem Abend eine große Summe im Spiel gewonnen, Valerio dagegen das Spielzimmer in sichtbarer Verzweiflung verlassen. Was schien nun natürlicher, als daß Valerio in der Nähe des Hotels dem Vianna auslaute, ihm nach der einsam gelegenen Kirche folgte, und dort einen Mordversuch auf ihn machte, um ihn seines reichen Gewinns zu berauben? Dieser Verdacht wurde dadurch, daß man Valerio ein Pistol in der Hand haltend fand, fast zur Gewißheit gesteigert.

Valerio fuhrte für sich an, daß es sehr unklug gewesen sein würde, sich eines Mordgewehrs zu bedienen, dessen Gebrauch mitten in der Stadt sogleich Aufmerksamkeit erregen mußte, und daß hier ein Dolch weit passender zum Ziele geführt haben würde; er berief sich auf seinen bisher harmlosen Lebenswandel, und erbot sich, in Betreff seines sittlichen Betragens Bürgen zu stellen; vor Allem aber wünschte er, daß Vianna, der bis jetzt mit dem Tode ringend, wild

phantasirend und völlig bewußtlos gelegen, so weit hergestellt werden möchte, daß er selbst Valerio's Unschuld bezeugen könne.

Indeß alle Betheurungen, Wünsche und Vorstellungen blieben fruchtlos. Valerio wurde wieder in seinen Kerker zurückgebracht.

Dort erschien ihm die seltsame Dora nochmals. »Vianna stirbt!« sagte sie. »Er liegt in Fieberwahnwitz; jeder Augenblick kann sein letzter sein, und dann bleibt der Verdacht jenes Mordes auf Dir haften. Dann ist Dein Tod gewiß! Und Vasconcellos wird dafür sorgen, daß es ein möglichst qualenvoller sei! Den Mörder seines Günstlings Vianna wird er wie Einen betrachten, der ihm seine rechte Hand abgehauen hat. Also folge mir, ohne zu überlegen!«

Doch auch diesmal wies Valerio alle Rettungsvorschläge des ihm unbekannten widerlichen Weibes ab, deren zudringliche Erscheinung ihm ein Rathsel blieb. Durch Furcht glaubte er erst einen noch höhern Argwohn zu erwecken. Er erklärte daher Dora seinen festen Entschluß, hier zu bleiben, und gebot ihr, zu gehen, und sich seinetwegen nicht ferner zu bemühen.

»Nun immerhin!« sagte sie. »So sterbt und verderbt! Oder wenn ihr mir heiler Haut davon kommt, so seid dazu verdammt, Eure Tage im elenden Sklavendienste der Spanier zuzubringen! Wollt Ihr der Unfrige nicht sein, so fallt meinethwegen in die Klauen des Teufels!«

Nach diesen Worten verschwand die geisterhafte Alte durch die geheime Thür in der Mauer, von wel-

der Valerio in der stockdunkeln Finsterniß lei-
 Spur entdecken konnte.

In der Einsamkeit gab er sich von neuem den
 Betrachtungen über sein Schicksal hin. Bald brach
 er in laute von keinem Ohr gehörte Verwünschungen
 aus, und überließ sich dem stürmischen Toben der Ver-
 zweisung, bald erinnerte er sich mit sanfter Wehmuth
 so-mancher schönen Tage einer glücklichen Vergangen-
 heit, bis endlich seine erschöpfte Natur dem Schlummer
 unterlag.

Seine aufgeregte Phantasie gebär allerlei wilde
 Träume; doch immer umgaukelte ihn wie ein helles
 Sternbild unter düstern Wolken die Erscheinung jenes
 lieblichen Mädchens, die ihn mitten unter Schrecknis-
 sen aller Art mit einer wunderbaren Heiterkeit erfüllte.
 Sie sah ihn tieffehnsüchtig mit ihren blauen Augen an,
 aber immer, wenn er ihre Hand fassen wollte, warf
 sich ein kleiner, widerlich aussehender Mann zornig
 zwischen ihn und sie, und rief: »Nimmer, nimmer
 kann sie die Deinige sein!«

Doch verlassen wir jetzt unsern Gefangenen, um
 uns anderswohin zu wenden.

III.

„Ihr littet Schmach — ich will sie Euch vergüten!
Ergebt Euch mir — Euch winkt ein schöner Lohn!“

Wasconcellos klingelte; Lopez erschien.

»Nun wie steht's? Was bringst Du Neues? Welche Nachrichten hast Du aus Traz os Montes?«

»Keine sonderlich angenehmen!« versetzte Lopez.

»Die Stimmung der Einwohner scheint bedenklich; die Räuberbande des sogenannten schwarzen Aquilar erlaubt sich immer größere Frevel. Kürzlich haben sie die Häuser mehrerer spanischer Edelleute und Beamten angezündet und den Marquis Serpa ermordet!«

»Was sagst Du? Meinen Freund Serpa! Die edle Portugiesengeißel! Einen Liebling des Königs von Spanien und meines Gönners, des Herzogs von Olivarez? Beim Himmel, das soll schwer gerochen werden! Doch weiter, weiter!«

»Der Herzog von Braganza hält immer mehr Feste und große Jagden; auch vergrößert er täglich seinen Hofstaat und sein Gefolge.«

»Es ist sehr gut, wenn er seine Tage in Lustbarkeiten hinbringt; da wird er auf keine ernstern Gedanken kommen.«

»Die Recrutirungen zu Dämpfung des Aufstandes in Catalonien haben an mehreren Orten unruhige Auftritte herbeigeführt. Die Bürger von Porto, Lamego und Braga zeigen sich besonders widerspenstig.«

»Was? Die Bürger? Auch der Adel soll mir dran! Es gilt, den Kern des portugiesischen Volkes aus dem Lande zu entfernen. Es soll jede Zwangsmaassregel angewendet werden, Kerker, Peitsche, und nöthigen Falles Todesstrafe!«

»Die neue Kriegsteuer erregt Unzufriedenheit.«

»Wenn giebt ein Volk wohl ohne Murren?«

»Man hat sich Thätlichkeiten erlaubt. Die Zollbeamten zu Evora sind von dem Pöbel gemißhandelt worden. Doch gelang es den Soldaten, sich mehrerer Räubersführer zu bemächtigen. Man hat sie hieher nach Lissabon gebracht; sie sitzen in den Thürmen von Sankt Vidente.«

»Sie sollen sogleich erschossen werden!«

»Die Fidalgo's Lagos, Pacheco, Cadaval und Alvazoga äusserten gestern bei einem Gastmahl in dem Hotel von Estremadura verdächtige Gesinnungen.«

»Ihre Güter sollen ohne Weiteres eingezogen, und sie selbst in die Gefängnisse des Forts Bogio abgeführt werden.«

»Aber,« fragte Lopez, »ist es nicht vielleicht nöthig, die Vizekönigin vorher von diesen Maassregeln in Kenntniß zu setzen?«

»Nein, Lopez! Denke Du Deines Theils an die rasche Vollziehung dieser Aufträge, und die Verantwortung laß meine Sorge sein! Was ist diese Königin, als eine bedeutungslose Spielpuppe? Sie hat den Titel, und wir die Macht. Mag sie immer bei dem spanischen Hofe klagen; man weiß dort unser Verfahren schon aus dem rechten Gesichtspunkte aufzufassen.«

»Es geschehe nach Eurer Excellenz Ermessen, erwiederte Lopez. — Doch noch Eins. Der junge des Attentats auf Vianna verdächtige Mann erwartet den Befehl, vor Euch zu erscheinen.«

»Ruf ihn sogleich herein!« gebot Vasconcellos. Lopez entfernte sich, und Valerio erschien.

»Es thut mir unendlich leid,« hob Vasconcellos, ihm freundlich entgegentretend, an, »daß Ihr einige sehr unangenehme Tage erleben mustet. Der Schein war allerdings gegen Euch. Doch die Aussage meines Dieners Vianna, dessen Zustand sich anfangs zu bessern, befreit Euch von aller Schuld. In so fern einer meiner Leute Veranlassung wurde, Euch unwerdente Schmach und Unannehmlichkeiten zuzufügen, erachte ich es für meine Pflicht, Euch alles Böse nach Kräften zu vergüten. Sagt, womit könnte ich Euch wohl einen Dienst erzeigen? Nehmt Platz, und redet gegen mich frei und offen!«

»Ew. Excellenz wohlwollende Theilnahme versöhnt mich hinlänglich mit dem mir nur durch einen Irrthum widerfahrenen Unrecht,« versetzte Valerio. »In diesem Augenblicke genügt mir schon meine Freisprechung von der Schuld an jenem verabscheuungswürdigen Verbrechen, dessen wahren Thäter das Dunkel der Verborgenheit umhüllt. Ich freue mich der wiedererlangten Freiheit.«

»Doch die Freiheit genügt im Leben nicht; sagte Vasconcellos; sie ist allerdings unser höchstes Gut, aber es müssen sich mit diesem so manche andere Güter vereinigen, um uns dasselbe schmachhaft und gnußreich zu machen.«

Wolken eines tiefen Mißmuths umzogen Valerio's Stirn, der die Wahrheit dieser Bemerkung tief empfand.

»So viel ich von Euch weiß, seid Ihr nicht glücklich, fuhr Vasconcellos fort. Ihr wolltet Euch in einem Anfall von Verzweiflung ermorden; — Ihr verspieltet Euer Geld, Ihr seid ohne Baarschaft —

»Ach, das wäre das Wenigste, versetzte Valerio, aus tiefster Brust Athem holend; aber daß mich mein Vater verstieß, daß er mich verfluchte —«

»Warum?« fragte Vasconcellos mit Mienen des Erstaunens.

»Weil er glaubte, daß ich zu meiner Stiefmutter in einem unerlaubten Verhältnisse stehe. Mein jüngerer Bruder Dionys, ein boshafter, von dem Vater mir stets vorgezogener und dadurch noch mehr verdorbener Mensch, verläumdete mich bei ihm; der Vater glaubte den Anschwärzungen des Lügners, und verstieß mich auf ewig von seinem Angesicht, obwohl, da sei Gott mein Zeuge! meine Seele rein ist und ich nie an das mir schuldgegebene Verbrechen gedacht habe.«

»In Eure Familienangelegenheiten kann und mag ich mich freilich nicht mischen,« versetzte Vasconcellos. »Doch vermöge meiner unumschränkten Macht in dem ganzen Königreiche Portugal wäre mir es ein Leichtes, Euch furchtbar an Euerm so unwäterlich an Euch handelnden Vater zu rächen. Ich weiß, er ist ein alter trotziger portugiesisch gesinnter Graukopf, der mit seinem grilligen und rauen Wesen seiner jungen zweiten Gemahlin eben keine sonderliche Liebe einflößen wird; er hat auch schon über die Spanier geschimpft

weil wir ihm seine Rathsherrnstelle entzogen haben; bisher nahm ihn immer noch der Erzbischof gegen mich in Schutz; aber ist es Euer Wunsch, so soll er noch heute in's Gefängniß wandern, und Ihr, der Enterbte und Verstoßene, sollt ihn bei seinem Leben beerben!«

Basconcellos sprach diese Worte mit einer Mimik, welche den ihm eigenen tückischen Zug in seiner Physiognomie schärfer hervortreten ließ.

»Um Gotteswillen!« fiel ihm Valerio in's Wort, handelt nicht grausam gegen meinen Vater! Wenn er mich auch verstoßen hat, so würde mein Herz doch bluten, wenn ihm so Trauriges widerführe! Mich dürstet nicht nach Rache; ich wünsche nur, daß ihm der Himmel die Augen öffnen möge, um meine Unschuld zu erkennen. Bis dahin will ich gern mein Schicksal tragen, und mich, wenn es möglich ist, mit eigner Kraft durch das Leben schlagen!«

Sagt mir einmal aufrichtig,« fragte Basconcellos, indem er Valerio scharf sirirte, »theilt Ihr den Haß Eurer Landsleute gegen die Spanier?«

»Ich bin, versetzte Valerio, meiner Gesinnung nach eine Art von Kosmopolit; mir sind alle Völker gleich, und ich lobe mir jede Regierung, unter welcher ich mich wohlbefinde.

»So würdet Ihr uns wohl mit Eifer dienen, wenn wir Eure Dienste würdig schätzten und belohneten?«

Valerio sann einen Augenblick nach. Während dieser Pause öffnete sich die Thür und ein reizendes, höchst liebliches Mädchen ging durch das Zimmer nach einem Seitenkabinet. Ein leichtes Gewand von blaß-

blauer Seide waltte um die anmuthige, schlanke Gestalt. Perlenschnüre, ihr einziger Schmuck, ringelten sich um die weißen Arme und den schönen Busen, und zogen sich durch die dunkelblonden Locken; aus dem blühenden Gesicht lachte der sanften Augen tiefblauer Himmel. Betroffen starrte ihr Valerio nach; es war dieselbe holde Gestalt, die ihm in seinen Träumen in dem Kerker erschien.

»Nun, mein Freund, Ihr bleibt mir die Antwort schuldig?« hob Vasconcellos wieder an.

»Alles! Alles! Ja Alles will ich für Euch thun,« rief Valerio in auffallender Ertause aus; »Alles, was sich mit meinem Gewissen und meiner Ehre verträgt!«

»Kein Lohn ist so hoch, sagte Vasconcellos, der dem muthig Wagenden nicht einfl zu Theil werden könnte!«

Valerio, der diesen Worten eine auf Beatrix bezügliche Deutung gab, bat Vasconcellos, ihm die Art auszusprechen, auf die er ihm dienen könne.

»Ich brauche einen Menschen, mir treu ergeben, klug und muthig zugleich, welche Eigenschaften ich Euch zutrane. Die Stimmung der Provinz Traz os Montes setz uns seit längerer Zeit in Sorge. Die dort ihr Wesen treibende Räuberbande des schwarzen Aguilar scheint uns eine Bedeutung zu erlangen, an die wir früher nicht dachten. Unser Aufruf an die dortigen Edelleute, sich der Räuber zu bemächtigen, hatte keinen Erfolg. Und so liegt uns denn daran, über die bedeutliche Zusammenrottung der rohen Menschen eine nähere Aufklärung zu erhalten. Ich mache Euch nun

den Vorschlag, dahin zu reisen, die Bande in ihrem Sitz aufzusuchen, wenn Ihr es nöthig findet, Euch derselben scheinbar anzuschließen, um ihre Absichten genau kennen zu lernen, dann aber, wenn Ihr genug wißt, bei passender Gelegenheit zu entfliehen, und mir Eure Entdeckungen mitzutheilen. Habt Ihr Lust zu diesem Unternehmen?«

Nach einem Moment der Ueberlegung erklärte Valerio, der nichts Unrechtes an der Sache sah, seine Bereitwilligkeit. Nachdem ihm Vasconcellos noch einige nähere Andeutungen gegeben, folgte Valerio seiner Einladung zu Tische. Valerio verlebte einen höchst heitern Nachmittag in der Nähe der liebenswürdigen Beatriz, die seine Huldigungen mit einer bezaubernden unschuldigen Freundlichkeit aufnahm und oft verstohlen ihre tiefblauen Augen nach ihm wandte. Erst spät Abends schied er, um mit Anweisungen auf mehrere Handelshäuser der zu passirenden Städte von Vasconcellos versehen, schon morgen seine Reise anzutreten.

IV.

„Wohl hab' ich Alles, was zum Glück gehört,
Und doch bin ich nicht glücklich.“

Valerios Vater, der Kaufmann Bemós, gehörte zu den angesehensten Bürgern Lissabons. Im Besitze eines großen Vermögens, mehrerer Häuser und Landgüter, und in weitausgebreiteten Handelsverbindungen

stehend, durfte er sich nicht über Fortunat's Mißgunst beklagen, die bisher allen seinen Unternehmungen hold gewesen war. Aber dennoch fühlte er sich nicht glücklich. In dem Alter von sechs und fünfzig Jahren, fast zehn Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau, hatte er die junge neunzehnjährige Tochter des ihm gleich angesehenen Handelsherrn Corre geheirathet. Der streng erzogenen Blanka Corre waren frühzeitig Grundsätze eingeprägt worden, welche jeden romantischen Anflug irgend einer schwärmerischen Empfindung aus der Seele des Mädchens verbannen und kalte Ueberlegung als Leiterin ihres Denkens und Handelns in ihre Brust pflanzen sollten. In der Religion hatte sie der fromme Pater Ignatius, ein bereits siebenzigjähriger Benedictinermönch, unterrichtet, und ihr als scharfer, eifriger Moralist die strengsten Ansichten über ihre Pflichten beigebracht. Da die Chefs der beiden Handelshäuser schon seit einigen Jahren die Heirath projektirten, so wurde Blanka nur selten Gelegenheit gegeben, an den Vergnügungen theilzunehmen, und wenn es ja einmal geschah, so wachten Vater und Mutter über jeden ihrer Blicke. Durch seine täglichen Besuche in Corre's Hause wurde Lemos mit der reizenden Blanka näher und näher bekannt; es entspann sich zwischen ihr und ihm ein Verhältniß wie zu einem älteren geachteten vertrauten Freunde. Und wenn auch trotz diesen Einleitungen Blanka der erste Heirathsantrag von Lemos Seite besremdend vorkam, so gewöhnte sie sich doch nach und nach an den Gedanken, seine Gattin zu werden, und da die Eltern davon wie von etwas sprachen, was ganz in der Ordnung wäre,

und was ihr wahres Glück mit Sicherheit begründen werde, so ergab sie sich ohne Widerstreben in ein Schicksal, das ihr als eine Bestimmung des Himmels erschien.

Die Empfindungen der eigentlichen Liebe waren ihr noch unbekannt geblieben, als sie mit Lemos zum Altare ging. Eine aufrichtige Zuneigung zu dem ihr wohlwollenden Manne dünkte ihr hinreichend, um sich auf zeitlebens an ihn zu binden, und der Wunsch ihrer Eltern erschien ihr als heilige Pflicht.

Lemos that seinerseits Alles, um der jungen Gattin heitere Stunden zu bereiten. Er veranstaltete häufige Festlichkeiten, wobei es nicht fehlen konnte, daß seine schöne Gemahlin ein Gegenstand der Aufmerksamkeit wurde. Dieß erweckte seine Eifersucht bald in dem Grade, daß er der harmlosen Blanka nicht nur harte Worte sagte, sondern auch alle Gesellschaften einstellte. Und so bildete sich zwischen den beiden an Jahren so weit verschiedenen Eheleuten ein drückendes, gespanntes Verhältniß. Seine Liebe war eine quälende Tyrannin; die ihrige sollte eine slavische Duldin sein.

Blanka's sanfter Charakter und ihr reines Bewußtsein erleichterten es ihr, die cholerischen Ausbrüche der Heftigkeit von Seiten ihres Mannes zu ertragen, der ihr oft einen bloßen Blick zum Vorwurf machte; schweigend hörte sie seine ungerechten Beschuldigungen an, und begnügte sich damit, im Stillen darüber zu weinen, und den Himmel um Beistand zu ruhiger Duldung ihrer Leiden anzurufen.

Wohl hatte sich ihr Valerio, ihr Stiefsohn, in solchen Stunden zuweilen gefähert, und mit inniger

Theilnahme nach der Ursache ihres Kummerd geforscht; aber wenn es ihrem verwundeten Herzen auch wohlthat, eine theilnehmende Seele zu finden, so entschlüpfte ihr doch dann kein Wort der Klage über Lemos, und noch viel weniger erlaubte sie sich, gegen Valerio ein Gefühl bliden zu lassen, das vielleicht in der Tiefe des Busens schlummern mochte, welchem aber Zunge zu leihen sie für ein Verbrechen gehalten haben würde. Valerio seinerseits empfand für Blanka ein bloßes, lebhaftes Mitleid; und sie dagegen gewöhnte sich daran, in trüben Stunden von ihm ein erheiterndes Wort zu hören; er verehrte das liebenswürdige, duldende Wesen wie eine Heilige, und hatte sich in dem Umgang mit ihr keinen sündigen Gedanken vorzuwerfen.

Auch würde vielleicht jeder Argwohn von Lemos fern geblieben sein, wenn nicht die Verläumdung des boshaften Dionys geschäftig gewesen wäre, Unheil anzustiften.

Es giebt Menschen, die kaum einen Tag leben können, ohne Andern Böses zuzufügen. Ein solcher war Dionys, Valerio's jüngerer Bruder. Mit seiner Neigung zur Verschwendung verband sich eine grenzenlose Habsucht. Langst nährte er den Plan, sich künftig einmal in den Alleinbesitz von seines Vaters Vermögen zu setzen. Dabei stand ihm sein Bruder, den er seit früher Jugend hasste, im Wege. Die zweite Heirath seines Vaters und die Befürchtung neuer Nachkommenschaft machte ihm wieder einen Strich durch die Rechnung.

Doch sein erfinderischer Kopf wußte sich zu helfen. Tage lang brütete er, um das Verderben seines Bruders und seiner Stiefmutter zu ersinnen. Er freute sich im Stillen, als er ihnen nachschleichend bemerkte, wie sie oft vertraut mit einander sprachen und wartete nur auf eine seinem Plane günstige Gelegenheit, um von dieser Entdeckung den schändlichsten Gebrauch zu machen. Durch sein einschmeichlerisches Wesen wußte er seines Vaters besondere Gunst zu erwerben. Valerio wurde von Lemos mehr und mehr zurückgesetzt und immer unfreundlicher behandelt, ohne daß er die Ursache davon ergründen konnte. Es war beinahe natürlich, daß er sich von dieser Zeit an noch entschiedener zu Blanka neigte, wenn auch nur, um den ihm räthselhaften, mürrischen und finstern Blicken des Vaters zu entgehen. Dionys ließ gegen Lemos mit feblerer Berechnung immer deutlichere Winke fallen, und so wurde ein Gewitter vorbereitet, daß nur auf den geeigneten Zeitpunkt zum Ausbruch wartete.

Die verhängnißvolle Stunde erschien; Lemos überraschte, von Dionys geleitet, eines Tages seine junge Gemahlin im Garten, weinend, das Haupt an Valerio's Brust gesenkt. Von diesem Augenblicke an war Valerio verstossen; der Vater trat nach ihm mit den Füßen und verfluchte ihn.

Furchtbar wüthete Lemos mehrere Tage hindurch auch gegen Blanka. Doch ihr ruhiges und edles Benehmen bei seinem Zorn und die himmlische Macht der Unschuld siegte endlich über seine blindtobende Leidenschaft, zu Dionys' großem Aerger, der schon gehofft hatte, daß er auch sie für immer verstossen werde.

Nach der Gewohnheit cholertischer und hitziger Menschen bat er ihr nach einigen Tagen den ihr bereiteten Verdruß ab, versicherte sie seines besten Zutrauens, und wälzte alle Schuld auf Valerio, den er einen Verführer nannte, der nie wieder sein Haus betreten solle. Seine Wuth, indem er von ihm sprach, war so groß, daß Blanka kein Wort zu seiner Entschuldigung vorbringen und noch viel weniger eine Fürbitte wagen konnte.

So war der Ausgang der Sache für Dionys ein unbefriedigender. Doch tröstete er sich mit der Hoffnung, daß das jezt nur halb Gelingene vielleicht sehr bald ganz gelingen werde. Auch daß sein Bruder überhaupt noch lebe, und daß es vielleicht dem Vater einmal einfallen könne, ihn wieder als Sohn aufzunehmen, war ihm ein unerträglicher Gedanke. Es lag ihm daher Tag und Nacht im Sinn, Valerio's Aufenthalt auszukundschaften und ihn wo möglich heimlich aus dem Wege zu räumen.

Doch für heute hatte er einen andern Plan auszuführen. Alle seine Bemühungen, sich die schöne Tochter des Oberlandjägermeisters Georg Mello geneigt zu machen, waren schlaggeschlagen. Elvira hatte immer Andere vorgezogen und ihn kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit gewürdigt. Er wußte, daß sie sich in diesen Tagen auf ihrem Landgute an den Ufern des Tajo nahe bei der Stadt aufhielt, und hatte in Erfahrung gebracht, daß sie dort öfters des Abends in der Begleitung einer einzigen Dienerin an den Ufern des Flusses lustwandele. Ein Ausflug nach einigen nahegelegenen schönen Gegenden ließ ihn den Vorwand, sich auf einige Tage vom Hause zu entfernen.

Er verließ Nachmittags die Stadt, und wandte sich des Abends in die Nähe von Mello's Quinta (Landgut), wo er einige rohe, vorher gedungene Fischer mit einer Gondel bereit fand, seine Befehle zu vollziehen. Lange lauschte er vergebens; es war Alles still um die Quinta. Doch endlich öffnete sich eine Gartenthür, und Elvira trat mit ihrer Begleiterin heraus. Aus der Entfernung bemerkte sie die Nähe der lauernden Männer nicht, und wandelte sorglos an den Ufern des Tajo dahin. Dionys eilte mit seinen Gesellen den Frauenzimmern vorsichtig nach, und erst als sich die letztern ungefähr eine halbe Stunde weit von der Quinta entfernt hatten und den Rückweg antraten, verbargen sich die Lauerer hinter ein Gebüsch, aus dem sie plötzlich auf die vorübergehenden Damen losstürzten.

»Entsetzliche, was wollt Ihr thun?« rief Elvira mit einem Schrei des Schreckens aus.

»Nichts Böses, schöne Donna, nichts,« versetzte Dionys, »wenn Ihr mir jetzt ohne Umstände ganz ruhig folgt.«

Elvira wollte um Hülfe rufen.

»Seid still,« drohte Dionys, »oder dieser Dolch macht Euer Leben im Augenblick ein Ende!«

Sie strebte sich loszureißen, doch die starken Männer faßten sie mit nervigen Armen und rissen ihren Raub höhnlachend mit sich fort nach der am Ufer angelegten Gondel, worauf die Fahrt rasch begann. Die Begleiterin Elvirens war entflohen.

»Hab' ich Euch nun endlich, schöne Widerspenstige?« hob Dionys an; nun gebt Euch nur zufrieden. Einige Frauenzimmer fängt man mit Schmeiche-

leien, andere mit Liebesbetheurungen, andere mit List, und andere mit Gewalt. Doch beruhigt Euch! Euch soll kein Unheil widerfahren. Ich werde Euch auf eine Zeitlang in einen sichern Gewahrsam bringen; dort sollt Ihr Euer trotziges Wesen ändern, dort sollt Ihr meine Liebe erkennen und würdigen lernen, und wenn ich Euch so zu meinen Gunsten umgestimmt habe, dann sind wir am Ziele und ich führe Euch zum Altar! «

»Nie! In alle Ewigkeit nicht, du Niederträchtiger!« entgegnete Elvira mit dem Ausdruck des größten Abscheus.

»Deine Sprödigkeit wird sich Zeit genug in Bärtlichkeit verwandeln!«

»Ich hasse dich, du Tausel!«

»Aus dem Haß wird Liebe!«

»Nicht eher, als bis die Taube den Geier und das Lamm den Wolf liebt!«

»Das wird sich finden, meine schöne Taube!« grins'te Dionys, sich ihr mit Liebflosungen nähernd, denen sie vor Zorn bebend widerstrebte.

Elvira's Lage war eine höchst peinliche. Man denke sich ein Mädchen von hohen körperlichen Reizen, stolz, etwas kokett, doch dabei die Unbescholtenheit ihres Rufes als ihr Höchstes achtend; man denke sich dieses im Bewußtsein ihres Werthes mit ihren Gunstbezeugungen geizende Mädchen in der Macht eines Menschen, dem sie schon oft ihre Abneigung bemerktlich gemacht hatte, und man wird das sie durchkreuzende Gemisch von Angst, Abscheu und Wuth noch erklärlicher finden, wenn man annimmt, daß bereits ein Anderer den Platz in ihrem Herzen besaß, in welchen sich Dio-

nys auf eine rohe und gewaltsame Weise eindringen wollte.

Vorsichtig näherten sich die Fischer dem jenseitigen Ufer, legten den Kahn an einer einsamen Stelle an und führten die Donna heraus. Dionys fastete ihren Arm und riß sie mit sich fort.

»Heilige Maria, wohin führt Ihr mich? Was habt Ihr mit mir vor, Entschlicher?« rief sie aus, und machte einen Versuch, sich loszuwinden.

»Folgt mir, ohne viel zu fragen!« entgegnete Dionys, indem er abermals mit dem Dolche drohte.

»Keinen Schritt weiter! Nehmt mein Leben, wenn es Euch gefällt, aber beim allmächtigen Gott, nie soll meine Ehre Euer Opfer werden!

»Haha! Hier! Hier! An dieser Stelle!« lachte Dionys, indem er den Fischern gebot, sich zurückzuziehen und erst auf seinen Ruf wieder herbeizueilen.

»Jetzt, schöne Donna, nehmt Vernunft an!« fuhr er fort; »Ihr seht, Ihr seid in meiner Macht, also ergebt Euch in Glüte, wo das Widerstreben nichts helfen kann! Bedenkt, ich liebe Euch, ich habe Euch längst im Stillen erkoren, Ihr sollt meine Gemahlin werden! Verzeiht meiner Leidenschaft einen gewaltsamen Schritt, zu dem mich nur Eure Widerspenstigkeit nöthigte, und verglückt mich jetzt mit Eurer Huld!«

Nach diesen Worten umschlang er sie mit wildem Ungestüm und suchte Küsse auf ihre Lippen zu pressen; mit aller Anstrengung ihrer ermattenden Kräfte rang das verzweifelte Mädchen gegen den Schändlichen, der sie zu überwältigen drohte, und so eben war sie im Begriffe, erschöpft zu Boden zu sinken, als sich

Dionys von der Hand eines jungen kräftigen Mannes gepackt fühlte.

»D rettet, rettet mich!« rief Elvire mit matter Stimme.

»Wie? Mello's Tochter? Laß deinen Raub los, Bube!« schrie der Ankömmling, indem er den Desgen zog.

Zwischen Beiden entstand ein Gefecht, und noch ehe die Fischer die Stelle des Kampfes erreicht hatten, lag Dionys blutend am Boden.

Der Befreier Elvirens war kein Anderer als ihr muthiger und gewandter Vetter Don Claudio. Er war seinem Befolge vorausgeeilt, bei dessen Annäherung die Fischer, durch den tragischen Ausgang der Sache erschreckt, die Flucht ergriffen. Auf den entstehenden Lärm eilten mehrere Leute herbei.

Dionys war tödtlich verwundet, und starb schon nach einer halben Stunde. Sein Leichnam wurde in einer Tragbahre nach der Stadt gebracht.

Grenzenlos war der Schreck seines auf einen solchen Fall unvorbereiteten Vaters, und auch Blanca fühlte sich trotz der stets empfundenen Abneigung gegen Dionys erschüttert. Tief schmerzte es Demos, sein Haus nun gerade durch seinen Liebling Dionys entehrt zu sehen und durch seine Todesart zugleich über seinen verdorbenen Charakter Aufschluß zu erhalten.

»Also hab' ich keine Söhne mehr!« rief er aus, sich das Haar zerrauend und tobend in wahnsinnigem Schmerz.

»Den Besten habt Ihr verflohen, und dieser liegt hier!« sagte Blanca auf den Leichnam deutend.

»Ueber den hier, welchem Gott seine Schuld verzeihen möge, hat Euch der Himmel die Augen geöfnet; o möchtet Ihr jetzt das dem edeln Valerio gethane Unrecht erkennen, und ihm Eure Vaterarme wieder öffnen!«

»Ne! Beim ewigen Gott!« rief Lemos, wie im Schwur die Hand erhebend! »Nennt mir seinen Namen nicht mehr. Die giftige Schlange wieder an meinen Busen ziehen? Lieber will ich keine Kinder haben!«

V.

„Leb wohl! Leb wohl! mein Heimatholand!“

In einer eignen Gemüthsstimmung hatte Valerio Lissabon verlassen. Einestheils that es ihm wohl, von einem Orte zu scheiden, wo ihm in den letzten Tagen so viel Trauriges widerfahren war, und er fühlte sein Herz wunderbar erleichtert, als er die Häuser und Straßen nicht mehr erblickte, deren tägliches Anschauen ihn fortwährend an eine verschwundene glücklichere Vergangenheit erinnern haben würde — er schöpfte freier Athem in der freien Natur, und zwar einer Natur, wie sie um einen Wanderer wohl kein anderes Land ausbreitet, als Portugal, dieser Blumen- und Blüthengarten Europas. Doch als er nach mehrmaligem Zurückblicken nun die Thürme des herrlichen Lissabon endlich in Nebel verschwinden sah, da erfasste ihn ein

gewaltiger Schmerz, und er vermochte kaum, seine Thranen zurückzuhalten. Er fuhrte sich mit einemmale so tief allein, so losgeschlagen von aller Welt. Die Zukunft trat mit besorglichen, düstern Bildern vor seine Seele. Von seinem Vater verlassen, seiner Ansprüche auf ein nicht nur sorgenfreies, sondern auch glänzendes Leben beraubt, getrennt von seinen Freunden, abgeschieden von allen den Vergnügungen, deren Strom ihn bisher leicht von einem Tage zum andern hingetragen hatte, versank er in einem Meere von trüben Gedanken. Er ging damit um, sich einen künftigen Lebensplan zu entwerfen, um die seinem Geiste theuer gewordene Selbstständigkeit wieder zu erringen, ein Gut, dessen Verlust der um so bitterer empfindet, der nie nach Jemand zu fragen gewohnt war. Jetzt hing er von Vasconcellos ab. Welche Bahn sollte er nun einschlagen, um zu seinem Ziele zu gelangen? Sollte er den Militärdienst wählen? Aber alle Officierstellen wurden vorzugsweise an Spanier vergeben, und hier fand er immer nur die Aussicht auf eine lange Beförderung, die seiner früheren Gewöhnung nicht entsprochen haben würde. Dabei lebte in ihm ein Ehrgeiz, den nur ein höherer, ihm nicht so leicht erreichbarer, Rang genügte. Sollte er noch zur Fahne der Gleichgültigkeit schwören? Aber ihm fehlten alle die gründlichen Vorkenntnisse, deren mühsamer Erwerbung man wohl auf der Schule die Knabenjahre opfert; als Jüngling jedoch in der schönsten Blüthe seiner Jahre fuhrte er sich nicht dazu aufgelegt, die goldenen, zu heiterm Lebensgenusse winkenden Stunden im dunsigen Studierzimmer zu verbringen. Sollte er ein Handelsmann werden, wie sein

Vater? Davor empfand er, obgleich unter Kaufleuten aufgewachsen, einen noch größern Widerwillen. Welche armselige Sache ist es doch, dachte er, um dieses ängstliche Zusammenscharren von Gold und Schätzen, deren die engherzigen Besitzer am wenigsten genießen, da sie das Materielle und Irdische, welches ihnen Mittel zu höhern Zwecken sein sollte, an sich als das Höchste betrachten, und sich bei dieser Gesinnung nie eines edleren, reineren Geistesgenusses erfreuen, der den meisten von ihnen für Tand und Chimäre gilt!

Doch beschloß er, wie es auch immer kommen möchte, nie bei seinem hartherzigen Vater um Gnade zu betteln. Insofern sich dieser von seinen Verpflichtungen als Vater losgesagt hatte, so glaubte er nun auch aller Verpflichtungen eines Sohnes entledigt zu sein, und wollte nun leben ohne alle Rücksichten auf etwas Anderes als auf sein eigenes Gutedanken. —

Da ihm Basconcellos keine bestimmte Reisefroute vorgeschrieben, sondern im Gegentheil sein Vergnügen zu berücksichtigen erlaubt hatte, so wandte er sich nach mehreren interessanten Orten und Gegenden, die von seinem Wege nicht zu weit ablagen.

Bald führte ihn sein Pfad durch liebliche Haine von verschiedenartig belaubten Bäumen, durch deren Blätter die Strahlen der Sonne mit bezaubernder Magie erflimmerten; bald öffnete sich ihm eine weite malerische Landschaft, die in wenigen Augenblicken wieder vor seinen Augen verschwand. Ein schöner Hügel verschloß die Aussicht, aber kaum war er auf dessen Spitze gelangt, als das herrliche Cintra mit seinen romantisch zerstreuten Gebäuden in voller Schönheit

vor ihm lag. Mit Entzücken betrachtete er die nahen Landhäuser, die Apfelsinen- und Citronenwälder bei dem Dorfe Colares, die Weinberge und die Gärten umher, die das bunteste Farbenspiel verbreiteten.

Das Gebirge von Cintra, auf dessen Gipfel das von Emanuel erbaute Kloster steht, lockte ihn nach seiner Spitze empor. In Strömen sog er hier die erquickende Kühle ein, die selbst der heißeste Sommer nicht verschreckt, und weidete sich an dem Anblick des Klosters, das von unten gesehen Schauer und Bewunderung erregt, indem es auf Klippen zu schweben scheint, die in jedem Augenblicke herabzustürzen drohen. Bei dem Anblick des ideo stehenden Schlosses dachte er lebhaft an Alphons den Vierten, dessen Schicksal ihm, mit dem seinigen verglichen, in einer weit schwärzern Farbe erschien. Sieben Jahre saß hier der unglückliche König in dem Kerker, dessen Steine von dem unablässigen Auf- und Niedergehen des bedauernswerthen Fürsten ausgetreten worden sein sollen.

So tröstet sich der Mensch in seinen Anwandlungen von Mismuth durch den Hinblick auf noch weit Unglücklichere, und wohl dem, dem sein Schicksal diesen Trost noch gestattet!

In den folgenden Tagen besuchte Valerio die prachvollen Klöster Mafra, Alcobaca und Batalha, worauf er nach Beiria gelangte. Eines Abends befand er sich in einer herrlichen Gegend bei Condeira. Vor ihm erhob sich ein hoher Berg, über dem sich in tiefem Dunkelblau der Himmel wölbte; um ihn grüntn Fichtenhaine, Myrthengebüsch, wildes Geranium, Lavendel, Hecken von Akeftrauden und Eta-

Cheläpfeln, eingezäunte Felder mit indianischem Korn, dessen breite weinende Blätter gleich wehenden Vä-
dern im Winde flatterten und lieblich rauschten, und
endlich köstliche Drangenhaine —

»Wo die Frucht der Hesperiden
Zwischen Silberblüthen«

reiste. Ein Fluß, der eine Reihe von Wasserfällen bil-
dete, rauschte bald leicht gaulend über mächtige Klip-
pen und Steine dahin, bald spiegelte er gleich einer
wandernden Silberwolke die scheidenden Sonnenstrah-
len. Lange, sich anmuthig windende Weinranken wur-
zelten an dem Fuße der Felsen, und schlängelten ihre
phantastischen Gewinde über die Dächer der niedern
umher verstreuten Hütten. Von diesen Reizen der Na-
tur umgeben versank Valerio mehr und mehr in eine
romantische Stimmung. Vor allen trat ihm ein Bild
vor die Seele, das bisher ernstern Betrachtungen ge-
wichen war; aus dem Spiel der scheidenden Abends-
sonnenstrahlen webte sich seine geschäftige Phantasie jene
lächelnde Gestalt, die seine Träume im Kerker ver-
schönte, die er dann wirklich in all ihrer Lieblichkeit
erschaute, und die seitdem tief in seinem Innern
lebte. Süßen Schwärmereien dahingegeben malte er
sich es aus, wie selig er sein würde, wenn er hier
unter diesen paradiesischen Scenen an ihrer Hand wan-
deln, und ihr alle die Gefühle aussprechen könnte, die
seine Seele erfüllten. Sehnsüchtig hing er dem Ge-
danken nach, ob es ihm wohl möglich werden würde,
von dem stolzen Vasconcellos einst die Einwilli-
gung zu der Verbindung mit seiner Tochter zu erlan-

gen, als er auf einmal durch eine fremdartige Erscheinung aus seinen Träumereien geweckt wurde.

Auf einem Felsen stand in einer phantastischen Tracht, als er sie früher gesehen, die herenhafte Dora, zu ihm mit einer sibyllisch-rauhen Stimme die Worte herniederrufend:

»So hast Du uns denn verachtet, und gehst den Pfad der Verlorenen! Hüte Dich, hüte Dich, Edynlein, daß der Vater verfließ, und das nun auf den Irrweg gerathen ist! Kehre um! Noch ist es Zeit! Diene nicht ferner dem bösen Vasconcellos, dem von tausend Lippen der Portugiesen Flüche erschallen! — Aber Du hörst nicht auf den Rath der Mutter Dora! Blind ist Dein Auge und eitel Dein Sinn. Du trachtest nach Ehre, Geld und hoffärtigem Wesen — Du hast kein Herz für Dein armes zertretenes Volk — Du träumst nur von dem schmucken Püppchen Beatriz, und gehst Deinen Weg wie ein Nachtwandler ohne Ahnung der Gefahr! Nun so zieh denn hin! — aber kein Portugiese segnet Dir nach und keiner wird sich Deiner erbarmen, wenn Du mit dem Tode ringst!«

Betroffen weilt Vaterio an dem Hügel, indem er sich das Hiersein Dora's nicht zu erklären wußte; noch stand Dora mit ausgestreckter Hand oben — doch als er sich anschickte, hinanzueilen, verschwand sie plötzlich hinter dem Gebusch. Aber ha, wie wurde ihm zu Muth, als er auf einmal an ihrer Stelle die holde Beatriz erblickte, deren Erscheinung wie in einem überirdischen Reize herniederstrahlte! War es Zauberei oder war es Wirklichkeit? In lieblicher Milde lächelte das engelgleiche Mädchen zu ihm hernieder, breitete

sehnfüchtig die Arme nach ihm aus, und stammelte leise, mit gesenkten Blicken:

»Mein theurer Valerio! So hast Du mich verlassen! Bist mir entschwunden, nachdem ich Dich kaum gesehen und nun in mir die ewige Sehnsucht entzündet fähle! — O höre meinen Ruf, mein Theurer! Meine Gedanken folgen Dir über Berg und Thal! So laß denn auch mein Bild Deinen Begleiter sein! Und vergiß das Mädchen nicht, die Deiner gedenken wird in Ewigkeit!«

Nach diesen Worten verschwand Beatriz eben so wie Dora hinter dem Gebüsch. Von dem Strom der verschiedenartigsten Empfindungen ergriffen eilte Valerio nach der Spitze des Hügels, wo er alle Gesträuche durchspähte, ohne jedoch irgend jemand zu entdecken. Aber in nicht geringes Erschauern gerieth er, als er plötzlich auf dem Fußboden ein in goldnen Rahmen gefasstes Miniaturportrait erblickte, und darin Beatriz erkannte. Ja wahrhaftig, sie war es! Das war ihre freie Stirn, ihr lachender Mund, das reizende Oval ihres lieblichen Rosengesichts, das waren ihre seelenvollen blauen Augen, die ihn so redend anblickten und ihm sagten: »Ich lebe ganz in Dir, Du bist mein einziger Gedanke, von Dir nur traum' ich Tag und Nacht!«

Kings forschte er und rief: »Beatriz! theuerste Beatriz! O antworte doch und zeige Dich meinem Blick!« Aber Alles umher blieb still. Weder eine Spur von Dora noch von dem geliebten Mädchen konnte er entdecken.

»Das ist doch wahrhaftig wunderbar!« rief er aus, und würde Alles für eine bloße Vision seiner aufgeregten Phantasie gehalten haben, wenn ihn nicht das Portrait zur Verwerfung dieser Annahme genöthigt hätte. Noch lange würde er sich wohl über den unerklärlichen Vorgang den Kopf zerbrochen haben, wenn nicht seine Aufmerksamkeit plötzlich auf einen andern Gegenstand gelenkt worden wäre. Die Abenddämmerung begann schon anzubrechen, als er aus einem nahen Gebüsch mehrmals eine Gestalt hervortreten und wieder zurückweichen sah, deren Erscheinung ihm vielleicht einige Besorgniß hätte einflößen können, wenn sich nicht in ihrem Wesen eine Art von ängstlicher Scheu verrathen hätte, die mehr auf einen selbst gefährdeten, als gefährlichen Abenteuerer der Nacht schließen ließ.

Als er dem Gebüsch nahte, richtete er sein Auge scharf auf dasselbe, und griff aus Vorsorge nach dem Dolch; da trat mit einemmal eine lange, edle Gestalt hervor; ein schon bejahrter, schwarzgekleideter Mann, in dessen Wesen sich mit geistigem Feuer eine milde freundliche Sanftmuth paarte, redete ihn an:

»Mein theurer Valerio! Seid Ihr's wirklich! Seh' ich Euch wieder? Wie beglückt mich dieser Zufall! Wie freu' ich mich Eures Anblicks!«

»Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?« fragte Valerio, der die Sprache, des ihm Nahenden zwar nicht fremd klingend fand, doch ihn bei den wachsenden Schatten des Abends nicht sogleich erkannte.

»Wie? Mein geliebter Bögling sollte sich seines väterlichen Freundes Freira de Andrade nicht mehr erinnern?« versetzte der Fremde.

»Freira de Andrade, Ihr seid's?« rief Valerio erstaunt aus, indem er dem Manne an die Brust stürzte, der sein Andenken für zeitlebens in die seinige gegraben hatte. »Wie kommt Ihr hieher, mein theurer Lehrer? Was zwingt Euch, Euern Anblick dem Auge der Menschen zu verbergen, und, wie es den Anschein hat, nur der Nacht anzuvertrauen!«

«Ich bin unglücklich! höchst unglücklich! antwortete Andrade. Jeder Augenblick, den ich hier mit Euch spreche, läßt mich für mein Leben zittern. Gern möchte ich mit Euch länger zusammensein, möchte Euer Schicksal hören, und Euch das meinige erzählen. Doch alle meine Schritte sind bewacht; nur die Nacht gestattet mir die Fortsetzung meiner Flucht. Wisset, es laßt auf mir der Argwohn, einen Geistlichen ermordet zu haben — mein Haupt ist geächtet!«

Mit Schauder hörte Valerio diese Aeußerung von den Lippen eines Mannes, den er seit den Kinderjahren als ein Muster der Frömmigkeit verehrt hatte.

»Nicht wahr, Ihr entsetzt Euch vor mir?« sagte Andrade. »Ich kann's Euch nicht verdenken! Doch Ihr sollt mehr von mir hören und eine bessere Meinung fassen. Diesen ganzen Tag über hielt ich mich hier im Hain verborgen und wollte so eben in der Nacht meine Flucht fortsetzen. Doch es ist meinem Herzen Bedürfniß, mehr mit Euch zu sprechen. Der Wirth der nächsten Schenke kennt mich seit langer Zeit. Von ihm hab' ich nichts Böses zu befürchten. Kehrt dort ein; ich komme später nach; dann sollt Ihr Weiteres von mir vernehmen!«

Sie wechselten noch einige Worte, worauf sich Valerio nach der bezeichneten Schenke wandte.

VI.

„Willkommen, meine werthgeschätzten Gäste!
 Obietet über mein geringes Haus!“

Die Schenke des nächsten von der Straße etwas abseits liegenden Dorfes, zur »silbernen Biene« genannt, hatte für den Reisenden eben nicht viel Einladendes. Ihre einst weiß angestrichenen, jetzt aber bedeutend in das Grau spielenden Wände, ihre kleinen, niedrigen Fenster und das mit Schindeln gedeckte sehr schadhafte Dach ließen Valerio ein Nachtquartier erwarten, zu dem er sich schwerlich entschlossen haben würde, wenn nicht die Rücksicht auf seinen einstigen Lehrer ein überwiegender Bestimmungsgrund gewesen wäre, seiner in diesem Stücke etwas verzärtelten Gewohnung einmal Gewalt anzuthun. Sein Widerwille gegen das Aeußere des weder an Honig noch an Silber erinnernden Gasthauses wurde einigermaßen durch den guten Humor des kleinen, dicken und runden Wirthes beseitigt, der sein Mäuschen ziehend ihn freundlich entgegentrat, und ihn mit der Höflichkeit und Hochachtung bewillkommnete, die er nur Leuten von besonderer Distinktion zu erweisen pflegte. Obwohl die Geschwätzigkeit des ihn becomplimentirenden Wirthes jenen Bei-

geschmack der Gemeinheit hatte, die Menschen von höherer Bildung lästig fällt, so mußte er doch der natürlichen Gutmüthigkeit Monipodio's — so hieß der Wirth — Gerechtigkeit widerfahren lassen.

»Treten Sie ein, Senhor,« sagte dieser, »die heilige Jungfrau segne Sie — gebieten Sie über mein geringes Haus — es soll Ihnen an keiner Bequemlichkeit fehlen! Die »silberne Dienne« erfreut sich nur selten so ausgezeichneten Gäste, aber sie weiß dann dieselben um so höher zu schätzen, und wird auch heute Alles anbieten, um in Ihnen den Honig der angenehmen Erinnerung zurückzulassen. Ihren Stachel hatte noch kein Reisender zu fürchten; in ihren Zellen herrscht Bequemlichkeit und Ruhe!«

Sogleich nach seinem Eintritt in die untere ganz leere Gaststube fragte Valerio, ob er nicht sogleich für sich und einen noch nachkommenden, dem Wirth bekannten Mann, ein Zimmer allein bekommen könne.

»Zimmer?« wiederholte der mit seiner Geschwätzigkeit eine gute Portion von Nangier verbindende Wirth, — »Zimmer hat mein Gasthaus allerdings mehrere, aber sie sind gerade sammtlich nicht in einem für Gäste von Rang geeigneten Zustande — indes ich will schnell eins einrichten lassen! Es ist eine Art von Saal — zwar hängt noch Wäsche oben — auch sind einige Fensterscheiben zerbrochen, und ich müßte Sie bitten, auf die schadhafte Dienen zu achten, um nicht durch einen Fehltritt in den Herbesfall herunterzufallen — aber sonst ist das Lokal recht freundlich — seine Uebelstände hat ja Alles in der Welt. Doch Sie sprac-

chen von einem noch nachfolgenden Freunde — und ich soll ihn kennen? — da möchte ich denn doch wissen — ach, gewiß Herr Leonardo, der mich in diesen Tagen hat besuchen wollen? »

Valerio bat den Wirth, sich bis zur Erscheinung des Fremden zu gedulden.

»Oder Pedro? Oder Miranda? Oder Mamiro? Nein, Ribeira aus Oporto wird's sein; ja, gewiß ist's Ribeira, der auf seiner Rückreise aus Lissabon wieder bei mir einkehren wollte!«

Valerio wiederholte seine Bertröstung auf die baldige Ankunft des Gastes, wobei sich Monipodio vor der Hand zufrieden geben mußte.

»Schnell, Carlotta,« rief der Wirth seiner eintretenden Tochter, einem Mädchen von etwa achtzehn Jahren zu, deren schlanke, durch ein knappes, blaues karmoisinfarbenes beschnürtes Tüchchen hervorgehobene anmuthige Gestalt und hübsches Gesicht mit braunen Augen einen gefälligen Eindruck machten — »schnell, Carlotta, laß oben den Saal für zwei Fremde einrichten, und du selbst Sorge für etwas zu essen. Was beliebt Ihnen, Senhor? Doch wir haben zufällig nichts weiter als mit Reis gekochtes Huhn und gedörrten Fisch mit Del, und zum Desert Feigen und Wallnüsse — aber einen Wein sag' ich Ihnen — freilich den bekommen nur außerlesene Gäste zu schmecken, eine Sorte von Portwein« — hier hielt er die Finger schürkend und schmatzend an die Lippen — »beim heiligen Agostinho, eine wahre Delikatesse!«

Carlotta ging, um die Aufträge des Vaters zu vollziehen. Jetzt trat in einen schwarzen Mantel

gehüllt mit angenommener Unbefangenheit Freira de Andrade herein.

»Ah, sieh da, der Herr Professor Andrade!« rief ihm Monipodio entgegen; «tausendmal willkommen in meiner Behausung! Wie geht es Erw. Hochwürden und wie steht es in der guten Stadt Coimbra, wo ich die Ehre hatte, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen?»

»Dort ist Alles beim Alten, guter Monipodio, erwiderte Andrade, ohne sich von seiner gegenwärtigen Lage etwas merken zu lassen. Ich würde Euch so mancherlei erzählen können, doch ich bin heute sehr ermüdet, und in so fern würde mir es lieb sein, wenn ich zugleich mit meinem Freunde zu größerer Bequemlichkeit ohne Aufschub ein besonderes Zimmer —«

»Ist schon gesorgt, versetzte Monipodio, doch bevor das Zimmer im Stande sein wird, dürfte wohl noch ein Stündchen vergehen, das Sie ja wohl noch hier unten zubringen können. —«

»Aber wir haben Mehreres allein zu besprechen,« sagte Valerio.

»Noch ist kein einziger Gast zugegen, erwiderte Monipodio, und vor mir brauchen Sie sich nicht zu geniren; ich thue, als wär' ich gar nicht da. Neugier ist meine schwache Seite nicht. Mögen Sie immer Ihre Geheimnisse für sich haben! Vielleicht Staatsangelegenheiten? Nichtwahr, getroffen?»

In dem Augenblicke wurde Monipodio durch die Ankunft mehrerer Anderer abgerufen. Andrade und Valerio setzten sich in einen Winkel des Zimmers, um der Beobachtung möglichst zu entgehen.

Jetzt erst bemerkte Valerio die seit längerer Trennung vorgegangene Veränderung in Andrade's Aeußerem. Sein sonst sorgfältig geordnetes Haar hing ihm in krauser Verwirrung über das Gesicht herein, die sonst vollen Wangen waren eingefallen und von Linien durchzogen, die der Kummer gefurcht hatte, sein früher feuriges Auge blickte matt und trübe, um seinen scharfgeschnittenen Mund zeigte sich ein Zug von tiefer Schwermuth.

Von des Wirthes Zudringlichkeit befreit gewannen die Beiden jetzt Spielraum für eine vertrautere Unterhaltung; doch führten sie ihr Gespräch nur in leisem Tone, wobei sie oft vorsichtig um sich blickten, damit nicht etwa ein gefährlicher Lauscher ein Wort vernehmen möchte.

»Ja, theuerster Valerio, hob Andrade an, ich habe so Manches erlitten, seit ich Euer Haus verließ. Mein Auftreten als Lehrer der Theologie zu Coimbra war glänzend. Die studirende Jugend drängte sich nach meinen Vorträgen, angefüllt waren die Kirchen, in denen ich predigte, und die poetischen Werke, die ich herausgab, fanden Anklang bei der ganzen Nation. Ihr wißt, daß ich mich früher um Politik wenig kümmerte; es ist Euch bekannt, daß die Poesie meine Lieblingsneigung war, der ich jede freie Stunde widmete. Ich schwelgte in den schönen Gebilden des grauen Alterthums; Homer, Virgil und Theokrit begleiteten mich auf meine einsamen Spaziergänge, und bei dem Gang zu einem einsamen träumerischen Genuß der Natur erwachte damals in mir eine besondere Lust an idyllischen Gemälden. Narciss, Polyphem,

Galathea und ähnliche Phantasiegeschöpfe waren die Gegenstände, mit denen ich mich trug, und denen ich meine friedlich strebende Künstlerkraft widmete. Meine neue Laufbahn in Coimbra gab jedoch meiner Seele einen andern Schwung. Es genügte mir nicht mehr, nur für die Ergözung der Einbildungskraft thätig zu sein; ich fand um mich her Scenen, die mit meinen heitern idyllischen Dichtungen in dem grellsten Contraste standen; ein tieferes Studium der Geschichte, und besonders der Geschichte des bedauernswerthen, jetzt zu einer elenden Provinz herabgewürdigten Portugals, erweckte in mir eine mächtige Vaterlandsliebe und einen flammenden Haß gegen Spaniens Tyrannei. Es war mir unmöglich, in meinen Vorlesungen nicht zuweilen meine Gefühle durchblicken zu lassen; ich bemerkte die gewaltigen Eindrücke meiner öfters laut werdenden Gesinnungen auf die jugendlichen Gemüther, und wurde dadurch befeuert, noch stärker und rücksichtsloser aufzutreten. Auch über die Religion äußerte ich hier und da freiere Ansichten und erlaubte mir dabei wenigstens historisch zu referiren, welche Sätze der kühne Luther in Deutschland aufgestellt hatte. «

» Schon längst verzehrte sich mein College Alvazoga, von dem sich die meisten Zuhörer zu mir gewendet hatten, in stillem Leid, dem er endlich in seinen Vorträgen Luft machte. Er scheute sich nicht, mich mit den Namen eines Aufwieglers und Reizers zu belegen. Den höchsten Grad erreichte sein Aerger, als ich die gedruckte Abhandlung herausgab, in welcher ich die Ansprüche des Hauses Braganza gegen die spanische Occupation vertheidigte, deren Exemplare in we-

nigen Tagen vergriffen wurden. Die Studenten brachten mir ein Lebehoch und dem spanisch gesimten Alva-
vazoga ein Vereat; mein Name war auf allen Lip-
pen; man wetteiferte, mir Beweise der Achtung und
Liebe zu geben. Da wurde eines Abends Alvazoga's
Leichnam in der Nähe meines Hauses gefunden.
Gedungene Ankläger nannten mich den Mörder eines
Mannes, den ich stets nur bedauert, aber nie gehast
hatte, und so erklärte man mich meiner Stelle verlus-
tig und brachte mich in einem schmachvollen Aufzuge
wegen eines Verbrechens in den Kerker, das mir nie
in den Sinn gekommen war. Ich schmeichelte mir mit
der Hoffnung, daß sich das Volk zu meiner Befreiung
regen würde; aber Alles blieb still. Wer sich hervor-
thut, der findet stets heftige Feinde. Die Feinde der
Wahrheit, des Lichtes, des Rechtes, der Freiheit, des
Vaterlandes — sie waren auch die meinigen. Sie
hatten mich längst mit scheelem Auge betrachtet, und
nur auf eine Gelegenheit gehofft, mich zu stürzen. Der
vorgefallene Mord gab ihnen einen Vorwand, ihren
Plan jetzt auszuführen. Ihren Machinationen preisge-
geben, der spanischen Regierung verhaßt, und selbst
der Inquisition wegen meiner freieren Religionsmeinun-
gen ein Dorn im Auge, hatte ich jetzt nur die Aussicht
eines gewissen Todes vor mir. Ich sah es den Rich-
tern an, daß sie meinen Untergang wollten; ich sollte
öffentlich enthauptet werden, und der Tag zu diesem
Schauspiele war schon festgesetzt, als ich am Abend
vorher Gelegenheit fand, aus meinem Gefängniß zu
entkommen. Hier habt Ihr in kurzen Umrissen meine
Geschichte! Mein Plan ist nun, wo möglich zur See

nach Frankreich oder England zu entinnen, und für immer einem Lande Lebewohl zu sagen, wo Rechtlichkeit, Wahrheit und Patriotismus für Verbrechen gelten!«

»Theuerster Valerio,« fuhr Andrade, nachdem er, von bittern Empfindungen überwältigt, einige Augenblicke in seiner Rede inne gehalten, fort: — »es ist ein göttliches Gefühl, in der Anerkennung und Bewunderung von Tausenden nach den sauern Anstrengungen eines halben Lebens endlich die goldenen Früchte zu erschauen, die so manchem nach Unsterblichkeit ringenden Geiste in dieser niedern Welt nicht reifen; aber wenn sich derjenige unglücklich fühlt, dessen Jahre durchharrendes und durchkämpfendes Verdienst der zögernde Ruhm nie mit seinem schönen Kranze schmückte, wenn der nach Erquickung lechzt, der die Süßigkeit der ersehnten himmlischen Labung noch niemals kostete; so ist doch derjenige noch zehnmal unglücklicher, der die schwere Wanderung durch Sümpfe und Wüsten nach dem Gipfel der erhabensten Geistesfreuden zurückgelegt hatte, der schon froh von oben die Thäler überschaute und dachte: »nun stehst du am Ziele!« wenn er dann plötzlich wieder in eine dunkle bodenlose Tiefe hinabgeschleudert wird, wo die Welt vor seinen Blicken untergeht. O nichts gleicht der zermalnenden Empfindung, sich von dem Ende seiner langen und dornigen Bahn weit über den Anfang hinaus zurückgeworfen zu sehn, und sich mit dumpfer, wüster Stimme und erstarrtem Blut sagen zu müssen: »Al! dein Trachten war vergebens!« Erst geachtet zu sein, dann seinen guten Namen zu verlieren, erst in den Himmel erhoben, dann von jedem Lump verhöhnt zu werden, erst

den süßesten Nektar zu kosten, den die Götter den Sterblichen gönnen, und dann diesen Gift- und Wermuthsbecher mit seiner ganzen Bitterkeit bis auf den Grund zu leeren, o mein Freund, das ist ein Schicksal, das einen für die Empfindungen des Ehrgeizes empfänglichen Geist zu Wahnsinn treiben könnte! Aber vielleicht schlägt noch die Stunde, die ein ganzes Volk und — auch mich aus der Hölle erlöst! — freilich werde ich ein elendes Leben zubringen, bis der Ruf ertönt: »Portugal ist frei!«

Valerio empfand die lebhafteste Theilnahme für die Schicksale eines Mannes, dem er seine Jugenderziehung verdankte und den er schon als Knabe mit einer wahrhaft kindlichen Anhänglichkeit geliebt hatte; doch erfüllten ihn zugleich die Aeußerungen von politischen und religiösen Ansichten, die er bis jetzt nicht theilte, mit einiger gegründeten Besorgniß, da überall geheime Espione geschäftig waren, um jedes gegen Spanien gerichtete Wort aufzufangen.

Die Speisen waren bereits von der schmutzen Carlotta aufgetragen worden; auch hatte Monipodio eine Flasche von dem Portwein gebracht, welcher wirklich hinter den Anpreisungen des Wirthes nicht zurückblieb. Da sich die Gaststube jetzt mit mehreren Ankommenden füllte, so schien es den Beiden nicht rathsam, durch noch langes Verweilen einen möglichen unglücklichen Zufall herauszufordern. Sie wollten nur ihr Mahl beenden, und sich dann in das für sie bereitete Zimmer begeben.

Andrade fragte nun auch Valerio nach seinen Verhältnissen und den Absichten seiner gegenwärtig

gen Reise. Valerio fand sich bei der zwischen ihnen beiden stattfindenden Verschiedenheit der Gesinnungen einigermaßen in Verlegenheit gesetzt; doch da er sicher annehmen konnte, daß ihm eine offene Mittheilung gegen seinen ehemaligen Lehrer eben so wenig schaden würde, als er selbst von Andrade's Vertraulichkeit einen übeln Gebrauch zu machen fähig gewesen wäre; so entdeckte er Andrade seine ganze Lage und sein gegenwärtiges Verhältniß zu dem mächtigen Vasconcellos, indem er die Hoffnung aussprach, durch diesen jetzt das Steuer Portugals führenden Mann einmal sein Glück zu machen.

»O Valerio,« rief Andrade schmerzlich aus, »so habt Ihr euch also zu denen begeben, die der Nation als Feinde gegenüberstehen? Habt Ihr kein Herz für Euer Volk und Euer Vaterland? Wollt Ihr vielleicht auch mit der Zeit einen Posten erlangen, wo Ihr helfen könnt, Eure unglücklichen Landsleute zu drücken und zu Verzweiflung zu treiben?«

»Haltet ein, haltet ein!« entgegnete Valerio. »In zu grellen Farben erscheint Euch ein Streben, das mit politischen Zwecken gar nicht zusammenhängt. Nur mir selbst eine sorgenfreie und möglichst selbstständige Existenz zu begründen, eine würdige Stellung im Leben zu gewinnen, nur das, und weiter nichts, ist meine Absicht.«

»Aber Ihr reiset, um die Freunde des Vaterlandes auszuspähen, Ihr wollt Euch mit List in ihr Versteck einschleichen, und sie dann dem Verderben überliefern, Ihr liebt, wie Ihr sagt, — o grenzenloser Wahnsinn! — die Tochter dieses nichtswürdigen Va-

concellos, dieses mit Fluch beladenen Scheusals, der mit kaltschneidender Miene seinen Fuß auf den Nacken eines Landes setzt, und ihm das Mark und Blut ausquetscht, um seinen tiegerhaften Blutdurst und seine unersättliche Habgier zu mästen — «

»Um Gotteswillen, Andrade, mäßigt Euch!« bat Valerio, der jetzt bemerkte, daß die Lebhaftigkeit seines älteren Freundes die Aufmerksamkeit mehrerer Gegenübersitzenden erregte, unter denen er so eben mit Bestürzung eine Person erkannte, deren Anwesenheit ihn für Andrade erbeben machte. Der einmal aufgeregte Andrade fuhr jedoch von leidenschaftlicher Bewegung dahin gerissen, fort, seinem einstigen Bögling die bittersten Vorwürfe zu machen.

»Wollt Ihr auch zu den kleinen Seelen gehören, sagte er, die ihr eignes Wohl als das höchste betrachten? Sind Rang und Reichthum Euer erhabenstes Ideal? Habe ich einst solche Grundsätze in Eure kindliche Brust gepflanzt? Wollt Ihr bloß an Euch denken, wollt Ihr selbst ein verachtungswürdiger Sklave werden, um einst über Andere gebieten, wollt Ihr den Geist aufopfern, um in einem verdienstlosen, hohlen, nichtsagenden Wohlleben Eure Tage hindringen zu können?«

Valerio, der mit steigender Besorgniß den schon erwähnten Lauscher jetzt näher treten sah, suchte abermals Andrade's Reden Einhalt zu thun. Doch vergebens. Dieser fuhr nur noch heftiger fort:

»Und wißt Ihr auch, gegen wen Ihr die verachtungswerthe Rolle eines Spions zu spielen über-

nommen habt? Der von Euch mit dem Namen eines Räubers bezeichnete »schwarze Aguilar« — Ihr kennt ihn nicht! O daß Ihr ihn kenntet! Er ist der wärmste Freund des Vaterlandes!«

In dem Augenblicke, wo Andrade mit erhobener Stimme diese Worte sagte, stand der diabolische Bianna — denn kein Anderer war jener Lauscher — vor Valerio, und bot ihm mit einem kalten Lächeln guten Abend. Valerio erwiderte den Gruß, indem er seine Verlegenheit so gut als möglich zu verbergen suchte.

»Ihr seht, ich bin schnell von meiner Wunde kurirt,« sagte Bianna; »kleine, knochenfeste Leute von meinem Schlag haben ein zähes Leben. Der Teufel muß sich gehörig sauer werden lassen, ehe er uns in seine Klauen bekommt. Doch Senhor, Ihr seyd, wie ich sehe, in angenehme Unterhaltung vertieft — gewiß ein guter Freund? —«

»Sogar ein entfernter Verwandter, versetzte Valerio, um den Frager irre zu leiten — mein Vetter Don Sylvio aus Braga! —

»Ja, ich komme direkt von Braga,« bekräftigte Andrade.

»So, so,« sagte Bianna grinsend; »ei seht einmal! dort bin ich sehr gut zu Hause. Was macht denn der Herr Erzbischof, den ich zu kennen das Glück habe?«

»Er erfreut sich des besten Wohls!« antwortete Andrade.

»Run da müssen die Doktoren ober der heilige Jacob ein Wunder an ihm verrichtet haben, denn mei-

nes Wissens fränkelte er all sein Lebtag! — Apropos, da könnt Ihr mir wohl auch sagen, ob der junge Bantier Gonzaga geheirathet hat?«

»Vor der Hand noch nicht; er scheint das Junggesellenleben zu lieben!« erwiderte Andrade.

»Und war doch meines Wissens schon einmal verheirathet. Aber seine Frau starb im ersten Jahre bei der Niederkunft! — Ach, den tollen Hutmacher müßt Ihr kennen — den — wie heißt er doch gleich? — o er ist ja das größte Original in der ganzen Stadt! — nun helft mir doch auf den Namen! den Possenreißer aller Possenreißer — den verrückten — Diabo! Er hat so eine ganz confiscirte Physiognomie — man muß schon lachen, wenn man ihn nur ansieht — zum Hensler, ich meine den alten lustigen Pantaleon —«

Ja wohl, kenn' ich den! Ganz richtig! Pantaleon! sagte Andrade; ei, der macht seine Späße nach wie vor!«

»So, hm! Und gestern,« versetzte Bianna, »gestern erzählte mir ein reisender Lederhändler aus Braga, daß der lustige Bruder nun ausgespaßt habe, sintemalen der Tod ihm für diese Welt den Spasß verdorben! — Aus Braga also seid Ihr; Ihr seht aber, daß ich dort eben so gut Bescheid weiß, als vielleicht gewisse Leute, die am Ende in Coimbra besser bekannt sind, als in Braga.

»Bei dem nachdrücklich betonten Namen der Stadt Coimbra zog sich eine momentane Blässe über Andrade's Gesicht; doch suchte er seiner Verlegenheit Meister zu werden und Unbefangenheit zu erzwingen.

Nach einer noch kurz dauernden Unterhaltung über gleichgültige Gegenstände zog sich Vianna zurück und verließ die Gaststube.

Valerio's Besorgniß hatte jetzt den höchsten Grad erreicht, und selbst Andrade empfand eine stärkere Bangigkeit, die Vianna's unheimliche Erscheinung einzulösen wohl fähig war. Nach einigem Ueberlegen schien es ihnen beiden das Gerathenste, diese Nacht nicht hier zu verweilen, sondern unter irgend einem Vorwand so schnell als möglich aufzubrechen. Sie trafen dazu sogleich die nöthigen Anstalten. Es machte nur noch einige Schwierigkeit, den Wirth zum Verkauf eines Maultieres für Andrade zu überreden; indeß gelang dieß endlich, und schon gingen sie nun Beide nach der Thüre, um abzureisen, als sich dieselbe plötzlich öffnete und der diabolische Vianna von zwei Häschern begleitet mit den Worten hereintrat:

»Jacinto Freira de Andrade! — in dem Namen der heiligen Inquisition! — Ihr seid mein Gefangener!«

VII.

„Ein Räthsel ist er mir,

Deso Lösung seltsam reiz und Graun vereint.“

Wir führen jetzt den Leser in eine einsame Gegend der Provinz Tráz os Montes, nemlich in die Gebirge der wenig bewohnten Serra do Maram, und zwar auf das Rittergut des kleinen Dorfes Campilla, das dem Fidalgo Henriquez angehörte.

Henriquez war ein sehr leidenschaftlicher, aufbrausender und jähzorniger Mann; ein Freund der Jagd und aller wilderen Vergnügungen, ein Feind der Feinern, geselligen Ausbildung, der Bücher, der Künste und aller der Gegenstände, an denen civilisirte Menschen Geschmack finden; doch dabei religiös bis zur Bigotterie — eine seltsame Temperatur des Charakters, die aber erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß oft gerade die rohesten Menschen ein um so lebhafteres Bedürfniß fühlen, ihre moralischen Ausschreitungen durch strenge Beobachtung religiöser Ceremonien, ja vielleicht selbst durch Castereien abzubüßen. Nichts ließ sich gegen Henriquez ausrichten, wenn ihn seine Neigung zum Zorn überwältigte — dann schwellen seine Stirnadern an — sein Auge rollte wild umher, und er ließ die gräßlichsten Flüche aus. Sein Hang, Andere zu tyrannisiren, erstreckte sich nicht nur auf seine Untergebenen und Dienstboten, sondern selbst auf seine Frau und auf seine einzige Tochter.

Früher war er Officier, und hielt sich mehrere Jahre in Lissabon auf, wo er seine Frau kennen lernte, die aus einer guten Familie stammte. Damals zeichnete er sich durch kräftige, männliche Schönheit aus; auch hatte sein unbändiger Geist, durch die Verhältnisse und den Einfluß des Stadtlebens in Schranken gehalten, noch nicht die rohere Richtung genommen, welche später durch das einsame Land- und Gebirgsleben begünstigt wurde. Wenn die meisten Menschen Strömen gleichen, die aus Felschluchten entspringend anfangs tosen und rauschen, doch dann, wenn sie andere Gewässer in sich aufgenommen und tiefer und breiter ge-

worden sind, ruhig dahingleiten, so zeigte sich die entgegengekehrte Erscheinung an Henriquez, dessen Temperament, statt sich zu besänftigen, mit den Jahren immer mehr verwildert war.

Aurelia, mit ihrer sanfteren, für romantische Gefühle empfänglichen Seele, bereute bald, daß sie Henriquez die Hand gereicht hatte, ehe sie seine mit ihren Empfindungen oft grell contrastirenden Gemüthsseigenschaften kennen lernte. Nur in einem Punkte fand sich zwischen den so verschiedenen Ehegatten eine Art von Harmonie; dieß war nemlich jener religiöse Rigorismus, der bei Beiden mit Uberglauben, und bei Aurelia mit einem Anflug von frommer, durch ihre duldbende Lage begünstigter, Schwärmerei verbunden war. Außer einer einzigen Tochter, Namens Maria, hatten sie keine Kinder.

Maria stand jetzt in dem Alter von achtzehn Jahren; sie hatte rabenschwarzes Haar, ihre Augen sprühten ein Feuer, das sie vergebens zu verbergen sich bemühte; die schön geformte Nase, die frischen Korallenlippen, auf denen ein süßes, unergründliches Lächeln weilte, die weißen, geglätteten Eisenbein gleichen Zähne, ihre blendende schneeige Haut, die Lilienwangen, über die sich der zarteste Purpur ergoß, dazu ihr schlanker, höchst proportionirter Wuchs, ihr in ungezwungener Bewegung voll Grazie dahinschwebender Gang, bei dem der kleine Fuß elfengleich über die Erde dahinzugaukeln schien — wer hätte diesen äußerlichen Reizen widerstehen können? Und doch wurden sie noch durch die innern erhöht. Die auf verschiedene Weise bigotten Eltern hatten ihr den Namen Maria gegeben, einen

Namen, bei dem man gewöhnlich an jene Art von sanften Blondinen denkt, in deren Wesen das ruhige, fromme, duldsame Moment vorherrscht; aber unsere Maria verdiente mehr den andern ihr in der Taufe gleichfalls beigelegten Namen Flamma, denn sie war ein lebhaftes, feuriges Mädchen. In ihr fand sich das Temperament ihrer Eltern in schöner Mischung wieder; des Vaters rohere Leidenschaft zeigte sich bei ihr als edlerer Affekt, und die kränkelnde Empfindsamkeit der Mutter als gesunde natürliche Empfindung. Wie auf einem rauhen Felsen zuweilen eine schöne Rose blüht, oder wie neben dem Krater des Vesuv der edelste Wein gedeiht, so war Maria in der Nähe des wilden Henriquez zu einer Schönheit emporgesprungen, deren Erscheinung selbst in Vissabon Aufsehen erregt haben würde. Auch beabsichtigten die Eltern anfangs, die Tochter um ihrer weitem Ausbildung willen in die Residenz zu Verwandten zu bringen; doch ein unglücklicher Stern waltete über das Schicksal des blühenden, lebensfrohen Mädchens; der Vater hatte, einst in Todesgefahr schwebend, das Gelübde gethan, die einzige Tochter dem geistlichen Stande zu widmen. Die Mutter betrubte sich zwar anfangs darüber; aber bei ihrem religiösen Hang erschien ihr die Sache nach und nach in einem andern Lichte; sie hielt die Erfüllung jenes Gelübdes für eine heilige Pflicht des Vaters und stellte es Marien als das höchste Glück vor, eine Braut des Himmels zu werden; genug es galt für eine ausgemachte Sache, daß Maria nun bald das Kloster beziehen und eingekleidet werden sollte.

Maria verrieth weder eine Neigung noch Abneigung zu dem ihr bestimmten künftigen Loos; die schwärmerischen Schilderungen der Mutter entwarfen ihr von dem Klosterleben ein reizendes Bild, an dessen Wahrheit sie zwar nicht völlig glauben konnte, das sie aber doch zuweilen durch einen gewissen mystischen Reiz anlockte; dazu kam der entschiedene Machtspruch ihres Vaters, und so betrachtete sie das als ein ihr festbestimmtes Schicksal, was nur Henriquez eigensinniger Aberglaube über sie verhängte.

Obwohl nun die Vorsicht der Eltern eifrigst bemüht gewesen war, allen zudringlichen Liebesbewerbungen um ihre in tiefster Eingezogenheit gehaltene Tochter den Zugang zu wehren, so hatten sie doch nicht verhindern können, daß Maria die Bekanntschaft eines jungen Mannes machte, über dem vor der Hand noch ein räthselhaftes Dunkel schweben muß und das sich für Marien selbst erst später aufhellte. Ein von hohen Bergen eingeschlossener Wiesenplan in der Nähe des Dorfes war der Ort, wo Fernando, der nicht weit von Campilla einen kleinen, tiefabgeschiedenen Meierhof bewohnte, mit seiner Geliebten zusammenzutreffen pflegte.

Das zwischen Beiden stattfindende Verhältniß wird uns am Besten aus einigen Briefen Mariens an eine Freundin klar werden, welcher sie alle Geheimnisse ihres Herzens anvertraute. Julia de Torres hatte mehrere Jahre hindurch in Henriquez Hause gelebt und in jener Zeit mit Marien einen zärtlichen Freundschaftsbund geschlossen, der nach der Trennung durch schriftliche Mittheilungen erhalten worden war. Doch

wir lassen ohne weitere Bemerkungen die hieher gehörigen Briefe folgen.

„*Maria Henriquez an Julia de Torres.*

Thuerste Julia! Du Glückliche! Wie beneid' ich dich! Deine Zukunft bietet dir lachende Aussicht auf ein heiteres Dasein. Die Liebe umflieht dich sanft mit ihren Rosenguirlanden — du nennst Carlo den Deinigen — du wirst ihn wirklich besitzen — euch tritt kein Hinderniß entgegen — du wirst, durch den Segen deiner Eltern mit ihm verbunden, eine Seligkeit genießen, welcher ich für diese Welt entsagen muß! Ich bin zu einer Braut des Himmels bestimmt! Eine Braut des Himmels? Was soll ich mir dabei denken? Ja früher erschienen mir wohl zuweilen Momente frommer Schwärmerei, in denen ich meine künftige Bestimmung unter Thränen heiliger Nührung in einem gewissen idealischen Schimmer betrachtete; aber, meine Julia, ich bin ein menschliches Wesen, ich fühle für das Sichtbare, aber nicht für das Unsichtbare. Ach, wir leben ja doch wohl auf dieser Welt, um schon hier glücklich zu sein — hier können wir das Dort eben so wenig fassen und genießen, als wir vielleicht dort im Stande sein werden, anders als mit einem kalten Lächeln auf dieses ehemalige Hier herabzublicken — diese Empfindungen sind mir klarer geworden, seit ich meinen Fernando kenne. Zu lieben, glühend, bis zum Wahnsinn zu lieben ohne eine Hoffnung! — kennst du diesen Abgrund? Nein, du kennst ihn nicht, und möchtest du ihn nimmer kennen lernen! Das Wesen, das dem Herzen mehr ist als Vater,

Mutter, Geschwister, Freund und — verzeih mir, als — Freundin, das Wesen, das die ganze Welt aufwiegt, in dem wir leben, weben, denken, sind — das Wesen, in dem wir unser ganzes Sein vergöttlicht fühlen, an dem wir hangen möchten in ewiger, unauslöstlicher Umarmung, — dieses Wesen gefunden zu haben, und ihm sagen zu müssen: — »laß ab von mir, mein anderes Ich! — zwischen uns liegt eine ewigweite Kluft!« — o Julia, das, das kann dein Sinn nicht fassen! Und das ist es, was den meinigen zerrütet!

Ich soll mich in die engen, dumpfen Zellen eines Klosters begraben in der schönsten Blüthe meines Lebens, mit meinem feurigen, lebensfrohen Sinn, mit meinen Hoffnungen und Träumen, mit den reizenden Vorstellungen einer Zukunft, die mir werden könnte, die mir nicht werden soll, und die doch meine Phantasie die Fähigkeit besitzt sich mit den lachendsten Farben auszumalen! Ich soll sterben, wo ich erst anfangen möchte, zu leben!

Glaube mir, liebe Julia, mein Herz ist Gott aufrichtig zugewendet, aber ich kann es mir nicht vorstellen, daß der hohe Schöpfer, der mir die Freude an seiner schönen Welt in die Brust pflanzte, verlange, daß ich Jugend, Frohsinn, jede liebste Neigung der Seele und mein ganzes Lebensglück als Opfer auf den Altar der Entsagung legen sollte. Wozu diese Klöster? Diese Grabgewölbe, in denen der Tod schon über die Lebenden regiert? — Doch nein, sie mögen jenen müden, weltfatten Gemüthern, die sich nach Einsamkeit und Selbstbeschauung sehnen, zu einem stillen Nistort dienen — nur sollten ihnen diejenigen nicht ver-

fallen, die nach einer solchen Abgeschiedenheit kein Verlangen fühlen, nur sollten diese heiligen Zufluchtsorte nicht dazu gemißbraucht werden, Menschen in ihnen einzuferkern, die vor ihren öden Mauern einen Schauder empfinden wie vor dem dumpfigen Hauch eines Grabgewölbes!

Ich werde dort singen und beten, aber Thränen werden in meine Gebete fließen; ich werde dort fromm sein, aber nicht wie jetzt aus freier, heiliger, innerer Regung, sondern aus Zwang — ich werde andächtig erscheinen sollen in Zeiten, wo ich nicht dazu gestimmt bin — mein Herz wird sich gewöhnen, nichts zu empfinden, wenn meine Lippen die Gebetsformeln fallen — psui! ich verachte mich selbst, Julia, wenn ich mir dieß denke — du kennst mich, ich bin nicht fähig, mich zu verstellen, und unter allen Arten der Heuchelei ist mir keine verhaßter, als diejenige, welche sich erfrecht, mit den heiligsten Gegenständen ihr schnödes Spiel zu treiben.

Eins muß ich doch noch hinzufügen — oft ist es mir, als wäre Alles ein bloßer böser Traum, an dessen Erfüllung ich zweifle. »Es ist nicht möglich! Es kann, es wird nicht geschehen!« so rufe ich mir dann zu, und hoffe durch irgend ein Wunder die Abwendung eines Schicksals, das mir doch so unausweichlich drohend vor Augen steht.«

Dieselbe an Dieselbe.

Du warnst mich immer, meine zärtlich besorgte Freundin! Du mißtraust Fernando, du glaubst, daß er mit mir keine edeln Absichten habe — du gibst

mir zwar zu, daß ihn sein geheimnißvolles Wesen interessant mache; aber meinst zugleich, daß ich deshalb doppelt vor ihm auf der Huth sein müsse. Was habe ich dir denn nur von ihm geschrieben, meine Julia, daß dir ihn so verdächtig machen könnte? Es waren auf jeden Fall verkehrte Ausdrücke, es waren einzelne frappante Züge von seinem Bilde, die ich einseitig aufsaßte, und welche deine Phantasie mit noch grellern Farben ausstattete. Zwar kann ich nicht läugnen, daß ich bei aller Zuneigung zu dem interessanten Manne anfangs selbst zuweilen in seiner Nähe von einem fast grauenhaften Gefühl angewandelt wurde. Wenn er manchmal mitten im heitersten Gespräch verstummte, wenn die Sylben eines halbausgesprochenen Wortes auf seinen Lippen erstarben, wenn über sein erblaffendes Gesicht eine düstre Wolke fuhr, und sein dunkler, brennender Blick erlosch, erstarrte und unbeweglich am Boden haftete — wenn er sich wie von einer dämonischen Macht ergriffen aus meinen Armen losriß und unverständliche Laute murmelte — wenn er sich nach dem zärtlichsten, sanftesten Gelächel der Liebe vor die Stirn schlug und einen fürchtbaren Schweiß ausließ — wenn er vor mir zu Personen zu sprechen anfang, von denen ich nichts erblickte, die aber als lebendige Erscheinungen an seiner Seele vorbeizugehen schienen — ich gestehe dir Julia, daß mir dann öfters vor ihm schauderte! Aber sieh, das sind nun die abgerissenen Fragmente von einem Ganzen, die eben deine Vorstellung von ihm beinah nothwendigerweise verwirren müssen! Wie unfähig sind wir doch, einen Menschen, ganz so, wie er ist, zu schildern! Und wie noch weit

schwerer ist es für einen Dritten, sich nach dieser Schilderung ein der Wahrheit getreues Bild zu entwerfen! Wenn du ihn doch nur sehen solltest, nur einmal sehen! — unser Geschmaack harmonirte immer! — ich glaube gewiß, du würdest meiner Neigung Gerechtigkeit widerfahren lassen; ja, ich wette darauf, du würdest ihn lieben, wenn dein Herz nicht schon seine Wahl getroffen hätte! Du wirst mir entgegenen, daß das Auge der Liebe nur nach Vorzügen spähend die ihm theure Gestalt in einem zu idealischen Lichte sehe — aber das ist nicht der Fall, Julia; ich weiß, daß dieser Mensch Schwächen hat, wenn er sich auch bemüht, sie vor mir zu verbergen, aber ich bemerkte auch zugleich, daß es Schwächen sind, die mit den größten geistigen Vorzügen zusammenhängen. O Julia, mit ihm vereinigt zu sein, seinem Gedankenfluge nachzustreben, seinen unergründlichen Gefühlen auf ihrer geheimnißvollen Bahn, wenn auch nur in bescheidener Ferne, folgen zu dürfen, es wäre für mich ein Götterloos!

Dieselbe an Dieselbe.

Du schließt in deinem letzten Briefe, Julia! Du nennst mich eine Schwärmerin, eine Phantasin, die einen Phantasten liebe, wosern er nicht einen schlimmern Namen verdiene. Aber ich schwöre dir, dieser Phantast, der mich in deinen Augen gleichfalls zur Phantasin macht, hat ein so scharfes, die Wirklichkeit hell, klar und tief durchschauendes Auge, daß du ihn zu Zeiten wohl für den allerkältesten Verstandesmenschen halten könntest! Mädchen, mach' mich nicht böse

mit deinem warnenden Geschwäh, und denke nicht etwa gar daran, meinen Eltern einen Will zu geben, wie du mir diesmal nicht übel gesonnen scheinst! Was würdest du damit erreichen? Du brädest mich nur eher in das Kloster, du machtest mich nur noch zeitiger unglücklich, als es zu werden meine traurige Bestimmung ist. Aber nein, Julia, das thust Du nicht! Du hast mich ja so lieb! Doch willst Du, so verathe mich; ich höre deswegen doch nicht auf, meine Geheimnisse an den Busen der Freundin auszuschütten, zu der ich nun einmal ein unbegrenztes Vertrauen habe, und die ich nächst meinem Fernando am meisten liebe.

»Fernando« und immer wieder »Fernando!« wirst du sagen, und glauben, daß ich bei Lektüre deiner Briefe eben so »Carlo« und immer wieder »Carlo« ausrufen werde! Aber nein, schreib' mir von deinem Carlo, schreib' mir Bogen voll, und glaube mir, jedes Wort soll mir heilig sein — unsere Empfindungen sind ja dieselben — wenn ich Dir von meinem Fernando schreibe, so denkst du an deinen Carlo, und wenn du mir von Carlo schreibst, so denk' ich an meinen Fernando!

Ich habe ihn jetzt täglich gesehen. Wenn er nur etwas offener wäre! Ich lasse ihn wie durch einen Spiegel in meine tiefste Seele blicken — und er? Thut er das nicht auch? — spricht nicht aus seinem ganzen Wesen eine Fülle der herrlichsten Empfindungen? Und doch scheinen dann wieder in seinem Geiste Regungen zu arbeiten, die nach Sprache ringen, aber in dem Augenblicke, wo sie zu Worten werden wol-

len, wie erschrocken umlenken und in die verborgenen Verstecke seiner Seele zurückfliehen. Warum zögert er, mir seinen Stand und seinen wahren Namen zu entdecken? Warum verweist er mich, wenn ich diesen Punkt zart berühre, immer an die Zukunft? Und noch Eins! Dsters, wenn ich mit ihm an einsamen Stellen lustwandelte, zeigte sich zuweilen in unserer Nähe die Erscheinung eines rohen Kerls von verwildertem Aeußern, mit dem Fernando zwar in meinem Beisein nie sprach, von dem er aber geheime Winke zu erhalten schien. Vor einigen Tagen kam es mir vor, als ob Fernando, ehe er mir nahte, mit diesem verdächtigen Menschen eine Unterhaltung gepflogen hätte, doch weiß ich nicht, ob ich aus der Ferne richtig gesehen habe; — ich fragte Fernando darüber — er schien verlegen, und suchte mir einzureden, daß ich mich getäuscht habe. Nichtwahr, Julia, ich verschaffe mir dergleichen Besorgnisse ohne Grund?

Gestern führte mich Fernando in die Nähe seiner tief abgeschiedenen Wohnung. Ich weiß nicht, welch ein banges Gefühl mich dort ergriff. Das von einer Wildniß umgebene halbversallene Haus zeigte mir öde Fensterhöhlen, zerbrochene, und nur einige wenige ganze Fenster — ich glaube, daß es kaum mehr, als ein einziges bewohnbares Zimmer enthalten mag. Die den Hofraum umgebenden Lehmwände waren zum Theil umgestürzt, und mit Nesseln und Giebisch überwachsen. Die Hofthür zeigte ein kahles, auf beiden Seiten von der Mauer entblößtes Bierock, dessen obere mit Gras bewachsene Steinplatte sich zum Sturze senkte. Trotz eines Grauens, das mich erfaßte, suchte

ich doch eine mächtige Neugier, in das Geheimnißvolle Innere von Fernando's Wohnung einen Blick zu werfen; er bat mich, ihm zu folgen — ich fühlte eine Lockung und würde es vielleicht gethan haben, wenn es nicht mein Schicksalsgefühl als unstatthaft verworfen hätte.

Wenn ich nur das Geheimniß ergründen könnte, das diesen Fernando in ein so undurchdringliches Dunkel hüllt! Ich liebe ihn grenzenlos; und doch kommen wieder Augenblicke, wo mich eine mächtige Angst vor ihm befällt; ich durchschaue ihn bis in die tiefste Seele, und doch ist er mir ein Räthsel! Aber ein solches sind sich ja die Liebenden immer, und ich denke mir, von dem Augenblicke an, wo dieses Räthsel gelöst würde, müßten sie auch aufhören, einander zu lieben.

VIII.

„Verreise meine Liebe von der Furcht!“

Nachdem der Leser aus diesen Briefen eine genauere Einsicht in das zwischen Fernando und Maria bestehende Verhältniß gewonnen hat, fahren wir in der Erzählung fort.

Henriquez war seit einigen Wochen verreist, und die Abwesenheit ihres Vaters gestattete Maria eine größere Freiheit, welche sie benutzte, um täglich

insgeheim zu verabredeten Zeiten mit ihrem Geliebten zusammenzutreffen. Die Mutter kränkte gerade, und konnte sie nur selten auf ihren Spaziergängen begleiten, und so erfreute sich, durch diese Umstände begünstigt, der Umgang der Liebenden in der einsamen Gegend einer völligen Ungeßörtheit.

Ein beunruhigendes Gefühl bemächtigte sich Mariens bei der Rückkehr ihres Vaters, durch dessen Mißtrauen und Strenge ihre Zusammenkünfte mit Fernando bedeutend erschwert und gefährdet wurden. Doch die Leidenschaft achtet keiner Hindernisse, die, anstatt sie zu ersticken, nur dazu dienen, ihr Feuer um so heftiger zu entzünden.

Eines Tages war von den Liebenden für den Abend ein Rendezvous festgesetzt, als sehr zur Unzeit der Besuch eines Onkels und einer Tante erschien. Sie äußerten zwar sogleich, daß sie heute nicht länger als ein Stündchen verweilen würden; doch das Gespräch kam in den Gang; der Onkel gerieth auf sein Lieblingsthema, die Botanik, und handelte mit einer fürchterlichen Ausführlichkeit Pflanze auf Pflanze ab. Mehrmals versuchte die immer ungeduldiger werdende Marie ihn durch Fragen oder sonstige Unterbrechungen auf andere Gegenstände zu leiten; doch dieß gelang höchstens nur für einen Augenblick, worauf der Onkel immer wieder auf sein Thema zurücksprang. Einigemal, i. d. er aufstand und an das Fenster trat, glaubte sie sich schon ihrer Erlösung nahe; doch immer wieder kehrte er auf seinen Sitz zurück, wo ihm bald eine neue Blume oder Pflanze einfiel, die abermals eine halbe Stunde Zeit kostete.

Wer kennt nicht die Pein solcher Situationen! Eine steigende Unruhe trieb Marien hin und her; bald öffnete sie ein Fenster; bald nahm sie eine Beschäftigung vor, die sie augenblicklich wieder wegwarf, bald schlich sie sich hinaus und überließ sich auf einige Momente den Regungen ihrer Ungeduld. »Jetzt wartet er meiner schon!« dachte sie; »ich habe es ihm nun so fest versprochen, zu kommen; was in aller Welt muß er von mir denken? Er wird hoffen und hoffen und nach allen Seiten spähen, und wenn ich nun zu spät erscheine, dann wird er längst voll Verdrußes gegangen sein!«

Endlich führte dieselbe Botanik, die den Ausbruch verzögert hatte, diesen auf einmal rasch herbei. Es war ein Streit über die in Portugal nur selten anzutreffende baumartige Viole (*viola arborescens*) entstanden. Henriquez behauptete, sie finde sich draußen in der Nähe des Dorfes. Das wollte der Onkel nicht zugeben. Man eilte hinaus, um die Sache sogleich zu untersuchen. Die *viola arborescens* wurde bald aufgefunden, und jetzt wäre Alles gut gewesen, wenn es Henriquez nicht eingefallen wäre, die Gäste nun auf dem Rückweg noch weiter zu begleiten.

Eine unwiderstehliche Macht riß Marien rückwärts; sie schlug auf dem Wege durch den Wald unbemerkt einen Seitenpfad ein. Auf diesem wollte sie schnell zu Fernando eilen, indem sie hoffte, noch vor der Rückkunft der Eltern zu Hause einzutreffen, und dann ihr Umkehren mit einer plötzlichen Anwendung von Uebelbefinden zu entschuldigen. Noch

kämpfte sie einen Augenblick mit ängstlicher Ueberlegung; doch ihre leidenschaftliche Sehnsucht ließ sie nicht lange schwanken; auf einmal war sie entschlossen, und eilte nun mit beschleunigten Schritten nach dem von Gebüsch umgebenen Orte in der Nähe des Dorfes, wo Fernando ihrer zu warten pflegte.

Ihr Herz klopfte mächtig, als sie sich der Stelle näherte, wo er gewöhnlich bei ihrer Annäherung hervortrat. Dort blieb sie stehen; es zeigte sich Niemand. Sie spähte, sie lauschte; sie rief den Namen »Fernando« leise und mit zitternder Stimme in das dunkle Gebüsch hinein. Keine Antwort! da ergriff sie eine unendliche Traurigkeit, mit welcher sich das Gefühl eines Schmers in der nächtigen Einsamkeit mischte.

So eben wollte sie unmutig den Platz verlassen, als plötzlich das Gebüsch rauschte, und Fernando in ihre Arme stürzte.

»Vergib es mir, theuerste Maria,« rief er aus, »daß ich dich zur Vergeltung einen Augenblick die Pein der Ungewissheit fühlen ließ, die mich schon seit Stunden torturt! Doch du bist nun hier; darum keine Vorwürfe! Dein langes Ausbleiben wird durch dein spätes Erscheinen tausendmal vergütet!«

Mit diesen Worten und mit glühenden Küssen begrüßte Fernando das lebende Mädchen, die sich mit inniger Gluth an ihn schmiegte. Sie erzählte ihm, mit welchen Hindernissen sie heute zu kämpfen gehabt habe. »Aber ich mußte dich sehen!« sagte sie, »wenn auch nur auf einige Minuten! Ich darf heute nicht lange bei dir weilen. Laß mich! Laß mich! Sieh, dort den vollen Mond, wie er sich in schwarze, gewit-

terschwangere Wolken hüllt! Gewiß eine böse Vorbedeutung! Ich fühle mich so unruhig! Ach, laß mich für heute scheiden!«

Doch Fernando hielt sie zurück.

»Wie grausam ist doch heute meine Maria,« rief er aus, »daß sie mir ihre so heiß ersuchte Nähe so schnell entziehen will! Doch nein! Du weißt noch? Nichtwahr, du weißt noch, meine theure, meine über Alles geliebte Maria?«

Welches Mädchen widerstände wohl dem Zureden ihres Liebhabers! Auch Maria vergaß alle Angst und alle Besorgnisse; das zögernde Paar, das sich die alte, tausendmal erzählte Fabel der Liebe wiedererzählte, bemerkte nicht, wie die Zeit verschwand. Vierteilstunden hielten sie für bloße Minuten. Einigemal glaubte Maria hinter den Gebüsch die unheimliche Gestalt des rohen, verwegenen Kerls zu erblicken, doch sie vergaß die beängstigende Erscheinung über der zärtlichen Unterhaltung mit Fernando.

Von höherer Gluth war er noch nie entflammt gewesen, mit stärkeren Eiden hatte er ihr noch nie ewige Liebe geschworen. Fast erschreckend vor seiner Heftigkeit riß sie sich mehrmals los, wobei sie jedoch unwillkürlich seine Hand drückte und ihn, von dem geheimen geschlechtlichen Naturgeiste durchdrungen, wieder an sich zog.

»Fernando,« hob sie an, »theurer Fernando, du kennst meine Liebe in ihrem ganzen Umfange, und auch ich bin von der Wahrheit deiner Empfindungen überzeugt; aber was soll diese geheimnißvolle Kunst, die zwischen uns Beiden einen Ab-

grund bildet, in den ich nur mit Angst und Grauen hinunterblicken kann! Ich möchte dir so gern ein grenzenloses Vertrauen schenken! Aber darf ich es und kann ich es? Und was ist eine Liebe ohne Vertrauen? O mein Fernando! Brich doch nur endlich einmal dieses unheimliche Schweigen, das meiner beängstigten Phantasie einen Spielraum für die schrecklichsten Gedanken gestattet; noch weiß ich ja nicht einmal, wer der Mann ist, den ich liebe; unbekannt ist mir dein Stand, fremd sind mir deine Verhältnisse, und wenn ich recht nachdenke, so muß ich mich eine Thorin schelten, daß ich nicht schon längst ernstlicher auf Beantwortung dieser Fragen drang!«

»Ich kann ja nun einmal diese Fragen jetzt noch nicht beantworten, theuerste Maria;« versetzte Fernando. »Ich weiß wohl, ich muthe dir viel zu, wenn ich verlange, daß du einem Menschen dein unbedingtes Vertrauen schenken sollst, der als ein unergründliches Räthsel vor dir steht. Bei dem ewigen Gott, ich möchte dir gern Alles, Alles sagen, was mir auf der Seele lastet — aber du würdest mich nicht einmal verstehen — du würdest — doch ich bitte dich, meine Maria, erlaß mir alles weitere Reden! Bald vielleicht kommt die Zeit, wo es mir erlaubt ist, mich dir ganz offen auszusprechen!«

Maria schwieg unbefriedigt und starrte gedankenvoll zu Boden. Auch Fernando verstummte. Die Unterhaltung war auf einmal wie abgeschnitten. So vergingen mehrere Minuten, in denen beide einen Idengang verfolgten, dessen Irrgewinde sie tiefer und tiefer in ein nächtiges Dunkel führten.

Endlich hob Fernando wieder an. »Du zürst mir, Maria; wir sind, wie es scheint, Beide verstimmt, und da wirst du wohl wenig geneigt sein einen Vorschlag anzuhören, den ich dir heute machen wollte. Dein Vater ist seit einigen Tagen zurückgekehrt — vielleicht zögert er nicht lange, dich in's Kloster zu bringen. Du bist von jetzt an keinen Tag vor der Ausführung seines Entschlusses sicher. Sprich, siehst du denn deinem Schicksal so gleichgültig entgegen?«

Maria's Antwort war ein tiefer Seufzer. »Kein Mensch,« fuhr Fernando fort, »wird dann deine Seufzer hören; aber hier steht Einer, der dich unter allen am meisten liebt, und der dich vor dem lebensdigen Begrabensein gern retten möchte! Maria, Mädchen, das ich liebe bis in den Tod, willst du mir folgen?«

»Dir folgen? Wohin? Und welche Zukunft erwartet mich, wenn ich mein Schicksal ganz in deine Hände lege?« fragte Maria. »Du siehst,« setzte sie hinzu, »hier steh' ich immer wieder vor jenem Abgrunde, vor dem mir schwindelt!«

»Ich schwöre dir bei den ewigen Sternen,« versetzte Fernando mit sichtbarer Bewegung, »daß ich lieber ewige Höllequal aussiehe, als dir nur eine einzige trübe Stunde bereiten möchte; ich schwöre dir, daß mein Stamm ein edler ist, und daß ich keine andere Absicht habe, als nur die, dich als meine Gemahlin zum Altar zu führen! Nur auf eine kurze Zeit halte ich dich auf jenem abgelegenen Meierhose verborgen, und dann führe ich dich in eine würdigere Behausung, um dann im unauslöschlichen Verein mit

dir die seligsten Tage zu verleben! Komm, komm, Maria! Bögere nicht! Folge mir!«

Fernando suchte sie mit sich fortzureißen; doch Maria wand sich zürnend los.

»Nein! Nein!« rief sie entschieden aus. »Es soll dir nicht gelingen, mich mit Gewalt zu einem Schritte zu verleiten, den zu thun mir mein Gewissen nicht erlaubt! Du erhörst meine Bitten nicht! Du hüllst dich hartnäckig in ein Dunkel von Geheimnissen, hinter dem ich nur Unheil vermuthet! So will auch ich nun unerbittlich sein! Ich gewähre dir keine fernere Zusammentunft! Ich bin meinen Eltern und mir selbst Rücksichten schuldig! Du siehst mich nie wieder!«

Obgleich Maria diese Worte mit einer erzwungenen Festigkeit sagte, so brachen ihr doch dabei die Thränen aus den Augen — sie wankte — Fernando faßte sie, drückte sie an seine Brust, und preßte zärtliche Küsse auf ihre Lippen — als plötzlich der Ruf Maria! laut ertönte.

Die Beiden sahen sich erschrocken um; da erblickten sie — Henriquez, Maria's Vater.

IX.

„Des Teufels Schwestern seid ihr, nicht des Himmels!“

Die Schwester Beata hat sehr weltliche Gedanken! « sagte eine Nonne des Ursulinerklosters in der Nähe von Montalegre zur Äbtissin; » heute rief sie mitten im Gebet mehrmals den Namen Fernando aus. «

» Sie seufzt und stöhnt immer und verdreht die Augen, als ob sie wahnsinnig werden wollte, « bemerkte die kaltblütige Dominica.

» Und dabei läßt sie sich einfallen, « sagte die dünne, spignasige Congina, » nicht nur über uns, sondern selbst über unsere hochgeehrte Äbtissin allerlei moralisirende Bemerkungen zu machen, und stellt sich noch an, als ob sie eine Tugendheidin wäre, die das Privilegium hätte, mit Hochmuth auf uns herabzublicken! «

» Gestern hielt sie uns eine förmliche Strafpredigt! « versetzte die wohlgenährte, feiste Rotunda.

» Ist es möglich? « rief die Äbtissin ereifert aus; » diese Neulingin will hier die Herrin spielen, und erfrecht sich sogar, mich anzutasten, wie ihr sagt? Ei seht mir doch! Aber bei der heiligen Jungfrau, es soll ihr schlecht bekommen! «

» Vor einigen Tagen, « hob die Schwester Utrica an, » belauschte ich sie in den Abendstunden, wo sie in Selbstgesprächen und Seufzern die sündlichen

Begungen ihrer auf das Weltliche gerichteten Seele verrieth; sie vergaß in der Berstreuung, ihre Zelle zu schließen, ich schlich auf den Behen hinein und da hörte ich, wie sie im Traum phantasirte; sie sprach von Küßen, Umarmungen und dergleichen unkeuschen Dingen, und immer kehrte in ihren Reden der Name Jeronando wieder!«

»Mir,« versetzte die Schwester Cordula, »ist es sogar gelungen, mich in ihrer Abwesenheit einiger Schreibereien zu bemächtigen, die Fragmente aus einer Art von Tagebuch zu sein scheinen — ich möchte die Blätter Niemand von euch zeigen — ihr würdet euch gewiß alle vor Entsetzen bekreuzigen. Nein, ich will nicht die Angeberin machen — ich bin zu mitleidigen Gemüths — ich habe noch Niemand in Schaden gebracht und verheimliche lieber Dinge, die einen Anders in's Verderben stürzen können.«

»Gib mir die Blätter! Lege sie ohne Zaudern in meine Hand!« gebot die Äbtissin; »du erfüllst dadurch eine heilige Pflicht, und begehst im Gegentheil eine Unterlassungsfünde, die auf deine eigne Seele fällt!«

»Nun,« sagte die sich eben nicht sehr weigernde, sondern diesen Befehl mehr erwartende Cordula — »die arme Beata dauert mich zwar, aber wenn es denn sein muß, so will ich euch diese Blätter mittheilen — vielleicht dient es zu Beata's eigner Seelenheil, wenn ihre Vergehungen bekannt werden; sie kann sich dann bekehren — die geehrte Äbtissin wird ihr in's Gewissen reden, oder nach Befinden auch Strafen auslegen, die zu ihrer Besserung die-

nen — bloß aus diesen Rücksichten jög're ich nicht, Euch diese Blättchen, die ich zufällig bei mir trage, zu übergeben. «

Die Aebtissin griff hastig darnach und las Folgendes, wobei sie einmal über das andere: »Abscheulich! Entsetzlich! Empörend!« ausrief und sich bekreuzte:

»Hier also! So schnell schon! Ist es Wahrheit oder ein gräßlicher Traum? O gewiß ein Traum nur — all diese mir vor den Augen schwebenden Gestalten eines lebendig modernsten Daseins — ich sah sie ja noch nie — und gewiß, sie existiren nicht — sie sind bloße Bilder meiner geängsteten Phantasie — gewiß, ich träume nur! — Doch nein! Wenn ich sonst manchmal in einem dunkeln Grabgewölbe zu liegen wähnte, wenn ich durch meine lebenden Glieder die Schauer des Todes in kalten Strömen rinnen fühlte, wenn mein Auge die blassen und farblosen Gesichter gespenstlicher Wesen auftauchen und in Nichts zergehen sah — das war bloßer Traum, aus dem der lachende Himmel eines Maitags freudig mich weckte! Aber diese Mauern, die mir den Blick in die schöne Welt versperren und mich mit eisigen Hauchen anwehen, diese kalten, marmornen Heiligenbilder, die mir in der von düstern Lampenschein spärlich erhellten Kirche unheimlich zusehen und sich mir zu gespenstischen Gestalten verzerren — diese Gesänge und Chöre, die mein Ohr umtönen wie ein einziges fortwährendes Leichenlied, diese herzlosen Menschen um mich her, die es für ein göttliches Werk halten, alle bessere Eigenschaften der Menschheit von sich abzustrei-

sen, und unter dem Deckmantel der Heiligkeit Verbrechen zu begehen, vor denen das Tageslicht schauern würde — diese Gegenstände sind Gegenstände der Wirklichkeit, einer Wirklichkeit, die mir zuruft: Ja Unglückliche, du befindest dich in Wahrheit an dem Orte, dessen Hölle Thorheit und Aberglaube für einen Himmel auf Erden ausgeben, und den man ein Kloster nennt!

Also so früh schon am Ziele! Und an welchem Ziele! Da, wo alles Hoffen aus ist, wo man weder dem Hier noch dem Jenseits angehört, wo sich Andacht, Liebe, Wohlwollen, unschuldiger jugendlicher Frohsinn und alle ähnlichen schönen Empfindungen in ihr schnödes Gegentheil verwandeln! Was soll die glühende Jungfrau hier? Wer setzt eine blühende Rose oder sonst eine fröhliche Blume, die von dem Thau des Himmels und von den Strahlen des Sonnenlichtes lebt, in das dumpfe Gewölbe eines Kellers?

Und doch wollte ich gern hier verweilen, wenn ich dich nie gesehen hätte, du Einziger, jetzt schmerzlicher als je geliebter Fernando! Ach, daß du meinen Aufenthalt wüßtest! Du bräuchst dir gewiß die Bahn zu mir! Wie sehn' ich mich nach dir! Dürfte ich doch nur auf einen Augenblick dein liebes Bild schauen, aus deinen Küssen Leben athmen und deine Wangen mit meinen brennenden Thränen benetzen! »

»Die hagere Keblissin mit den vergilbten Wangen, den falschen grünlischen Augen und dem boshaft eingeknickten Munde ist mir in tieffter Seele zuwider. Diese Frau soll für uns Uebrige ein Muster sein, und

sie geht den Andern mit dem verabscheuungswürdigsten Beispiele voran. Man sieht es ihr an, daß der Mangel an äußern Reizen, den so manches würdige Frauenzimmer durch Bildung des Geistes und Herzens zu ersetzen strebt, in ihr nur Aerger und Neid über fremde Schönheit erzeugte — eine gefällige Gestalt, ein schönes Auge, Jugendblüthe und alle Reize des Mädchens nennt sie Faltstricke des Satans — ihr Haß gegen Schönheit vermehrte sich mit ihrer eignen Häßlichkeit, und als sie fand, daß sie mit den Jahren der Welt immer widriger erschien, so ging sie endlich aus Verdruß in ein Kloster — das ist ihre Geschichte — gewiß, das muß ihre Geschichte sein!

Ihr Beten, ihr Heiligthum ist Larve und Heuchelei, die verachtungswürdigste, schändlichste Heuchelei! Gewiß, sie vermag es nicht, einen frommen Gedanken zu fassen und ihr Herz aufrichtig zu Gott zu erheben! Und eine solche Frau soll Aebtrissin sein? <

»Ich weiß nicht, ob es Klöster gibt, die dem Ideal einer solchen Anstalt entsprechen; aber soviel weiß ich, das unsrige ist kein Muster frommer Gesinnungen. An den Tagen, wo die Schwestern fasten und nur die reinsten Gefühle hegen sollten, stellen sie heimliche Ess- und Trinkgelage an und ergößen sich an den unzähllichsten Scherzreden. Und wehe der, die sich einfallen ließe, darüber zu murren; schon die sind ihnen verhaßt, die sich mit schweigendem Abscheu von ihren Bacchanalien zurückziehen. Ha, Furcht allein diesen Verworfenen, die sogar mit einer das Weib unter das Thier erniedrigenden Betrunketheit diese heilige

Stätte schänden! Nur zu einigen wenigen von der Mehrzahl verachteten Schwestern fühl' ich mich hingezogen. Euch reine Tauben unter dem Geschlecht der Geier, euch trifft der Spott, der Hohn jener verdorbenen Seelen, die euch vor Haß und Wuth vergiften möchten!

Ja, ein Kloster, wenigstens unseres, ist ein Sündenpfuhl, eine trübe, morastige Pfütze, erfüllt von allen Lastern! «

»O Fernando, Fernando! Du, dessen Bild über dem Altar meines Herzens schwebt, Heiliger, zu dem ich bete, Geliebter, dem meine Thränen fließen, nach dem ich mich so unaussprechlich sehne! Wie selig war ich, wenn ich sonst mit hochauflappenden Herzen in deine Arme flog, und wie unglücklich bin ich nun, wenn ich deinen Namen rufe, und ihn mir nur die düstern Wände meiner engen Zelle widerhallen!

Heute betete ich ganz allein unten in der Kirche zu der Jungfrau Maria; es war ein Gebet eigner Art. »Du Gebenedeite,« rief ich aus, »du schaust mich so mild an; du siehst zu mir hernieder, als ob du eine Theilnahme für mich empfändest! Ach, erhö're mein Flehen, laß meine Bitten dir wohl gefallen und erfülle sie! Sieh, ich bin ein Mädchen in meiner frohesten Jugendblüthe, ich sehne mich heraus aus diesem Grabe, das mich umfängt; Heilige, bitte für mich, wenn nicht meine Bitte ein sündlicher Wunsch ist! Aber nein, dein Lächeln sagt mir, es ist nicht sündlich, wenn ich zu dir bete, gib mich der Welt und meinem Fernando wieder! Mein ganzes künf-

tiges Leben soll dann ein glühendes Dankgebet zu dir sein, dann will ich dem Himmel täglich durch gute Werke ein weit besseres Opfer bringen, als durch gezwungene Gebete und durch Kasteiungen, die keines Trauernden Thräne trocknen und keines Leidenden Noth erleichtern!«

»So betete ich aus tiefster, voller Seele — und das Bild der Gottesmutter schien gewährend zu lächeln, und ich fühlte eine stille Seligkeit in dem Herzen.«

»Die Liebe ist meine Religion — in dem Geliebten finde ich Leben, Welt, Herz, Seligkeit, Himmel, Gott und Alles.«

Diese fragmentarischen Ergießungen reichten hin, die Aebtissin mit einer Wuth zu erfüllen, in der sie augenblicklich Mariens Verderben beschloß. Nichts macht eine bössartige Natur noch mehr zur Tigerin und Hyäne, als wenn sie sich ihre eigene Verworfenheit mit klaren Worten vorgehalten sieht.

»Nun wohl bekomme dir's, du sauberes Fruchtlein!« rief die Aebtissin, nachdem sie die Blätter gelesen hatte, mit einem satanischen Lächeln aus; »dieser übermüthige Hohn, dieser Frevel an Gott und deinen Vorgesetzten soll dich bittere, blutige Thränen kosten! Du sollst seufzen und jammern, und Niemand soll deine Wehelaute hören; du sollst das Erbarmen Gottes und der Menschen anrufen, und weder Gott noch Menschen sollen dir helfend nahen; du sollst ein nur noch kurzes, jammervolles Dasein verwimmern unter höllischer Qual; — du sollst dem zertretenen Wurme glei-

chen, der durch sein Winden vergeblich seinen Schmerz auszusprechen sucht — kein Auge, kein Ohr, kein hülfreicher Arm soll auf dich merken, und um dein Entsetzen zu vermehren, sollen die schauervollen Laute des lebendig begrabenen Wahnsinns dich selbst zum Wahnsinn treiben!«

Mit einigen Mitwisserinnen aller ihrer Schlechtigkeit, welche sich bemühten, die Wuth der Aebtissin durch ihre giftigen Reden noch mehr zu flacheln, entwarf die gottselige Frau, der die Leitung der frommen Anstalt anvertraut war, sogleich ihren Racheplan. An den Genossinnen ihrer Verborgenheit fand sie getreue Helfershelferinnen, die zu der Ausführung mit höllischer Schadenfreude ihre Hand boten.

In der Nacht um die zwölfte Stunde wurde die Thür von Beata's Zelle gewaltsam erbrochen. Acht bis zehn Nonnen fielen wie Furien über die Erschrockene her, rissen sie aus dem Bette, verstopften ihr den Mund und schleppten sie hinunter in die Kirche. Hier am Altar zeigte ihr die Aebtissin die von ihr geschriebenen Plätter, und ohne eine Verantwortung zu hören, schleiften sie die Barbarinnen von da fort nach einer eisernen Thür, die von einer derselben geöffnet wurde. Sie rissen sie weiter durch einen langen, dunkeln Gang, bis an eine zweite eiserne, noch stärker verwahrte Thür, die in ein noch tieferes Verließ hinabführte; dort wurde sie eine Treppe hinuntergestoßen; mit donnerndem Krachen schloß sich die Thür, und Beata befand sich allein in gräßlicher, einsamer Finsterniß.

Noch konnte sie ihr Schicksal nicht fassen. Es gibt einen Grad des Unglücks, der das Licht des Ver-

standes für Momente auslöscht. So ging es Beaten; bewußtlos sank sie am Boden nieder.

Als ihr nach und nach die Besinnung wiederkehrte, fiel ihr die dumpfige und saule Luft auf, die sie bei dem Athmen in sich sog. Einige Augenblicke lang hielt sie sich für lebendig begraben. War doch dieser Ort noch schlimmer als ein Grab! Empfindungslos schlummert der Eingescharrte in den Tiefen der Erde; aber wenn der lebendige, fühlende Mensch, dem das Blut warm durch die Adern rinnt, sein soll, wo nur die Todten hingehören, wenn ihn die Mutter Erde, die ihn als ein frohes Kind an ihrem offenen Busen tragen sollte, wenn diese ihn als eine kalte Leichenfrau in ihre steinernen, rings nur Tod und wieder Tod athmenden Särge legt, ha, dann wird das, was dem Todten Ruhe und Friede ist, dem mit Bewußtsein Begabten ein Schauder, ein Entsetzen, das den Tod weit an Schrecklichkeit übertrifft.

Und dennoch raffte sich Beata's starker Geist empor. Ja, er empfand erst seine Kraft, da es nun zum Aeußersten gekommen war.

Sie sank auf ihre Kniee und sprach die Worte:

»Gott, Allgegenwärtiger, der du auch hier um mich bist, wo ich deine Sonne nicht sehe und den Athem deiner Lüfte nicht fühle; Unbegreiflicher, der du mich aus Nacht in noch tiefere Nacht führtest; Allmächtiger, der du mich auch aus diesem Abgrund retten kannst, wenn es dein hoher Wille ist, so verehere ich deine Schickung! Du hast mir das Entsetzlichste auferlegt, aber ich murre nicht! Soll ich hier sterben, wohl an, so sei es! Dann befehle ich mit Ergebung in deine Hände meinen Geist!«

Während Beata so sprach, hörte sie auf einmal in naher Entfernung ein helles Lachen, das in ein immer leiser werdendes Gewimmer überging. Es befiel sie ein tiefer Schauer. Doch raffte sie sich sogleich empor, um zu untersuchen, welche Verwandten mit diesen Lauten habe. Wankend tappte sie in dem furchtbaren Dunkel umher — einigemal stieß sie an Gerippe und Todtenbeine und halbverwesete Körper — jetzt schwieg die Stimme, aber bald erhob sie sich von neuem und brach in ein gräßliches gellendes Gelächter aus, dessen schriller, scharfer Ton ihr durch Mark und Gebeine schnitt. Endlich vernahm sie die Rede der Frauenzimmersstimme dicht an ihrem Ohr, und fand, daß es eine eingemauerte Nonne war, die durch eine nur kleine Oeffnung Worte der Vernunft und des Wahnsinns in grausem Gemisch durcheinander warf.

»Heiße! heiße! zum Tanze!« rief sie jetzt aus. Ah! welch ein schöner Regenbogen! Er vergeht; so verging deine Liebe, ungetreuer Adolar! — Die Keblissin ist schwerer Verbrechen angeklagt; sie hat schon fünf Mordthaten begangen! — Führt sie vor! — Schuldig! — Und nun Kopf ab! — Hahahaha! — »Ewig, ewig lieb' ich dich!« — Glaub's nicht! — Morgen findest du ihn in den Armen einer Andern! Fort, fort, Gespenster, aus meiner Nähe! — Hier haben sie mich nun eingemauert, und ich bin noch so jung! — oh! — oh! — Was ist Liebe! Was ist Jugend! Was ist Schönheit! Eine Seifenblase! So bunt, und so schnell entzwey! Hahahaha!«

So phantasirte das bejammernswürdige Wesen, dessen Nähe Beaten mit den grausenvollsten Vorstel-

lungen erfüllte, und sie ein neues furchtbares Verbrechen der Abtissin und der unmenselichen Schwestern ahnen ließ. Die Gegenwart der Unglücklichen wirkte auf sie wie die Nähe eines geisterhaften Wesens; dieses Wimmern, Stöhnen, diese hirnlosen Reden, die jedoch einen tiefern Sinn zu verbergen schienen, und dazu jenes entsetzliche, eiskalte Lachen — das Alles hätte schier ihre eignen Gedanken verwirren mögen.

Endlich redete sie die Bedauernswürdige an:

»Wer bist du, Kermste, die du hier ein Schicksal zu erdulden hast, das ärger ist als der Tod? Auch ich bin unglücklich, wenn auch um einige Grade weniger als du; theile dich mir mit, Schwester, und wenn ich dich nicht trösten kann, so will ich wenigstens mit dir weinen!«

»Hinweg, du Unholdin!« kreischte die Eingemauerte, von einem neuen Wahnsinnsanfall ergriffen, laut auf! »Du hast ihn ermordet und hast mich ermordet! Hinweg, deine Hände sind voll Blut!« — Sich einmal,« fügte sie, in einen andern Ton überspringend, hinzu — »der Erlöser an dem Kreuze auf meiner Brust hier wird lebendig — und blicke dorthin in den Winkel! — da kommt ein Gerippe gegangen! das ist meine Mutter!«

Durch die Wahnsinnige wurde der Ort für Beaten zu einem noch grausenvollern Aufenthalt gemacht, als er von Natur schon war. Nur selten gelang es, einige vernünftige Worte mit ihr zu reden, aus denen Beaten klar wurde, daß ihre Geistesverwirrung aus der ihr von der Abtissin und mehrerer boshaften Schwestern widerfahrenen Behandlung entsprungen war.

Acht Tage verschwanden ihr in dieser Finsterniß und Einsamkeit; nur zweimal des Tages erschien eine Wärterin mit etwas Brod und Wasser für sie und die Eingemauerte. Stundenlang lag Beata auf ihren Knien und flehte den Himmel um Rettung an — Tag und Nacht — hier waren beide eins — rief sie unter heißen Thränen den Namen Fernando aus — schon fühlte sie ihre Kräfte mehr und mehr ermatten, und schon schwand ihr alle Hoffnung — die hartherzige, auf alle Fragen stumme Wärterin brachte mit jedem Tage weniger Brod, als ein Ereigniß eintrat, das wir für den folgenden Abschnitt versparen.

X.

„Ich bring' Euch Rettung!“

Als Beata in einem traumähnlichen Zustande auf dem feuchten Stroh lag, das man ihr zum Lager gegeben hatte, war es ihr auf einmal, als ob sie in ihrer Nähe an der Wand ein Geräusch vernähme. Es war eine Art von Pochen und Arbeiten, das sie aus ihrem tiefen Brüten aufweckte — plötzlich öffnete sich eine verborgene Thür, und es erschien ein Mann mit einer Latagne, dessen Aeußeres eben nicht geeignet war, ihr angenehme Empfindungen einzusößen. Sein Körperbau von mittler Statur erschien knochigt und stark; über ein dunkelbraunes, zerrissenes Kamisol trug er

einen kurzen schwarzen Mantel mit hängenden Aermeln und auf dem Haupt ein kleines rundes Mützchen von Scharlach; an seinem Gürtel zeigten sich Dolch und Pistolen. Die Züge seines Gesichtes ließen auf einen rohen und verwilderten Geist schließen; sein falsches, unstät blickendes Auge verrieth ein böses Gewissen; sein kurzes, struppiges Haar, zum Theil schon ergraut, starrte widerlich empor — und die ganze Erscheinung glich der eines Menschen, dessen bloßes Äußeres schon seine Verworfenheit verräth.

Zwar fühlte sich Beata bei seinem Anblick von einem momentanen Grauen angewandelt; doch schnell siegte ihr Muth und ihre Gleichgültigkeit gegen Alles, was ihr jezt noch widerfahren könnte.

»Ha, du willst mich ermorden!« rief sie aufspringend und der teuflischen Gestalt des Ankömmlings entgegentretend aus; »gesieh' es nur, die Kebtissin hat dich abgeschickt, um meinem Leben ein Ende zu machen! Aber glaube nicht, daß ich vor dir zittere! Nein, Elender; für mich hat der Tod seine Schrecken verloren! Hier ist meine Brust! Stoß zu! — Noch ein Lebenswohl dir, mein Fernando! — In der Ewigkeit sehen wir uns wieder!«

»Liebenswürdigste Señora,« grüßte ihr das Satansgesicht des gräßlichen Menschen entgegen, »so hört mich doch erst, ehe Ihr so mir nichts dir nichts mir befehlt, Euch todt zu machen! Ich will Euch ja nicht in das Grab stürzen, ich komme ja nur in der Absicht, um Euch aus diesem Grabe hier zu erlösen! Doch seht erst und überzeugt Euch! Leset hier dieses Brieflein von Euerm Fernando!«

Nicht erst, als die Bestürzung des ersten Eindrucks vorüber war, erkannte Beata die Züge des vor ihr Stehenden — oder sie glaubte wenigstens, jenen rothen Kerk vor sich zu sehen, den sie öfters mit einer innern Angst in der Nähe ihres Fernando erblickt hatte. Hastig erbrach sie das Willel und las:

»Theuerste, ewig geliebte Maria!

Nach vieler Bemühung ist es mir endlich gelungen, Deinen Aufenthalt zu erfahren; ich kenne Dein ganzes erbarmungswürdiges Schicksal. Vertraue dem Manne, den ich Dir sende; er ist ein ergrauter Bösewicht, aber ich darf wie auf einen Felsen auf seine Treue bauen. Folge ihm ohne Zögern; rasch führt er Dich in die Arme Deines

sehnlichst harrenden
Fernando.«

Rosen erblühten auf den blassen Wangen Beate's, ihr Herz klopfte mit beschleunigten Schlägen, alle Reize der Welt und des Lebens drangen auf sie ein; sie ergriff die Hand des furchtbaren Kerkers und rief aus: »Laß uns eilen! Ich folge dir!«

Gerade in dem Augenblicke, wo sie diese Worte sprach, knarrte die Thür des Kerkers und die Wärterin trat herein.

»Gott! wir sind verloren!« schrie Beata auf.
»Sie wird uns verrathen!«

»Ihr verrathet uns selbst durch Eure laute Rede!« versetzte der Mann mit der Teufelsphysiognomie; »ich hätte mich in einen Winkel verbergen können, bis sich

diese vermaledeite Here wieder entfernt hätte. Aber seid gutes Muthes! Der Satan läßt mich nie im Stiche; ich weiß schon ein Mittel, dieses Beest zur Ruhe zu bringen!«

Nach diesen Worten warf er die laut aufschreiende Wärterin ganz kaltblütig zu Boden und versetzte ihr mehrere Dolchstiche.

»So wird's wohl genug sein!« sagte er darauf, die blutige Waffe mit der eisigsten Gleichgültigkeit wieder in ihre Scheide steckend. »Seht, wie sie zappelt! Es ist der Todeskampf! So haben sich schon Viele vor mir gewunden. Freund Hain steht schon dicht neben ihr und packt sie beim Schopfe! Horcht, wie sie röchelt! Sie hat höchstens noch drei Athemzüge zu thun! Das war einer! Das der Zweite! Und das — horcht, wie tief und schwer! — das war der Dritte! Nun wird sie nichts mehr von unserer Flucht erzählen! — Jetzt aber kommt! — man wird sie vermissen und suchen — wir haben keine Zeit zu verlieren! Laßt uns eilen!«

Die plötzliche grausame Mordthat und die entsetzlichen, mit schrecklichen Flüchen gemischten Reden des teuflischen Gesellen erschütterten Beaten so tief, daß sie sich fast der Besinnung beraubt fühlte. Vor ihr stand der mit Blut besprühte Mörder, die eingemauerte Wahnsinnige lachte und winnerte — was sollte sie nun thun; war es gerathen, sich so allein der Leistung eines Auswurfs der Menschheit zu überlassen? Es war ihr ein fürchterliches Räthsel, wie Fernando einem Menschen dieser Art sein Vertrauen schenken könnte — sie mußte sich förmlich bescheiden, darüber

weiter nachzugrübeln — sie dachte, mag Alles sein, wie es will, Fernando hat ihn gesendet, und die Nothwendigkeit gestattet mir keine Wahl!«

»Doch soll ich die Arme hier zurücklassen?« hob sie an, indem sie plötzlich stehen blieb! »Soll die eingemauerte Wahnsinnige dort lebendig vermodern?«

»Was geht sie uns an?« entgegnete Uzeda, — so hieß Beata's Führer. »Ich habe Auftrag, Euch zu befreien und weiter Niemand! Hört doch nicht auf ihr Winseln! Das wird schon einmal aufhören! Was ist denn an dem Dasein eines so elenden Weibsbildes gelegen? Würste ich doch auch nicht, wie wir sie retten sollten!«

Noch mehrmals wendete sich Beata (die wir jetzt wieder Maria nennen wollen) um, indem sie über ein Mittel nachann, zugleich jene Unglückliche zu erlösen — aber sie sah keine Möglichkeit, und so folgte sie nun Uzeda durch die geheime Thür in der Mauer. Durch dieselbe gelangten sie in einen engen unterirdischen Gang, der sie nach Uzeda's Versicherung an das Licht führen sollte. Bei der Niedrigkeit und Verfallenheit desselben hatte es oft Schwierigkeiten, vorwärts zu gelangen.

»Aber warum ermordet Ihr nur die Wärterin?« fragte jetzt Maria. »Wie könnt Ihr doch so grausam sein?«

»Ein Mensch mehr oder weniger auf der Welt, — das ist kein Unterschied, Senhora,« versetzte Uzeda kalt. »Mir ist nach dieser Abschachtung, als hätte ich ein Meisterstück gemacht. Sie hätte hinauf in's Klo-

sich fliehen und uns verrathen können! Da denke ich: besser bewahrt als beklagt!«

Marien schauderte bei diesen und ähnlichen Reden des gräßlichen Menschen, mit dem sie sich jetzt mitten in den Tiefen der Erde allein befand.

»So fürchtet Euch doch nicht vor mir, Senhora,« sagte Uzeda in dem Tone einer widerlichen Vertraulichkeit; »seht,« fuhr er fort, indem er den Dolch zückte, »eher würde ich diese meine eigene Brust durchbohren, als die Eurige, ja ich glaube, ich wäre im Stande, mich wirklich aus Euth todzustoßen, wenn es mir mißlänge, Euch wohlbehalten in die Arme Eures Fernando zu liefern! Denn Ihr müßt nur wissen, dann ginge mir ein schönes Stück Lohn verloren. Ha, das ist ein Herr! Nicht weniger als zweihundert Crusado's bekomme ich von ihm, wenn ich mein Unternehmen glücklich ausführe; und so lieb mir dieß Geld ist, so gewiß werde ich Euch auch an Ort und Stelle bringen!

Der Umstand, daß sich Uzeda's Vortheil an ihre Rettung knüpfte, beruhigte Marien einigermassen; doch mit ungeduldig-ängstlicher Erwartung sehnte sie sich nach dem Augenblicke, wo sie aus dem dumpfigen Gange in das Freie gelangen würden. Bis jetzt war noch kein Lichtstrahl sichtbar; ja der Weg wurde immer beschwerlicher und ungangbarer. Mit Mühe gelangten sie gebückt und kriechend weiter; bei dem blassen Scheine des Lämpchens sah Maria manchmal zur Seite ein Todtengewölbe, aus dem dumpfige Leichendünste heraufstiegen — öfters ging ihre Bahn sogar über Gebeine und Gerippe hinweg — einigemal

rigte und stieß sie sich an dem scharfen Gestein blutig — der Schein der Laterne wurde immer schwächer — das Del war schon fast bis auf den letzten Tropfen aufgezehrt — dabei setzte Uzeda der Flasche häufig zu und stieß immer wildere Reden und Flüche aus — und jetzt, ha jetzt zuckte die sterbende Flamme des Lichtes noch ein paarmal und erlosch!

Uzeda tobte, fluchte, rannte an den Wänden an und sank endlich nieder. Vergebens beschwor ihn Maria, die eilenden Augenblicke zu benutzen — vergebens rüttelte sie ihn, und versuchte, ihn mit Gewalt emporzureißen — der von Betrunktheit überwältigte, der Schwere seines eignen Gewichts erliegende Uzeda war nicht emporzubringen, sondern versank in einen wußten Schlaf, während dessen fürchterliche Träume und Visionen vor seinem Geist vorüberzogen. Er phantasirte schauerlich von allen denen, die er schon ermordet hatte, deren bleiche, blutlose Bilder er drohend vor sich stehn zu sehen glaubte — er sank für Augenblicke in einen wahren Todtenschlaf, und schrie dann plötzlich so laut auf, daß es langhin in den dunkeln Gewölben widerhallte — er ballte die Faust und schlug wie rasend um sich her und lag dann wieder da, besinnungs- und regungslos, wie ein Todter.

Es ist schwer, sich von Mariens Stimmung in der Nähe aller dieser Schrecknisse einen Begriff zu machen. Fünf bis sechs schaudervolle Stunden vergingen, ehe Uzeda, wie von einem tiefen Traume erwachend, die Besinnung wieder erlangte. Marie mußte ihm erst wiederholt sagen, wo sie sich befanden, und welches Unternehmen auszuführen er sich

verpflichtet hätte. Erst als sie ihm die zweihundert Grusado's in's Gedächtniß zurückrief, war er auf einmal sogleich wieder der kälteste und besonnenste Mensch. Rasch setzten sie ihren Weg nun fort. Bald erschienen die Strahlen des erschnittenen Lichtes. Sie naheten sich dem Ausgang, der in den Klostergarten führte. Jetzt traten sie vorsichtig spähend heraus. Mit Bestürzung bemerkten sie, daß sich nach ihrer Verspätigung nun schon die Arbeiter versammelt hatten. Rasch verbargen sie sich hinter ein Gebüsch, wo sie einen günstigen Moment zur Flucht erlauschen wollten. In einem Augenblicke, wo die Arbeiter sich aus der Nähe entfernt hatten, befestigte Uzeda die Strickleiter an der Mauer, kletterte voraus, und ermahnte Marien, ihm rasch nachzufolgen.

Schon stand er, sie erwartend oben, als die Arbeiter ihn plötzlich erblickten und ein Geschrei erhoben, auf welches sogleich mehrere Schwestern und die Abtissin selbst herbeieilten. Marien ergriff eine plötzliche Bestürzung — sie war erschöpft von den beschwerlichen Wegen, von Schlaflosigkeit, Hunger, Angst und den schon länger ertragenen Entbehrungen aller stärkenden Nahrungsmittel — und so sank sie denn in dem entscheidenden Momente besinnungslos nieder.

Uzeda konnte jetzt nichts weiter thun, als auf seine eigene Rettung denken. Maria aber wurde augenblicklich in das Kloster zurückgebracht und in einen noch tiefern und schrecklichern Kerker hinabgeworfen.

Dieses Vertieft war eine mit Särgen angefüllte Leichengruft; hier stieß man sie hinunter, und ein mächtiges eisernes Gitter wurde wie ein großer Sargdeckel über ihr zugeschlagen.

XI.

„Noth wie Blut
Ist der Himmel!
Das ist nicht des Tages Blut.“
(Schiller.)

Die Sonne neigte sich bereits zu ihrem Untergange, als Valerio, der seine Reise weiter über die Paradiesesgegenden der Provinz Entre Minho e Duero ausgedehnt hatte, den rauhern Grenzen von Traz os Montes sich näherte. Aus den reizenden Thälern jenes Landstrichs, wo man immer unter Menschen und fast von einem Hause zu dem andern reiset, wo unaufhörliche Schatten vor der Gluth der Sonne schützen und rieselnde Bäche umher die erquickendste Kühlung verbreiten, aus der Umgebung von Naturscenen, die den idealischen Schilderungen des Tempelthaales entsprechen, gelangte er jetzt in eine Haide mit kahlen Hügeln, die aus Schiefer und Sandstein bestanden, und nur mitunter von dem einförmigen Labdanstrauche bewachsen waren. Sein späherndes Auge traf auf keinen Ort, keinen Menschen, ja fast auf kein lebendes Geschöpf. Er hoffte binnen einigen Stunden einen Flecken in der Nähe von Montalegre zu erreichen; doch der Weg wurde oft zweifelhaft, bis er endlich auf eine Art von Straße gelangte, der er sorglos folgen zu dürfen glaubte.

Hier überließ er sich seinen Gedanken. Die Reden seines einsigen Lehrers, des unglücklichen Freira de Andrade, von dessen weiterem Schicksal ihm nichts kund geworden war, hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er schämte sich vor sich selbst, sich einem Menschen zum Werkzeug hingegeben zu haben, den sein Vaterland als seinen Tyrannen hasste und verachtete; allerwärts, wohin er gekommen war, hatte er den Namen Vasconcellos mit Abscheu nennen hören, und oft genug bot sich ihm Gelegenheit, die Tyrannei der Spanier zu bemerken, die jetzt mit stolzem Hohn den Fuß auf den Nacken des Portugiesen setzten. Zwar suchte er die Stimme seines Gewissens zu beschwichtigen; er sagte zu sich selbst: »du gehst ja nur darauf aus, das Treiben einer Bande von Menschen näher zu erforschen, welche die gesellige Ordnung der Dinge gefährden;« dabei lockte ihn das nie von ihm weichende Bild der holden Beatrix mit all seiner hinreißenden Zaubergewalt — aber doch klangen ihm immer die strengen Worte Andrade's wieder, und vereinten sich mit der Sprache seines Innern, um ihn in einer Unruhe zu erhalten, die mehr und mehr eine belemmende und beängstigende Macht erlangte.

Wer reich ist, den besetzt selten ein hoher Grad von Patriotismus; in jener Zeit, wo sich Valerio irdischer Güter versichert glaubte, dachte er nur an sich selbst — sein Geist hing mit einer kleinlichern Anhänglichkeit an dem gemeinen Mammon, der, indem er den Weg zu zerstreuten Vergnügungen öffnet, so leicht allen edlern und höhern Empfindungen den Eingang in die Seele verschließt; jetzt aber, wo ihn die

Wendung seines Schicksals von einem bloß materiellen Trachten losgerissen hatte, wurde er mit wunderbarer Gewalt zu reineren und größeren Gedanken hingezogen.

»Wie?« fragte er sich, »wenn du umkehrtest, und dich ohne Weiteres von Basconcellos losrißest?« Aber Basconcellos hatte ihn schon mit Geld unterstützt. Wie gern hätte er ihm im Augenblick Alles wiedererstattet und ihm gesagt: »Nimm den schönen Gold zurück, für den ich dir zweideutige und vielleicht meinem Vaterlande verderbliche Dienste erzeigen soll!« Aber im menschlichen Leben kommen tausend Fälle vor, wo der Bestwollende durch äußere Umstände verhindert wird, den Regungen seines Herzens frei zu folgen; der Lohn brennt wie Feuer auf der Seele dessen, der sich dem bösen Dämon verschwor — aber er muß verhungern, er muß verderben, wenn er umlenkt — hier sieht er äußeres Wohlbefinden, und dort nur unvermeidliches Elend. Ach, warum ist das so in der Welt? Warum hängt doch der Geist so sehr von materiellen Bestimmungen ab? Warum können wir nicht Alle in unserer edleren Begeisterung hinstreten und mit Entschiedenheit sagen: »Nein, das thu' ich nicht, und sollt' ich darben, und sollt' ich schmachten, und sollt' ich betteln, und sollt' ich verderben, ich thu' es nicht!« Wohl gibt es — der edlern Menschheit sei es zum Ruhme nachgesagt — erhabene, große Naturen, die im Stande sind, ihr Leben und ihr Glück ihrer Pflicht zum Opfer zu bringen; aber die Mehrzahl ist doch die der Schwankenden, der Schwächeren, der Ueberlegenden, der zwar das Bessere Fühlenden und mit sich selbst Ringenden, aber in dem großen

moralischen Kampfe Unterliegenden, zumal wenn eine Collision der Pflichten eintritt, welche der minder edeln Handlungsart einen Schein des Rechtes anzukünsteln erlaubt. Wie gern möchten wir in unserm Valerio das Muster eines edleren Menschen zeichnen! Aber da es uns obliegt, nicht den idealischen, sondern den wahren Menschen zu schildern, der leider nur zu oft seinen bessern Empfindungen an Stärke nachsteht, so können wir den Leser nur damit trösten, daß vielleicht später Valerio's edlere Natur den Sieg erringt.

Die Schatten des Abends brachen immer tiefer herein; Valerio glaubte sich dem Estralagem (Wirthshaus eines ihm bezeichneten Gledens) zu nähern; doch noch immer nicht gelang es seinen spähenden Blicken, in der durch das sinkende erste Mondviertel nur schwach erhellten Dunkelheit einen Ort zu erkennen.

Auf einmal glaubte er die Hufschläge eines Pferdes hinter sich zu hören. Er lauschte — der Ton kam näher und näher, und bald erkannte er die Gestalt eines Reiters, dessen Aeußeres ihm verdächtig erschien. Es war ein großer, starker Mann — er trug ein Kollet von dunkelfarbigen Sammet und weite Beinkleider von gleichem Stoffe — auf seinem Barett zeigte sich eine Reihersfeder — den Mantel hatte er nachlässig über das Pferd gehängt, und so fielen dem Auge sein Sabel und der auf beiden Seiten mit Pistolen versehene schwarze Ledergurt desto mehr in's Auge. Der Fremde hielt sein Pferd einen Augenblick an, als er sich dicht hinter Valerio befand; auch dieser zögerte, und dachte im Fall eines Angriffs auf seine Vertheidi-

gung. Valerio kannte die Gegend, wo die Räuberbande haufen sollte, zwar nicht genau; aber seinem Vermuthen nach konnte sie nicht fern sein, und die Erscheinung des bewaffneten Reiters ließ ihn kaum zweifeln, daß er sich jetzt in ihrer Nähe befinde. Im ersten Moment fühlte er sich von einiger in ähnlichen Lagen jeden einsamen Reisenden anwandelnden Besorgniß ergriffen; doch sogleich kehrte der ihm angeborene Muth wieder, und statt etwa dem Unbekannten auszuweichen, wandte er sich zu ihm und sagte in dem unbefangenen Tone:

»Es freut mich, endlich in dieser Wildniß auf einen Menschen zu stoßen. Wenn es Euch recht ist, so wollen wir gemeinschaftlich einen Weg fortsetzen, dessen Ihr wahrscheinlich kundiger seid, als ich!«

»Ich habe nichts dagegen!« erwiderte der Fremde kurz und trozig.

»Ich denke,« sagte Valerio, »das Wirthshaus zur »grünen Tanne« kann nicht mehr ferne sein.«

»Und ich sage Euch,« versetzte der Unbekannte lakonisch, »daß Ihr heute nicht in der »grünen Tanne« logiren werdet!«

Es erfolgte ein Schweigen von beiden Seiten. Die rathselhafte Antwort des Gefährten gab Valerio Spielraum für allerlei Gedanken. Auffallend war ihm die ganz eigenthümliche charakteristische Physiognomie seines Begleiters, die von den Strahlen des Mondscheins beleuchtet einen noch frappanteren Ausdruck gewann. Der Fremde schien schon in höhern Jahren zu stehen; aber sein fester, markiger Körper

deutete auf außerordentliche physische Kräfte, und sein kühn blühendes Auge verkündete einen festen, unternehmenden Geist. Die kohlschwarzen Locken, die sich über seine blassen Wangen ringelten, gaben ihm ein fast geisterhaftes Ansehn; seine kühn gebogene Adlernase verrieth einen Muth, der vor nichts erzitterte; seine Reden hatten etwas Festes und Gemessenes, wie die Reden eines Mannes, der stets im Moment entschieden ist und nicht gern viele Worte macht.

Alle Versuche Valerio's, seinen Begleiter in eine gemüthliche, auf Reisen so angenehme Unterhaltung zu ziehen, mißlangen; die Erwiderungen desselben bestanden fast aus bloßen Sylben.

Auf einmal zeigte sich auf einem Nebenpfade ein anderer gleichfalls bewaffneter Reiter. Valerio glaubte sich nun gewiß von Räubern umgeben, und dachte schon darauf, sich auf einen Angriff zu rüsten.

»Seid nicht besorgt um Geld, das Ihr etwa bei Euch führt; um Euer elendes Besitztum ist es uns nicht zu thun; an Eurer Person könnte uns schon eher etwas gelegen sein. Doch hoffentlich begegnen wir uns wieder! Bis dahin sagt Euch Lebewohl — Aguilar der Schwarze!«

Nach diesen Worten sprengte der Räuber fort, und übertieß Valerio seinen Betrachtungen.

»Das war also wirklich jener berühmte Aguilar der Schwarze!« murmelte dieser in dem Tone des Erstaunens vor sich hin, indem er sich zugleich nicht wenig wunderte, sich, wie es schien, erkannt und vielleicht gar seinen Plan von jenem Manne durchschaut zu sehen. »Wo sah mich der Mensch, mit dem je-

malz zusammengekommen zu sein, ich mich nicht erinnern kann? Wer verräth ihm die tief geheim gehaltene Absicht meiner Reise?«

Während sich Valerio vergebens mit Beantwortung dieser Fragen herumschlug, sah er sich von einem dritten, aber von den beiden vorigen sehr verschiedenen Reiter überrascht. Dieser schien rasch an ihm vorüber-eilen zu wollen; doch auf einmal verweilte er, und redete ihn an:

»Guten Abend, verehrtester Florio!«

»Ich heiße nicht Florio,« versetzte Valerio;

»Ihr irrt Euch in meiner Person!«

»Ei, aber welche täuschende Aehnlichkeit! Nun freilich, bei Nacht kann man sich irren! Ich hätte doch darauf schwören wollen, daß Ihr der Goldarbeiter Florio aus Vissabon wäret, den ich schon so manchmal in Nahrung gesetzt habe.«

»Aus Vissabon bin ich allerdings!« sagte Valerio.

»Das ist mir außerordentlich angenehm! Einem Reisenden aus der Residenz kann man sich doch vertrauensvoller nähern, als den vagabundirenden Leuten in den Provinzen, in denen jetzt allerlei verdächtiges Gesindel sein Wesen treibt. Es ist hier ein ängstliches Reisen, zumal wenn man Gegenstände von Werth bei sich hat; insofern ist es mir sehr lieb, Jemand zu finden, dem vielleicht selbst an einem gegenseitigen Schutz- und Trugbündniß gelegen ist.«

»Ich habe eben nicht viel zu verlieren!« versetzte Valerio, »und selbst mein Leben ist mir ziemlich gleichgültig.«

»Ei, ei! ein so junger und wie es scheint, hübscher Mann! Und so abgestumpft für die Existenz in einer Welt, die ich in einem bereits höhern Alter noch nicht verlassen möchte! Das klingt ja sonderbar! — Um's Himmels Willen, Ihr verstellt Euch doch nicht etwa, und seid am Ende selbst!« —

»Ein Räuber, wollt Ihr sagen?« versetzte Valerio, indem er über die Ungestaltlichkeit seines Gesellschafters lachen mußte. »Sieh' ich Euch darnach aus?«

»O nein! o nein! keinesweges! Ganz und gar nicht!« erwiderte der kleine Begleiter, indem er einen furchtsamen Blick auf den Dolch richtete, den Valerio seiner Sicherheit wegen an der Seite trug; »aber man hat Beispiele, daß gerade Leute von dem scheinbar sanftesten und menschenfreundlichsten Charakter die größten Erbsöwichter waren — es gibt so ein gewisses glattes, zuvorkommendes und gefälliges Wesen, worvor ich ein größeres Grauen empfinde, als vor einem martialischen Kerl mit einem recht tüchtigen Schnurrbart und einem Degen an der Seite.« —

Valerio unterbrach die Rede des Kleinen von Neuem mit einem Lachen, welches das Ideal der Furchtsamkeit nur noch argwöhnischer machte, worauf er anhub:

»Aber wie in aller Welt wurde es einem Menschen von so kleinem Körper und so kleinem Muth möglich, sich bei Nacht auf eine Straße zu wagen, die geeignet ist, wirklich ernstliche Besorgnisse einzulösen?«

Diese Frage setzte den Kleinen in noch größere Beklemmung — er konnte nichts herausbringen, als:

»Ein höchst dringendes Geschäft!« Die vollständige Antwort blieb ihm in der Kehle stecken.

Valerio hatte sich jetzt genug an der Angst des Männleins belustigt, und suchte ihm, von einer Art Mitleid angewandelt, Muth einzulösen.

»Ich bitte Euch, Ihr spaßhaftes Muster von Courage, seid nicht in Sorge! Ich schwöre es Euch zu, von mir habt Ihr nichts zu erwarten, als nöthigenfalls Vertheidigung gegen jeden Angriff auf Eure Person, die sich schwerlich selbst zu schützen vermag.«

»Erlaubt mir nur eine Frage!« begann der Kleine hierauf in einem etwas beruhigterem Tone: »Seid Ihr ein Spanier, oder ein geborner Portugiese?«

»Ich bin ein Portugiese!« erwiderte Valerio mit einigem Nachdruck.

»O die Portugiesen sind sehr vortreffliche Leute!« versetzte der Kleine, und ich habe mich oft genug darüber geärgert, daß ihnen die Spanier immer Unrecht thun.«

»Also seid Ihr wohl ebenfalls ein Portugiese?« fragte Valerio.

»Ja! — wie meint Ihr? Ich, ein Portugiese! — Ei, ja, ja, versteht sich, bin ich auch Einer — denn — seht an — nun ja — freilich — freilich bin ich auch ein Portugiese!«

»Aber Eure Sprache, sollt ich meinen, straft Euch Lügen!« entgegnete Valerio. »Wir haben eine Menge Abkürzungen der Worte, die Ihr volltöndend ausspricht — «

»Oh, ich lebte längere Zeit in Madrid und Valencia, und dort habe ich mir den spanischen

Dialekt angeeignet. Aber so gut wie Ihr bin ich gebürtig aus Lissabon!«

»Aus Lissabon? Das macht einem Andern weis! Jetzt geht einmal mit der Sprache heraus, mein Kleiner!« sagte Valerio, indem er im Scherze nach seinem Dolche griff.

»Barmherzigkeit! Ich beschwör' Euch bei Nossa Senhora, thut mir nichts zu Leide, ich will's ja Euch gern gestehen, ich bin — ich bin — ein Spanier!«

Wahrhaft komisch war die Mischung von spanischem Nationalstolz und der dem Spanier sonst selten eigenen Furchtsamkeit, welche der Kleine in der Betonung des Wortes »Spanier« verrieth.

»Wir Spanier,« fuhr er fort, »handeln gegen unsere lieben Nachbarn, gegen die guten Portugiesen, gar nicht nachbarlich und brüderlich. Es ist abscheulich! Aber Nachbarrationen sind einander immer Todfeinde. Wir verdienen gar nicht, über Euch zu herrschen; eigentlich solltet Ihr unsere Herren, und wir Eure Untergebene sein!«

»Ein solches Verhältniß würde den hochfahrenden Spaniern wohl schlecht gefallen,« versetzte Valerio; »nehmt Euch in Acht, so etwas gegen einen Landmann zu äußern! Habt Ihr aber die Absicht, den Portugiesen zu schmeicheln, so versichere ich Euch, daß Euch dergleichen Complimente bei jedem Andern mehr Nutzen bringen können, als bei mir; denn Ihr müßt mir wissen, ich bin ein spanisch gesinnter Portugiese!«

»Portugiese? Spanisch gesinnt? Ihr? Ei seht doch einmal!« sagte der Kleine mit Verwunderung.

»Je nun, wenn Ihr dazu Eure Gründe habt, so laßt sich gar nichts dagegen sagen; denn eigentlich, wenn man freilich die Sache bei dem rechten Lichte betrachtet, so ist doch Spanien ein größerer Staat als Portugal, und in der ganzen Natur findet sich das Gesetz, daß der Stärkere die Herrschaft über den Schwächeren ausübt. — Spanisch gesinnt? sagt Ihr. Eigentlich ist Portugal schon seiner geographischen Lage nach dazu bestimmt, ein Theil von Spanien zu sein, was es auch mehrmals lange Zeiten hindurch gewesen ist. Spanisch gesinnt? Ei, da seid Ihr ja völlig mein Mann!« —

In dieser Art redete der kleine Schwäher fort, den Valerio im Stillen herzlich verachten mußte, als das Gespräch plötzlich durch den Anblick einer in ziemlicher Nähe aufsteigenden Feuersäule unterbrochen wurde. Rasch wuchs die Flamme, deren Gewahrwerden die Weiden in eine ernste Stimmung versetzte. Valerio zeigte sogleich Neigung, nach der Brandstätte hinzueilen.

»Um Gotteswillen!« sagte der Kleine, »laßt uns fern bleiben! Nur nicht an Orte, wo es ein Unglück gibt! Man muß ja froh sein, wenn man sich selbst außer Gefahr sieht! Wer weiß, in welche Unfälle wir dort gerathen könnten!«

In diesem Augenblicke sahen die Weiden mehrere weibliche Gestalten mit fliegenden Gewändern und Haaren über die Hüfte laufen und hörten ihr Weggehen, vor dem sich der Kleine in tiefster Seele entsetzte.

»Laßt uns umdenken! Seht diese Gespinnster! Laßt uns fliehen!« rief er Valerio zu. Durch

Euern Vorwirth werden wir noch in die Nacht böser Geister fallen!«

- Doch Valerio eilte nur um so rascher vorwärts, und dem Kleinen, der sich fürchtete, in der Nacht allein zu reisen, blieb nichts übrig, als ihm zu folgen. Bald kamen sie dem brennenden Gebäude näher und hörten, es sei das Urselinerkloster in der Nähe von Montalegre, welches die Räuber angezündet hätten.

Als sie dort anlangten, bemerkten sie eine große Verwirrung; hier flohen einzelne erschrockene Bewohnerinnen des Klosters, dort rangen andere gegen rohe Horden von Bewaffneten, dort wurden Leute aus der Umgegend, die mit Sprühen und Eimern nahen, von dem Löschen abgehalten, und die durcheinanderklingenden Laute des Entsetzens, der Noth, des Ansehens und des verzweifelnden Wimmerns trugen dazu bei, den beängstigenden Eindruck zu erhöhen. Die wilden Gestalten der zum großen Theil sehr abentheuerlich costumirten Räuber gewannen in der durch die Flammen hervorgebrachten Beleuchtung ein in der That furchtbares Ansehen, das noch durch das Funkeln der entblößten Schwerter und Dolche, durch den Anblick der Blutflecke an ihren aufgestrichen Aermeln und durch häufige Pistolenschüsse erhöht wurde. Die Flamme hatte bereits alle zu dem Kloster gehörigen Gebäude eingeissen; selbst die Kirche brannte schon, doch wüthete das Feuer erst auf Dach und Wapfel. Fast schien es, als ob der Himmel selbst zu der Verflörung der entweihten heiligen Stätte seinen Beifall gäbe; der Wind hatte sich erhoben und erhöhte die Kräfte des verheerenden Elementes, das hier unbehindert durch die Ab-

mehr menschlicher Hände in völlig losgegebener Wuth vor sich bringen konnte. In dem Flammenmeer wogten die vor Wuth zitternden Balken gleich feurigen Wellen hin und wieder, bis sie mit Gefrach, einem Feuerregen um sich her verfliehend, herabstürzten und in ihrem Falle die Steine der festen trohenden Mauern auseinanderstießen. Und so schwand von den Gebäuden ein Stück nach dem andern, um dem folgenden Tage nur den Anblick rauchender Ruinen übrig zu lassen.

Unter den verschledenen umher verstreuten Gruppen fand sich jetzt eine, die Valerio's besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ein junger Mann von edler Gestalt und etwas blaßem, doch höchst ausdrucksvollem und interessantem Gesicht, dessen Züge jedoch bei der Scene, in der er so eben handelnd begriffen war, einen wilden Charakter angenommen hatten, schleppte ein Frauenzimmer bei den Haaren mit sich fort. Es war die längstgesuchte Ketzlerin, die sich anfangs in einen Keller versteckt hatte; dort besaß sie auf einmal eine ungeheure Angst, unter den Trümmern der Gebäude begraben zu werden; und so hatte sie ihr Versteck verlassen, in der Hoffnung, unbemerkt entkommen zu können. Indes jener junge Mann selbst — der Leser erräth wohl, daß es Fernando war — hatte nach rastlosem Umherspähen die Flüchtige gefaßt, und riß sie jetzt mit sich fort in den Kreis der toben Geschützen, um vor den Augen aller über die Niedertrachtige ein Gericht zu halten.

»Du teuflisches Wesen,« donnerte er ihr in's Ohr, »die du dich in das Gewand des Himmels hüllst, um

deine satanische Verworfenheit zu verstecken — hofftest du zu entkommen? Aber die Strafengel des Ewigen haben dich ereilt! Wie du dich nun vor mir windest! Eine verkörperte Gestalt des bösen Gewissens! Jetzt gib Antwort! Wo ist die Schwester Beata?

»Im Grabe!« versetzte die Aebtissin mit schwacher Stimme.

»Ha! mit Lügen sollst du uns nicht entschlüpfen!« rief Fernando fürchterlich lachend. »Im Grabe, sagst du? Wohl glaub' ich, daß sie in irgend einem Kerker, der dem Grabe gleicht, schmachten mag; aber hast du meine holde Blume dem Modern übergeben, lebt sie nicht mehr, so schwör' ich dir zu, daß wir dir lebendig Glied vor Glied vom Leibe hacken! Noch einmal, rede, wo ist die Schwester Beata?« schrie Fernando, indem er sie mit der Hand bei den gelösten Haaren packte und emporriß, in einem noch fürchterlichem Tone.

»Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!« winnerte die Gefragte. »Ich will ja Alles gestehen!«

»Lebt sie? Lebt sie? Gib Antwort!«

»Ja« — ächzte die Aebtissin mit gebrochener Stimme — »ja — sie lebt!«

»Führe mich den Augenblick zu ihr!« gebot Fernando. Rasch! Wo ist sie?«

»Laßt mich los! Ihr sollt sie sehen! Aber heilige Maria! Seht doch nur hier die brennende Kirche! Wir werden in den Flammen umkommen! Es ist nicht möglich, zu ihr zu gelangen!«

»Also in der Kirche hier?« rief Fernando. »Und sollte es mich zehn Leben kosten, sie muß geret-

tet werden! Kommt, zeigt mir den Weg, oder ich stoß Euch nieder!«

Hier haß kein Sträuben; Fernando riß einem von den Umstehenden die Blendlaterne aus der Hand, und schleppte die Aebtissin fort nach der offen stehenden Thür der brennenden Kirche.

Es schlug ihnen eine Gluth entgegen, die das Athmen erschwerte — die Aebtissin stellte sich an, als müßte sie ersticken — selbst von den Räubern wagte sich Niemand mehr hinein in die Kirche, um noch etwas zu erbeuten — es war ein grausiger Aufenthalt — Steine und brennende Balken stürzten von der Decke herunter — die Fensterscheiben zersprangen in der Hitze — das zerschmelzende Metall der Orgel troff von dem brennenden Chor herab — auf dem Fußboden lagen lodernde und rauchende Holzstücke, welche bereits die hölzernen Sitze in dem Schiff der Kirche entzündeten — aber mitten durch und über all diese Schrecknisse hinweg drang Fernando, der Leitung der Aebtissin folgend. Mehrmals rief sie aus: »Um der heiligen Jungfrau willen! Laßt uns umkehren! Wir müssen ja hier verbrennen!« Aber der gegen ihre Brust gezückte Dolch Fernando's und seine von den fürchterlichsten Geberden begleiteten Drohungen trieben sie vorwärts. Jetzt gelangten sie an eine eiserne Thür, welche die Aebtissin mit dem Hauptschlüssel öffnete. Eine Treppe führte sie hinab in die Gewölbe eines dunkeln Verlieses, aus denen ihnen die Schauer der Unterwelt entgegenwehten. Hier herrschten Finsterniß und eine Todtenstille, die selbst von dem oben verbreiteten Getümmel keinen Ton vernehmen ließ. Gerippe

und Meine lagen umher verstreut, um den grausen-
vollen Eindruck zu vermehren. Ein schwaches Achzen
drang an Fernando's Ohr — es schien ihm wie
Mariens Stimme — von stürmischer Ungeduld er-
griffen riß er die Aebtissin rascher mit sich fort — und
so standen sie denn endlich an dem schauerlichen Grab-
gewölbe, welches ihm die Aebtissin als die Wohnung
Mariens bezeichnete.

»Maria! Meine Maria! Bist du hier? Ver-
findest du dich wirklich in diesem schrecklichen Grabe?«
so rief er hinab.

Eine schwache Stimme erklang von unten:

»Fernando! Träum' ich nur, oder bist du es
wirklich? Mein Fernando, kommst du, um eine
Todte in's Leben zurückzurufen?«

»Ich bin's! Meine Maria! Ja, ich komme,
dich zu retten,« antwortete Fernando, der nun mit
glühender Hast strebte, das gewaltige Hinderniß, das
verschlossene eiserne Gitter, das ihn noch von Marien
trennte, hinweggeräumt zu sehen. Die Aebtissin schloß
es auf; nach mehrmaligen Anstrengungen gelang es,
die schwere Last desselben emporzuheben. Eine in der
Nähe stehende Leiter diente Fernando, sich hinab zu
der Geliebten den Weg zu bahnen. Rasch stieg er
hinunter, und begrüßte mit einer langen von sprachlo-
sen Empfindungen begleiteten Umarmung die einer Ster-
benden ähnelnde Maria.

In diesen Momenten fuhr der Aebtissin ein teuflis-
cher Plan durch den Kopf; indem sie hoffte, entflie-
hen zu können, erfaßte sie auf einmal das Gitter und
schlug es heftig zu. Hohnlachend rief sie: »Nun ver-

modert bei lebendigem Leibe, Ihr Weiden da unten! Keine Seele wird mehr von Euch hören!«

Doch Uzeda war seinem Herrn nachgeschlichen; er hörte diese Worte der Abtissin, und zwang sie, sogleich wieder aufzuschließen, worauf Fernando und Maria emporstiegen. Die Augen schrecklich rollend und die Abtissin von Kopf zu Fuß messend, hob er an:

»Du entmenschetes Scheusal, du! Du wolltest uns Beide morden! Aber die Vorsehung wacht! Das Schicksal, das du uns bereiten wolltest, soll nun das deinige sein!«

Bei diesen Worten packte er die vor Entsetzen laut Aufschreiende: »Empfange deinen Lohn, du Ungeheuer!« sagte er, warf sie in das Grabgewölbe hinab, und schlug das Gitter donnernd zu.

Deshalb eilte er, mit Uzeda's Hülfe, die von Hunger und Gram erschöpfte Maria aus den grausenvollen Gemächern der Todten in das Leben heraufzuführen.

Im Vorübergehen vor dem andern Vertiefte, in welches schon erstickende Dämpfe einbrangen, erklang ein lautes Gewimmer. »Ach, die arme Wahnsinnige! Die Eingemauerte! Soll sie hier verbrennen?« rief Maria aus, und beschwor Fernando, die Besammernswürdige zu retten.

Aber die Flammen hatten schon wieder weiter um sich gegriffen — ihre eigene glückliche Rückkehr war zweifelhaft — die Mauer einzureißen, das wäre ohne die nöthigen Instrumente nicht möglich gewesen, und würde selbst mit Hülfe der nöthigen Werkzeuge zu lange aufgeschaffen haben; genug, Fernando sagte:

»Wir können jetzt bloß auf unsere eigene Rettung denken, und müssen jene Unglückliche aufgeben!«

Sie gelangten in die Kirche, in welcher das Feuer unterdessen große Fortschritte gemacht hatte. Doch rüßig schritt Fernando, auf dessen Schulter sich Maria stützte, vorwärts. Auf einmal fiel ein brennender Balken nieder und riß Marien zu Boden. Fernando und selbst der felsenharte Uzeda stießen einen Schrei des Entsetzens aus, indem sie Marien für erschlagen hielten. Doch war sie nur von einer Augenblicklichen Ohnmacht überwältigt, aus der sie sogleich wieder erwachte. Jetzt blieb den beiden Männern nichts übrig, als das halbtoote Mädchen weiter fort zu tragen. Mehrmals wankten sie selbst, als ihnen die glühenden Flammen entgegenschlugen — es war, als müßten ihnen Athem und alle Sinne vergehen — doch endlich erreichten sie die Thür der Kirche, und wurden draußen mit lautem Jubelgeschrei empfangen.

Schon ehe Fernando mit Marien heraustrat, hatte ein neuer Ankömmling die Augen auf sich gezogen. Es war ein Mann, der sich bei dem Anblick des brennenden Klosters verzweiflungsvoll geberdete. »O mein Kind! Mein armes Kind! Ich tyrannischer Vater! Ich Barbar! Meine arme Maria!« rief er aus. Es war Henriquez. Alle Bemühungen, von seiner Tochter, die nach einem Briefe der Abtrissin gestorben sein sollte, etwas zu erfahren, waren vergeblich geblieben, und nun richtete er die heftigsten Verwünschungen und Flüche gegen sich selbst, indem er die Schuld an ihrem Tode sich allein beimaß. So eben befand er sich dicht an der Kirchthür, als

Hernando die wieder in's Leben erwachte Maria herausführte.

»Mein Vater!«

»Maria! Meine Tochter!«

So erklang es von den Lippen der Ueberraschten, und die bleiche Maria lag zitternd an ihres Vaters Brust.

»Ach, mein Kind! mein Kind!« rief Henriquez, »hätte ich das wissen sollen, so wärst du ewig diesem Orte fern geblieben! Ich habe grausam an dir gehandelt!«

»Mein Vater,« entgegnete Maria, »schweigt davon! Ihr hattet ja keine böse Absicht!«

»Die Kirche wird mich meines Schlibdes entbinden, wenn ich die an dir verübte Barbarei enthülle; sie wird auch dich der Welt zurückgeben! Ich habe gethan, was ich thun zu müssen glaubte; mein Gewissen ist beruhigt.« So sagte Henriquez.

Ein freudiger Schimmer der Hoffnung flog über Maria's Gesicht, die ihren rohen Vater noch nie in diesem wahrhaft väterlichen Tone hatte sprechen hören.

Doch jetzt warf sich Hernando zwischen Vater und Tochter und rief:

»Ihr habt Maria nicht als Euer Kind behandelt; Ihr habt sie dem Tode preisgegeben; ich erkaufte ihr Leben mit dem meinigen; laßt sie los! Mir gehört sie jetzt an! Mir wird, mir muß sie folgen!«

Es entstand zwischen Mariens Vater und Hernando ein heftiger Wortwechsel; doch Maria trat bittend und begütigend zwischen die Streitenden; es erfolgten mehrfache erklärende Erörterungen, nach des

nen Mariens Vater Fernando mit Wärme für die Befreiung seiner Tochter dankte, und es ihr nun selbst freistellte, das Schicksal ihrer Zukunft ganz in die Hände ihres Lebensretters zu legen. Von kämpfenden Empfindungen bestürmt kammerte sich Maria zärtlich an Fernando und sah ihn mit einem Blicke voll unaussprechlichen Gefühls an.

»Ich liebe dich über Alles!« sagte sie; »aber, mein theurer Freund, bedenke, daß ich dir in deinem jetzigen Verhältniß nicht folgen kann, nicht folgen darf! Soll ich unter Räubern und Mördern deine Gattin sein?«

Fernando's Gesicht zeigte einen Ausdruck bitteren Gefühls — es wollten sich mit Gewalt Worte über seine Lippen drängen, doch er zwang die hervorstrebende Rede in sein Inneres zurück, und sagte endlich nur kurz, aber ohne Born:

»Du hast Recht, Maria! Folge für jetzt deinem Vater! Doch erlaube mir, Euch um Eurer Sicherheit willen ein Stück zu begleiten!«

Dies geschah.

Um dieselbe Zeit war Valerio, der bis jetzt einen ruhigen Zuschauer abgegeben hatte, mit Einigen von den Räubern in einen Wortwechsel gerathen. Sein kleiner ängstlicher Begleiter hatte von zwei Uebeln das kleinste gewählt; das Verweilen in der Nähe der verdächtigen Menschen schien ihm gefährlicher, als eine Flucht, die ihn aus diesen Umgebungen entfernte, und so war er denn, ohne ein Wort gegen Valerio zu äußern, in aller Stille verschwunden. Valerio spähte so eben nach ihm umher, als sein Auge einer

weiblichen Gestalt begegnete, deren Anblick ihn völlig außer sich setzte.

»Beatrice! Holde Beatrice! Ist es möglich? Ihr an diesem Orte des Entlebens?« rief er aus, und schlang seine Arme um das Mädchen, indem er diese Freiheit durch die Außerordentlichkeit der obwaltenden Umstände hinlänglich entschuldigt glaubte. »Vertraut auf mich!« setzte er hinzu; »ich schütze, ich vertheidige Euch gegen hundert Feinde!«

Doch das Mädchen entwand sich seinen Armen. »Laßt mich! laßt mich!« rief sie aus; »o Gott! soll ich denn noch Wahnsinnigen in die Hände fallen? Was wollt Ihr von einer Fremden, die Euch nicht kennt, die Euch niemals sah?«

»Himmelsche Beatrice! Seht hier Euer Bild!« rief Valerio, das Portrait aus seinem Busen ziehend, und sieht nicht den, der Euch von ganzer Seele liebt!«

»Hinweg! du Zubringlicher!« rief von mehreren Andern begleitet, plötzlich ein dazwischentretender junger Mann! »Was geht dich meine Agnes an?«

»Agnes!« entgegnete erstaunt Valerio, und setzte, in der Leidenschaft alle Vorsicht vergessend hinzu: »es ist ja Beatrice, die holde Tochter Wasconellos, des Mannes, dessen Günst ich besitze, es ist ja das Mädchen, die ich glühend liebe, und bei der ich Grund habe, gleiche Gesinnungen vorauszusetzen!«

»Wie Ihr doch Eurer Sache gewiß seid!« rief die dazukommende herenhafte Gestalt eines alten Weibes, in welcher Valerio mit Ueberraschung Dora

erkannte. »Laßt sie los! Ihr habt keinen Anspruch an sie! Seht ihr in's Gesicht!« setzte sie, eine Laterne emporhaltend hinzu, »und überzeugt Euch von Euerm Irrthum!«

Allerdings sah jetzt Valerio bei der helleren Beleuchtung, daß ihm seine immer mit Beatrice beschäftigte Phantasie abermals einen Betrug gespielt hatte; er gestand, um Verzeihung bittend, seinen Irrthum ein, und wollte sich zurückziehen.

»Ha, so wohlfeilen Kaufs kommst du nicht davon!« rief die in dem Schein der Flammen ein schreckliches Aussehen gewinnende Dora. »Hörst Ihr nicht, wie er den Namen des verfluchten Vasconcelos nannte? Er ist ein feiler Knecht dieses Tyrannen, er liebt seine Tochter, er ist ein Feind von Portugals Glück — greift ihn! schleppt ihn fort! Macht ihn unschädlich! Aber schon sein Leben! Denn er ist ein geborner Portugiese und wird sich hoffentlich noch bekehren.«

Weder Vertheidigung noch Flucht war hier möglich; in wenigen Augenblicken sah sich Valerio gebunden und gezwungen, den ihn hinwegführenden rohen Menschen zu folgen. Der Weg ging eine Straße fort über einförmiges Haideland und dann über eine Anhöhe hinweg in die Tiefen eines felsigen und waldigen Thales hinab. In der Nähe eines schroffen, hervorragenden Felsens trafen Valerio und seine schweigenden, auf keine Frage antwortenden Begleiter auf mehrere Andere, die ebenfalls einen Gefangenen mit sich führten, und so eben berathschlagten, was sie mit ihm beginnen sollten.

Sogleich erkannte Valerio die Stimme des Kleinen, der sich durch die Flucht hatte sichern wollen, aber unterwegs von den Räubern ergriffen worden war, und vernahm folgende Worte:

»Wir kennen Euch zu gut, Huberto! Alle Eure Ausflüchte helfen Euch nichts. Ihr seid ein feiger, elender, ängstlicher spanischer Hund, der unter dem Schein der Freundlichkeit die Portugiesen tyrannisiert. Ihr stellt Euch an, als wolltet Ihr es mit Niemand verderben; doch Ihr seid eine kleine, giftige, falsche Kröte, die auf alle brave und ehrliche Leute ihr Gift verspricht.«

»Edle, großmüthige Portugiesen! So hört doch nur meine Vertheidigung!« erwiderte in Todesangst der Kleine. »Spanien und mein Amt zwingen mich zu einem Verfahren, bei dem mein Herz oft blutet — ich möchte alle Portugiesen glücklich machen und alle Spanier verderben!«

»Erbärmlicher Kerl, schweig!« unterbrachen ihn mehrere Stimmen; seine Vertheidigung schien ganz das entgegengesetzte Ziel ihres Zweckes zu erreichen. »Kein Wort mehr! Bereite dich jetzt zu deinem Ende!«

Der Kleine, ein Corregidor aus einer Provinzialstadt, der in der That ein höchst gewissenloser Priester der Themis gewesen war, jammerte, wimmerte und weinte und suchte durch die Erinnerung an Frau und Kinder den Räubern das Herz weich zu machen; aber weder Bitten noch Thränen wendeten das grause Schicksal ab, das ihm bereitet war. Unter Spott und Hohnlachen führten ihn die Räuber jetzt auf die Spitze jenes schroffen Felsens hinan. Valerio sah, wie sie

ihn von dort herabstürzten, und wie sein Körper an dem unten befindlichen scharfen Gestein zerschmettert wurde; er hörte das Wimmern des Sterbenden durch die stille Nacht mit einem Entsetzen, das ihn selbst bei späterer Erinnerung noch oft mit tiefem Schauer erfüllte.

Neben ihm erklang das gräßliche Hohngelächter des schrecklichen Weibes, der Dora, welche ausrief:

»Ihm ward sein Lohn! Das habt Ihr gut gemacht! Horcht, wie er stöhnt und ächzt! — Das war sein letzter Todesseufzer! So möge es jedem Feinde der Armen und jedem Feinde Portugals ergehen!«

Sie hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als ein Reisender auf einem Maulthier dahergeritten kam. Sein Anzug verkündete Reichthum und höhern Stand, und es ließ sich voraussetzen, daß er Geld bei sich führte. Schnell fielen die Räuber über ihn her; Valerio hielt ihn schon für verloren; doch mit Verwunderung sah er, daß die rohen Gesellen, nachdem er seinen Namen genannt und bewiesen, daß er ein Portugiese sei, ihn augenblicklich losließen, wegen des verursachten Schrecks um Verzeihung baten und ihm zu seiner künftigen Reise freundlichst Glück wünschten. Die Sache war ihm ein Räthsel, dessen Verständniß ihm jedoch nun bald geöffnet werden sollte.

Da er so eben erst die grausame Ermordung des kleinen Corregidors mit angesehen hatte, so fürchtete Valerio jetzt ernstlich für sein eignes Leben, zumal da seine Begleiter mehrmals davon sprachen, ihn einen Gnadenstoß zu versetzen. Doch geschah dies nicht.

Man gelangte jetzt tiefer und tiefer hinab in die Abgründe eines schauerlichen, von starren Felsblöcken umgebenen Thales, das rings von dichten Wäldungen eingeschlossen war. Vor einer finstern Höhle wurde Halt gemacht; die Räuber klopften an die Thür, und heraus trat — Aquilar der Schwarze.

XII.

„Der bess're Mensch auch kann sich selbst verlieren,
Doch findet er sich wieder.“

Nicht Tage hatte Valerio bereits in dem Thale ver-
lebt, wo Aquilar der Schwarze hauste. Sein
ganzer innerer Mensch war in dieser Zeit verändert
worden. Diese Umwandlung betraf einestheils seine
politischen Ansichten; früher hatten ihm seine Vergnü-
gungen und Zerstreuungen nur wenige Augenblicke des
ernstlichen Nachdenkens übrig gelassen, und seine Gesin-
nungen waren fast völlig indifferent geblieben; jetzt
aber, wo ihm sowohl die Gespräche mit den ihn umge-
benden Menschen, als auch die öftere Einsamkeit in
den etwas düstern Naturscenen zu tieferen Betrachtun-
gen veranlaßten, erschien ihm sein bisheriges Treiben
in einer verachtungswerthen Unbedeutendheit. Es er-
wachte in ihm ein Drang, der ihm in günstigeren Le-
bensverhältnissen fremd geblieben war; seine Empfin-
dungen, die sich sonst mehr auf sein Ich beschränkten,
nahmen einen höhern Schwung, und begannen sich

auf die ganze Menschheit und auf sein Volk zu erstrecken. Schon Freira de Andrade's Reden hatten Gefühle dieser Art in ihm erweckt, die jedoch sein Aufenthalt unter der Bande Aguilar des Schwarzen erst zu einem klaren Bewusstsein erhob.

Andernthet's hatte sein Herz eine Veränderung erlitten, über die er sich Vorwürfe machte, ob er gleich seine neue Leidenschaft nicht verdammen konnte. Unter der Bande Aguilar des Schwarzen bemerkte er mit Erstaunen ein Mädchen, das seinem bisherigen Ideal, der Tochter Vasconcello's, der reizenden Beatriz, außerordentlich ähnlich war. Dasselbe dunkelblonde Haar ringelte sich in üppigen Locken über den schneeweißen Nacken; dieselben tiefblauen Augen, derselbe Mund, dieselbe Art des Lächelns, dieselbe edle Gestalt, ja sogar der fast gleiche melodische Ton ihrer Sprache; kurz die Täuschung ging so weit, daß er bei ihrem ersten Anblick wirklich die Tochter Vasconcello's vor sich zu sehen glaubte. Die Ähnlichkeit war jedoch mehr eine äußerliche; bald bemerkte Valerio, daß sich Isidora, die Tochter Aguilar des Schwarzen, durch eine feurigere Rötheit von Beatriz unterschied. Ein öfters an Naivität streifender Muthwille contrastirte mit einem damit wechselnden Hange zur Schwermuth, den sie manchmal wegzuscherzen suchte, der aber dann seine Obergewalt doppelt geltend machte. Diese Mischung von Heiterkeit und Melancholie verlieh dem Mädchen etwas Räthselhaftes, ja Unergründliches, das mit einem eigenen fesselnden Zauber wirkte. Auch Valerio fühlte sich bald wunderbar von Isidora's Wesen angezogen;

alle die sie umgebenden Männer wandten die Blicke nach ihrer Engelsgestalt, wenn sie sich sehen ließ; jeder bestrebte sich, ein freundliches Wort aus ihrem Munde zu hören, und doch war die Achtung vor ihr so groß, daß es Keiner würde gewagt haben, sich eine zutrauliche Aeußerung oder sonst eine Freiheit gegen sie zu gestatten. Allerdings gab es rohere Menschen unter dem Hause; aber diese wurden von der furchtbaren Strenge Aguilar's im Zaume gehalten, der schon öfters eine Unfittlichkeit, einen Frevel, mit dem Tode bestraft hatte. Niemand erlaubte es sich, der Tochter Aguilar's zu nahe zu treten; Alle hegten vor ihr eine Scheu, in welcher sich fast eine Verehrung aussprach, wie man sie vor einem höheren Wesen zu empfinden pflegt.

Valerio machte sogleich in den ersten Tagen die Bemerkung, daß er sich nicht unter einer gewöhnlichen Räuberbande befand. Die etwa aus fünfzig Männern und auch einigen Frauen bestehende Gesellschaft hatte andere Zwecke, als zu rauben und zu morden, obwohl sie das Räuberhandwerk zum Theil mit ausübte. Mehrere darunter stammten aus den edelsten portugiesischen Geschlechtern; diese hatten sich durch Gefinnungen und Reden, oder auch durch Handlungen bei der spanischen Regierung in einem Grade verdächtig gemacht, der die Confiscation ihrer Güter und ihre Landesverweisung nach sich zog. Einige waren aus der sie wegen politischer Vergehungen betroffenen Haft entsprungen, Andere waren sogar geächtet; genug, Alle theilten ein Schicksal, das ihnen spanische Tyrannei bereitere, und welches zu verbessern der Zielpunkt ihrer Bestrebungen war.

Vasconcellos hatte nun schon seit einer längern Reihe von Jahren den Plan verfolgt, die physischen und geistigen Kräfte des portugiesischen Volkes systematisch zu zerstören. In dieser Absicht richtete er sein Augenmerk besonders auf die Aristokraten, die er zu stürzen suchte, weil er sie in dem Staatsgebäude nur als Säulen der Nation betrachtete, ohne zu bedenken, daß sie im gleichen Grade dem Throne als Säulen dienen können und sollen. Er hatte bereits eine große Zahl der begütertesten Edelleute und Eigenthümer hinrichten lassen oder an den Bettelstab gebracht; ihre Schätze waren nach Madrid und zum Theil in seine eigene Chatulle gewandert. Das Volk sah er als eine träge, gedankenlose Masse an, die sich, wie er meinte, einmal gebündigt, leicht an blinde, knechtische Unterwerfung gewöhne, wenn man es nur versuche, sie durch gehöriges Schröpfen und Aderlässe in einer beständigen Schwäche zu erhalten. Ein Patient, dachte er, ist muthlos; nur der Gesunde fühlt den Drang zum Handeln. Daß aber der Patient, vom hitzigen Fieber ergriffen, eine übermäßige Kraft äußern könne, diese Möglichkeit ließ er aus den Augen.

Im ganzen portugiesischen Volke glimmte schon längst heimlich nur ein Gefühl; es war das Gefühl der Scham vor sich selbst, des ungeduldigen Unmuths und der Sehnsucht nach den Tagen der Vorzeit oder einer bessern Zukunft. Bei den in das Elend gestürzten Aristokraten kamen noch Erbitterung, Wuth und Rachedurst hinzu. Der Arme erträgt eine Besiglosigkeit und der Unselbstständige eine Abhängigkeit, an die er von Jugend auf gewöhnt ist, mit Gleichmuth; aber wer einst

dem Glücke im Schoosse saß, wer nach dem Uebermaasse der Macht und der Freuden darben, hungern und betteln soll, der erst lernt die wahre Verzeißlung in ihrem ganzen furchterlichen Umfange kennen.

Kast alle Verschwörungen fanden ihren Ursprung und Haltpunkt bei beleidigten Aristokraten. Ueberhaupt hat die Verzeißlung im Leben die größten Dinge gethan. Wenn es seine Lage vergönnt, ebenmäßig einen Tag nach dem andern hinzuleben, der denkt nur an die Erhaltung seiner Gegenwart. Wenn aber jede Stunde eine Folterbank ist, auf welche dahingestreckt er vor Schmerz vergeht, der blickt ungeduldig in die Zukunft, der spannt alle Muskeln an, um sich zu befreien, der sucht einer Gegenwart, die ihm immer neue Daumenschrauben anlegt und mit noch folgenden furchterlicheren Qualen droht, und ein Solcher ist es, vor dem Tyrannen beben müssen. —

Wie finden unsern Valerio auf einer Felsenspitze neben der reizenden Isidora sitzend; in einiger Entfernung steht Aquilar der Schwarze, ihr Vater, mit einem jungen Mann, Namens Ramiro; die Aufmerksamkeit der beiden Pechtern scheint in die Ferne gerichtet, während die beiden Erstern sich der Nähe erfreuen, die ihnen so manche interessante Naturscenen darbietet. Sie betrachteten die säulenartigen Gestaltungen der Felsen, die von der Morgensonne beschienen heller glimmerten; sie lauschten den Tönen des Wasserfalles, der ihnen gegenüber herabstürzte; sie ergöhten sich an der Mischung der verschiedenen Baumarten, die in dem waldigen Chaos umher durcheinander grünt. Isidora war Valerio anfangs aus-

gewichen; jede seiner Anreden oder Fragen hatte sie zwar freundlich, doch stets so kurz als nur möglich erwidert; erst heute fand er sie gesprächiger.

»Reizende Senhora,« hob Valerio an, »ich beneide Euch um die reine Heiterkeit, mit welcher Ihr in diese Thäler und Wälder hinabschaut; kein Widerstreit von Empfindungen stört Eure Freude an der zwar etwas düstern, aber doch so höchst romantischen Natur, die uns hier umgibt! Wie unglücklich ist der Mensch, der nicht weiß, wohin er gehört, der nach zwei Seiten gezogen wird, und mit sich selbst darüber in Zwiespalt geräth, nach welcher er sich wenden soll!«

»Ihr sprecht in Rathsein,« versetzte Isidora. Auch scherzt Ihr wohl nur, wenn Ihr mich besonders glücklich preist. Was bin ich denn, als die Tochter eines Räubers?«

»Eine Räuberstochter, welche Herzen raubt,« erwiderte Valerio, »aber ein solcher Raub macht Euch ja doch nur Ehre!«

»Ihr schmeichelt,« sagte Isidora; »nehmt Euch in Acht, daß Ihr das Eulige behaltet! Doch meine Warnung kommt zu spät; man redet davon, daß Ihr es in Lissabon schon verloren habt!«

Eine stüchtige Röthe der Verlegenheit färbte Valerio's Wangen.

»Man erzählt viel von der Schönheit einer gewissen Beatrice,« fuhr Isidora fort; »Ihr könnt mir davon wohl mehr sagen, denn Ihr lerntet ja Vasconcello's Tochter kennen!«

»Ich? meint Ihr!« versetzte Valerio noch besangener; »ich — ja, allerdings sah ich sie. Ich

rußte in das allgemeine Urtheil einstimmen. *Beatrix* ist schön; sie ähnelt Euch zum Erstaunen.«

»Es freut mich eben nicht sonderlich,« sagte *Isidora*, »wenn ich der Tochter unseres Todfeindes gleiche. Doch ich gestehe, das ist unrecht von mir. Das arme Mädchen trägt ja keine Schuld an unserm Unglück; wie man hört, so vergießt sie oft heimlich Thränen, wenn ihr Vater an einen Portugiesen zum Tyrannen wird. Nein, *Valerio*, ich liebe das Mädchen; denn ihre Herzensgüte gleicht gewiß ihrer Schönheit.«

Es ist eine eigene Lage für einen schon halb und halb Liebenden, wenn ihm in der Zeit, wo er sich gestimmt fühlte, sein Herz ganz einem einzigen Wesen hinzugeben, ein anderes gleich reizendes entgegentritt, und er auf diese Art in einen Kampf von Empfindungen geräth, über die er mit sich selbst nicht einig werden kann. *Valerio* glaubte fast, ein Verbrechen zu begehen, wenn er die Schwärmerci für die Eine so gleich mit der Schwärmerci für eine Andere vertauschte. Dann betrachtete er es aber auch wieder als eine auffallende Zügung des Himmels, daß ihm gerade in der Zeit, wo er im Begriffe stand, sein Herz an *Beatrix* zu fesseln, wunderbarerweise ein Mädchen entgegentrat, die ihr so außerordentlich ähnlich war, und sie, wie ihn bedünken wollte, an Geist weit übertraf. Aus den Augen der schönen *Beatrix* sprach eine sanfte Seele; aber wenn er *Isidora* betrachtete, wie sie in dem grünen Atlasteide, in dem schwarzseidenen Corset mit eingestickten Rosen, mit der blaßrothen Schleife auf der Brust und mit dem Hüthen vor ihm

sah, von dem rosenfarbene Bänder herabflatterten, wenn er ihre lebhafteren Blicke, ihre rascheren Reden und eine gewisse naive geistige Reife bemerkte, die scheinbar scherzend über alle Gegenstände hintändelte, und dabei doch öfters die Spuren der tiefsten innern Empfindung verrieth; so fühlte er sich ganz bezaubert von der Nähe eines Wesens, gegen welches Wasconcellos Tochter mehr und mehr in Schatten trat. Er machte sich Vorwürfe. Doch dann lachte er wieder seiner Thorheit. Welche Verpflichtungen hatte er gegen Beatriz! Kein Hauch eines Versprechens! Keine Liebeserklärung! Keine ihm winkende Hoffnung! Nichts dieser Art band seine Gefühle, ja, wenn er kaltblütig nachdachte, so kam es ihm vor, als brauche Wasconcellos seine Tochter gegen ihn nur als einen Lockvogel, um ihn für seine Zwecke zu gewinnen.

Das menschliche Herz ist das unbeständigste Ding von der Welt. Eine einzige Störung, und der ganze Kreis seiner Empfindungen stürzt über den Haufen; ja, je mehr man es dann zwingen will, einem früheren Gefühle treu zu bleiben, desto widerspenstiger pflegt es sich nur zu zeigen. So erging es auch Valerio.

Mehrmals fielen ihm die zornigen Blicke auf, die der mit Aquilar in die Weite spärende Ramiro nach ihnen lenkte; Aquilar sprach lebhaft; Ramiro hörte nur mit halbem Ohr und wendete sich immer nach Isidora um.

»Wenn der Graf von Catala gegen uns anrückt, sagte Aquilar, so kann er keinen andern Weg als den dort um die Ecke des Waldes nehmen. Der meint Ihr wohl, Ramiro, daß er uns von

hier aus den pfadlosen waldigen Gebirgen überfallen könnte?«

»Es ist Alles möglich, versetzte Ramiro seufzend; die Angriffe kommen meistens daher, von wo man sie nicht vermuthet!« In dem Augenblicke drehte er sich um, und murmelte, sich vor die Stirne schlagend: »die Falsche! wie sie ihm zulächelt! Solche Blicke wurden mir nie von ihr zu Theil! Ha! verflucht!«

»Wenn Ihr denkt, fuhr Aguilar fort, so besetze ich diesen Weg mit dem dritten Theile meiner Mannschaft, und gebe Euch den Auftrag, dort das Commando zu übernehmen, indem ich selbst mit meinem Sohne die Hauptstraße decken will. — Doch Ihr seid zerstreut! Was lenkt Euch ab? Warum achtet Ihr so wenig auf meine Reden?«

»Es wundert mich sehr,« versetzte Ramiro mit sichtbarem Aerger, »wie sich der junge zweideutige Gelbschnabel aus Vissabon Freiheiten gegen Eure Tochter herausnehmen kann, die sich Keiner von uns erlauben würde! Warum belästigt er die schöne Isidora mit seiner Gegenwart? Wer gibt ihm das Recht, mit ihr allein zu sein?«

»Eine Antwort auf diese Fragen hat wohl der Vater Niemand weiter als allein sich selbst zu ertheilen,« sagte Aguilar. »Ich schäme Euch, Ramiro; doch was geht es Euch an, mit wem meine Tochter spricht? Ihr seid weder ihr Vater, noch ihr Bräutigam. Glaubt Ihr etwa den Vater blind, daß Ihr ihn aufmerksam zu machen nöthig findet? Ich dachte, Ihr kenntet Aquilars scharfes Auge, das auch in

die Tiefen Eurer Seele blickt, und Euch schon an irgend einer geheimen Stelle des Waldes mit jenem Valerio im Zweikampfe begriffen sieht! Aber ich schwöre es Euch zu, wenn Ihr mit diesem Valerio Streit anfangt, so jag' ich Euch eine Kugel durch den Kopf! Versteht Ihr mich?« »Uebrigens,« setzte er, Ramiro's Hand fassend, hinzu, »wißt Ihr, was ich von Euch halte; seid also kein Narr, und zerstreut Euch in diesen unsere Wachsamkeit erfordernden Augenblicken nicht mit unnützen Gedanken! Kommt, laßt uns dort einmal den höhern Felsen besteigen, wo wir weiter in die Ferne spähen können!«

Mit schwer unterdrücktem Verdruss, im Fortgehen noch mehrmals nach Valerio und Isidora zurückschauend, folgte Ramiro dem gefürchteten Oberhaupte an die weiter entfernte Stelle. Wir wenden uns in der Zeit wieder zu dem auf der Felsbank zurückgebliebenen Paare.

Valerio saß neben dem Ideal eines weiblichen Wesens, wie es sich bisher seine Phantasie kaum hatte ersinnen können. Die Spottlust Isidora's erschien ihm zu gutmüthig, um ihn zu verletzen. Er ließ sich daher nicht abschrecken, sein Glück zu versuchen. Es wollte auf keine Art gelingen. Wenn er sich in glühende Empfindung ergoß, so machte sie den beabsichtigten Eindruck durch eine naive Aeußerung oder einen komischen Einfall zu nichte; wenn er glaubte, ihre Seele bewegt zu haben, so zeigte sie eine Kälte und Nachlust, die mit der angeschlagenen Saite keinesweges harmonirte. Mehrmals stand er auf dem Punkte, ihr alles tiefere Gefühl abzusprechen, aber dann blinzte wie-

der an ihr ein Funke auf, der ihn in neue Flammen setzte und ihn fast hinriß, vor ihr niederzufallen und sie wie eine Gottheit anzubeten.

Er lenkte die Rede auf Ramiro. Isidora sagte mit einem ihm verdächtigen Erröthen:

»Ramiro ist ein seltener Mensch; sein ganzes Dasein gilt nur einer Idee; ich bin überzeugt, er wird nie glücklich sein, so lange er seine Nation nicht glücklich weiß. Die meisten Portugiesen spornet die Rache; ihm haben die Spanier nichts zu Leide gethan; ihn drang das reine Vaterlandsgefühl, seine Besitzungen zu verlassen und sich unserm Bunde anzuschließen. Ich läugne nicht, daß ich ihn achte, und noch höher achten würde, wenn er die Kunst verstünde, seine Affekte zu beherrschen.«

Daß Isidora Ramiro tadelte, erschien ihm um so bedenklicher, als sie Lob vorausgeschickt hatte, dem Valerio ein besonderes Gewicht verlieh. Das schöne, aber zugleich schwächere Geschlecht liebt an einem Mann immer die Stärke und das Feuer, wenn sie auch zuweilen in Regellofigkeit und Ungestüm ausarten sollten.

»Ich kann es nicht leiden, fuhr Isidora fort, wenn ein Mensch nicht weiß, was er will, und was er soll; und es gefällt mir an Ramiro, daß er stets im Augenblick mit ganzer Seele entschieden ist.«

»Dann werdet Ihr einmal keinen Freund der Ueberlegung zum Gatten wählen;« versetzte Valerio.

Isidora lachte. »Einen Gatten?« sagte sie. »Daran habe ich noch nie gedacht, und wer weiß, wenn ich einmal daran denken werde! Uebrigens

laßt ein Kapitel bei Seite, von dem ich nicht gern rede!«

Valerio schwieg nachdenkend. Je spröder und kälter sich Isidora zeigte, desto größern Reiz gewann es für ihn, die vielleicht noch in Isidora's Busen schlummernden Gefühle zu wecken. Das erforderte Zeit. Isidora betrachtete ihn noch mit Mißtrauen, ja, sie konnte nicht anders. Aguilar hatte sogleich nach Valerio's Gefangennehmung seine Papiere durchsuchen lassen und seinen ganzen Plan kennen gelernt. Ferner hatte Isidora Valerio's Verhältniß zu Beatrice als ein weiter gebiehenes darstellen hören, als es wirklich war. Diese Umstände mußten natürlich jetzt die Annäherung erschweren.

Die Unterhaltung hatte allgemach wieder eine heitere Wendung genommen, als Valerio plötzlich hinter einem nahen Gebüsch eine unheimliche Gestalt hervortreten sah. Sie schritt in einen schwarzen Mantel gehüllt näher; der tief in die Stirn gedrückte Hut ließ die Gesichtszüge nicht deutlich sehen. Valerio wandte ein Gefühl an, als ob ihm eine dämonische Macht unheilbringend entgegenträte, und jetzt — jetzt erkannte er den Fremden! Es war kein Anderer als der diabolische Bianna, der mit einem teuflischen Grinsen anhub:

»Das sind also die Dienste, die ihr uns erweisen wolltet, Valerio? Die schöne Beatrice habt ihr vergessen und buhlt mit einer Räuberstochter? Haltet ihr uns für so ungeheure Narren, daß wir fähig wären, uns von dem ersten besten unbesonnenen Knaben betrügen zu lassen? Glaubt ihr nicht, Was =

concellos habe die Augen überall? Aber Euer Wortbruch soll gerochen werden!“

Ehe Valerio etwas erwidern konnte, riß Wianna zwei Pistolen aus dem unter dem rothen Wammes befindlichen Gurt; Isidora schrie laut auf, und sank in demselben Augenblicke blutend zu Boden; das zweite gegen Valerio gerichtete Pistol versagte; aber noch ehe es Valerio möglich war, an eine Vertheidigung oder an die Verfolgung des Bösewichts zu denken, war dieser schon spurlos verschwunden. Der fallende Schuß lockte schnell Aguilar und Namiro herbei, die mit Empfindungen des Entsetzens zurückschauderten, als sie Isidora leblos am Boden liegend fanden.

XIII.

„Um hohen Preis erkauft ist dieser Sieg.“

Isidora wurde sogleich nach einem der Zelte getragen, die sich vor Aguilar's Höhle befanden, welches ausschließlich für einige unter der Gesellschaft befindliche Frauen bestimmt war. Dort legte man sie auf ein Lager und Namiro, der die Arzneikunde studiert hatte, begann ihre Wunde zu untersuchen. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend erwarteten Aguilar, so wie auch Valerio den Ausspruch des der Chirurgie kundigen Mannes und fühlten ihr Herz nicht wenig erleichtert, als dieser erklärte, daß der Schuß nur sehr

unbedeutend den Arm gestreift habe, und er sonst keine Verwundung entdecken könne. Wahrscheinlich liege sie bloß in einer Ohnmacht, es müßte denn sein, daß sie der Schreck getödtet habe. Ramiro sorgte schleunigst für einen Verband, und es dauerte gar nicht lange, als Isidora die Augen aufschlug, und sie nach ihrem Vater wandte, der sie mit Thränen der Freude auf die Stirne küßte, und dem Himmel für die Rettung ihres Lebens dankend auf die Kniee niedersank. Ramiro gebot jetzt Alles, außer einer weiblichen Wärterin, sich von Isidora zu entfernen, was jedoch auch ohne diese Anordnung hätte geschehen müssen, da in diesem Augenblicke auf einmal die Lärmhörner erklangen und die Ankunft eines Feindes meldeten.

Ein kleiner unter der Gesellschaft befindlicher Mensch, Namens Calmo, dem die Natur eine ziemliche Portion von Blödsinn und Phlegma, zugleich aber einen unverwüßlichen Pflichteifer und die seltenste Wachsamkeit zugetheilt hatte, stürzte gegen seine Gewohnheit hastig in das Zelt und meldete Aquilar, daß der Graf von Catala so eben mit einer bedeutenden Uebermacht heranziehe, wobei er nicht ermangete, sich das Verdienst zuzuschreiben, den Feind zuerst bemerkt zu haben.

Aquilar fragte: »Woher kommen sie? Und wie stark mögen sie wohl sein?«

Der schon wieder ruhiger gewordene Calmo versetzte in seinem gewöhnlichen langsamen und gedehnten Tone:

»Ich ging in meine Gedanken vertieft draußen an dem Waldbache spazieren und übersah die so mancherlei Unfälle, die wir nun schon erduldet haben.« —

»Verdammtter Schwäger!« rief Aquilar, wild die Augen rollend, »antworte! auf meine Fragen! Woher kommt der Feind?«

»Je nun,« sagte der in seinem Phlegma unerschütterlich beharrende Calmo, »ich dachte mir's gleich, daß er nicht die gerade Straße nehmen würde; er kommt von den waldigen Gebirgen herab, und wird wohl auf jeden Fall sogleich da sein!«

Auf einen Wink Aquilar's eilte im Nu Alles zu den Waffen. Schon nach wenigen Minuten geriethen Aquilar's Leute mit den Feinden, die sie an Zahl weit überlegen fanden, in ein hitziges Gefecht. Das Glück begünstigte die Angreifer, die zwar in den ersten Augenblicken einen tapfern Widerstand fanden, doch bald bis zu den Zelten vorwärts drangen und den Haufen Aquilar's zersprengten. Auf einmal sah sich Aquilar selbst fast von allen den Andern abgeschnitten und rings von Feinden umzingelt. Er wehrte sich wie ein Löwe; fast jeder seiner Hiebe strackte einen Mann zu Boden; aber endlich konnte er, wie ein gehetztes rings von den Hunden angefallenes Wild, der Uebermacht nicht mehr widerstehen. So eben wollten ihm Mehrere im Verein das Schwert aus der Hand reißen und ihn gefangen nehmen, als Valerio sich mit einigen Andern den Weg zu ihm bahnte, und einen Hieb, der ihm das Haupt gespalten haben würde, mit seinem Schwerte auffing. Jetzt nahte auch Fernando, Aquilar's Sohn, mit einigen Begleitern, um den Vater aus der Lebensgefahr zu befreien. Doch die Zahl der herandringenden Feinde mehrte sich von neuem, und Aquilar wurde mit seinen Freunden adernmals eingeschlossen.

In dem Augenblicke bemerkte Valerio, daß sich ein feindlicher Haufe dem Zelte näherte, wo Isidora lag, in dessen Inneres wir jetzt den Leser führen. Isidora war bei ihrer Erschöpfung bald nach ihrem Erwachen wieder in einen leichten Schlummer versunken, der freilich durch das draußen erschallende Geschrei und das Krachen der fallenden Schüsse oft gestört wurde. Doch schien sie in ihrem sicherhaften Zustande nichts von den um sie her vor sich gehenden Dingen zu ahnen. Ramiro war mit der Wärterin an ihrem Lager zurückgeblieben, indem er um das Schicksal eines Mädchens behte, die er längst im Stillen zärtlich liebte. So beruhigt er wegen der Folgen ihrer Armwunde sein zu dürfen glaubte, so ängstlich war er um den Ausgang des Gefechts besorgt, das sich jetzt mehr und mehr dem Zelte näherte. Er bewaffnete sich daher, mit dem Entschlusse, eher zu sterben, als Isidoren ein Leid zufügen zu lassen. Auf einmal wurde heftig an die Thür geschlagen, die er wohl verwahrt hatte. Es erscholl ein rohes Geschrei und es erfolgten mehrere Stöße, bis die nur leicht gebaute Thür der vereinten Kraft Mehrerer nachgab, und ein roher Haufe tobend hereinstürzte.

»Ah, du hier, mein Vetter?« rief der Anführer der Schaar, in welchem Ramiro mit Ueberraschung den Grafen von Catala selbst erkannte. »Und du kannst es wagen, das Schwert gegen mich zu ziehen, du tollkühner Mensch?« Catala trat näher gegen Isidorens Lager.

»Wer diesem Mädchen naht, dem kostet es das Leben!« schrie Ramiro.

»Nur gemacht, gemacht, mein junger Herr!« versetzte der Graf von Catala lachend. »Und wer ist denn die merkwürdige Schöne des Waldes, zu deren Beschützer du dich aufwirfst?«

»Zurück von der Tochter Aquilar's des Schwarzen!« donnerte den von neuem Herandringenden Ramiro entgegen. »Es erschreke sich Keiner, sie anzutasten! O ihr Barbaren, sie ist krank; ihr tödtet sie!«

»Welche saubere Entdeckung!« rief Catala. »Du liebst die Tochter meines Todfeindes? Wahrlich du gehörst in ein Tollhaus! Doch ich will dich bald von dieser Leidenschaft kuriren! Schnell, greifst ihn, schleppt ihn fort zu den Gefangenen!«

Trotz einer verzweifelten Gegenwehr wurde Ramiro doch bald überwältigt und entwaffnet, worauf ihn Mehrere von Catala's Leuten mit sich fort aus dem Zelte führten. Jetzt schoß dem Grafen von Catala ein Plan durch den Kopf. Er war ein Weibsfreund; schon so manche Schöne hatte er entführt, unglücklich gemacht, und dann der Verzweiflung überlassen; gerade in diesem Momente trachtete er nach einem neuen Opfer seiner rohen Begierden, und es hatte für ihn einen besondern Reiz, die Tochter seines Todfeindes dazu auszuersuchen. Isidora, noch angekleidet, durch die wilden Scenen um sie her ermuntert, und ihren leidenden Zustand ganz vergessend, sprang von dem Lager auf, ergriff ein Schwert, und trat, durch ihren Zorn nur noch zu höherer Schönheit verklärt, wie eine junge Löwin dem Grafen von Catala entgegen. In der linken Hand hielt sie einen Dolch, und so ver-

suchte sie, den Himmel um Rettung anrufend, die Feinde abzuwehren.

Wir wenden uns jetzt wieder auf den Schauplatz des Kampfes. Die Abwesenheit Catala's von seinen Leuten hatte nachtheilig gewirkt. Es war unter ihnen eine immer mehr um sich greifende Unordnung eingetreten, die Aguilar, Fernando und Valerio Gelegenheit gab, den Kreis der sie umzingelt haltenden Feinde zu durchbrechen und wieder zu ihrer Schaar zu gelangen. Jetzt entstand ein furchtbares Gemehel. Der an Gestalt Alle überragende Aguilar, dessen Gegenwart die Seinigen auf's Neue befeuerte, streckte, mit Wuth um sich hauend, einen Gegner nach dem andern nieder; sein Sohn Fernando war durch seine Schnelligkeit und Gewandtheit gleich glücklich, und auch Valerio, durch diese Beispiele befeuert, richtete unter den in Verwirrung gebrachten Reihen der Feinde vieles Unheil an. Alle drei verloren in keinem Augenblicke Isidora aus dem Sinn; doch jeder Fußbreit des Weges nach dem Zelte wurde nur durch die unsäglichste Anstrengung gewonnen; endlich, endlich näherten sie sich ihrem Ziele; sie stürmten nach der Thür — sie traten ein, und fanden das Zelt leer! Kein Mensch zugegen! Fort die Wärterin, fort Ramiro! und fort Isidora!

Es verging eine Pause, wo der Schreck ihre Kräfte lähmte.

»Wo ist mein Kind? mein liebes, theures Kind?« rief Aguilar in furchtbarem Schmerz. »Sie ist geraubt! Halloh! Halloh! Auf zur Rache! Tod ihren Entführern!«

Nach diesen Worten stürzte er sich, von wahrer Raserei entflammt, abermals unter die Feinde und richtete unter ihnen ein schreckliches Blutbad an. Bald verbreitete sich unter ihnen eine mächtige Bestürzung; wo Aquilar sich zeigte, wichen sie zurück, und mit einemmale ergriff sie eine solche Muthlosigkeit, daß sie alle die Flucht ergriffen.

Ueberall suchte Aquilar, sie verfolgend, unter ihnen nach seinem Kinde; doch alle seine wie auch Ferrando's und Valerio's Bemühungen scheiterten; Isidora war und blieb — verschwunden.

XIV.

„Versprochen wurde viel, doch — nichts gehalten.“

Nach dem Sieg über die Feinde überließen sich Aquilar's Genossen, die nur sehr wenig Leute verloren und beträchtliche Beute gemacht hatten, einer Fröhlichkeit, welche nur durch die Abwesenheit der schönen von Allen gleich einer Heiligen verehrten Isidora getrübt wurde. Theils in Gruppen auf den Nasen gelagert, theils in den offenen Zelten an Tischen sitzend, hielten sie des Abends ein Mahl, wo alle Vorräthe an Speisen und Wein aufgeboden wurden, um die ermüdeten Kämpfer zu stärken. Ueber die ganze Schaar verbreitete sich der Geist einer höhern Aufregung; einzelne

Individuen hielten Neben, die eine mächtige vaterländische Begeisterung athmeten; andere erzählten Fragmente aus ihrer Lebensgeschichte; andere stimmten Pieder an, und noch andere brachten Lebehochs aus, wobei auch unseres Valerio mit besonderer Auszeichnung gedacht wurde.

Wir erwähnten schon die mit Valerio bald nach seiner Ankunft vor sich gegangene Veränderung, deren Grund wir jedoch nachträglich noch etwas näher zu erörtern haben. Valerio war von der Gesellschaft des Waldes auf eine Art empfangen worden, die ihm sogleich die günstigste Meinung beibrachte. Er fand die herzlichste Theilnahme, als er ganz offen seine Geschichte erzählte, wobei er, da man sich seiner Papiere bereits bemächtigt, das Eingeständniß der Verbindung mit Basconcellos nicht umgehen konnte. Man entschuldigte einen Schritt, den so mancher Andere in ähnlichen verzweifelten Verhältnissen wohl auch gethan haben würde, und setzte ihm eben so offen die Zwecke der hier räuberähnlich lebenden Schaar auseinander.

Die Begeisterung für das Vaterland ist jeder edlern Seele angeboren, und wenn sie in einer solchen schlummert, so liegt oft nur die Schuld in Verhältnissen. Valerio's Seele war in hohem Grade empfänglich für romantische und ritterliche Ideen, die hier durch die Umstände erweckt, schnell eine unwiderstehlich fortreißende Macht über ihn erlangten. Er sah eine Anzahl der edelsten Männer um sich versammelt, die alle durch spanische Tyrannei in das äußerste Elend gestürzt worden waren; die Erzählung ihres Unglücks griff ihm tief in die Seele, und er schämte sich jetzt, vorsehnell

ein Bündniß mit dem verabscheuungswürdigen Vasconcellos eingegangen zu sein, welchem treu zu bleiben er für ein Verbrechen an seiner bessern Empfindung gehalten haben würde. Nur ein einziger Punkt verursachte ihm Bedenkllichkeiten, nemlich der, daß er von Vasconcellos und Wianna bereits eine Summe Geldes angenommen hatte, die er ihnen jetzt zurückerstatten nicht im Stande war. Er empfand tief den Fluch einer abhängigen Lage, in welcher man sich aus Verzweiflung der Hölle verkauft, um nur der Erbarmlichkeit einer vernichteten äußern Existenz abzuweichen, und verwünschte ein Schicksal, das ihn zu etwas verlockt hatte, das ihm unter andern Verhältnissen nicht eingefallen sein würde.

Doch fand sich bald ein Ausweg. Er hatte am heutigen Tage mehr erbeutet, als er zu Tilgung jener erhaltenen Vorschüsse brauchte. Zwar wurde die Beute getheilt; doch Aguilar übertieß ihm mit Rücksicht auf die ausgezeichneten ihm erwiesenen Dienste nicht nur seinen selbsterrungenen völligen Antheil, sondern fügte auch zu diesem noch ein besonderes bedeutendes Geschenk hinzu, und freute sich sehr, als Valerio erklärte, daß er sich damit von allen Verbindlichkeiten gegen Vasconcellos und Wianna loszukaufen gesonnen sei, um künftig von ganzer Seele der Partei des Vaterlandes anzugehören. Er schrieb in Aguilar's Gegenwart die nöthigen Briefe, und übergab sie einem der Gesellschaft beigetretenen Kaufmann, der am folgenden Tage das weitere Arrangement der Anweisungen in Montalegre zu besorgen versprach. Es fiel ihm eine Last vom Herzen, da er auf diese

Art den Verlauf seiner Seele rückgängig gemacht hatte, und nun wieder ganz sich selbst angehörte.

Jetzt erst fühlte er sich fähig, mit vertrauensvol-
lerem Sinn und freierem Blick vor Aquilar zu tre-
ten, und ihm eine Verehrung auszusprechen, die dieser
seltene Mann in hohem Grade verdiente.

Aquilar war einer von den Menschen, die
schon durch ihre äußere Erscheinung eine merkwürdige
Gewalt über die Gemüther ausüben. Man denke sich
eine über den gewöhnlichen Wuchs hinausgehende, hohe,
kräftige Gestalt; seine rothbraunen Wangen gaben ihm
ein etwas wildes Ansehn; die schwarzen unter dichten
Braunen hervorblickenden und leidenschaftlich umherwol-
lenden Augen verriethen eine fortwährende Regsamkeit
des Geistes und leicht zu weckenden Zorn; in seinem
Blick lag ein stolzes Selbstbewußtsein und in einem
Zug des Hohns um den Mund sprach sich eine Verach-
tung alles Gemeinen aus. Sein Gesicht und sein gan-
zes Wesen war ein Abdruck eines höhern Strebens;
man sah es dem Manne an, daß er zum Befehlsha-
ber geboren war. Als Ideale schwebten ihm die alten
lusitanischen Nationalhelden Viriathus und Ser-
torius vor, deren Geschichte ihn schon als Knaben
zu Begeisterung entflammt und seine Seele mit unde-
stimmten Bildern großer künftiger Unternehmungen er-
füllt hatte. Im gewöhnlichen Gespräch erschien er
sanfter und leutseliger, als sein bei dem längern räu-
berartigen Wald- und Gebirgsleben verwildertes Äu-
ßere erwarten ließ, ja, im Umgang mit vertrauteren
Freunden zeigte er sogar nicht selten eine Gemüthlichkeit
und Herzlichkeit, die mit seiner Härte, Kälte, Kürze

und Verschlossenheit in der Gegenwart Vieler auffallend contrastirte. Am wenigsten konnte er Widerspruch gegen seine Meinung vertragen; wer sich ihm nicht augenblicklich fügte, der erfuhr sogleich seine ganze fürchterlich losbrechende Heftigkeit, die durch ihre Worte und Gebärden mit der Macht eines Blitzstrahls wirkte. In seiner Seele lebte ein mächtiger Drang nach Ruhm und Freiheit und zugleich ein Todhaß gegen die Spanier. In Speise und Trank war er mäßig; in der Nacht schlief er selten über fünf Stunden, und legte sich stets bewaffnet nieder.

Außer Aguilar fand Valerio noch mehrere Andere unter der Schaar, die sein Interesse in Anspruch nahmen. Vor Allen beschäftigte ihn Fernando, an dessen ganzes Wesen sich ihm etwas Räthselhaftes und Geheimnißvolles zu knüpfen schien. Fernando glich weder Aguilar noch Isidoren; die seine, bleiche Farbe seiner Wangen und sein schwächlicher, unkräftiger Körper, den er jedoch von Jugend auf durch Strapazen abgehärtet und zu einem hohen Grad von Gewandtheit ausgebildet hatte, wollten kaum dulden, ihn für einen Sproßling des imposanten Uebermenschen Aguilar zu halten, mit dem er auch in seinem sonstigen Wesen wenig gemein hatte. Bei Fernando herrschte ein fast unheimliches, verfunkenes Brüten vor; in seinen unstill schweifenden Augen malten sich allerlei düstere Bilder, mit denen er einen fortwährenden Kampf zu führen schien, von deren Einfluß er sich jedoch augenblicklich befreit fühlte, sobald das wirkliche Leben seine Thätigkeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Dann zeigte er sogleich eine rasche und klare

Einsicht in die Lage der Dinge, und wenn eine Gefahr vorhanden war, so übertraf er alle Andern an geistiger Umsicht, an Beweglichkeit und Geschick, indem er zugleich an Muth Keinem nachstand. Nie aber bemerkte Balerio ein so recht inniges Verhältniß zwischen Aguilar und Hernando; es war, als läge ein gewisses fremdes Etwas zwischen Beiden, und wenn ihn Aguilar »mein Sohn« anredete, so geschah dies mit einer Tröstlichkeit, die nur den länger daran Gewohnten nicht auffallen konnte, dagegen sich bei Hernando eine fast mißtrauische Art von Ehren vor Aguilar gebildet hatte, die zwischen Vater und Kind nicht statfinden soll.

Der Hauptzweck der Gesellschaft war, die Selbstständigkeit des portugiesischen Volkes wiederherzustellen, und einen Mann auf den Thron zu erheben, der Energie und guten Willen genug besaß, um die Nation theils gegen äußere Angriffe kräftig zu vertreten, theils die vielfachen innern Wunden des Vaterlandes zu heilen. Unter denen, die auf die Krone Ansprüche besaßen, hatte man den Herzog von Braganza zum künftigen König ausersehen, einen Mann, dessen Geburt und entschiedene Popularität den besten Erfolg erwarten zu lassen schien.

Seit dem abenteuerlichen Zug des unglücklichen ritterlichen Sebastian gegen die Mauren in Afrika waren mehrere Doppelgänger Sebastians mit einem tragischen Erfolg aufgetreten. Der durch sein Feldherrntalent in gleichem Grade wie durch seine Grausamkeit berühmte Herzog von Alba hatte Portugal fast bloß durch seine Ankunft und durch den allgemeinen

Schrecken, der seinem Namen vorausging, erobert, und dem tyrannischen Philipp II. zu Füßen gelegt. Dieser war schlau genug, Portugal scheinbar bloß unter seine Protection zu nehmen, wobei er nicht ermangelte, die gesammte Geistlichkeit sich geneigt zu machen, indem er zugleich den Portugiesen versprach, daß ihr Vaterland trotz der spanischen Schirmherrschaft als ein besonderes Königreich fortbestehen, und alle seine Rechte und Befugungen beibehalten solle. Und so huldigten denn die Portugiesen, halb vertrauend, halb furchtend, einem Herrscher, dessen Usurpation den Schein einer aufrichtigen väterlichen Fürsorge anzunehmen mußte.

Aber was sind Versicherungen der Tyrannen! Und wann hatte ein ausländischer Nachthaber wohl jemals ein Herz für ein unterjochtes Volk! Schon unter Philipp II. eigener Regierung, und noch mehr unter dem Scepter seiner Nachfolger, empfanden die Portugiesen die traurigen Folgen ihrer Feigheit und Leichtgläubigkeit. Spaniens König sah ruhig zu, als den Portugiesen mehrere Colonien, und darunter selbst Brasilien, von den Holländern entrissen wurden; so verloren durch den persischen König Schah Abbas die wichtige Insel Ormus, und mit ihr den bedeutenden Handel nach Persien, Arabien, Syrien und Japan, der sich jährlich auf viele Millionen belief.

Es war natürlich, daß diese Unfälle, welche den portugiesischen Handel unter den spanischen Königen, unter dem zweiten, dritten und vierten Philipp, betrafen, die an sich mit ihrer Lage höchst unzufriedenen Portugiesen noch misanthropher stimmen mußten. Dazu kamen nun noch die übermäßigen Steuern, durch die

der Rest ihres Wohlstandes ausgezogen wurde; alle Befehlshaberstellen im Lande waren mit Spaniern besetzt, die Aemter wurden förmlich an die Meistbietenden verkauft; ihre schönsten Schiffe, an der Zahl über 100, und mehr als 2000 metallene Kanonen waren nach und nach nach Spanien geschafft worden. Keins der alten portugiesischen Rechte, die Philipp II. zu beachten versprochen hatte, wurde respektirt, und den Kern des portugiesischen Volkes zwang man, gegen die Aufrührer in Catalonien zu sechten, um durch ihre Besiegung sich selbst noch schwerere Fesseln anzulegen. Portugal war völlig zu einer spanischen Provinz herabgesunken; selbst die Großen des Landes wagten es nicht, ihre Rechte geltend zu machen; denn Reichthum, Geburt und Verdienst erregten schon Verdacht und Verfolgung. Genug, das Maas der spanischen Bedrückungen war gerüttelt voll; und im Busen der ganzen Nation erglühnten längst die Funken der Erinnerung und eines edeln Zornes, die nur des geeigneten Zeitpunktes warteten, um in helle Flammen auszubrechen.

Indem wir diese Darlegung des damaligen Zustandes zur Verständlichkeit unserer Geschichte für nöthig erachteten, wenden wir uns wieder zu Aquilar und Valerio, die so eben in dem Mondschein einen Spaziergang machten. Es war eine herrliche Nacht. Die wilde Natur umher gewann in der magischen Beleuchtung einen noch imposanteren und erhebenderen Charakter, der mit Aquilar's und Valerio's erregtem Innern harmonirte. Es ging den Beiden eine leicht romantische Stimmung auf, in welcher sich ein wunderbares Grauen mit geheimer Lust mischte. Die

starren Gestalten der aus der Höhe niederblickenden Felsen schienen im Strahl des Mondlichts Leben anzunehmen und grüßend herabzunicken; die hörbarer durch die schweigende Nacht niederrauschenden Wasserfälle verwandelten sich in Greisenhäupter mit langen, schneeweißen Bärten; in den hohen Eichen und Fichten, die hier häufig wuchsen, und dem nördlichen Portugal eine auffallende Ähnlichkeit mit einer deutschen Waldgegend geben, regte sich ein leises, geisterartiges Säuseln; stärker verhauchte der überall verbreitete Labdanstrauch seine angenehmen, balsamischen Düfte; dagegen grausenvolle Schlüsse, schwarze Abgründe und Wildnisse, wie Fragmente aus dem Chaos, die Seele mit einem Schauer erfüllten, dessen düstere Eindrücke jedoch der helle, tiefblaue Himmel über ihnen mit seiner gestimmten Unermeßlichkeit verdrängte. Sie gelangten so eben zu einer mächtigen Eiche, die einst der Blitz gespalten hatte; die Krone des Baums war zerschmettert und seine schönsten Äste zu Boden geworfen worden; doch grünte der zerrissene Stamm noch fort, und seine gewaltige innere Lebenskraft bildete neue Zweige, die mit frischen Trieben emporstrebten. Unter der Eiche befand sich eine Nasenbank.

»Sieh hier mein Bild!« sagte Aquilar; »ich gleiche diesem Baume, den zwar der Himmel zerschmetterte, dem aber derselbe Himmel auch Kraft gibt, sich von neuem zu beleben!«

Aquilar sprach diese Worte mit einer gewissen Feierlichkeit und Tiefe der Seelenbewegung, die auf Basilio einen gewaltigen Eindruck machte. Schon längst hatte er gewünscht, Aquilar's Lebensgeschichte

zu hören. Er hielt diesen Augenblick für passend, ihn um eine Erzählung derselben zu bitten.

Aquilar versetzte, ihn bei der Hand fassend: »Du hast dich mir heute tapfer und treu bewiesen; dir danke ich die Rettung meines Lebens; und da ich in deine Freundschaft fortan keinen Zweifel setzen darf, so will ich deinen Wunsch erfüllen, und dir in kurzen Umrissen ein Bild meiner Schicksale vor Augen führen, wobei ich mir aber einige Geheimnisse vorbehalte, die sich dir vielleicht später enthüllen werden.«

Sie setzten sich auf der Nasenbank unter der Eiche nieder, und Aquilar begann seine Erzählung, die wir jedoch für den künftigen Abschnitt versparen.

XV.

*„So hört denn, wie das Schicksal mit mir spielte;
Ich glich dem Fels, der Wind und Wetter trotzt,
Und bin nun von dem Sturm bewegte Woge.“*

»Ich bin aus einem der edelsten portugiesischen Geschlechter geboren,« hob Aquilar an. »Mein Vater Pedro de Herrera besaß mehrere schöne Güter und ausgedehnte Ländereien in den reizendsten Gegenden der Provinz Alentejo, auf denen er abwechselnd lebte; meistens hielt er sich jedoch auf seiner Quinta in der Nähe von Lissabon auf, die er wegen ihrer paradiesischen Umgebungen und der entzückenden Aussicht

theils nach dem Gebirge von Cintra, theils nach der Hauptstadt vor allen andern Besühungen liebte. Er gab mir eine strenge Erziehung, bei welcher er eine gleichmäßige geistige und körperliche Ausbildung im Auge hatte. Ein Augustinermönch, Namens Lorenzo, unterrichtete mich in den alten Sprachen und in der Religion. Durch meine Witttheit und Abneigung vor den Studien machte ich dem guten Vater viel zu schaffen; das einzige Fach, für welches ich Eifer zeigte, war die Universalhistorie. Besonders liebte ich Kriegsgeschichten und Biographien von Eroberern und Helden, die ich mit einem wahren Heißhunger verschlang, indem ich als Knabe an nichts geringeres dachte, als selbst einmal ein Alexander oder Hannibal zu werden. Die Freistunden wurden dem Fischen, Ringen und andern körperlichen Uebungen gewidmet, und später begleitete ich meinen Vater gewöhnlich auf die Jagd, die er vor allen andern Vergnügungen liebte. Als Jüngling bezog ich die Universität in Coimbra, wo ich jedoch den Vorlesungen sehr nachlässig beiwohnte, weil mir unter allen der damaligen Professoren kein einziger behagte. Ihre Sucht, sich mit den elendesten Spitzfindigkeiten herumzuschlagen und ihre langweiligen Vorträge, mit denen sie sich bemühten, die edelsten Gegenstände ihrer Herrlichkeit zu entkleiden, ihre kleinlichen, pedantischen Ansichten von Philosophie, Geschichte, Religion, Staat, Kunst und Poesie trugen mehr dazu bei, mir dieses Alles zu verleiden, als eine Lust daran in mir zu erwecken. Himmel! wie hölzern sprach der von vielem Stubensitzen schief gewordene Professor der Geschichte von meinen Lieblings-

helden Sertorius und Viriathus! Welche erbärmliche Schmähungen erlaubte sich der Professor der Aesthetik, ein kleines, ausgetrocknetes, dürres Männchen, um sich eine kritische Wichtigkeit zu geben, gegen unsern großen Nationaldichter Camoens! Und wie jämmerlich wand sich der ängstliche, heuchlerische Professor der Staatswissenschaft, um in seinen Vorlesungen jedes Wortchen, das den Spaniern mißfallen könnte, zu vermeiden, und wie bemühte er sich im Gegentheil, Philipp und Alba als Ideale aufzustellen, und dem uns erdrückenden Nachbarvolke auf alle Weise zu schmeicheln! Ein gerader und gesunder Sinn wie der meinige, der aus allen diesen Reden die empörendste Verstellung und Lüge herausfah, konnte unmöglich an solchen Tünden wider den heiligen Geist Gefallen finden. Und ebenso erging es einem großen Theile meiner Mitstudierenden. Die Gesinnungen, die man uns aufzwingen wollte, waren zu unwaterländisch und unnatürlich, als daß sie unsere jungen, kräftigen, das Bessere fühlenden Gemüther nicht hätten mit dem lebhaftesten Abscheu erfüllen sollen. Bei unsern Zusammenkünften und Gelagen sollten wir die patriotischen Lieder nicht mehr singen, die von Alters her auf der Universität gebräuchlich waren; die Verfasser mehrerer neuen Freiheitsgefänge büßten ihre schönen Dichtungen mit dem Verlust des hohen Gutes, das sie besungen hatten; ja es erging sogar eine Drohung, daß Keiner, der sich feindselige Aeußerungen gegen die spanische Regierung erlaube, jemals eine Anstellung im Staate erhalten solle. Dieses Edikt machte böses Blut; es bewirkte, daß ein besonderer patriotischer Verein unter

uns zusammentrat, der sich von den früheren nach den verschiedenen Provinzen benannten Studentenverbindungen durch ein bedeutungsvolleres Streben, und außerdem durch Annahme der ältesten portugiesischen Nationaltracht auszeichnete. Es herrschte unter uns ein süßes Schwagen von Freiheit und von schöneren künftigen Zeiten; und wenn auch es so manche ältere gesessene Männer anmaßend fanden, daß die Jugend sich herausnehme, ihre unreifen, phantastischen Ideen über Staatsangelegenheiten zu Markte zu bringen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß seit jener Zeit und von jenem Bund aus eine patriotische Gesinnung nach allen Richtungen hin durch ganz Portugal verbreitet worden ist.

Indem wir als Jünglinge nicht sonderlich vorsichtig mit der Äußerung unserer Ansichten zu Werke gingen, nahm die spanische Regierung bald Veranlassung, unsere verdächtigen Conspirationen im Keime zu ersticken. Unser patriotischer, unter dem Namen »Lusitania« bestehender Bund wurde aufgehoben, und seine Erneuerung auf das nachdrücklichste verpönt; die demselben vorgestanden hatten, wurden nach Lissabon in die Thürme von St. Vidente abgeführt, wo sie zum Theil noch schmachten. Arme Opfer, die ihr eure schöne Jugend und den besten Theil eures kräftigen Mannesalters in den Modern dunstigen Kerker verfeuchzen mußtet! Doch vielleicht wird auch für euch die Stunde der Befreiung schlagen!

Mich selbst betraf eine strenge Untersuchung, deren Verlauf mehrere Jahre dauerte, welche ich im Gefängniß der Staatsverbrecher zubringen mußte. Da man

mich aber einer ernstlichen Theilnahme an einem gegen die Spanier gerichteten Complot nicht genau überweisen konnte, so wurde ich endlich mit der Erklärung freigelassen, daß ich, obwohl ich mich nicht thätlich gegen die bestehende Regierung vergangen, doch solcher Gesinnungen verdächtig erscheine, welche nöthig machten, mich auf Zeit lebens von einer Anstellung im Militär- und Civildienste auszuschließen. Aus Gram über die Gefangenschaft ihres einzigen Sohnes war meine Mutter bereits gestorben, deren Tod, vereint mit der Ursache desselben, auch die Lebensstage meines noch ziemlich rüstigen Vaters verkürzte. Er starb bald nach meiner Loslassung aus der Haft.

Mir blieb nichts übrig, als auf meinen Gütern ein isolirtes Leben zu führen. Ich verheirathete mich, da ich bei meinem Wohlstand völlig der Neigung des Herzens folgen konnte, mit Donna Francisca da Cunha, der Tochter eines armen Hidalgo, einem Mädchen von feurigem Geiste und edeln, unverdorbenen Herzen. Mit ihr verlebte ich einige selige Jahre. Ach, sie schläft nun längst im Grabe, und nur meine Tochter, das Ebenbild ihrer Mutter, ruft mir die schönen Erinnerungen an sie zurück! »

»Ihr sprecht nur von einer Tochter,« versetzte Valerio; »lebt Euch denn nicht auch in Fernando ein Sohn?«

»Hier gerathet Ihr in das Gebiet meiner Geheimnisse, erwiderte Aguilar, die ich Euch nur zur Hälfte lösen kann, und auch das bloß, wofern Ihr mir das tiefste Stillschweigen angelobt! Darf ich erwarten, daß Ihr von dem, was ich Euch in Betreff

Hernando's sagen werde, gegen kein menschliches Wesen eine Sylbe äußert?»

»Ich schwöre Euch Stillschweigen zu,« versetzte Valerio.

»Gebt mir Eure Hand darauf!«

»Hier ist sie! Tödtet mich, sobald meine Zunge zum Verräther wird!«

Nach diesen Worten Valerio's hob Aguilar, nachdem er sich nach allen Seiten umgesehen, ob nicht ein Horcher sie belausche, an:

»So wisset denn; Hernando ist nicht mein Sohn!« »Und welches Waters Kind ist er denn sonst?« fragte Valerio, dessen Muth durch diese Mittheilung nur noch mehr erregt wurde.

»Er ist der Sohn eines Spaniers, aber welches Spaniers, das fragt mich nicht, weil ich diese Frage unbeantwortet lassen muß! Allerdings hatte ich selbst mit meiner Francisca auch einen Sohn erzeugt. Es war ein herrlicher Knabe, der ganz mein Ebenbild zu werden versprach, körperlich kräftig und von den glücklichsten Anlagen! Diesen verlor ich!« sagte Aguilar kurz und räthselhaft, indem er abdrach und in Nachdenken versank.

»Ihr verlorst ihn?« fragte Valerio mit gesteigertem Interesse. »Auf welche Art? Durch den Tod?«

»O nein! Doch das weiß ich nicht einmal! Ob mein Carlos noch lebt, oder ob er aus dem Reiche der Lebendigen verschwunden ist, das ist mir unbekannt. Ich folgte der Einladung eines gewissen Spaniers, den ich nicht nennen will, und betrat mit meinem achtjäh-

eigen Carlos sein Haus in Lissabon. Der Knabe findet dort Gefpielen, die Kinder begeben sich zusammen hinaus auf die Straße; es vergehen mehrere Stunden; ich bestimme mich zufällig nicht um ihn; die andern Kinder kommen zurück, aber ohne meinen Carlos, von dem sie mir nichts zu sagen wissen, als daß er sich aus ihrer Gesellschaft verloren habe. Ein Einziger erzählt, wie ihn in der Nähe der Rochuskirche eine verummte, in einen Mantel gehüllte Gestalt überfallen und mit sich fortgerissen habe. Alle meine Anstrengungen, etwas Weiteres zu erfahren, sind vergebens; mein herrlicher Junge, der Carlos, an dem meine ganze Seele hängt, ist fort, und bis auf diesen Tag habe ich ihn nicht wieder gesehen. «

Aquilar schwieg einige Augenblicke, vom schmerzlichen Gefühlen überwältigt. Hierauf fuhr er fort:

» Ich hegte einen finstern Verdacht gegen den Spanier, dem ich den Haub meines theuern Kindes vertraute, und schwer ihm im Stillen eine fürchterliche Rache. Auch er hatte nur einen einzigen Sohn. Alle meine Gedanken waren von nun an darauf gerichtet, mich seines vierjährigen Fernandos zu bemächtigen. Eines Tages ging ich allein an den Ufern des Tejo, voll Trübsinn darüber, daß mein Stamm aussterben und ich keinem männlichen Erben alle meine herrlichen Besitzungen hinterlassen sollte. Diese Aussicht lag vor mir, da ich keine Lust hatte, mich von neuem zu verheirathen. Unter solchen Gedanken gelangte ich nach einem regellosen Umherstreifen auf den Gottesacker an das Grab meiner geliebten Francisca. Lebhaft erinnerte ich mich bei der schon herabstehenden Däm-

merung der Zeit, wo ich mit ihr im Verein so selige Tage lebte — ich versinke in tiefe Träumereien — und auf einmal, da ich emporblide, Gott! kaum will ich meinen Augen trauen! aber es ist so, Francisca steht vor mir, von himmlischer Schönheit umflossen, gegenüber!

Mein Erstaunen äußert sich in einem unartikulirten Ausruf, dem die Worte folgen: »Ist es möglich? Du hier, meine Francisca?«

Sie erwidert meine Anrede mit einem schmerzlichen Lächeln und antwortet mir: »Mein theurer Enrico! Wie erfreut mich dein Anblick! Ach, daß wir so früh von einander getrennt werden mußten! Sehnsüchtig blide ich aus den höhern Regionen nach dir in diese Welt herab! Noch viele Jahre werden vergehen, ehe wir uns wieder vereinen! Deiner warten noch schwere Schicksale! Dich wird das äußerste Elend treffen! Doch sei männlich und stark und harre treulich aus! Denn nachher wird eine Zeit der Freude und des Glücks kommen, und dann wirst du auch unsern Carlos, über dem die Hand des Höchsten waltet, wiederfinden!«

Ich wollte sie mehr fragen, ich breitete meine Arme nach ihr aus, um sie mit heißer Inbrunst an meine Brust zu drücken und sie auf die von himmlischer Verklärung umstrahlte Stirn zu küssen; doch da zerfloß das leuchtende Bild unter meiner Hand, wie ein leichter Nebel in der Luft. Während ich noch wie ein aus tiefem Traum erst halb Erwachter dastand, hörte ich auf einmal ein schauerliches Wimmern und Wehklagen in meiner Nähe. Indem ich dadurch wieder zum Bewußtsein meiner selbst gebracht näher forschte,

entdeckte ich am Boden liegend einen Menschen in elender, zersumpfter Kleidung, vor dessen rohen und im höchsten Grade abstoßenden Gesichtszügen, die ich jedoch in der durch den Mondschein nur spärlich erhellten Dunkelheit bloß unvollkommen erkennen konnte, ich einen mächtigen Widerwillen empfand. Dieser Mensch stieß gräßliche Reden aus; er versuchte die Menschen, sich selbst und Gott, der ihn nur zu anhaltenden Höllequalen geschaffen habe. Dabei nannte er sich einen mit dem Blute schon Vieles besleckten Mörder. Ich hörte die Worte:

»Auch dich habe ich auf meinem Gewissen, der du hier in diesem Grabe ruhest! Ha, dein blutiges Bild verfolgt mich überall! Sieh mich nicht so entsetzlich an mit deinen stieren leblosen Augen und drohe mir nicht so schrecklich mit deiner emporgehobenen Hand! Du warst ein edler Portugiese! Ach, daß ich doch an deiner Stelle hundert Spanier gemordet hätte, in deren Solde ich den Dolch zum Verderben meiner Landsleute führte!«

Der Hügel, auf dem er lag, war das Grab des wegen politischer Vergehungen von der Regierung verfolgt und geächteten Don Armanar, den man vor einigen Jahren in der Nähe ermordet gefunden hatte. Ich redete jetzt den auf dem Grabe liegenden an, indem ich mich stellte, als ob ich nichts von seinem Selbstgespräche gehört hätte. Er sagte mir mit der größten Offenheit, daß er ein verdorbener und lächerlicher Mensch sei, der sein Leben überdrüssig habe, weil er nirgends ein Unterkommen finden könne. Auf meine Frage, ob er mir nicht helfen wolle, ein Untersnehmen auszuführen,

ren, zu welchem Muth und List gehöre, erhob er sich sogleich, und schien neu aufzuleben. Im Falle des Gelingens versprach ich ihm nicht nur eine gute Belohnung, sondern auch, wofern er sich bessern wolle, eine Stelle in meiner Dienerschaft, welches Anerbieten er sehr begierig ergriff, und mir heilig angelobte, künftighin nichts Schlechtes mehr zu begehen.

»Ihr sollt an mir einen Diener haben treu wie Gold,« sagte er, »einen Mann, der für Euch lebt und stirbt! Rettet mich nur aus meinen Sünden und aus meinem Elend! Ich will Euch zeitlebens verehren und anbeten wie einen Heiligen!«

Zu Ausführung meines Manes brauchte ich einen furchtlosen und verwagenden Mann, wie ihn mir der Zufall so eben in die Hände spielte. Ich nahm ihn mit mir, gab ihm bessere Kleidung und fragte ihn nun, ob er sich wohl getraue, den Sohn jenes Spaniers in meine Gewalt zu bringen.

Nach einiger Ueberlegung erwiderte er, daß er dieß durch Mithülfe einer der Hererei verdächtigen alten Weibsperson, Namens Dora, die in dem Hause des Spaniers gut bekannt sei, zu bewerkstelligen hoffe. Ich überließ ihm das Weitere, und nach wenigen Tagen brachte er mir wirklich mit jener Dora das gewünschte Kind, welches ich verborgen hielt, und aus Rache zu dem schrecklichsten Haß gegen die Spanier erzog. Anfangs war der Knabe scheu und sah in mir ein feindliches Wesen; aber nach und nach gelang es mir, seine Erinnerungen und Begriffe so zu verwirren, daß er einer klaren Vergewärtigung seiner frühern Zeit immer unfähiger wurde, und am Ende mich wirk-

lich als seinen Vater betrachtete, in welchem Glauben ich ihn eifrig zu befestigen suchte, indem ich ihm seinen wahren Vater als einen Teufel schilderte. Dieser geraubte Knabe ist Fernando und sein Räuber der Euch bereits bekannte, seiner Natur nach böse, doch mir auf eine seltene Art treue Uzeda.

Es gibt tolle Spiele der Phantasie. Der Umstand, daß sich Valerio von seinem Vater verschoben sah, erweckte in ihm auf einmal den Gedanken einer Möglichkeit, daß er vielleicht gar nicht Fernos rechtmäßiger Sohn sei. Ohne nach dem Wie? zu fragen, vermochte er die Einbildung nicht los zu werden, daß er am Ende gar jener verlorene Carlos sein könne, und in Aquilar seinen wahren Vater vor sich sehe, welche völlig aus der Lust gegriffene Idee ihn mit einem tiefen momentanen Entsetzen erfüllte, da sich denn Isidora für ihn aus der Geliebten zur Schwester verwandelt haben würde. Doch einige an Aquilar gerichtete Fragen belehrten ihn bald über die völlige Grundlosigkeit einer Annahme, die nur aus einem augenblicklichen Einfall entsprang. Aquilar selbst wurde zwar durch Valerio's seltsame Aeußerungen für einige Momente stutzig; denn es gibt Augenblicke, wo man gerade das Unglaublichste für das Glaublichste hält. Doch Aquilar's Erwähnung einer Narbe im Nacken, an welcher sein Carlos kenntlich sei, beruhigte ihn, da er kein ähnliches Zeichen an seinem Körper trug.

Hierauf erzählte Aquilar weiter:

»Jener Spanier ließ strenge Nachforschungen nach seinem verschwundenen Sohne halten; doch da ich

Fernando ganze Jahre hindurch eingeschlossen hielt, so gelang es ihm nicht, mir auf die Spur zu kommen. Ich hatte eine längere Zeit ganz ruhig und friedlich verlebt, als sich auf einmal ein Vorfall ereignete, der wie ein Sturm über mich hereinbrach und meine ganze zeitliche Existenz in Trümmern schlug. Seit vielen Jahren, ja ich kann wohl sagen, seit uralter Zeit herrschte die Sitte, den heiligen Alphonso, dem ersten König Portugals zu Ehren, ein fröhliches Fest zu begehen. Auf einmal wurde die Feier dieses Festes, wobei sich meine Leute und die Bauern des nahen mir lehn- und zinspflichtigen Dorfes in der Schenke durch allerlei Spiele und darauf folgenden Tanz zu vergnügen pflegten, von der Regierung untersagt. Man wollte alle Erinnerungen daran, daß Portugal einst ein besonderes, für sich bestehendes Königreich gewesen sei, unterdrücken. Auf die Bitten meiner Untergebenen, die sich den Tag der Erhöhung nicht gern nehmen lassen wollten, wandte ich mich selbst an den Staatssekretär Vasconcellos mit dem Gesuch, dem Volke das ihm theure Fest nicht zu verbieten. Vasconcellos benahm sich gegen mich auf eine empörende Weise kurz und stolz, und sprach mir geradezu aus, daß sich ein Portugiese um Verordnungen der Regierung nicht zu bekümmern, sondern sie bloß ohne Widerrede zu befolgen habe. Ich gerieth darauf mit dem mir längst verhassten Vasconcellos in einen heftigen Wortwechsel, bei dem ich mich nicht enthalten konnte, meine Entrüstung über die Tyrannei der Spanier auf eine leidenschaftliche Weise auszusprechen; ja es kam endlich so weit, daß ich, ohne ihm noch ein Wort zu erwidern, meines Weges ging.

Bei meiner Nachhausekunft setzte ich meine Leute von der Fruchtlosigkeit meiner Bemühungen sogleich in Kenntniß, erklärte ihnen jedoch, daß ich für meine Person der Feier des Festes kein Hinderniß entgegenstelle.

Es entstand unter ihnen eine lebhaftere Bewegung; sie berathschlagten mit einander, und vereinigten sich bald dahin, das seit Alters bestehende Fest trotz dem Verbot der spanischen Regierung zu begehen. Der Tag erschien. Alles versammelte sich nach gewohnter Art, und zog nach dem Estralagem des nahen Dorfes. Es herrschte eine größere Fröhlichkeit unter dem Volke, als jemals. Ich selbst war, wie ich immer pflegte, bei den Vergnügungen der Leute zugegen. Auf einmal erscheint eine Schwadron spanischer Husaren, die dem versammelten Volke gebietet, augenblicklich auseinanderzugehen. Ein lautes Geschrei der Unzufriedenheit erfolgt auf die Worte des commandirenden Officiers. Wüthend über die Störer der harmlosen Lust wende ich mich an jenen Officier, und erkläre ihm, daß ich auf meinem Gute und dem mir zugehörigen Dorfe Herr sei, und nicht gestatte, die Rechte meiner Leute zu schmälern. Das Militär macht darauf Anstalt, Gewalt zu brauchen; es wird mit einem Hagel von Steinwürfen zurückgetrieben. Ich näherte mich jenem Officier, um ihm eine ruhige Vorstellung zu machen; er, statt mich anzuhören, begrüßt mich mit einem Säbelhiebe, worauf ich ein Pistol ziehe, und ihn augenblicklich niederschiesse. Jetzt entstand ein förmliches Gefecht; ringsum ertönten die Worte: »Portugal und Freiheit! Nieder mit den spanischen Hunden!«

Viele von den Spaniern wurden erschlagen; doch plötzlich erschienen mehrere Bataillone Infanterie, deren geregelte Disciplin über die ungeordneten Ausfälle der rohen Masse siegte. Da ich die unvermeidlichen Folgen des Vorfalls ahnte, dachte ich, um dem Tode oder einer lebenslänglichen Gefangenschaft zu entgehen, auf eine rasche Flucht. Verkleidet gelang es mir, mit Isidora, Uzeda und dem Knaben Fernando durch eine Hinterthür des Hofes zu entkommen. Bald las ich in den Zeitungen die Anzeige von meiner Achtung und der Confiscation meiner Güter, deren meiste sich der Schurke Vasconcellos selbst zugeignet hatte. Was soll ich Euch all das Ungemach und die Gefahren erzählen, die ich nun auszustehen hatte! Nach langem Irren und Verweilen in den ödesen Schlupfwinkeln erreichte ich die Provinz Trajos Montes, wo ich, zerfallen mit dem Leben und der Menschheit, die verfluchte Höhle bezog, die noch jetzt mein Aufenthalt ist. Dort fand ich nach und nach Genossen meines Unglücks, meiner Verzweiflung und meines Hasses gegen die Spanier. Es ist wahr, die Spanier haben Recht, mir den Namen eines Räubers zu geben; denn gegen sie bin ich ein Räuber; ich beraube und morde jeden Spanier, der in meine Macht geräth; allen diesen Vampyren unseres schönen Vaterlandes, allen diesen Zerstörern meines Glücks und des Glücks so vieler Edeln habe ich den Tod zugeschworen; aber keinem meiner Landsleute krümmte ich ein Haar; der Portugiese geht sicher vor mir vorüber, und wenn er auch Tausende bei sich trägt; deshalb erfreue ich mich auch der Liebe der ganzen Umgegend; die Bewohner

der nahen Städte und Dörfer erscheinen öfters von freien Stücken, um mir einen Tribut darzubringen, um mich in meinen Bestrebungen für die gute Sache zu unterstützen.

Meine Geschichte ist ihrem Hauptinhalte nach aus; jetzt kennt Ihr mich und meine Gesellschaft, Valerio; und nun frage ich Euch nochmals, wollt Ihr bei mir bleiben und Freud' und Leid mit mir theilen, oder wollt ihr mich wieder verlassen? «

»Nie!« versetzte Valerio; »aber jetzt laßt uns vor Allem darauf denken, Eure Tochter aus den Händen des Grafen von Catala zu befreien!«

»Woran mahnst du mich!« rief Aguilar aus. »Ach, meine Tochter! Mein holdes Kind! Ha, sie ist in der Gewalt eines Vornorkenen, eines niederträchtigen, gewissenlosen Lüstlings!«

»Sie soll es morgen nicht mehr sein!« sagte Valerio! »Vertraut mir ihre Befreiung! Gebt mir Fernando und Uzeda mit, und ich reiße sie dem frechen Entführer aus den Klauen!«

Aguilar gewährte Valerio's Bitte um Anvertrauung dieses Unternehmens; und jetzt kehrten sie zu den Uebrigen zurück, die sie noch schwärmend und siegestrunken bei den Bechern fanden.

XVI.

„Sie glaubte sich allein; doch fand sie Geister,
Und auch ein menschlich Wesen außer ihr.“

Wir führen den Leser jetzt in die etwas wilden, aber doch zugleich höchst reizenden Gegenden der Serra de Gerez, in romantische, von felsigen Bergen umgebene Thäler, wo die schönsten Eichen und Kastanienbäume grünen, und wo überall Bäche von den Höhen herabstürzen, die sich dann, in Kanäle gefaßt, über die Wiesen verbreiten. Manche der steilen Abhänge sind mit vielem Fleiße in Terrassen verwandelt und vorzüglich bebaut. Zwischen den dichten Bäumen schimmern hier und dort versteckte Häuser hervor. Der lachende Winkel der Erde vereint Alles, was die Seele erheben und entzücken kann, indem sich mit den Schönheiten des südlichen Klima's die labenden Erfrischungen des Norden gatten. In nicht geringer Entfernung fließt die Lima, jener Strom, den die Römer »den Fluß der Vergessenheit« nannten, an den sich in alter Zeit so manche schaurige Sagen knüpften, und über den die römischen Soldaten, von einem Aberglauben befangen, einst ihrem Feldherrn nicht folgen wollten. Ein rauschender Fluß, der Rio das Calda's, strömt in der Mitte des schönsten Thales von den Bergen herab; dieses Thal erhebt sich gegen Norden mehr und mehr; es wird weiter gegen die nur drei Leguas entfernte gallicische Grenze immer enger, felsiger und wal-

diger; man geht zuletzt in einem dichten Schatten von hohen, herrlichen Eichen, Bäche verbreiten umher ein liebliches Gemurmel, es erscheinen hohe, abgerissene Felsenwände, das Gebirge wird wilder, und nimmt zuletzt einen erhabenen Styl an. Man findet hier die Ruinen einer römischen Brücke und viele zerstreute Pfeiler, welche zu einem römischen Wege gehörten. Die Spuren der Kunst machen in den Umgebungen der wilden Natur einen wunderbaren Eindruck auf das Gemüth; der rauschende Strom hat vergeblich Jahrhunderte hindurch gearbeitet, um die festen Mauern des gewaltigsten der Völker zu zernichten.

In der Mitte des schönsten Thales der Serra de Gerez lag das Schloß des Grafen von Catala, das früher der Lustsitz eines maurischen Fürsten gewesen war. In der Bauart desselben herrschte trotz einiger Veränderungen späterer Zeiten doch noch immer der orientalische Geschmack vor; die vielen kleinen spitzen Thürme mit ihren runden Kuppeln gaben ihm ein fremdartiges Ansehn, das mit der nachher dazu gebauten gothischen Kapelle und einigen in einem moderneren Styl aufgeführten Nebengebäuden sonderbar contrastirte. Getrennt von dem Schlosse und rings von Wasser umgeben, stand ganz einsam ein runder, hoher, steinerner Thurm, der den Besitzern früher in Kriegsgefahren zur Zuflucht gedient haben mochte, und späterhin zur Unterbringung von Gefangenen gebraucht wurde. Dieser Thurm hatte eine große, starke eiserne Thür, an deren Eingange in einem kleinen Häuschen ein Mann wohnte, der den Posten eines Wärters nöthigenfalls mit dem eines Gefangenewärters vereinigen

musste. Der Thurm war nehmlich zunächst rings herum von freundlichen Gartenanlagen umgeben, und diese begrenzte wieder das ringsum befindliche Wasser. An der Westseite des Schlosses lag der etwas vernachlässigte Park, der in einen Wald endete.

Hier residirte in der Zeit, wo unser Roman spielt, der Graf von Catala, ein Mann, von dem wir jetzt eine genauere Schilderung zu geben haben. Er war von großem, starkem Körperbau; durch sein fast giganteskes Aeußere und seine seltene physische Kraft unterschied er sich von gewöhnlichen Menschen. Früher, bei seinem langjährigen Aufenthalt in Madrid und Vissabon galt er für ein Ideal menschlicher Schönheit. Bei dieser äußern Disposition zu einem Don Juan war es ihm gelungen, die Gunst der Damen in einem hohen Grade zu erlangen; Stand und Reichthum begünstigten ihn bei seinen galanten Abenteuern, von deren Zahl er wohl ein eben so interessantes Register, wie Leporello von denen seines Herrn, hätte liefern können. Durch die extravagante Neigung zum Liebesgenuss war er indeß nicht verweichlicht worden, und er suchte keinen geringen Ruhm darin, in den Kämpfen des Mars eben so wohl wie in den Kämpfen der Venus zu glänzen. Bei der vielfachen Bewunderung und Aufmerksamkeit, die ihm von dem schönen Geschlecht in frühern Jahren gezollt worden war, hatte sich eine Eitelkeit in ihm festgesetzt, die ihm nun auch noch jetzt anhing, wo bereits markirtere Gesichtszüge ihre Linien in seine einsallenden Wangen zogen, und sowohl Runzeln als ergrauende Haare ihn an die Vergänglichkeit äußerer Vorzüge erinnerten. Nur

fünf Jahre hatte er im Ehestande verlebt; die Gräfin war in ihrem blühendsten Alter gestorben; er verheirathete sich nicht aufs neue, um desto ungebundener dem Wechsel seiner Neigungen nachhängen zu können. In seiner Sprache und seinem ganzen Benehmen hatte er etwas sehr Geschmeidiges und Einschmeichelndes, was vielleicht auch jetzt noch einen günstigen Eindruck gemacht haben würde, wenn die vortheilhafte Wirkung nicht durch widerliche Aeußerungen gemeiner Rohheit und grell hervortretender Sinnlichkeit zerstört worden wäre. Da es ihm nicht mehr in dem Grade wie früher gelingen wollte, seiner Einbildung von sich selbst durch Eroberungen unter dem weiblichen Geschlecht zu schmeicheln, so warf ihn seine Eitelkeit in eine andere Richtung, die ihr Befriedigung versprach; er begab sich in das Feld der Politik und der Staatsangelegenheiten, wo sein Ehrgeiz ein höheres Ziel zu erreichen hoffte. In dieser Absicht wandte er sich an die Vizekönigin Margaretha und Vasconcellos, die jedoch seinen Anerbietungen und Bestrebungen, da ihm alle tiefere Kenntnisse mangelten, wenig entgegengekommen waren. Jetzt erging von Vasconcellos ein Aufruf an die sämtlichen Edelleute der Provinzen Trázoz, Montes und Entre Minho e Duero, gegen die Bande des Räubers Aguilar zu Felde zu ziehen, und sie wo möglich zu vernichten. Doch da die meisten von ihnen heimlich portugiesisch gesinnt waren, so verhallte jener Aufruf des ihnen kaiserhaften Spaniers an ihrem Ohr. Nur der einzige Graf von Catala, der hier eine Gelegenheit sah, seine Tapferkeit zu zeigen, und um einen bedeutenden Schritt in

seinen Planen zu einer militärischen oder diplomatischen Laufbahn vorwärts zu gelangen, machte ernstliche Anstalt zu einem Angriff auf Aquilar. Durch sein Geld rufte er eine Schaar feiler Menschen zu einem Unternehmen zusammenzubringen, dessen unvollkommenen Erfolg wir bereits gesehen haben.

Nach Catala's Zurückkunft in das Schloß wurde die schöne Isidora unverzüglich nach dem Thurne gebracht, um ihr jede Möglichkeit einer Flucht abzuschneiden. Dort saß das Mädchen verlassen und allein, trüben Gedanken nachhängend. Sie bewohnte ein elegant eingerichtetes Zimmer auf einem zwei Treppen hohen Corridor, wo ihr noch mehre andere Nebenzimmer zu Gebote standen, deren Pracht sie vergessen machen zu wollen schienen, daß sie eine Gefangene sei, und zwar eine Gefangene, die wohl in jedem Falle das bedenklichste Schicksal zu erwarten habe. Die Ungewißheit über den Ausgang jenes Kampfes setzte ihre Phantasie in eine düstere Aufregung; sie wußte nicht, was ihren Vater, was Ramiro, Valerio und Fernando betroffen haben möchte. In ihrer melancholischen Stimmung drängte sich ihr der Gedanke auf, daß sie vielleicht alle todt sein könnten, und daß ihr wohl selbst Dinge bevorständen, die sie nicht fähig sein würde zu überleben. Die herrliche Aussicht auf die romantische Gegend trug nur dazu bei, ihren Schmerz zu erhöhen. Sehnsüchtig sah sie hinüber nach den fernem Bergen der Provinz Traz o; Montes, wo ihre Lieben wohnten, oder gewohnt hatten, ach, wer konnte ihr das sagen! Der alte einsylbige Gärtner, der ihr Speise und Trank brachte, hatte

keine Antwort auf ihre Fragen, indem er über die Humanität und Güte des Grafen von Catala desto mehr Worte machte. Isidora fand jetzt in ihrer Einsamkeit erst mehr Veranlassung, sich der Entfernungen zu erinnern, unter denen besonders zwei Bilder freundlich hervortraten. Sie dachte an Ramiro und Valerio mit lebhafteren Empfindungen als jemals. Sie wollte sich überreden, sie sei mit sich selbst nicht einig, welchem von Beiden sie den Vorzug gebe. Dabei fühlte sie jedoch, daß sich ihr Herz entschiedener zu Valerio hinneige. Seine Worte, der Ton seiner Sprache, sein edles Benehmen, seine Gestalt — das Alles trat ihr mit einem durch die Trennung erhöhten Zauber vor die Seele, der um so mehr Gewalt über sie erlangte, je mehr sie sich seiner magischen Einwirkung zu entziehen suchte. So eben dachte sie recht lebhaft an ihn, als auf einmal der Graf von Catala eintrat. Absichtlich hatte er seine schöne Beute nicht sogleich bestürmt, sondern ihr erst Zeit zur Erholung gegönnt, um dem von der ganzen Gewalt des frischen Schmerzes überwältigten Mädchen nicht lästig zu fallen.

Isidora, die in einer nachlässigen, halb sitzenden, halb liegenden Stellung auf der weichen Ottomane ruhte, fuhr bei dem Eintritt des Grafen erschrocken empor.

»Nun, meine schöne Gefangene,« redete sie der Graf an, der sich in die nach seinen Gedanken vorthellhafteste Kleidung geworfen hatte, »Ihr seid in ein Nachdenken versunken, das mir sehr natürlich scheint, und in welchem ich Euch nicht stören möchte, wosern

ich befürchten müßte, daß Euch meine Gegenwart im geringsten beschweren könnte. Doch ich glaube, Euch selbst ist daran gelegen, in einer ungewissen und vielleicht bedrohlich erscheinenden Lage einige Worte der Beruhigung zu vernehmen. Erlaubt mir, liebenswürdige Donna — «

Bei diesen Worten nahm er das Barett mit den Reiterfedern vom Haupte und legte seinen prachtvollen Hermelinmantel ab, worauf er sich auf der Dittomane neben ihr niederließ.

»Ich bedaure,« fuhr er fort, »daß ich das Glück, in Eurer Nähe zu sein, nicht anders, als durch Eure Bedrängung erkaufen konnte; aber eben die Größe dieses mich zu einem gewaltthätigen Schritt hinreisenden Glückes mag meine Kühnheit entschuldigen! Wie geht es Euch? Macht Euch Eure dem Himmel sei Dank! nur unbedeutende Verwundung Schmerz? Wünscht Ihr weitere ärztliche Hülfe? «

»Ich danke Euch, Herr Graf,« versetzte Isidora in einem kalten Tone; »mein Unwohlsein entsprang mehr aus Schreck, als aus einer gefährlichen Verletzung; ich bitte daher, mich mit unnöthigen Hülfsleistungen zu verschonen.«

»Ich habe Euch sehr in Verdacht,« entgegnete der Graf, indem er lüsternd nach Isidora's schönem Arme schielte, »daß nur Eure Kengstlichkeit und Schüchternheit eine Hülfe von sich weist, die Euer Zustand wohl erfordern dürfte. Erlaubt mir doch einmal! «

Hier faßte er den schneeweißen, runden Arm des Mädchens, die bei dieser Berührung scheu zurückwich und einen Schrei ausstieß.

»Seht, schöne Isidora,« sagte der Graf, »schon die bloße Bewegung des leidenden Armes schmerzt Euch; Ihr seid nicht aufrichtig gegen mich; Ihr gehört zu der Zahl der seltenern Patienten, die ein Uebel verkleinern, statt es zu vergrößern.«

»Herr Graf,« hob Isidora an, »ich weiß nicht, mit welchem Recht ich auf Eure Fürsorge und Theilnahme Anspruch machen könnte; Ihr habt mich mit Gewalt an einen Ort geführt, wo meine geistigen Leiden meine körperlichen weit überwiegen. Was ist mein wunder Arm gegen den Verlust meiner Freiheit und den Verlust der väterlichen Pflege, die ich in meiner Lage allein wünschenswerth finden könnte!«

»Kein Vater, theures Mädchen,« versetzte Catala, einen härtlichen Ton annehmend und ihre Hand fassend, »gewiß kein Vater könnte für die geliebteste Tochter eine innigere Theilnahme fühlen, als ein Freund für Euch empfindet, der Euch freilich neu, und ich will nicht läugnen, auf eine seltsame Art entgegentritt, auf eine Art, die Euch in ihm mehr einen Feind als einen Freund vermuthen lassen könnte. Aber entfernt alles Mißtrauen; glaubt meiner Versicherung, daß mir Euer Wohl theurer ist, als mein eigenes! Verlangt, gebietet, wünscht, was Ihr wollt; unter meinem Schutz sollt Ihr keine Menlichkeit, keine Annehmlichkeit, die ich Euch nur verschaffen kann, vermissen!«

In diesem theilnehmenden, die im Hintergrunde lauende Zudringlichkeit klug unter wahrer Besorgniß versteckenden Tone setzte Catala eine Unterhaltung fort, bei welcher er mit Mühe jeden Anschein einer Leidenschaft und Absicht unterdrückte, von deren Offen-

barung er bei der ersten Annäherung zu seinem Oxyer einen ungünstigen Erfolg besorgte. Isidora's ängstliche Fragen nach ihrem Vater beantwortete er in dem Tone eines beruhigenden Freundes und schied, ohne sich etwas Anstößiges gegen sie zu erlauben, von ihr gerade in einem Momente, wo er glaubte, den günstigsten Eindruck auf sie gemacht zu haben.

Auf die Bitten um ihre Befreiung erhielt sie freilich nur eine schwankende, Hoffnung halb gebende, halb nehmende Antwort, und auf die Frage, zu welchem Zweck sie hier gefangen sein solle, erwiderte der Graf, »um sie vor einer großen, ihr unbekannten, drohenden Gefahr zu bewahren;« ja er war noch offener, er setzte mit einem bedeutungsvollen Lächeln hinzu, »um einen gewissen Valerio zu vergessen, der im Begriff stehe, sie in den tiefsten Abgrund des Unglücks zu stürzen.« Daß weitere Forschen Isidora's, deren Neugier durch diese räthselhafte Aeußerung im höchsten Grade aufgeregt wurde, blieb vergeblich.

Der Graf hatte die Erfahrung gemacht, daß ein gewisser geheimnißvoller Anstrich den Frauenzimmern fast immer ein Interesse für einen Mann einflößte; für heute wollte er nur dieses Ziel erreichen, indem er weitere Pläne für die Zukunft verschob.

Der alte, hinkende Gärtner, ein etwas einfältiger, aber dem Grafen treu dienender Mann, brachte ihr die delikatesten Speisen und eine Flasche des bei Lissabon wachsenden Carcavelos, des schmackhaftesten unter den süßen Weinen, den man aber nur selten acht bekommt. Er lobte wieder den Grafen und lobte Isidoren, indem er sie versicherte, daß sie

einen mächtigen Eindruck auf sein Herz gemacht habe, wobei er ihr wünschte, der Himmel möge ihr Einsicht verleihen, um das Glück ihres Schicksals zu erkennen. Als ein abergläubischer Mensch, in dessen Hirn so manche sich an den Thurm knüpfende Mährchen und Sagen ihr Wesen trieben, hat er sie zugleich, sich nicht vor den hier zuweilen erscheinenden Gespenstern zu fürchten, indem sie sämmtlich guter Natur wären und selten Jemandem ein Leid angethan hätten. Er erzählte von einer Ahnfrau, die manchmal einen nächtlichen Spaziergang unternehme, und bald in dem Thurme selbst umgehe, bald sich auf dessen Spitze, bald unten in den Gartenanlagen, bald auch drüben im Schloßhofe zeige; vor dieser solle sie sich ja nicht fürchten; denn vor einiger Zeit habe sie zwar einen Gefangenen im Thurme, einem rechten Bösewichte, den Hals umgedreht; aber sonst sei sie eine ganz gute Frau, und so eine fromme, liebe, schöne Dame, wie sie sei, habe von diesem Gespenste kein Unheil zu besorgen.

Isidora lächelte über die Reden des Alten; indes, als er sich entfernt hatte, und sie sich ganz allein in dem dunkeln, stillen, einsamen Thurme befand, gerieth sie doch in eine sonderbare Stimmung. Der Gedanke, »hier ist kein menschliches Wesen um mich! ich bin hier die einzige Bewohnerin!« erlangte eine noch größere Macht über sie, als der Abend und die Dunkelheit weiter vorrückten und sich die todtenstille Nacht über die Welt verbreitete. Sie genoß nur wenig von den ihr vorgesetzten Speisen und Wein, indem sie darauf einem Verlangen nach Ruhe folgte, das nach den

mehrfachen gewaltsamen Erschütterungen sehr natürlich war. Sie warf sich nur halb entkleidet auf ihr Lager, und versank nach wenigen Minuten in einen festen Schlaf, aus welchem sie jedoch nach einiger Zeit durch ein Geräusch, das dem heftigen Zuschlagen einer Thüre gleich, geweckt wurde. Sie fuhr erschrocken empor, und horchte; da schlug die Glocke des Schloßthurmes drüben gerade »mit zwölf bedächtigen Schlägen« die Stunde, die am meisten geeignet ist, die Seele an Einwirkungen der Geisterwelt glauben zu machen. Doch außer jenen Glockentönen vernahm sie keinen Laut; sie verwahrte nochmals die Thüre, und legte sich darauf, jenes Geräusch für ein Spiel ihrer Einbildungskraft haltend, wieder nieder. Indes, kaum war sie dem Einschlafen wieder nahe, als sie Laute vernahm, die dem kläglich Wimmern eines Frauenzimmers gleichen, die ihr zu wiederholtenmalen, bald stärker, bald schwächer, zu Ohren drangen. Die Aeußerungen des Gefangenenwärters über die hier hausenden Gespenster erwachten auf einmal mächtig in ihrer Seele; sie sprang abermals empor, und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Klänge, die periodisch verstummten und wiederkehrten. Ueber die ihr als einem weiblichen Wesen angeborene Furcht siegten ihre Neugier und ihr Muth; genug, sie wagte es jetzt, die Thüre des Zimmers zu öffnen und auf den dunkeln Corridor hinauszutreten. Das Wimmern ertönte von neuem; sie ging vorwärts, an mehreren Thüren vorüber, und wollte endlich in der Wölbung eines hohen Fensters, durch welches die Mondstrahlen herein in die dunklen Gänge fielen. Dort stand sie in der größten geistigen Span-

nung, indem sie in jedem Augenblicke die Erscheinung eines überirdischen Wesens erwartete. Es herrschte jetzt ringsum Todtenstille. Sie blickte nach allen Seiten umher, und wollte, da sie nirgends etwas bemerkte, schon zurückkehren, als sie auf einmal an der weißen, von dem Mondschein beschienenen Wand den schwarzen Schatten einer menschlichen Hand umhergaulen sah. Es bemächtigte sich ihrer ein tiefes Grauen bei diesem Anblick; sie schrie laut auf; und da war es ihr wieder, als ob ein fernes Echo antwortete. Im Begriff zu sinken und an allen Gliedern bebend hielt sie sich an das in dem Fenster angebrachte Geländer, von dem aus man auf den eine Treppe tiefer gelegenen Saal sehen konnte. In diesem Saale befanden sich eine Menge Rüstungen und Ahnenbitzer, die sie bei ihrer Ankunft in dem Thurne nur flüchtig gesehen hatte. Möglich erblickte sie unten in dem Dunkel mehrere einzeln gleich Johanniswürmchen umherfliegende helle Funken; da fiel ihr der Aberglaube von abgeschiedenen Seelen ein, die sich in dieser Gestalt an Stellen, wo es nicht geheuer ist, bei Nacht zeigen sollen. Darauf kam es ihr so vor, als ob die alten Rüstungen rauschten und klapperten; sie glaubte das Aneinanderklingen der Schwerter, ja selbst Laute des Herausforderns, als »Hussah« und »Halloh«, zu hören, und erinnerte sich dabei der schauerlichen Sage von Gespensterschlachten. Es überlief sie eiskalt. Zitternd suchte sie den Rückweg in ihr Zimmer. So eben wollte sie die Thür desselben öffnen, als ihr von innen heraus eine lange weiße Gestalt entgegentrat, die, wie Geister pflegen, die Anrede erwartend, vor ihr stehen blieb. Auf dem

höchsten Gipfel der Angst steht dem menschlichen Geiste oft eine wunderbare Fassung zu Gebote; in einem festen, ruhigen, keine Furcht verrathenden Tone redete Isidora die Erscheinung an:

»Wer bist du? Und was willst du hier?«

»Dasselbe frag' ich dich!« entgegnete das unbekannte Wesen in einem nicht weniger festen Tone.

»Bist du das Gespenst einer Todten?« fuhr Isidora fort, »so laß mich wissen, welches Anliegen dich zu mir, der Lebenden, führt!«

»Ich lebe so gut wie du,« versetzte das vermeintliche Gespenst, »und suche dich nur, um in der günstigen Zeit der Nacht mit dir ungestört auf unser Weis der Rettung zu sinnen.«

Jetzt folgte eine vertrautere Annäherung; mit nicht geringem Erschaunen hörte Isidora, daß die vor ihr Stehende keine Andere, als die Geliebte ihres Bruders Fernando sei, die Catala ebenfalls geraubt und zu einem entehrenden Schicksale bestimmt habe. Beide begrüßten sich jetzt als die zärtlichsten Freundinnen; Maria folgte Isidoren in ihr Zimmer, und erzählte ihr die nähern Umstände, durch deren Fügung sie in die Macht des Grafen gerathen war. Die beiden in gleicher Lage befindlichen Mädchen hatten einander Vieles mitzutheilen, und dankten dem glücklichen Zufall, der ihre heutige Zusammenkunft herbeigeführt hatte. Bei Isidora's Ankunft gab nehmlich der Graf, um eine solche Communication der beiden schönen Gefangenen zu verhüten, dem alten Thurnwärter strengen Auftrag, alle Zimmerthüren der eine Treppe höher wohnenden Maria stets verschlossen zu halten;

dieser hatte jedoch die Thür des einen mit den übrigen in Verbindung stehenden Zimmers zu schließen vergessen, und so gelang es Marien, den Weg aus den Saal zu finden und mit einer Freundin zusammenzutreffen, die sie als die Schwester ihres geliebten Fernando mit froher Ueberraschung in die Arme schloß. Isidora fragte die den Thurm schon seit acht Tagen bewohnende Maria, ob ihr niemals in der Nacht etwas Gespenstisches vorgekommen wäre. Maria versicherte, nicht das Geringste der Art bemerkt zu haben, und da sich das Räthsel jener von Isidora vernommenen Klage töne lösete, insofern Maria bekannte, selbst die Urheberin derselben gewesen zu sein, so glaubte Isidora schon, daß ihr nur ihre aufgeregte Phantasie das Uebrige hinzugeschaffen habe.

Maria lachte nur über Isidora's Visionen, und bemühte sich gerade so eben, ihr den Glauben an alle Dinge dieser Art auszureden, wobei sie meinte, wer sich einbilde, Gespenster zu sehen, der sehe sie am Ende auch — als auf einmal von neuem ein Geräusch erklang, das mit dem Klirren von Ketten Ähnlichkeit hatte, ja jetzt ertönte sogar eine männliche Stimme, die ganz deutlich Isidora's Namen rief.

Maria stockte mitten in ihrer Rede und schauerte zusammen.

»Siehst du, Maria, daß mich nicht bloße phantastische Einbildungen trügen,« sagte Isidora. »Horch! Horch! Die Stimme ruft mich! Gott, wie soll ich mir dieses meinen Verstand verwirrende Wunder erklären?«

»Isidora! Isidora!« erklang es in diesem Augenblicke von neuem; die Mädchen konnten nicht an

einer Wahrnehmung zweifeln, die sie Beide theilten und die ihre Seelen mit einem tiefen Grauen erfüllte. Trotz dem entschlossen sie sich sogleich einmützig, die Sache genauer zu untersuchen, und begaben sich auf den dunkeln Corridor, wo sie horchend und trotz ihrem Muth doch sich etwas ängstlich an einander anklammernd lauschten. Jetzt erklang es wieder: »Isidora! Isidora!« Der Ton kam von unten. Sie stiegen die Treppen hinab, und gelangten in die Nähe des Burgverließes, wo das Kettengeklirr deutlicher ertönte. Indem sie jetzt hofften, auch die Stimme wieder zu hören, ereignete sich aber ein Vorfall, der allen ihren weitem Nachforschungen sogleich ein Ziel setzte.

Nehmlich der Graf von Catala hatte sich zwar einen Plan entworfen, wie er sich Isidoren nur allmählig nähern wollte; doch die mit einemmale in ihm erwachende Leidenschaft bemächtigte sich in dieser Nacht seiner so heftig, daß er dem Drange nicht widerstehen konnte, noch zu Isidoren zu eilen, und zu versuchen, ob er nicht, statt mit langsamen Schritten, im Flug und Sturm an sein Ziel gelangen könnte.

Die Mädchen standen nahe bei der Eingangsthor des Thurmes, als sich diese mit einemmale öffnete. Wie staunten sie, als ihnen Graf von Catala, von dem eine Laterne tragenden Thurmwärter begleitet, entgegentrat! Eben so groß war die Ueberraschung des Grafen, die beiden Mädchen in tiefer Nacht außerhalb ihrer Zimmer an dieser Stelle zusammen anzutreffen.

XVII.

„Fast stets gesellt sich zu dem Glück ein Leid.“

In der Abenddämmerung des darauf folgenden Tages naheten sich dem Schlosse des Grafen von Catala drei Wanderer in Pilgerkleidung, welche, als sie an die Gebäude kamen, dieselben mit einem ängstlichen Bemühen, nicht bemerkt zu werden, von allen Seiten betrachteten. Zwei von Ihnen waren noch jung, der Eine von sehr blühendem, der Andere von etwas blassem Ansehen; der Dritte dagegen, ein schon bejahrter Mann, hatte in seiner Physiognomie etwas, was mit seinem heiligen Anzuge sehr contrastirte, und eher einen in Sünden grau gewordenen Bösewicht, als einen arglosen Pilger vermuthen ließ.

»Wir sind an unserm Ziele,« hob der Eine, blühend Aussehende an; aber wer sagt uns nun, wo wir das Mädchen finden, und wie wir sie aus der Gewalt des schändlichen Entführers befreien?«

»Das müssen wir allerdings nun erst genauer überlegen,« versetzte der andere blasser junge Mann; »wenn mich mein Ahnungsvermögen richtig leitet, so wurde diesem ganz zu der Aufbewahrung von Gefangenen geeigneten Thurme die Bestimmung, die Flucht meiner Schwester zu hindern.«

»Ohne Zweifel ist dem also,« sagte der Ältere; »und das scheint verzweifelt! aber der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht einen Weg in den Thurm aus-

sindig mache, und sollten hundert Schlösser vor ihm liegen!«

»Das Schlimmste ist das verwünschte Wasser umher!« hob der Erste wieder an; »wie sollen wir hinüberkommen? Ringsum ist keine Brücke; und drüben liegt zwar ein Kahn; doch wird uns kein Fährmann schwerlich dienen.«

»Närrische Käuze!« rief der Dritte aus — (der Leser ahnt wohl, daß die Drei keine Andern als Valerio, Hernando und Uzeda waren) »das ist leicht gemacht! Wir sind alle drei geübte Schwimmer, wir kleiden uns aus, packen unsere Anzüge in Bündel, tragen sie in der einen Hand, während wir mit der andern und mit den Füßen rudern, und so erreichen wir das jenseitige Ufer, wo wir uns wieder ankleiden, und, in einem Gebüsch versteckt, den Augenblick erwarten, wo Jemand den Thurm öffnet. Ein rasches Handeln führt uns dann schnell zu unserm Zweck!«

»Ja, wenn wir auch nur erst völlige Gewissheit hätten, ob Isidora wirklich den Thurm bewohnt!« versetzte Valerio. »Es könnte ja doch sein, daß sie der Graf in den Zimmern des Schlosses —«

»Darüber kann ich am besten Auskunft geben,« unterbrach ihn Uzeda, »da ich einmal mehrere Jahre im Dienste des Grafen stand, wo ich alle seine Schliche genau kennen lernte. Ich habe ihm damals selbst bei der Einführung mehrerer Frauenzimmer beigestanden, welche regelmäßig in diesen Thurm gebracht wurden, wo ihnen der Graf gewöhnlich in den Abendstunden seine Besuche machte. Er jagte mich wegen einer Lum-

verei aus seinem Dienste. Da schwur ich ihm im Stillen Rache, und ich habe nachher diesen Schwur tausendmal wiederholt, weil er mich vor der ganzen Dienerschaft beschimpfte und so die Schuld davon trug, daß ich kein anderes Unterkommen fand, und mich auf Dieberei, Mord und Todtschlag legen mußte. Der Teufel mag helfen, daß ich's ihm heute vergelten kann! »

So eben waren die Drei im Begriffe, sich zu erheben und zu der Schwimmpartie anzuschicken, als drüben auf einmal der alte Gärtner den Kahn besieg, und dem andern Ufer zuwandte.

»Welch ein herrlicher Zufall!« rief Jernando aus; »es eröffnet sich uns eine Aussicht, ganz troden Leibes hinüber zu gelangen!«

»Verbergen wir uns in das Gesträuch,« versetzte Uzeda, »damit der alte einschlitzige Schust nicht Kunde bekommt; er geht gewiß in's Schloß. Das paßt köstlich! Während seiner Abwesenheit benutzen wir den Kahn für unsern Zweck.«

Uzeda's Rath wurde augenblicklich befolgt. Als der alte Donato das Ufer erreicht hatte, schlang er die Kette des Rahmes ganz sorglos um einen Weidenstumpf und ging richtig in das Schloß hinein. Sobald er ihnen aus dem Gesichte war, sprangen die Drei in den Kahn und erreichten nach wenigen Minuten glücklich das jenfeitige Ufer. Dort spähnten sie in den rings um den Thurm befreundlichen Gartenanlagen nach einem Versteck. Sie machten ein altes, halb verfallenes Gewächshaus ausfindig, das sich vortreflich zu einem Schlupfwinkel eignete.

Valerio's Herz war in einer solchen Unruhe, daß er sich nicht enthalten konnte, um den Thurm herumzuschleichen und zu spähen. Seine innere Aufregung steigerte sich, als er in zwei verschiedenen Zimmern des Thurmes Licht entdeckte, und sogar in dem einen Fenster einmal die Gestalt eines Frauenzimmers bemerkte. Er überlegte, ob es gerathen wäre, durch einen Ruf oder ein Zeichen etwas Näheres zu erkundschaffen. Eine Zeitlang war er unentschlossen, indem sich ihm manche Bedenkllichkeiten entgegenstellten; endlich jedoch wagte er es, zweimal laut »Isidora! Isidora!« zu rufen.

Einen Augenblick darauf erklang von einer andern Seite her der Ruf: »Georgio! Georgio!«

Valerio ging vorsichtig einige Schritte weiter, und da bemerkte er, wie aus der Gastnerwohnung ein Knabe kam, der nach dem Kahne eilte. Dieser ruderte rasch nach dem andern Ufer und kehrte mit zwei Personen zurück, in deren einer er den Grafen von Catala leicht wiedererkannte.

»Du verflodter Bengel,« sagte der alte Thurmwärter Donato zu seinem Sohne, indem er ihm eine Ohrfeige gab; »erzapp' ich dich wieder einmal über einer niederträchtigen Lüge! Den Augenblick gesch' es, daß du, eh' ich zurückkam, herübergefahren bist!«

Der arme Junge heulte und schrie, und versicherte, daß sich durchaus jemand anders an dem Kahne vergrißen haben müsse; doch der Vater verbot ihm all's Widersprechen, und so blieb zum Glück für die drei Verdähteten der Verdacht auf ihm haften.

Begeben wir uns jetzt in das Zimmer Isidora's. Schon des Morgens hatte sie der Graf wieder besucht. Diesmal war er etwas freier mit seinen Absichten hervorgetreten; aber Isidora hatte sich gegen seine Schmeicheleien und Versprechungen noch kälter gezeigt, als das erstemal. Darauf war er in einer empfindlichen und gereizten Stimmung geschieden, ja er hatte sogar Drohungen ausgesprochen, und ihr zu Verhütung derselben nur noch einen Tag Bedenkzeit gegeben. Heute war er nun gestimmt, den kürzesten Weg einzuschlagen, und nöthigenfalls sogar Gewalt gegen sie zu brauchen. Er begrüßte Isidoren mit einer Zärtlichkeit, welche sie sogleich in die höchste Besorgniß setzte. Unbefangen nahm er neben ihr Platz, und erlaubte sich, seinen Arm um die Abwehrende zu schlingen. Erst versuchte er alle gewöhnlichen Künste der Wollüstlinge, sich seines Opfers in Güte zu bemächtigen; doch da er jede seiner Bemühungen scheitern sah, packte er sie endlich mit viehischer Leidenschaft, um an ihr sein Bubenstück zu vollziehen. Isidora schrie laut um Hülfe, in demselben Momente ertönte von unten der schon von ihr mehrmals gehörte Laut »Isidora! Isidora!« — der Graf stuzte einen Augenblick — doch sogleich erneuerte er seinen Kampf mit Isidora, in dem das zornglühende Mädchen alle ihre Kräfte aufbot, um ein Schicksal, das sie in tiefer Seele verabscheute, von sich abzuwenden — aber sie wurde matter und matter, und sank so eben, nur noch mit schwacher Stimme ächzend und stöhnend, als auf einmal die Thür heftig aufgerissen wurde, und Valerio, Fernando und Uzeda mit entblößten

Dolchen hereinstürmten, und den Grafen vereint niederstießen.

»Stirb, du niederträchtiger Hund!« schrie Uzeda, der die Stelle seines Herzens getroffen hatte, »und denk' an deinen ehemaligen Diener Uzeda!«

Grenzenlos war die Freude und Ueberraschung Isidorens, sich auf einmal in dem entschlichsten Augenblicke durch die Hand der Freunde aus der höchsten Gefahr errettet zu sehn. In einer Anwandlung des glühendsten Dankgefühls sank sie sprachlos an Valerio's Brust, und Thränen der Wonne füllten ihre schönen Augen. Wer schützt Valerio's Gefühle! Das Mädchen in seinen Armen, das ihn erst spröde zurückgestoßen hatte, zitternd, glühend, ganz Hingebung, ganz süße Verwirrung, ganz liebende Bewußtlosigkeit! Keine Worte malen eine Scene, wo die eiskalt scheinende Geliebte mit einemmale in ihrer Uebervältigung der Gefühle dem Retter ihres Lebens und ihrer Ehre durch Händedrücke und durch Küsse Alles aussprach, was sie ihm bisher verschwiegen hatte.

»Wie bin ich glücklich!« rief sie, ihre Arme fester um Valerio schlingend, aus. »Fort nun mit dem schändlichen Zwang, den ich mir anthat, um Dir die Gefühle meines Herzens zu verbergen! Ja, mein Valerio, wisse es nur, ich liebe Dich von dem ersten Momente an, wo ich Dich erblickte. Du warst mir unbekannt, Du warst mir zweideutig, ja sogar verdächtig; Alles, Alles sprach gegen Dich, die Umstände, mein Vater, und mein eigener Verstand — aber nicht mein Gefühl, das sich um so mächtiger nach Dir hindrängte, je mehr ich mir Gewalt anthat, um

Dich zurückzustossen! Ich wusste, daß Du mich wahrhaft, daß Du mich zärtlich, daß Du mich grenzenlos liebtest; und so empfang' denn auch von mir in diesem feierlichen Augenblicke, wo ich Dir die Rettung meiner Ehre und meine Befreiung danke, die Versicherung, daß es mein heißester Wunsch ist, Dir auf ewig anzugehören — Du müßtest mich denn« — setzte sie mit einem halb scherzhaften, halb zweiseitenden Lächeln hinzu, »verschmähen!«

Unter dem Einfluß ungewöhnlicher geistiger Erschütterungen vergißt man die Nähe Anderer. Man denke sich Valerio, der so glühend nach der Gunst Isidora's strebte; wie mußte ihm in diesem Augenblicke zu Muth sein, wo ihn der Himmel mit der Erfüllung seiner höchsten Wünsche überschüttete! Jetzt kniete Isidora vor ihm und presste seine Hand unter heißen Thränen an ihre Lippen — sie kniete, vor der er zehn Leben hindurch hätte knien mögen — das war zu viel — er riß sie heftig empor und presste das theure Wesen an seine Brust, ohne eines Lautes fähig zu sein.

Selbst der sonst gegen zartere Empfindungen abgehärtete Uzeda zeigte eine Anwandelung von Gefühl — Fernando stand in einem Winkel des Zimmers und gedachte bei dem Anschau'n dieser Scene mit düsterer Seele seiner Maria.

Uzeda ermahnte, als der Kälteste und Besonnenste, zuerst zum Ausbruch. Erst jetzt bemerkte die ganz mit Valerio beschäftigte Isidora die Melancholie ihres Bruders. Sie wandte sich sogleich an ihn und sagte:

»Es schmachtet noch eine andere Gefangene in dem Raume dieses Thurmes — eile, Fernando, und rette deine Maria!«

Fernando wurde durch diese Mahnung wie durch einen Donnerschlag aus seinen Träumen geweckt; die Drei eilten mit Isidoren sogleich nach Mariens Zimmer; doch sie fanden es — leer. Laut riefen sie nach Marien. Doch keine Antwort! Keine Spur von ihr! Alles Spähen blieb vergeblich. Sie war fort; wohin? das blieb ein Räthsel.

Ihre frohen Empfindungen mischten sich mit trüben Vorstellungen, die sich besonders Fernando's bemächtigten, welcher schon glaubte, daß sich Maria am Ende gar aus Verzweiflung das Leben genommen habe. Noch ein anderer Umstand trat störend in die Freude. Isidora erwähnte jener Stimme, von welcher sie mehrmals ihren Namen hatte nennen hören, die ihr fast wie die Stimme Ramiro's vorgekommen sei. Augenblicklich beschloßen sie, die Sache genauer zu untersuchen. Sie gingen herab bis an die Thür des Thurmes, an welcher sie Donato trafen, der von der Ermordung seines Herrn noch keine Ahnung hatte, und nicht wenig staunte, als ihm drei unbekannte bewaffnete Männer mit Isidoren entgegentraten und ihn von dem Vorgefallenen unterrichteten, wobei sie zugleich, mit den Dolchen drohend, ihm geboten, zu bekennen, ob sich noch ein Gefangener in dem Thurm befände.

»Ich bin ein alter, guter, ehrlicher Kerl, stotterte Donato, und will gern Alles sagen, was ich weiß. Zum Lügen gehört eine eigne Unverschämtheit,

die ich gar nicht besitze, obgleich mein einziger Sohn eine große Anlage dazu zeigt, wie ich erst heute wieder erfahren habe. Aber ich ließ es an Ehrfeigen nicht fehlen, ich habe ihm in's Gewissen geredet, und ich denke, ich will den Bengel mit Gottes Hülfe noch so weit bringen, daß er sich künftighin hütet, seinen Vater für einen Narren zu halten!«

»Verdammter Schurke!« schrie Ugeda, indem er Donato mit dem gezückten Dolche eine Demonstration machte, du willst uns mit Geschwäg hinhalten; den Augenblick beichte, wo steckt Maria? — Und wo steckt der Gefangene, der noch außerdem den Thurm bewohnt?«

»Ach, du mein lieber Gott,« jammerte Donato, »ich bin ein alter Mann! Es ist eine Schwachheit von mir, daß ich das Leben ein bißchen lieb habe; macht mich nur nicht todt! Ich will ja von Herzen gern Alles bekennen!«

Donato bezeichnete Maria's Zimmer, und schwur, wenn sie sich dort nicht befinde, so wisse er nichts von ihr zu sagen; dann müsse sie nothwendig entflohen sein. Zu dem andern Gefangenen wollte er sie sogleich führen.

Sie folgten darauf Donato, der mit der Laterne voranging und sie hinab in das dunkle, modrige Burgverließ brachte, wo sie in einem Winkel eine Gestalt erblickten, die sich, wie es schien, sterbend am Boden wand.

»Gott!« rief Isidora zuerst aus, »also täuschte mich meine Ahnung nicht? Ist es möglich? Seid Ihr es wirklich, Kamiro? So sehen wir Euch wieder!«

Der Anblick des auf der Erde liegenden, zusammengekrümmten Ramiro, der die Eintretenden mit stieren, verzerrten Gesichtszügen angrinste, machte einen herzzersehrenden Eindruck. Er schien die Ankömmlinge nicht zu erkennen; sein Augenlicht und sein Geisteslicht waren schon halb erloschen. Erst nach mehreren Fragen äußerte er einige Reste von Verstand, die sich jedoch nur in einzelnen abgebrochenen Worten kundgaben. »Der Graf von Catala — mein Verwandter — ein Anhänger der Spanier — ich Portugiesenfreund — Gift von Catala — von dir!« setzte er hinzu, auf Donato deutend. — Aus diesen Redesfragmenten, denen die furchtbarsten Convulsionen folgten, erhellte, daß der Graf von Catala, wahrscheinlich, um sich bei den Spaniern beliebt zu machen, seinen auf der Seite der Rebellen stehenden Vetter vergiftet hatte, und daß Donato das Werkzeug zu der Greuelthat gewesen war. Noch ehe sich daran denken ließ, Anstalten zu einer vielleichtigen Rettung Ramiro's zu treffen, nahte ihm ein Arzt, der alle menschliche Hülfe überflüssig macht. Ramiro starb unter einem gräßlichen Schmerz; sein letztes Wort war: »Isidora!«

Uzeda empfand ein großes Gelassen, Donato auf der Stelle dem Schatten Ramiro's nachzusenden; doch die Andern hielten ihn zurück. Stumm weilte die in dem matten Lampenschein einen düsterern Ausdruck gewinnende Gruppe mehrere Minuten bei dem Leichnam des in voller Lebenskraft der Welt entrißenen Freundes; bis sie endlich mit einem Gemisch der verschiedenartigsten Empfindungen den Ort des Schauders verließ.

XIX.

„Er ahmte den Sokrates nach, der, als der Weiseste und Beste von Allen, vor Gericht so sprach, daß er weder als ein Bittender, noch als ein Schuldiger, sondern als ein Lehrer und Herr der Richter erschien.“

Cicero.

Wir bitten jetzt den Leser, uns nach Lissabon zu folgen, um zu hören, was sich mit dem länger nicht erwähnten Freira de Andrade ereignete.

Schon mehrere Monate hatte der edle Religionslehrer, der begeisterte Kämpfer für Freiheit, Wahrheit und Recht, der zartfühlende Dichter, in den dumpfigen Gefängnissen der heiligen Inquisition zu Lissabon zugebracht — seine Gestalt war abgezehrt, seine Wangen eingefallen und sein ganzes Aeußere nur noch ein bleicher Schatten seines ehemaligen lebenskräftigen Aussehens, — als auf einmal eines Tages zwei in schwarze Mäntel gehüllte Diener der Inquisition in seinem Keller erschienen, und ihm andeuteten, er sollte sich bereiten, sofort vor seinen Richtern zu erscheinen. Diese Ankündigung machte auf Andrade einen neubelebenden Eindruck, insofern ihm doch nun endlich die längst ersuchte Gelegenheit geboten wurde, die gegen ihn gerichteten Anklagen zu vernehmen, und seine Unschuld gegen dieselben zu vertheidigen.

Mit einem groben leinenen Kleide angethan, äußerlich verwildert, durch den langgewachsenen Bart, durch seine Blässe und Abgezehrtbeit entstellt und mit schweren, während dem Gehen klirrenden Ketten belastet, folgte er den zwei stummen Männern einige Treppen aufwärts in den düstern Saal, wo die heilige Inquisition ihre Verichte hielt.

An einer langen mit schwarzem Tuch behangenen Tafel saßen zwei hochbejahrte Inquisitoren mit schneeweißen Häuption, in deren Miene sich eine gänzliche Erstarrung des Herzens aussprach; zu der Rechten des Einen hatte ein Escrivao (ein Schreiber) einen leeren Bogen Papier vor sich liegen; der Andere hatte einen Doktor der Rechte zur Seite; auf einem erhabenen Sessel saß mit seinem heiligen Ernate angethan ein Bischof, der bei dem Verhör nur eine berathende Stimme gab; dem Angeklagten gegenüber stand der Fiscal. An der Thüre des Saals hielten zwei bewaffnete Alguazils (Gerichtsdienner) Wacht, die Flucht des Vorgeforderten verhindernd.

In gebückter, scheinbar furchtsamer Stellung verharrete Andrade; es vergingen mehrere Minuten in einer dumpfen, ängstlichen Stille.

Endlich hob der Oberste von den beiden Inquisitoren an:

»Joseph Freira de Andrade, früher Professor der Theologie an der Universität zu Coimbra, Verfasser mehrerer verbrecherischer Schriften, und Vollzieher eines schändlichen Mordmordes an euerm frommen Colleggen Alvazoga; betrachtest es als eine besondere Gnade der heiligen Inquisition, die stets ge-

recht richtet, daß sie die Sache eines bereits zum Tode Verdamnten nochmals untersucht; wie thun dieß nur aus Rücksicht auf euren geistlichen Stand, und verfahren mit Liebe, aber auch zugleich mit jener eisernen Strenge, welcher der Schuldige nicht entgeht. Ihr seid erstlich der Ketzerei angeklagt. Ihr habt der studirenden Jugend zu Coimbra von jenem Luther in Deutschland erzählt, der die alten, ehrwürdigen Satzungen der Kirche und das Ansehen des heiligen Vaters umzustürzen versuchte. Könnt Ihr Euch gegen diese Anschuldigung verantworten?

Andrade besann sich einen Augenblick. Dann hob er in einem ruhigen Tone an:

»Ich hatte die Historie von der Entstehung und Fortbildung der christlichen Kirche zu erzählen; wollt ihr ausfragen, was die Weltgeschichte auf ihre ehernen Tafeln schreibt? Ist nicht zu Wittenberg in Sachsen wirklich ein kühner Mönch, Namens Luther, aufgestanden, der den Trost für Alle, das Wort Gottes, in die Sprache seines Volkes übersezte, der den eigensmächtigen, gar nicht in dem reinen Christenthum enthaltenen Verordnungen der Statthalter Gottes in Rom mit freier, starker Rede widersprach, und der sein Leben für nichts achtete, wo es die Wahrheit galt? Ist das nicht ein Faktum, und zwar ein Faktum, das die ganze Welt in Staunen und Nachdenken versetzen muß? Und ein solches Weltereigniß sollte ich meinen Zuhörern in Coimbra verschweigen? Uebri gens folgt denn daraus, wenn ich von Luther und seinen Sagen erzähle, daß ich auch ebenso wie Luther denke?«

»Hört Ihr die Gotteslästerung?« sagte der oberste Inquisitor zu den Anwesenden; »er spricht von nichts als von Luther, diesem Erzkeher; schon dadurch ist seine eigne Kehlerci hinlänglich erwiesen!«

»Glaubt Ihr, daß ich vor dem Tode bebe?« hob Andrade an, und setzte hinzu, indem er sich gleichsam empornwachsend aufrichtete; »nun dann will ich es Euch nur gestehen, daß ich in Wahrheit auch wie Luther denke!«

Die Inquisitoren schienen bei diesen Worten schauernd zurückzubeben, und geboten dem Schreiber, so gleich zu protokollieren, daß der Beklagte der verabscheuungswürdigsten Kehlerci überwiesen sei.

»Jetzt, Fiscal, hob der erste Inquisitor an, verleset den zweiten Punkt der Anklage!«

Der Fiscal entfaltete einen Bogen Papier und ließ:

»Sowohl durch die Aussage mehrerer zu Coimbra studierenden Theologen, als auch durch die Euch diktierten Collegienhefte, in deren Besitz sich das heilige Officium zu sehen wußte, erhellet, daß Ihr, Joseph Freira de Andrade, Euch nicht begnügtet, Eure akademischen Vorträge auf die Gottesgelahrtheit zu beschränken, sondern daß Ihr Euch auch vermaßet, die heiligste Wissenschaft durch Einmischung weltlicher Ideen zu profaniren, und namentlich strafwürdige Gesinnungen gegen unser gemeinsames, hochverehrtes Oberhaupt, gegen seine Majestät Philipp IV., König von Spanien und Portugal, zu äußern. Ihr streutet das Gift der Revolution gegen unsern rechtmäßigen Regenten in die Seelen der Euch anvertrauten Jugend, Ihr stellet

die Lage Portugals als die eines durch Usurpation unterdrückten Landes dar, und bemühtet Euch, Haß gegen einen Monarchen zu wecken, den seine Zeitgenossen als das Muster eines vortrefflichen Regenten verehren!«

»Nun, Beklagter, was erwidert Ihr auf diese Beschuldigung?« begann der andere Inquisitor.

»Wie gefällt Euch meine Antwort?« versetzte Andrade, indem er schwieg.

»Ihr spottet und schweigt?« hob der Zweite Inquisitor wieder an. »Qui tacet, consentit,« ist ein altes Sprüchwort. So wäre denn der zweite Anklagepunkt ohne Weiteres erwiesen. Notar, nehmt es zu Protokoll!«

»Ihr verfährt rasch, meine Herren!« entgegnete Andrade. »Ich frage Euch nur: »war nicht Portugal Jahrhunderte hindurch ein schönes, selbstständiges Königreich, und ist es denn ein so großes Verbrechen, sich jener vergangenen Zeiten zu erinnern? Ist es nicht eine Schande für eine frei gewesene Nation, wenn sie sich slavisch unter das Scepter eines fremden Herrschers beugt?«

»Ihr vermehrt durch Eure hochverrätherischen Reden Eure Schuld!« versetzte der erste Inquisitor. »Wir könnten Zeugen gegen Euch stellen; allein dessen bedarf es gar nicht, denn Ihr sprecht Euch selbst das Urtheil! Schweigt. Dieser zweite Punkt sei hiermit abgethan! Jetzt kommt der schlimmste, der dritte, an die Reihe. Verleset ihn, Fiskal!

Der Fiskal begann.

»Ihr, Joseph Freira de Andrade, seid endlich angeklagt, Euern ehemaligen Collegen, Namens

Pedro Alvazoga, Professor der Theologie an der Universität zu Coimbra, zur Nachtzeit in der Nähe Eures eignen Hauses meuchlings ermordet zu haben, und es sind Zeugen vorhanden, welche durch einen Schwur erhärten werden, daß sie Eure schändliche Mordthat mit eignen Augen angesehen haben!«

»Bei Gott dem Allwissenden, diese Zeugen sind falsch!« versetzte Andrade.

»Man führe die Zeugen vor!« gebot der oberste Inquisitor. Es traten zwei gemeine Kerle in zerlumpter Kleidung, die Andrade in seinem Leben nicht gesehen hatte, herein, und schwuren auf das Crucifix, bei der Ermordung Alvazoga's nicht nur zugegen gewesen zu sein, sondern auch Andrade als seinen Mörder erkannt zu haben.

Da sie Andrade niederträchtige Lügner schalt und nichts gestehen wollte, so gedachten die Inquisitoren der Folter, als des besten Mittels, die Wahrheit zu entdecken.

Andrade war im höchsten Grade entrüstet, und konnte sich nicht enthalten, die Bewegungen seines Innern in den heftigsten Aeusserungen auszusprechen. Er nannte das heilige Officium ein Institut der gewissenlosesten Ungerechtigkeit und Seelentyrannie.

»Um einem Eurer unglücklichen Opfer den Prozeß zu machen,« sagte er, »bedarf es weiter nichts, als ein wenig Laune von Seiten des Vernehmenden, ein wenig Begierde, das, was man will, zu beweisen, bei dem Schreibenden, und ein wenig Angst bei dem Antwortenden; aus diesen drei kleinen Grundstoffen macht sich bald ein Ungethüm und eine Verläumdung.

Aber meinen Muth sollt Ihr mir nicht nehmen, denn es ist ein Muth, der auf Gott und sein Gewissen pocht!«

»Ihr prahlt mit Euerm Muth!« versetzte der zweite Inquisitor. »So laßt doch einmal sehen, wie er sich bewährt! Wir werden ihn auf eine kleine sechsstündige Probe stellen!«

Nach diesen Worten wandte er sich zu dem Bischof, um dessen Gutachten zu hören; der heilige Mann schien die Meinung des Anfragenden zu theilen, worauf der Inquisitor den beiden Gerichtsbedienten winkte und ihnen gebot, Andrade auf die Folter zu schaffsen.

Diese zauderten nicht, den Befehl zu vollziehen; sie führten Andrade eine Treppe höher hinauf in die Marterkammer. Bei dem Eintritt in das schwarz ausgeschlagene, matterleuchtete Zimmer ohne Fenster konnte sich Andrade eines Schauers nicht erwehren, den die ihm in die Augen fallenden fremdartigen Gegenstände und die ihn hier bewillkommenden Personen erhöhten. Ein langer Tisch mit allerlei Räder- und Schraubenwerk stand in der Mitte des Zimmers, daneben ein eisernes Kohlenbecken und seltsam geformte Gerüste; von der Decke herab hingen Stricke und Ketten, die an der Wand durch Rollen liefen; außerdem bemerkte er noch einen kleinen Tisch und Stühle, die auf einer an der Wand befindlichen Erhöhung standen. Auf dem Sesseln ließen sich die Inquisitoren nieder; der Gerichtsschreiber nahm seinen Platz an dem kleineren Tische bei Schreibzeug und Papier; der Beklagte wurde auf das Armenfunderbänkchen verwiesen; der

Scharfrichter mit seinen rohen, entmenschten Knechten prüfte die verschiedenen Marterwerkzeuge und untersuchte, ob sie sich auch alle im gehörigen, zu dem vorhabenden Geschäft nöthigen Stande befänden. Nach einigen Augenblicken erschien ein Arzt, dem es oblag, zu beachten, was die Natur des zur Folter Verdamnten ertragen könnte. Wenn dieser in Ohnmacht sank, so wurde eine Pause gemacht, bis er sich erholt hatte; dann wurde, sobald es der Arzt für gut fand, weiter mit der Folterung fortgefahren.

Nach einer nochmaligen fruchtlosen Vermahnung Andrade's, den Mord Alvazoga's zu gestehen, wurden ihm die Daumenschrauben angelegt. Andrade verzog keine Miene und schwieg. Darauf wurde er an den Fußsohlen mit glühenden Eisen gebrannt. Andrade verbiß die Lippen und schwieg. Nach mehreren ähnlichen Versuchen, während denen die Herren Inquisitoren ganz gemüthliche und selbst scherzhafte Gespräche pflogen, wurde ein höherer Foltergrad für nöthig gehalten. Man brachte Andrade auf die Esculera, eine der qualvollsten Maschinen, die man bei der Folterung anwendete. Dieses Marterwerkzeug hatte die Form einer Rinne, die den Körper eines Menschen fassen kann, ohne einen andern Boden, als eine quer durchgehende Sprosse, so, daß der Körper, wenn er rückwärts auf dieselbe fällt, und auf den Seiten einen Halt hat, vermöge des Mechanismus dieser Einrichtung sich biegt und krümmt, und eine solche Lage annimmt, daß, da die Füße viel höher liegen, als der Kopf, gewaltsames und beschwerliches Athemholen und unerträgliche Schmerzen in den Seiten, Armen und Bei-

nen erfolgen, wo der Druck der Schnüre so stark ist, daß sie, noch ehe die Maschine in Bewegung gesetzt wird, in das Fleisch bis auf die Knochen einschneiden. Die Qual verdoppelt und verdreifacht sich, wenn die Maschine von einem nervigen Arme gedreht wird.

Andrade wurde bis auf das Hemd entkleidet, und rückwärts in die Marterrinne gelegt, wo der Nachrichten ihn an Armen und Beinen mit hansenen Schnüren fesselte; dabei ermahnte man ihn mehrmals, den Mord zu bekennen. Er schwur, daß er dieses Verbrechens nicht schuldig sei. Darauf wurde ihm ein nasser Lump auf das Gesicht gelegt, und aus einem Gefäß, in dessen Boden ein Loch gebohrt war, Wasser in Mund und Nasenlöcher gegossen. Er beharrte bei seiner Aussage. Jetzt begann der Scharfrichter, die Maschine zu drehen. Bald trat der Arzt hinzu, und gebot, einzuhalten. Andrade fiel in Ohnmacht; man brachte ihn von der Marterrinne hinweg auf ein naheß Ruhebette, bis er sich dort erholte, worauf man ihm ein Glas starken Portwein reichte. Nach einer halben Stunde jedoch, wo der Arzt seine Beistimmung gab, wurde mit derselben Marter wieder fortgefahren. Doch Andrade gewöhnte sich an die Qual und kein Geständniß war aus ihm herauszupressen.

Nach sechs Stunden, in welchen Andrade diese und andere Martern mit der größten Standhaftigkeit ertragen hatte, geboten die Inquisitoren, mit der Tortur aufzuhören, und den jetzt erschöpften Andrade in ein bequemeres, für seinen leidenden Zustand geeignetes Gefängniß zurückzubringen.

Nach mehreren Tagen, wo sich Andrade wieder erholt hatte, erschienen abermals zwei Gerichtsdiener, die ihm ankündigten, er solle sich zum Auto da Fe einsinden, um sein Urtheil zu vernehmen. Er wurde bis auf das Hemd ausgezogen, um seine Kleider gegen diejenigen zu vertauschen, welche Verbrecher bei der heiligen Handlung tragen mußten. Man zog ihm ein Gilet und Beinkleider von grobem grauen Tuche, Strümpfe von dem nämlichen Zeug und ein großes, scheußliches Scapulier, der Sanbenito genannt, an, das eng an den Körper anschließend bis an die Kniee reichte und mit Kreuzen aus rothgelber Farbe besetzt war; auf das Haupt stülpte man ihm eine runde, pyramidalförmige Mütze (Coroza) von demselben Tuche mit ähnlichen Kreuzen; an die Brust hing man ihm ein Bild auf einem Glutfeuer; übrigens war die ganze Kleidung mit Flammen bemalt, deren umgekehrte Spitzen anzeigen sollten, daß ihr Opfer der Hölle entgegenlodere. Sodann warf man ihm einen Strick von Ginstler um den Hals und gab ihm eine brennende Fackel von grünem Wachs in die Hand. In diesem scheußlichen Aufzuge wurde einer der edelsten Menschen nach dem mit Edelleuten, Damen und andern Zuschauern erfüllten Verhörsaal abgeführt, um sein Urtheil zu empfangen. Nebst vier Zauberern, drei Herren und zwanzig unbußfertigen Ketzern wurde ihm hier die Verdammung, morgen lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, angekündigt.

Einsam saß er bereits wieder im Kerker; er gedachte nicht mehr der wenigen Stunden, die ihm diese Welt noch bot; seine Gedanken waren ganz auf Gott

und die Ewigkeit gerichtet. Es nahte der Abend, es folgte die Nacht; Alles umher schwieg; nur die von Zeit zu Zeit ertönenden Glockenschläge des nahen Lorenzkirchthurmes unterbrachen feierlich die tiefe Stille. Die zwölfte Stunde war bereits nicht mehr fern, und die mütterliche Natur wollte den Sohn des Leidens so eben in ihre Arme nehmen, um ihn zum letztenmale mit des Schlummers süßem Balsam zu erquickern, als plötzlich die Thüre des Gefängnisses knarrte, und ein Augustinermönch hereintrat, um den Sünder noch vor seinem Tode zu bekehren.

»Spart Eure Mühe,« sagte Andrade halb gutmüthig und halb verdrießlich, da er jetzt nur noch das siegende Bedürfniß des Schlafes empfand; »was Ihr mir nur sagen könnt, das hab' ich mir Alles selbst gesagt; ich kann und mag von meinen Grundsätzen um kein haarbreit weichen und brauche keinen Geistlichen; denn mein Gewissen ist beruhigt!«

»Wie Ihr doch so vorschnell redet!« hob der Vater Athanasio an. »Doch, ich lasse mich nicht so schnell abweisen. Ich kenne Euch von Coimbra her, Andrade, wo ich jahrelang Euern Vorträgen beiwohnte; Ihr werdet Euch freilich meiner kaum noch entsinnen. Doch das thut nichts zur Sache. Ich schätze Euch, ich liebe Euch, und, zu Euch gesagt, ich theile heimlich ganz Eure Gesinnungen, obgleich mich meine Stellung nöthigt, es zu verbergen. Genug, wißet, ich komme nicht, um Euch für eine andere Welt, nein, ich komme, um Euch für diese Welt zu retten! Seht hier!«

Bei diesen Worten öffnete er den Mantel, und zog eine Felle, eine Strickleiter und ein Bündel Kleider hervor.

Bei dem Anblick dieser Rettungsmittel erwachte in Andrade der Funke von Lebenslust, die selbst den seines Daseins Ueberdrüssigen bis zum letzten Hauch begleitet.

»In Rücksicht auf mich selbst wäre mir der Tod gleichgültig«, versetzte er; aber ich möchte gern noch den Tag von Portugals Befreiung erleben; ich möchte zu der Erlösung meines Volkes mitwirken — ja, edler, unbekannter Freund, ich fühle neue Kraft in mir — ich nehme deine Gaben an, und danke dem Himmel, der mir einen Engel in dir gesendet!«

»Da, stärkt Euch,« sagte Athanasio, indem er Andrade eine Flasche des ältesten Madera reichte.

»Auf Euer Wohl!« versetzte Andrade, indem er sogleich einen kräftigen Zug that; Gott vergelte Euch Euerm Edelsinn!«

In dem Augenblicke nahte sich der Kerkermeister der Thür. Sogleich stimmte Athanasio einen anderen Ton an:

»So fahrt zum Teufel, Ihr vermaledeiter Ketzer,« rief er mit donnernder Stimme aus. »Die Segnungen des Himmels sind für Euch verloren! Den hartnäckigen Sünder werden die fürchterlichsten Höllestrafen treffen. Die morgende Verbrennung Eures Leibes wird nur ein schwaches Vorspiel von der Verbrennung Eurer Seele und den Qualen sein, die Ihr in den flammenden Schlünden der Gehenna ewig werdet ausstehen müssen! Fluch denen, die Euch zeugten, Fluch

allen Euern Handlungen, Glück Euch selbst in alle Ewigkeit!«

Bei diesen Worten erfaßte er die Hand Andrade's, die er heimlich drückte, indem er ihn scheinbar zurückstieß, und ging mit raschen Schritten aus dem Gefängnisse, welches der Kerkermeister verschloß.

Sobald Alles umher ruhig war, begann Andrade sein Werk. Er seilte einen Stab des eisernen Gitterfensters nach dem andern durch. Sein Körper hatte sich seit einigen Tagen wieder erholt; auch stärkte er sich von Zeit zu Zeit durch einen Zug Maderawein zu seiner sauern Arbeit. Nach einigen Stunden, wo er die Oeffnung für weit genug hielt, vertauschte er den Sauben mit einer Mönchskleidung, befestigte dann die Strickleiter an den noch übrigen Eisenstäben, und gelangte so glücklich herab auf die Straße.

XX.

„Ich weiß nicht, wie es kommt, auf allen Wegen
Tritt mir die Liebe wunderbar entgegen.“

In denselben Augenblicken, wo der unglückliche Freira de Andrade in der Marterkammer die gräßlichsten Qualen ausstehen mußte, genossen Valerio und Isidora der höchsten Seligkeit. Nach der glücklichen Rückkehr in die Waldgründe, wo Aquilar hauste, hatte Isidora fast kein Gefühl mehr, als das der

grenzenlosesten Zärtlichkeit gegen ihren Lebensretter. Valerio war auf einmal das Idol ihres Wachens und ihrer Träume. Verschwunden war ihre vorige ausweichende Kälte; beseitigt war das Mißtraum, mit dem sie früher den schönen jungen Mann betrachtete; er hatte ihren Vater im Kampfe vom Tode gerettet, er hatte sie aus den Klauen des Grafen von Catala befreit; er hatte sich endlich von Vasconcellos losgesagt und für die Partei der Patrioten entschieden. Nun war sie ganz Hingebung, ganz Offenheit, ganz glühende Liebe gegen den Freund, dessen Umwandlung sie gewissermaßen mit einem geheimen Stolz als ihr Werk betrachtete.

Nicht minder selig war Valerio. Die ihm anfangs verschlossene Rosenknospe der Liebe wie durch einen Zauber sich auf einmal ihm öffnen zu sehen, in die tiefsten Abgründe einer Seele zu schauen, die ihm erst neidisch, ja selbst kaltpottend den Blick in ihre geheimnißvollen Tiefen verwehrte, ein Wesen sein nennen zu dürfen, das in seinen Augen alles Göttliche in sich vereinte, und das er sogleich bei dem ersten Anblick im Geiste für ewig an die Brust gedrückt hatte, dieses holde Wesen zu sich sagen zu hören: »du bist mein! nichts soll mich dir rauben! keine Zeit und keine Ewigkeit!« das süße: »Ich liebe dich!« in tausendfachen Modificationen des schüchternen Geständnisses und der kühnen Gefühlsüberwallung von ihr wiederholen zu hören -- o es war für Valerio eine Wonne, die ein Meer von Poesie, Lenz und Himmel um ihn her ergoß! Jener leuchtende Punkt im Menschenleben, die Jünglingszeit, hat keinen schönern Moment, als

den, wo ihm die Liebe ihren höchsten Schimmer verleiht; es gibt gar nichts Seligeres für den Mann, als die stillen, geheimen, tiefgöttlichen Augenblicke, wo sich ein weibliches Herz vor ihm erschließt.

In der Einsamkeit der romantischen Waldgegend sprachen sich die Seelen der beiden Liebenden mit einer Gluth und Wahrheit der Empfindung gegen einander aus, welche sie leicht über das Ziel gerissen haben würde, wenn nicht von beiden Seiten ein zwar völlig unbegründetes, doch schauervolles Etwas eine schreckende Klust gebildet hätte. Valerio konnte nur einmal den Gedanken mit ganz loswerden: »wie, wenn du jener verlorene Sohn Aquilar's, Carlo, und Isidora deine Schwester wäre! Die Umstände seiner Geburt betreffend war ihm zwar nichts bekannt, was eine Muthmaßung dieser Art hätte rechtfertigen können, und doch drängte sich jene schreckende Einbildung wie ein Gebilde der Nacht immer wieder in die hellen Sonnentage der Liebe, seine Seele mit kaltem Schauer erfüllend. Der finstere Gedanke suchte sich Nahrung und fand sie darin, daß der Vater ihm den türkischen Bruder Dionys immer sichtbar vorgezogen, und ihn zuletzt, nehmlich Valerio, ganz von seinem Angesicht verstoßen hatte. Auch Isidora schien oft mitten in der zärtlichsten Unterhaltung von einem unheimlichen Gedanken befallen zu werden. Vor mehreren Jahren, als gerade die gespenstische Dora zugegen war, fiel es Mehreren ein, sich von ihr aus der Hand wahrsagen zu lassen. Einem von der Gesellschaft des Waldes hatte sie einen nahen gewaltsamen Tod verkündigt, und es war eingetroffen. Er war unter dem Dolch

eines Spaniers gefallen. Einem Andern hatte sie gesagt, er werde wahnsinnig werden, und ihr prophetischer Spruch war gleichfalls in Erfüllung gegangen. Zu ihr selbst hatte sie die Worte gesprochen: »Hüte dich vor deiner ersten Liebe; sie wird schnell in Thränen enden!«

Doch theilten sich Beide, von einem gewissen Zartgefühl abgehalten, diese Gedanken nicht mit, die indess das Gute hatten, ihre gegenseitige Leidenschaft in den edelsten Schranken zu halten. Isidora erschien Valerio mit jedem Tage liebenswürdiger; Minuten lang sah er schweigend in ihre schwarzen, unergründlichen Augen, legte sein Haupt sanft auf ihre schwellende Schulter und begrub sich in die wogende Fülle ihrer herabströmenden Locken, bis sich endlich der Mund zum Munde fand, und den süßesten Lebenshauch von ihren Purpurlippen saugte. Oft kaste er das zitternde, glühende Mädchen mit einem wilderen Ungeßüm; aber dann riß sie sich plötzlich aus seinen Armen, und verbot ihm bald mit Spott, bald mit einem edeln Ernst seine Kühnheit. Einigemal dehnte sie ihren Zorn auf ganze Tage aus; doch sie war dann zur Versöhnung um so bereitwilliger, als ihr dieser Zorn Anstrengung kostete. Ja, durch ein mitunter eintretendes Schmolten gewann die Liebe des seligen Paares nur eine um so mächtigere Gewalt.

Auch das edelste und reinste Liebesverhältniß verbirgt gern wie ein heller Bach seinen Ursprung dem Auge des Beobachters; zwei Selige meiden immer einen Dritten; es gibt nichts Heimlicheres als die Liebe. Erst wenn sie im Stillen gekieimt und aufgewachsen ist

zur schönen vollblühenden Blume, dann tritt sie hervor an das Sonnenlicht, frei und offen. Aguilar, den sein unruhiger, unternehmender Geist oft auf mehrere Tage in die Ferne rief und den jetzt andere Sorgen beschäftigten, hatte trotz seinem sonstigen Scharfblick die in der Seele seiner Tochter vorgegangene Veränderung noch kaum bemerkt, und er fühlte sich daher gewissermaßen überrascht, als ihm eines Abends, da er gerade allein in seinem Zelte war, Valerio von seinen für Isidora schon längst gehegten Empfindungen in Kenntniß setzte.

»Lieber Valerio,« entgegnete er, »es kann mir nur erfreulich sein, wenn ein junger Mann, der sich mir in kurzer Zeit so außerordentlich verbindlich machte, zu mir in ein noch engeres Verhältniß treten will. Ihr wünscht, wie Ihr sagt, an meiner Isidora Hand durch das Leben zu gehen. Aber dabei habt Ihr nicht bedacht, daß unser gegenwärtiges Leben nicht den Namen des Lebens verdient, und daß wir uns erst durch einen heißen und schweren Kampf eine Existenz erringen müssen, die uns an die friedlichen Verhältnisse des Daseins zu denken erlaubt. Jetzt sind wir vom Sturme getrieben; es winkt uns keine ruhige Stunde; jeder Augenblick kann uns vernichten. Ich schätze es hoch an Euch, daß Ihr ohne alle Rücksichten und ohne eine Furcht des uns Allen vielleicht drohenden Untergangs zu unserer Fahne geschworen habt; aber, während wir nicht wissen, was aus uns werden wird, ist es nicht Zeit, an Verbindungen zu denken, die nur im Schooße des Friedens und der Ruhe gedeihen können. Ich habe Euch sehr lieb ge-

wonnen, und wenn ich mir jetzt einen Eidam wählen möchte, so würde ich Euch augenblicklich als Sohn in die Arme schließen. Doch vergebt mir ein offnes Wort. Aus Euch spricht vielleicht nur eine momentane Leidenschaft. Vielleicht handelte auch aus Euch nur eine momentane Leidenschaft. Genug, ich achte es für meine Vaterpflicht, die Eurige auf eine Probe zu stellen. Was sind wir jetzt? Verstoßene und Verworfenen! Ein trauriger Winkel unseres reizenden Vaterlandes schirmt uns vor den Anfällen der Verfolgung; Ihr seid enterbt und verjagt aus Eurer Familie; ich habe meine Güter verloren, und eine Menge von Feinden ist bemüht, auf den Namen des schwarzen Aquilar Alles zusammenzuhäufen, was nur einen Menschen ehrlos und verurufen machen kann — «

»Und wenn Euch die ganze Welt für einen Teufel achtete,« unterbrach ihn Valerio, »so würde ich, der ich Euch besser kenne, mich doch an Eure Tochter klammern und sie ewig umschlungen halten!«

»Niemand kann für sein Herz stehen;« entgegnete Aquilar. »Es gibt zwei Arten von Liebe; die eine ist ein Rausch, der kommt und vergeht; die andre ist eine treue Begleiterin bis an das Grab, welcher selbst der Blick in die Ewigkeit traurig sein würde, ohne die Aussicht, dort das geliebte Wesen wiederzufinden. Ich denke gut von Euch, Valerio. Aber Ihr seid ein junger Mann; Euer Geist ist regsam — und vielleicht veränderlich.«

»Aber wenn ich es nun fühle,« versetzte Valerio, »wie mich bloß die Eine beglücken kann, wenn dieses früher schwankende und schweifende Herz jetzt

keinen Gedanken und keine Sehnsucht weiter hat, als nach dem Mädchen, das ganz ebenso empfindet — «

»Junger Freund,« erwiderte Aguilar, »das Alles kann eben nur ein schöner, aber verrauschender Enthusiasmus sein. Ich für meine Person bin unglücklich; aber desto mehr mache ich es mir zur Pflicht, auf das Glück meiner Tochter zu denken. Sollte sie dieses Glück einst mit Euch finden, so wollte ich Euch Beide von ganzem Herzen segnen — aber dieser Zeitpunkt liegt noch fern. Ihr habt Eure Rechte als Sohn geltend zu machen; ich habe meine verlorenen Güter und meine Ehre wieder zu erwerben; laßt uns Beide nach unserm Ziele streben, als Männer darnach streben, und dann wollen wir wieder von einer Angelegenheit sprechen, über die sich jetzt nichts entscheiden läßt. Die Schwärmereien der Liebe verzärteln das Gemüth des Mannes und hemmen seine Thatkraft; vergeßt daher für jetzt Eure Träumereien und laßt Euch die Prüfungszeit gefallen. Ich habe Euch zu einem besondern Unternehmen außersehen. Vor Kurzem hat der Herzog von Braganza das Land durchzogen; sein bloßer Anblick wirkte im Volke wie Sonnenschein. Es war so recht sichtbar, wie alle Herzen für ihn schlugen. Jetzt ist er an seinen Hof nach Villaviciosa zurückgekehrt und hält wieder seine Feste und Jagden wie zuvor. Er gehört zu den Leuten, die sich durch Vergnügungen und Zerstreuungen vor politischen Gedanken retten, und die auch am Ende fähig sind, die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens über momentaner Verauschung zu vergessen. Er gleicht dem Koffe, das des Sporns bedarf, um seine Vor-

trefflichkeit zu zeigen. Seine Gemahlin übertrifft ihn an Feuer, Kühnheit und Entschiedenheit. Nicht ewig können wir in diesen Wäldern haufen. Wer ein Unternehmen von Tag zu Tag verschiebt, der hat entweder nicht den rechten Willen, oder nicht die rechte Kraft. Meine Freunde und Verbündeten sind im ganzen Lande thätig gewesen; sie haben überall die Gefinnungen erforscht; und ich selbst habe gesehen, daß nun mein großes Werk reif ist. Ich will nun jetzt nach Vilaviciosa eilen und den Herzog aus seiner trägen Ruhe wecken, und Ihr sollt mir dahin folgen! Von dort wenden wir uns unter einer uns sichernden Maske nach Lissabon, und bereiten den Ausbruch der Revolution vor. Glückt uns Alles und steigt der Tag der Befreiung für Portugal heraus, dann, Freund Valerio, dann wiederholt Euern Antrag, wenn Ihr noch ähnlich denkt; dann will ich mit Freuden einschlagen, und Euch meinen Segen geben!«

In demselben Augenblicke regte sich draußen vor dem Zelte ein lautes Getümmel, welches der Unterhaltung der Beiden ein Ende machte. Sie eilten hinaus, und fanden die ganze Schaar um ein Mulattenmädchen versammelt, die vor einigen Tagen erbeutet worden war. Estrella, so hieß sie, ein schwarzbraunes Kind von siebzehn Jahren, von etwas zartem, schwächlichen Wuchs, mit dunkeln Haar und brennenden Augen, sang vor den Versammelten, die um sie einen Kreis geschlossen hatten, mehrere von den süßen, klagenden Volksliedern, die man in Portugal so häufig hört, deren ewiges Thema die zärtliche, schmachtlende Liebe ist. Daß oft in ihnen wiederkehrende Wort co-

raçao (mein Herz) und das süße minha menina (mein Mädchen) gibt diesen kleinen unschuldigen Gesängen einen Zauber, wie ihn fast keine Sprache hat. Estrella's sanfte Stimme und die ganze Art ihres wunderbaren Mischung von Wehmuth und Frohsinn athmenden Vortrags, erhöhten den Reiz der beliebten Nationallieder, die sie mit den Tönen einer Guitarre begleitete. Einige der Lieder hatten einen Refrain, in den alle einstimmten, und dem dann einige Touren des Nationaltanzes (die Chula) folgten. Bewundernswerth schien allen die ungemeine Grazie und Leichtigkeit, die Estrella in allen ihren Bewegungen zeigte. Der ganze Gliederbau des Mädchens hatte etwas Sylphenartiges; ihre zierliche, schlanke Gestalt wurde durch ein enges, blaues, mit Schnüren besetztes Täschchen und einen gleichfarbigen Rock von ausländischem Schnitt gehoben, und das Röschchen war nicht gerade lang genug, um den kleinen hübschen Fuß zu verbergen; um den Kopf trug sie ein anmuthig geschlungenes Moslintuch, welches das üppig hervorquellende schwarze Haar zum Theil zusammenhielt, indem es zum Theil in zwei zierlich geflochtenen Zöpfen ihr über die Schultern herabfiel und lieblich um die reizenden Hügel des jungen Busens spielte. An dem Gürtel, der ihre schlanke Taille umspannte, hing ein Rosenkranz; um den Hals trug sie ein silbernes Kettchen, an welchem ein eisenbeinernes Crucifix hing. Ihr gebräuntes Gesicht hatte, ohne schön zu sein, viel Physiognomie und einen gewissen geheimen Zug des Schmachzens und der Melancholie, der ihre zur Schau getragene Fröhlichkeit als etwas Erzwungenes erscheinen

ließ, und auf einen tiefen in ihr ruhenden Seelenschmerz deutete. Ihr edler Anstand, ihre von gedrehtelter Kunst wie von roher Natur gleich weit entfernten Wendungen, ihre durch reizende Pantomime besetzten Bewegungen der Arme und Hände, und die ganze Art ihres Tanzes, bei dem sie Alles um und neben sich zu vergessen schien, ergoß einen Zauber von Schönheit und Harmonie um sie her, der bei der Beleuchtung des sie umgaukelnden Mondscheins einen noch höhern Reiz gewann. Sie glich einer Eise, die geisterhaft hinschwebend den Boden kaum berührt.

Alle klatschten und jauchzten ihr Beifall zu, wenn sie ein Lied oder einen Tanz beendet hatte, und gönnten ihr kaum Zeit, um auszuruhen. Mehrere drängten sich nach ihr, als sie sich etwas ermüdet auf einer Rasenbank niedergesetzt hatte, und fragten nach ihrer Lebensgeschichte. Sie bat, daß man ihr die Erzählung derselben erlassen möchte, und beharrte bei wiederholtem Dringen auf ihrer Weigerung.

»Fragt mich nicht weiter! Laßt mich!« rief sie aus. Ein Gelübde legt mir ewiges Schweigen auf. Doch ein Lied will ich Euch geben, das Euch so viel von meinem Schicksal sagt, als ich wissen lassen darf!

»Das Lied! Das Lied!« riefen alle, sie vereint bestürmend. Sie ergriff die Guitarre, betrachtete sie einige Augenblicke, wie noch mit sich kämpfend, ob sie singen solle, oder nicht, wischte sich eine Thräne aus den Augen, und begann darauf:

»In den fernern Pyrenäen
Liegt mein Heimathsland,
Nie soll ich es wiedersehen,
Bin von dort verbannt!

Nach dem Pyrenäenthale,
Wo auch nur ich bin
Wie ein Stern mit süßem Strahle
Zieht mich's ewig hin.

Und doch muß ich irrend schweifen
In die Welt hinaus,
Muß von Ort zu Orte streifen
Und von Haus zu Haus.

Aus der Eltern Arm gerissen
Trug ich grobes Kleid,
Lernte dulndend Alles missen,
Schwieg bei jedem Leid.

In des Königs goldnem Saale
Seufzt' ich tausendmal
Nach dem Pyrenäenthale
Und verging in Qual.

Sklavisch dienend mußst' ich zeigen
Meine löst'ge Kunst,
Und mein Haupt zum Danke neigen
Für verhasste Günst.

Ich, wann endet meine Trauer,
Und wann hat das Spiel,
Das mir wird unsäglich sauer,
Endlich doch sein Ziel!

Pyrenäen, Pyrenäen,
Theures Heimathsland,
Möcht' so gern Euch wiedersehen! —
Bleibe doch verbannt! «

Bei dem Ende des Liedes, welches das wunderbare Mädchen mit einem tiefen Ausdrücke gesungen hatte, wankte ihre Stimme, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen. Alle Zuhörer fühlten ihr Herz bewegt, und drängten sich theilnehmend hinzu, durch das räthselhafte Lied nur noch begieriger gemacht, etwas Näheres über das Schicksal des fremdartigen Wesens zu erfahren. Doch diese Bemühungen waren vergebens. Aus der Anwandlung von Tieffinn und Wehmuth sprang Esfrella in einen naiven Ton des Scherzes über, der jede Frage und Nachforschung auf eine komische Weise zurückwies. Auch Valerio's Auge weifte auf der so ungewöhnlichen Erscheinung des Mädchens mit einer besondern Theilnahme; doch mehr spähte sein Blick nach Isidoren, die er heute den ganzen Tag über noch nicht gesehen hatte. Sie befand sich auch jetzt nicht unter der Gesellschaft. Er eilte daher hinweg, in der Hoffnung, sie vielleicht anderwärts allein anzutreffen und mit ihr desto ungeörter über Manches sprechen zu können, was er auf dem Herzen hatte.

Als er sie gefunden hatte und einige Stunden später aus ihrem Zelte zurückkehrte, hörte er plötzlich in der Nähe einen lauten Hülferuf erklingen. Es war die Stimme eines Mädchens. Augenblicklich eilte er nach dem Orte, von dem die Laute zu kommen schie-

nen. Dort fand er *Estrella*, bei den Haaren gepackt von einem Unbekannten, der sie mit sich fortzureißen strebte. Sogleich drang er auf den Feind ein, der sie erst nach einem hartnäckigen Kampfe lösließ und sich auf die Flucht begab, wobei er jedoch noch einen Augenblick verweilte und die Worte sprach: »So nimm sie denn in des Teufels Namen hin! du wortbrüchiger Schurke. Aber behalte sie nun auch! Fluch dir, *Estrella*! Und Fluch dir, *Valerio*! Die Hölle wird dich zeitig genug erreichen! Dieß prophezeit dir — dein böser Dämon *Bianna*!«

Nach dieser mit einem lauten Hohnlachen begleiteten Rede war die Gestalt des grausigen Feindes im Nu verschwunden.

Zitternd, weinend, und wie durch die Nähe einer höllischen Macht geängstigt, hatte sich *Estrella* an *Valerio* geklammert; — jetzt fiel sie ihrem Retter, ohne Worte finden zu können, um den Hals — sie umschlang ihn, presste ihn wie wahnsinnig an sich, und küßte ihn mit einer innerlich arbeitenden Seelenangst und doch zugleich mit einer so glühenden Bärtlichkeit, daß *Valerio* in der Aufregung der verschiedenartigsten Gefühle nicht wußte, wie er sich gegen das wunderliche Mädchen benehmen sollte.

Ehe sie der Gesellschaft naheten, warf sie sich nochmals vor ihm auf die Knie, und benegte seine Hand, die sie krampfhaft in die ihrige presste, mit heißen Thränen.

XX.

„Beim Abschied ahnten sie das Unglück nicht,
Das ihrer Trennung auf dem Fuße folgte.“

Schon nach wenigen Tagen wiederholte sich eine ähnliche Scene. Valerio ging gerade in Liebesträumereien verloren allein an dem Waldbache hin und wieder, als er auf einmal zwei streitende Stimmen und darauf Schwertergeklirr vernahm. Er eilte sogleich nach der Stelle, woher das Geräusch kam; da fand er zwei Männer aus Aquilar's Gesellschaft in hitzigem Gefecht; er wollte die Kämpfenden trennen, aber noch ehe er ganz zu ihnen gelangte, warf sich ihm das Mulattenmädchen, todtbleich, mit fliegendem Haar und an allen Gliedern zitternd in die Arme.

»Mein Retter! Zum zweitenmale mein Retter! Zu dir flücht' ich mich!« rief sie aus, und sah ihn mit einem seelenvollen Blicke an. »Hinweg aus der Nähe der Rasenden! Ach, wär' ich in den Pyrenäen! und wärest du bei mir, ewig! ewig!«

Mit einer Gewalt, die nur die Aufregung eines an Wahnsinn grenzenden Zustandes verleiht, riß Estrella den verwunderten Valerio fort, weiter und weiter, bis an einen Ort, wo sie sich vor Verfolgung sicher glaubte. Dort umarmte sie ihn und küßte ihn, indem sie weinend ausrief:

»Du Edler und Herrlicher! Was mußt du von mir denken, daß ich mich so frei und kühn gegen dich gebehrde! Du wirst mich verachten, ja, du solltest

mich von dir flossen, mich Zudringliche und Lässige; aber bedaure mich lieber! Ich bin so über alle Maßen unglücklich! Und ich liebe dich so sehr! Ach! und das vermehrt nur mein Unglück! Ich bin eine arme, verflozene Sklavin, und du — verzeih' mir, ich rede wie eine Wahnsinnige! Es ist alles nur tolles Geschwäg, was ich sage! Aber danken darf ich dir doch — danken, so lebhaft, als mein Herz es mir gebietet! «

Bei diesen Worten drückte sie ihn mehrmals krampfhaft an sich und benetzte seine Wangen mit ihren stromweis fließenden Thränen. Valerio schloß für das ungewöhnliche Mädchen, das ihm mit dieser Wahrheit und grenzenlosen Innigkeit die Empfindungen ihres Herzens aussprach, eine mächtige Theilnahme, die er jedoch unter einer gewissen Kälte zu verbergen suchte.

»Du bist ein gutes Kind, Estrella,« sagte er. »Wie sehr wollte ich wünschen, daß ich etwas zu deinem Glücke beitragen könnte! Aber unbekannt ist mir dein Schicksal. Sprich offen zu mir, wie zu einem Freunde; entdecke mir dein Leid, und kann ich etwas zu Verbesserung deiner Verhältnisse thun, so sei überzeugt, daß es gewiß geschehen soll! Was wünschst du? Nicht wahr, du sehnst dich nach deiner Heimath? «

Estrella schwieg und sah ihn mit großen Augen an; endlich sagte sie wehmüthig: »Ach, ich habe ja gar keine Heimath! «

»Doch das Lied von den Pyrenäen? « entgegnete Valerio, sie scharf fixirend.

Estrella befaß sich einen Augenblick, und sagte dann: »Jenes Lied ist nur ein erlerntes Lied; ich versichere Euch, ich kenne meine Heimath nicht! «

»Mädchen, du lägst!« versetzte Valerio, indem er drohend den Finger erhob; »du scheinst mir in den Künsten der Verstellung geübt, als ich es dir zugetraut hätte!«

»Diesen Vorwurf von Euch?« rief Estrella aus und weinte. »Jeder Andere könnte mir ihn machen; aber wenn Ihr mich der Unwahrheit beschuldigt — das schmerzt mich!«

»Nun, so sei offen, Mädchen;« sagte Valerio beruhigend; »nimm einen halben Scherz nicht gleich so ernstlich, erzähle mir, wer sind deine Eltern? wo stammst du her? und wie gerietest du in unsere Gegend?«

Es schien Vieles durch Estrella's Sinn zu gehen; ihr schweifendes Auge schien über ferne Länder zu fliegen; sie kämpfte mit sich selbst, ob sie reden sollte, oder nicht; endlich antwortete sie mit einer sonderbaren, plötzlichen Kälte: »Mein bisheriges Leben geht keinen Menschen etwas an; ich habe mich um Niemand bekümmert; mag sich denn auch Niemand um mich bekümmern oder mir aus bloßer Neugier Fragen vorlegen, auf die ich zu antworten keine Lust fühle. Ihr habt ganz Recht, ich liebe die Verstellung; oft genug mußte ich bei meinen Liedern und Tänzen heiter scheinen, wenn mir innerlich das Herz blutete. Mein ganzes Leben war ein inbrünstig sehendes Gebet zu Gott, und doch blieb ich ein von Gottes Angesicht verstoßenes Wesen. Weder der Schöpfer noch die Menschen fragen nach mir. Auch Euch erlass ich eine Theilnahme, die Euch nicht von Herzen kommt. Ich dank' Euch nochmals für Eure Dienste; doch selbst mein Dank ist Euch ja ein Nichts; darum, Valerio — lebt wohl!

Nach diesen Worten war Estrella leicht wie eine Eise im Nu entschlüpft. Lange stand Valerio wie im Traum, den Reizen des räthselhaften Wesens nachsinnend. Das Mädchen nahm sein Mitleid lebhaft in Anspruch; er sah, daß sich ihre Neigung mit aller Macht auf ihn geworfen hatte; aber eben diese Bemerkung befestigte in ihm den Entschluß, ihr mit einer gewissen kalten Gemessenheit zu begegnen, um in der Armen nicht Hoffnungen zu erwecken, deren vereitelte Erfüllung sie nur noch unglücklicher gemacht haben würde. Er nahm sich vor, jedes fernere Zusammentreffen mit Estrellen streng zu vermeiden; wenn aber doch durch den Zufall eine Annäherung herbeigeführt würde, so abwehrend als möglich gegen sie zu verfahren.

Der Eindruck, den sein Liebesverhältniß mit Isidoren auf Estrella machte, entging ihm nicht; er bemerkte, wie Estrella bleich wurde, und wie sich ihr ganzes Wesen von furchtbarer innerer Qual zusammengepreßt fühlte, wenn sein Blick mit Lustlichkeit auf Isidoren ruhte, oder wenn er gar ihren Arm ergriß, um mit ihr zu lustwandeln. Oft nahmen dann die leidenden Züge des Mutatammädchens einen verzerrten, gräßlichen Ausdruck an, vor dem er sich entsetzte.

Estrella näherte sich ihm seit dem letzten Gespräch nicht mehr. Manchmal fürchtete er für ihren Verstand. Sie sang jetzt immer nur tieftraurige oder wildstürmige Lieder, die zuweilen eine bestrebliche Zerküftung ihrer Seelenkräfte zu verrathen schienen. Wenn er vorbeistraf, um zuzuhören, dann verflärten sich ihre Züge, ihre Augen erglöhnten brennender von einem schwachenden Feuer; bei dem Lanze sprach aus jeder

ihrer Gebärden eine höhere Zärtlichkeit, und schon das Bewußtsein, von ihm gesehen zu werden, schien ihr ganzes Wesen in einen Zustand der höchsten Wärme zu versetzen. Wenn er sich dagegen entfernte, so sank sie plötzlich in ihre tiefe Melancholie zurück.

Es war ihm um Estrella's willen fast lieb, als Aquilar eines Tages zu ihm trat, und ihm den sofortigen Aufbruch nach Villaviciosa ankündete. Er hoffte, das Mädchen werde ihn nach der Trennung aus den Gedanken verlieren und die Zeit die Heilung eines Herzens vollenden, das er wider seinen Willen verwundet hatte. Auch der einstweilige Abschied von Isidoren wurde ihm durch die Pöhllichkeit einer Reise erleichtert, an welche seine Phantasie die glänzendsten Hoffnungen knüpfte. Gelang es Aquilar und ihm, den Herzog von Braganza zu einem kräftigen Entschluß zu bewegen, so durften wohl diejenigen, welche dem Herzog den ersten Anstoß gegeben hatten, nach seiner Thronbesteigung die höchsten Beweise seines Dankes erwarten.

Nach einem zärtlichen Abschied von Isidoren besiegten Aquilar und Valerio zwei rüstige Kletterer. Aquilar übergab für die Zeit seiner Abwesenheit den Oberbefehl über die Schaar feierlich Fernando.

»Freunde und Brüder,« sagte er, »lange haupeten wir hier in diesen Wäldern. Doch ich hoffe, Euch nun bald zu Thaten aufzurufen. Bis dahin bleib mir treu! Gehorcht indeß Fernando wie mir selbst, und schämt meine Isidora! »Haß und Tod den Spaniern!« bleibe Euer Wahlspruch! Und somit, Kameraden, lebt wohl!«

Zu dem Schall der Hörner und Trompeten ertönte der laute Ruf der ganzen Schaar, und manches Auge war feucht, als der gewaltige Hauptmann schied.

Es vergingen einige Tage, welche die Schaar in einer ungewöhnlichen Stille zubachte. Die Zahl der Mitglieder hatte sich in der letzten Zeit wieder vermehrt. Doch Fernando handhabte die Ordnung mit einer Energie, die Aquilar kaum vermissen ließ. Isidora hing einsam ihren Träumen nach, und oft glitt der Name Valerio leise über ihre Lippen. Das Musattenmädchen war nach Valerio's Entfernung öfters tiefsinnig an dem Waldbach umhergeirrt — sie sprach wenig, sie ließ sich nicht bewegen, zu singen und zu tanzen. Einmal blieb sie ungewöhnlich lange aus. Man rief sie, man spähte nach ihr; Alles vergebens! Einige waren der Meinung, daß sich das wunderliche Geschöpf ein Leids angethan haben könne; man suchte an allen tiefern Stellen des Waldbaches, ohne jedoch eine Spur von ihr zu entdecken. Darauf gab man sich zufrieden und kümmerte sich weiter nicht um sie.

In einer dunkeln Nacht, nach ungefähr acht Tagen, lag die ganze Schaar etwas früher als gewöhnlich im Schlummer. Da erhob sich auf einmal Uzeda, der in Fernando's Zelte schlief, von seinem Lager, öffnete leise die Thür, und schlich sich fort. Kengstlich spähend, ob ihn vielleicht Jemand bemerke, blieb er einigemal stehen — er überlegte, ob er nicht lieber zurückkehren solle — doch, als er weit genug von den Zelten entfernt war, eilte er mit rascheren Schritten durch den finstern Wald, bis er an die Trümmer einer alten verfallenen Kapelle gelangte,

aus welcher er einen schwachen Lichtschein hervorschim-
mern sah.

»Wer da?« rief auf einmal eine hohle, heisere
Stimme, deren Klängekrächz einen weniger Beherzten
erschreckt haben würde.

»Gut Freund!« antwortete Uzeda in einem fe-
sten Tone.

»Ah, du bist's! Bravo, daß du Wort hältst!«
versetzte der jetzt aus der Thüre tretende Bianna.

»Ich glaube, wir Beide sind so recht für einander
geschaffen, um an diesem heiligen Orte zusammen einen
Höllensplan auszuheden, wie ihn der Satan selbst nicht
besser ersinnen sollte.«

Die beiden Bösewichte empfanden fast vor einan-
der selbst einen flüchtigen Schauer, als sie sich bei dem
matten Schein der Laterne erkannten. Auf Biana-
na's Zügen malte sich der Vorschlag zu einer gräßli-
chen That, und in Uzeda's Gesicht drückte sich die
Luft aus, sie zu begehen.

»Hast du meine letzten Worte überlegt?« fragte
Bianna. »Bist du nun klug genug, einer einfachen
Belohnung treuer Dienste die doppelte Bezahlung vor-
zuziehen?«

»Wer mir das meiste Geld bietet,« sagte Uzeda,
»der hat mich!«

»Recht so! Nimm einstweilen diesen Beutel mit
fünfhundert Grusado's; du sollst noch fünfhundert
bekommen, wenn du deine Sache gut machst,« ver-
setzte Bianna. »Jetzt lege mir vor dem Bilde der
heiligen Jungfrau einen Schwur ab, daß du von nun
an mit Leib und Seele unser treuer Diener sein willst!«

Uzeda erfaßte mit der Hand das große in der Mitte der Kapelle stehende hölzerne Crucifix, und sprach einen fürchterlichen Eid nach, den ihm Bianna vorlagte.

Bei den letzten Worten regte sich ein Geräusch. Erschrocken rief Uzeda aus:

»Höll' und Teufel, sich einmal, wie sich das steinerne Marienbild dort bewegt!«

»Dummes Zeug!« versetzte Bianna. »Nossa Senhora sieht ja unserm Beginnen so ruhig zu, als wenn wir Kränze und Blumen auf ihren Altar legten!«

»Ihr habt Recht,« erwiderte Uzeda, »das Bild regt sich nicht; es war wohl nur eine Augentäuschung. — Und nun sagt mir, was soll ich für Euch thun?«

Nachdem sich Bianna rings umgesehen, ob nicht ein Lauscher in der Nähe wäre, hob er an:

»Der unglückliche Zug des Grafen von Catala und die nachherige Ermordung dieses der spanischen Regierung so treu ergebenen Granden hat Basconcellos bewogen, ernstlicher gegen die Bande Aguilar's einzuschreiten. Der Hauptmann Pacheco sieht mit einem Corps leichter Jäger in der Nähe, und beabsichtigt, die Räuberschaar noch heute zu überfallen. Die Entfernung Aguilar's kommt unserm Unternehmen zu Statten. Doch der so gewandte als muthige Fernando ist für ihn ein guter Stellvertreter. Du schläfst mit ihm in einem Zelt. Beachte den Augenblick, wo wir uns nähern. Da falle über ihn her und ermorde ihn! Eine schnelle Flucht bei der allgemeinen Verwirrung wird dein Entkommen sichern, und der unverhoffte Ueberfall in tiefer Nacht wird uns zu einem raschen und vollkommenen Siege führen. Dann

zahl' ich dir die andern fünfhundert Crusado's. Nun, was meinst du dazu?«

»Topp!« rief Uzeda einschlagend, »der Handel gilt! Ich habe zwar bei Fernando schon so manches blaue Goldstück verdient, und er hat mich immer allen andern Dienern vorgezogen; doch solche Beutel, wie dieser da, sind starke Magnete, denen mein eiserne Herz nicht widerstehen kann.

»Das heißt gesprochen, wie ein echter Schurke spricht!« grinste Bianna wohlgefällig.

»Und wenn glaubt ihr,« fragte Uzeda, »daß sich Pacheco mit seinen Leuten nähern wird?«

»Vor Ablauf einer Stunde,« versetzte Bianna; »er zauderte bloß noch, um das nun nach Wunsche entschiedene Resultat unserer Unterredung abzuwarten. Auf einen Wink von mir wird er ausbrechen. Darum eilt, und geht an Euer Werk! Der Satan fleh' Euch bei!«

»Amen!« sagte Uzeda mit einer teuflischen Miene und bereitete sich zum Ausbruch. Noch ehe er die Thür erreichte, hörte er das Schreien eines Kindes. Er stutzte und fragte Bianna, was dieß zu bedeuten habe.

»Nun, da es Euch der Zufall verräth, so mög't Ihr's immer wissen,« antwortete ihm Bianna, indem er ihn bei der Hand nahm und hinter den Altar führte. »Seht in dem Korb hier das neugeborene Kind! Der Balg soll mir zu einem großen Zwecke dienen. Es herrscht ein Glaube, daß der, welcher die Herzen von neun neugeborenen Kindern gegessen hat, unverwundbar und unsterblich ist! Acht Stück hab' ich schon gespeist; heute will ich das neunte verzehren. Dann spott' ich des Dolches, des Pistols und jeder

Waffe, sie heiße wie sie wolle. Seht, wie sich der Sturm windet! Aber hier hilft kein Schreien und kein Jammer; dieses hier, sagte er, ein großes Schlachtmesser hervorziehend, soll ihn in den nächsten Augenblicken schon zur Ruhe bringen! «

Uzeda hörte mit einer Miene zu, welche zu verkünden schien, daß er selbst Lust habe, ein ähnliches Experiment zu versuchen, als es auf einmal wie der Klang leiser Fußtritte in der Kapelle erschallte. Wina trug rasch hinter dem Altar hervor, und sagte, daß er eine weibliche Gestalt habe rasch aus der Thüre hinausgeschlüpfen sehen. »Die alte Kapelle ist ein fataler Ort für ein wurmsüchtiges Gewissen,« versetzte Uzeda; der beherzteste Kerl kann sich hier allerlei furchtsamer Einbildungen nicht erwehren; mir ist's vorhin mit dem Marienbilde so gegangen und ich wollte darauf schwören, daß ich ein Geräusch, gerade so wie das Zerbrechen einer Fensterscheibe, gehört hätte, und jetzt geht's dir eben so, Camerad! Aber laß es gut sein; wer zum Teufel sollte sich denn in dieser pechschwarzen Nacht hierher verlaufen haben! Eine Menschenseele gewiß nicht, und böse Geister auch nicht, denn diese befinden sich nicht wohl in der Nähe von Altären und Crucifixen! «

Nachdem sich beide über die Sache beruhigt hatten, trat Uzeda seinen Rückweg an. Selbst der ergaueste Bösewicht empfindet ein Entsetzen, wenn er ernstlicher über ein Verbrechen nachdenkt, das er zu begehen so eben im Begriffe steht. Die Bilder so mancher schon unter seiner Hand Gefallenen schwebten gespenstisch um Uzeda her und sahen ihn mit ihren

blaffen, blutlosen Gesichtern grausig an, als er eilig den engen, von schwarzen Gebüsch umgebenen Waldpfad dahin schritt. Ein hohles, unheimliches Säusen und Flüstern verathmete seine kühlen Hauche über alle Sträucher, Blätter und Bäume; der ganze leblose Wald schien ein um sein Vorhaben wissendes geisterhaftes Wesen zu sein und sich wider seine That mit lauten Stimmen zu empören. Von einer ungewöhnlichen Angst getrieben, beslügelte er seine Schritte; es war ihm immer, als ob ein ihn verfolgendes Geistes hinter ihm herginge, und in seine Fußstapfen träte. Einigemal schien es ihm auch wieder, als ob er nicht hinten, sondern vor sich eine Frauenzimmergestalt bemerke, die sich bemühe, ihm den Vorsprung abzugewinnen. Doch hielt er die letztere Erscheinung für eine bloße Schöpfung seiner Phantasie, und nahm zu einem lauten gellenden Auflachen seine Zuflucht, das ihm neuen Muth geben sollte, und das vom Echo der Gründe vervielfacht fürchterlich wiederhallte.

Endlich erreichte er die Zelte, wo er noch Alles so ruhig fand, wie er es verlassen hatte. Durch die nur angelehnte Thür schlich er sich behutsam in das Zelt Fernando's, und nahm seine Lagerstelle wieder ein. Indem er sich schlafend stellte, lauschte er gespannt auf jeden Ton von draußen. Es verging eine Stunde, in welcher sich nichts regte, als die bald stärker, bald schwächer tönenden Windzüge, die den Wald durchbrauseten. Aber jetzt erklang auf einmal der helle Ton einer Pfeife, der sich dreimal wiederholte. Das war sein Signal. In demselben Momente regte sich der schlummernde Fernando und rief im Traum:

»Du willst mich morden, Elender? Aber der Himmel wacht über mich!«

Diese Worte machten für den Augenblick auf Uzeda einen entmuthigenden Eindruck; doch der Gedanke an das Gold belebte sogleich von neuem seinen Unternehmungsgeist; übrigens bot ihm Fernando's Reden im Traum einen ihm für den Fall seines Erwachens zu Statten kommenden Entschuldigungsgrund seiner Annäherung; und so erhob er sich denn vorsichtig von seinem Lager, den entblößten Dolch hinter dem Rücken verbergend. So nahte er sich Fernando's, der ruhig in seiner schlafenden Stellung verharrte. Bedächtig suchte sich Uzeda die Stelle von Fernando's Herzen aus, die er durch ein leises Fühlen mit der Hand entdeckte, und schon holte er zum tödtlichen Stich aus, als ihm auf einmal der Dolch von einem hinter ihm stehenden Frauenzimmer aus der Hand gerissen wurde. Das Mädchen, dessen Namen wir jetzt nicht nennen wollen, stieß dabei einen lauten Schrei aus, bei welchem Fernando augenblicklich empor sprang. Uzeda rettete sich durch eine schnelle Flucht.

Schon einige Minuten nachher erklang in den äußersten Zelten ein lautes Geschrei, auf dessen Töne Alles umher erwachte, und nach den Waffen griff. Bald kurrten die Schwerter; es fiel Schuß auf Schuß. Der unvermuthete Angriff in tiefer Nacht brachte eine entsetzliche Verwirrung in Aquilar's Schaar hervor. Fernando's Stimme rief zwar laut zur Ordnung und zu tapferem Widerstand; doch gegen die geregelte Disciplin des Militärs war um so weniger etwas anzurichten, als der Schreck und die Bestürzung fast das

einziges Rettungsmittel in der Flucht erkennen ließen. Der ganze Platz um die Zelte her war schon mit Leichen bedeckt; es suchten zwar noch Einzelne wie die Löwen; aber auch diese fielen oder mußten der Uebermacht weichen.

Als Fernando die Unmöglichkeit einsah, hier mit menschlichen Kräften noch etwas auszurichten, eilte er nach dem Zelte der Frauen, um Isidora zu retten. Doch das Zelt war bereits leer. Auf einmal bemerkte er in einiger Entfernung die Gestalt eines Mädchens, die von mehreren Männern fortgerissen wurde.

»Gibt Euerm Raub zurück, ihr Schurken!« rief er, mit gezogenem Schwerte auf sie losstürzend.

Ein lautes Hohngelächter, das sich schaudervoll mit dem Jammerruf Isidora's mischte, wurde ihm zur Antwort.

Er hieb einem von den Männern, unter denen er den Verräther Uzeda erkannte, den Arm ab, mit dem dieser Isidoren gepackt hatte; aber in demselben Augenblicke streifte ihn ein Schuß an die Schläfe. Er taumelte. Doch sogleich erholte er sich und rang von neuem auf Uzeda und die Andern ein, und er würde vielleicht durch seine außerordentliche Gewandtheit und Tapferkeit Isidoren befreit haben, wenn sich nicht plötzlich ein Haufe Soldaten dazwischen geworfen hätte. Kein Freund stand mehr bei ihm; er war an mehreren Stellen verwundet und blutete; da verließ ihn seine Kraft, und mit den entsetzlichsten Empfindungen mußte er sehen, wie seine laut nach Hülfe schreiende Schwester von den Feinden fortgeschleppt wurde.

Die
Geächteten
oder
Valerio und Isidora.

Ein historischer Roman
von
Euseb Drelepp.

Zweiter Theil.

Leipzig,
bei Eduard Kummer.
1836.



I.

„Oft überrascht der Eust des Lebens mahnend
Nus mitten in gedankenloser Lust.“

Weit in die Nacht hinaus strahlte der Schimmer von mehreren hundert buntfarbigen Lampen um das herzogliche Schloß zu Villaviciosa, wo die Blüthe des benachbarten portugiesischen Adels und die reizendste Flora von schönen Damen zu einer der glänzenden Feste versammelt war, wie sie der Herzog liebte, und wöchentlich wenigstens einmal zu halten pflegte. Selbst die Gänge des an das Schloß stoßenden Parks waren erleuchtet, und lockten so manches Paar in ihr magisches Heildunkel, um dort, den Augen der Beobachter entzogen, sich freier die Geheimnisse ihrer Herzen mitzutheilen. Alle Gäste waren nach Beendigung der Tafel hinaus in das Freie geeilt, um die Wonne der süßlichen Nacht einzuathmen, und das Feuerwerk zu schauen, welches der Herzog für heute veranstaltet hatte. Schon versammelte sich der Hof und die übrige Gesellschaft, und nahm an dem Teiche, wo das Schauspiel vor sich gehen sollte, die ihr bestimmten Plätze ein. Der Herzog selbst hatte noch allerlei anzuordnen und mit den Feuerwerkern zu besprechen, indem er keinen größern Triumph kannte, als wenn ihm wegen eines glücklichen Arrangements von Vergnügungen von allen Sei-

ten Lobsprüche gemacht wurden. Endlich gab er selbst das Signal mit einem Pistolenschuß. Die Raketen und Leuchtkugeln stiegen; mächtige Feuerräder drehten sich, um in wenigen Minuten ihr flüchtiges Dasein abzurollen; prachtvolle Tempel und Paläste erhoben sich leuchtend über dem Wasser und versanken wie erträumte Lustschlösser der Phantasie schnell wieder in den Schoos der Nacht, aus dem sie wie Zaubergebilde emporgestiegen waren; endlich erschien eine symbolische Darstellung. Es zeigte sich eine kolossale flammende Figur, die rings von feurigen Ketten umgeben war. Doch die Ketten fielen aus einander und verschwanden abbrennend in den Wassern; nur jene Figur blieb und erhob sich mit einemmal, in einem neuen lebhafteren Farbenschichte erstrahelnd, nach dem Himmel; ein feuriger Vorbeer wurde in ihrer Rechten sichtbar, und das Orchester fiel mit den Tönen eines kräftigen Siegesmarsches ein. Die lebhafteste Bewegung des Volkes, das in großer Zahl um den Teich versammelt war, zeigte, daß es den Sinn der Allegorie verstanden hatte; denn laut erscholl auf einmal von tausend Zungen der Ruf: »Es lebe Portugals Freiheit!«

Nach Beendigung des Feuerwerkes eilten die Gäste nach dem Saale des Gartenpalais, wo heitere Töne der Musik lockten, den Tanz zu beginnen. Der Ball wurde mit einem portugiesischen Nationaltanz eröffnet, dessen langsame und graziöse Wendungen sich dazu eigneten, den folgenden rascheren und lebhafteren Tänzen als Einleitung zu dienen. Nach Ende desselben hatte sich um den Herzog ein Kreis von Hofleuten gebildet, die sich in Lobsprüche über die sinnreiche Ein-

richtung der heutigen Vergnügungen ergossen, als sich plötzlich ein Kammerdiener dem Herzog nahte und ihm in's Ohr flüsterte, zwei im Garten harrende Fremde, die sich schmeichelten, ihm angenehme Mittheilungen zu machen, ließen ihn dringend um eine kurze Audienz ersuchen.

Die Hindeutung auf etwas Erfreuliches, die des Herzogs Neugier erregte, bestimmte ihn, 'roß der unpassend gewählten Zeit augenblicklich den Saal zu verlassen und dem Kammerdiener nach dem etwas abgelegenen Orte zu folgen, wo die zwei Fremden seiner warteten.

»Verzeiht unsere Störung bei dem heutigen Feste, durchlauchtigster Herzog,« hob der Eine von ihnen an; wir wählen gerade einen solchen Augenblick zu der Unterredung mit Euch, weil der Ernst des Lebens von um so größerer Wirkung ist, wenn er mahnend mitten in heitere Scherze und Spiele desselben hereintritt.«

»Was wollt Ihr? Wer seid Ihr? Was bringt Ihr? Macht es kurz!« versetzte der Herzog mit sichtbarer Ungeduld und Befremdung, sich von zudringlichen, ja vielleicht ihm sogar verdächtigen Personen aus der Gesellschaft weggeleckt zu sehen.

»Wir sind vom Himmel gesendete Engel,« erwiderte der Jüngere von den Weiden, welche kommen, um Euch an Eure hohe Bestimmung zu erinnern, oder mit klarern Worten, wir sind die ersten Portugiesen, die sich Euch nahen, um vor Euch auf die Kniee zu sinken, um Euch als dem rechtmäßigen König von Portugal unsere Huldigung darzubringen.«

»Unbesonnene! Was thut Ihr!« entgegnete der Herzog, dessen angenehme Ueberraschung durch ein beängstigendes Gefühl überwogen wurde. »Nicht als Engel des Himmels erscheint Ihr mir, ich sehe in Euch nur unheimliche Dämonen, die in der Finsterniß der Nacht auf mich eindringen, um mir ein harmloses Lebensglück zu zerstören. Flieht, verlaßt mich, und redet mir keine Sylbe mehr von einem eiteln Traum, den ich nur für eine falsche Lockung feindlicher Mächte halten kann! Geht; ich bin für mich allein glücklich; und ich will nichts weiter!«

»Armes Vaterland!« seufzte der Ältere, wie bedauernswerth bist du, wenn der Einzige, auf dem deine Blicke hoffend ruhn, die allgemein auf ihn gesetzte Hoffnung scheitern läßt! Doch nein, mein Herzog, wir scheiden nicht so schnell von Euch! Ihr sollt mehr von uns hören, und ich hoffe, Ihr werdet uns dann nicht so kurzweg von Euch weisen.«

»Kein Wort mehr!« versetzte der Herzog, indem er fortgehen wollte. Doch beide Fremde faßten ihn bei dem Mantel, und baten mit flehender Geberde, sie noch weiter anzuhören.

»So nennt mir vor allen Dingen Euern Stand und Eure Namen!« sagte der Herzog, »denn es ist ein höchst unbilliges Verlangen, wenn Ihr mir zumuthet, mich mit Leuten einzulassen, die wie Diebe und Mörder in der Nacht zu mir schleichen.«

»Ihr habt sehr Recht, edler Herzog,« sagte der Ältere; »wir fügen uns Eurem Wunsche. So wisset denn, in mir seht Ihr den Euch jedenfalls bekannten, jezt geächzten und seiner Güter beraubten Enrico de Herrera!«

»Wie?« rief der Herzog verwundert aus, »Ihr wäret jener Herreras, der vertraueste Jugendfreund meines Vaters? Aber zugleich auch derselbe, der unter dem Namen Aguilar des Schwarzen in den Gebirgsgegenden der Provinz Traz os Montes seit längerer Zeit an der Spitze einer Räuberbande stand?«

»Nennt meine Schaar nicht eine Räuberbande!« versetzte Aguilar. »Ihr kennt ja die Guerilla's der Spanier und Portugiesen besser, als daß Ihr so schlecht von ihnen denken solltet! Wisset, edler Herzog, die Gesellschaft, welche ich anführte, verfolgte die edelsten Zwecke. Euer und des Vaterlandes Wohl war unser Ziel, und gegen Niemand, als nur gegen die uns verhassten Spanier ließen wir uns Räuhereien zu Schulden kommen. Jahrelang wirkten wir bereits von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf für Euch und für das Vaterland. Ihr selbst bemerktet wohl auf Eurer letzten Reise, wie Euch alle Herzen des Volkes entgegenschlugen. Ihr braucht jetzt bloß die Hand nach dem Scepter auszustrecken, um Euch desselben zu versichern. Wir haben weit verzweigte Verbindungen durch ganz Portugal; alle Vorbereitungen sind getroffen; jetzt naht der Zeitpunkt zum Handeln. Wir selbst sind dazu entschlossen. Es ist unser Plan, uns nach der Hauptstadt zu wenden; doch wollten wir dieß nicht thun, ohne Euch vorher davon in Kenntniß zu setzen, da ein glücklicher Erfolg von Eurer Zustimmung abhängt.«

»Ihr überrascht mich, Herreras,« sagte der Herzog auf die Worte, die Aguilar mit Ernst und Würde gesprochen hatte. »Hörte ich dergleichen aus einem andern Munde, als aus dem Euren, so würde

ich Mißtrauen in solche Reden setzen und jede Theilnahme an einem so bedenklichen Wagstück kurzweg abweisen. Doch da ich bei Euch die reinsten Absichten voraussetzen darf, so werde ich Euern Vorschlag in Erwägung ziehen. Dieß ist jedoch nicht die Sache eines Augenblicks. Ich lade Euch daher ein, vor der Hand auf meinem Schlosse so lange zu verweilen, bis wir nach mehrmaliger geheimer Berathung genugsam bedacht haben, was zu thun, oder zu lassen ist!«

Die Einladung wurde von den Weiden natürlich sogleich angenommen. Der Kammerdiener erhielt Auftrag, ihnen zwei der schönsten Gastzimmer anzuweisen, wo sie sich sogleich umkleideten, worauf sie sich, nachdem sie durch falsches Haar und falsche Bärte sich unkenntlich gemacht, zu dem Ball begaben. Herrera's bemerkte in der Gesellschaft sogleich mehrere bekannte Gesichter, an deren Scharfblick ihm wenig lag. Auch Valerio sah einige Personen, mit denen er früher in der Residenz zusammengetroffen war, und denen er auf alle mögliche Weise auszuweichen für gut befand. Es war Weiden lieb, daß sie unter der sehr zahlreichen Gesellschaft wenig Aufmerksamkeit erregten.

Valerio hatte sich ziemlich gleichgültig in dem Gewühl umhergetrieben, als ihn auf einmal wie ein Blitzstrahl der Blick einer Dame traf, deren Auge seltsamlich fragend und ahnend auf ihm zu ruhen schien. Als er sie jetzt, durch sein Bemerkwerden frappirt, genauer betrachtete, erkannte er in der lieblichen Erscheinung zu seiner nicht geringen Ueberraschung Vasconcello's reizende Tochter Beatrix. Zwar gehörten jetzt alle Gedanken Valerio's seiner geliebten Isi-

dora; aber wenn ihm das sanfte, von dem Ausdruck des zärtlichsten Schmachters belebte Auge der engelgleichen Beatriz traf, wenn es mit dem Widerstrahl einer geheimen Freude auf ihm verweilte, und sich die ganze holde Erscheinung des hier so unerwartet wiedergefundenen Mädchens nach ihm hinzudrängen schien, so konnte er einem flüchtigen Wiedererwachen seiner ersten Leidenschaft kaum wehren, und mußte sich Gewalt anthun, um nicht durch sein Benehmen seine innere Bewegung zu verrathen.

Doch beherrschte er diese momentanen Anwandlungen so viel als möglich. Schon das unwillkürliche Erwachen jener früheren Gefühle erschien ihm als ein Verbrechen gegen Isidoren. Aber es war, als ob eine geheime, allen seinen Entschlüssen überlegene Macht im Spiele wäre. Wenn er sich von ihr abgewendet hatte, so zog ihn immer wieder ein wunderbares, unwiderstehliches Etwas nach der schönen Beatriz zurück, deren Auge gleichfalls wie durch einen Zauber gebannt auf ihm ruhte.

So eben stand er in ihren Anblick versunken da, als er sich plötzlich am Arme gerüttelt fühlte. Es war Aguilar.

»Was ist dir denn, Valerio?« sagte dieser, »bist du so wie eine Wilsäule dastehst und immer nach einem Punkte starrst? Schon dreimal hab' ich dich angeredet. Aber du hörst nicht, du siehst nicht! Was beschäftigt deine Sinne und Gedanken?«

»Es ist nichts!« erwiderte Valerio sichtlich verlegen; »es geht mir so; wenn ich einem Vergnügen zuschaue, so versinke ich sehr häufig in mich selbst.«

»Valerio!« versetzte Aguilar, den Finger erhebend und den Angeredeten scharf fixirend, »ich sehe dir es an, du bist in diesem Augenblicke nicht aufrichtig!«

»Nun, wenn ich Euch denn die Wahrheit sagen soll, erwiderte Valerio, so will ich Euch ganz offen den Grund meiner verwunderlichen Stimmung entdecken. Seht einmal dort jenes Mädchen, mit dem goldenen Diadem um die Stirn und den Rosen in dem dunkelblonden Haar! Gleicht sie nicht Eurer Tochter Isidora zum Erstaunen?

»Wahrhaftig! versetzte Aguilar mit der größten Ueberraschung, das ist ja meiner Tochter leibhaftiges Ebenbild! Ihr habt mich ordentlich erschreckt, Valerio! Sie fesselt mein eignes Auge. Wenn sie etwas größer und voller wäre, so müßte ich denken, es wäre wirklich Isidora. Wer mag sie wohl sein?«

»Darauf kann ich Euch nicht antworten;« sagte Valerio ausweichend, und es war ihm lieb, als ihn jetzt Aguilar, von dem Herzog zu einer heimlichen Unterredung auf die Seite gezogen, verließ.

Das Wiedersehen eines Mädchens, die uns das erste Gefühl der Liebe einflößte, wird stets mit einem wunderbaren Zauber auf uns wirken. Beatrix Anblick übte diese Gewalt um so mächtiger auf Valerio, als ihre täuschende Ähnlichkeit mit Isidoren zugleich doppelte Erinnerungen in ihm erweckte. So entstand in seinem Innern ein eignes Phantasiespiel; es wollte ihn bedünken, als ob die beiden Mädchen bloß ein einziges Wesen wären, das ihm auf allen den verworrenen Pfaden seines Lebens folgte, wie ein

Stern des Himmels seine nächtliche Bahn erhellend. Dann aber schien es ihm wieder, als habe ein trügerisches Prinzip Isidorens Gestalt angenommen und wirke auf ihn mit einer dämonischen Macht, um ihn zu dem Bösen zu verlocken. Stärker und stärker bemächtigte sich jetzt seiner diese Einbildung; er fühlte sich von einer beängstigenden Unruhe hin und hergetrieben, und rettete sich endlich aus dem Saal hinaus in's Freie.

»Vereint sich denn Alles,« rief er dort aus, »um mir meine Selbstständigkeit und Willensfreiheit zu rauben? Nicht genug, daß mich das harte Schicksal aus dem väterlichen Hause stieß, daß ich den Nest meines Besizes im Spiel verlor und daß ich mich genöthigt sah, mich einem fremden Willen als Werkzeug zu verkaufen; muß denn nun auch noch die Leidenschaft der Liebe anfangen, ihr tyrannisches Spiel mit mir zu treiben? Ach Isidora, Isidora, wärest du rair nah! Erschienest du mir, und trättest heran in einer Stunde, wo ich mich so glühend nach dir sehne! Komm und rette mich vor deiner Doppeltgängerin, die sich mit höllischer Zauberei in meinem Herzen an deine Stelle drängen will.«

Nach diesen Worten blieb er eine Zeitlang in sich versunken stehen, und rief noch einigemal aus: »erscheine mir, du liebes Bild! erscheine!«

Auf einmal fühlte er sich von einem weichen Arme umschlungen. Ein süßer Schreck ergriß ihn. Es war ihm, als ob sein Ruf mit einer psychischen Macht in die Ferne gewirkt und die wirkliche Isidora herbeigezogen hätte.

»Mein süßes Leben!« rief er in diesem Bahn aus, presste das bebende Mädchen an sich und saugte sich mit einem langen Kusse an ihrem Munde fest.

»Ach, wie hab' ich mich nach dir gesehnt!« flüsterte er jetzt, »wie lang wird mir jede Stunde, wo ich dir fern bin! Tausendmal des Tages nenne ich deinen Namen, und wünsche die Zukunft herbei, wo uns keine Trennung mehr scheiden wird! Aber wie gelangtest du hieher? Du mußt uns auf unserer Reise auf dem Fuße gefolgt sein!«

»Wohl folgte ich Euch,« Valerio, sagte das Mädchen mit etwas schüchternem Tone und einer Stimme, die den obwaltenden Irrthum entdeckte; »ich folgte Euch schon, als Ihr Lissabon verließet.«

Jetzt erkannte Valerio in ihr auf einmal Basconcello's Tochter. Er sah sich in einer eignen Lage. Jetzt lag das Mädchen, die ihm das Scheiden von Lissabon so schwer gemacht hatte, an seiner Brust; ein seltsamer Zufall hatte sie an Isidorens Stelle gesetzt. In seiner schwärmenden Stimmung war er um so leichter durch die große zwischen den beiden Mädchen stattfindende Ähnlichkeit getäuscht worden. Und sie — sie erwiderte seine Umarmung und seine Küsse und sprach in dem Bahn, von ihm geliebt zu sein, freier ihre Empfindungen vor ihm aus.

»Valerio, theurer Valerio,« sagte sie, du wunderst dich vielleicht über meine Kühnheit, ja, du könntest mir wohl gar Mangel an Sitte und Zurückhaltung vorwerfen; doch ich hörte deinen wiederholten sehnsuchtsvollen Ruf: »Erscheine, ach, erscheine!« Ich wußte, wem er galt. Längst laß ich in deinen

Augen. Sie redeten mir liebliche Worte — sie schworen mir ewige Liebe zu, und die meinigen erwiderten den Schwur. Zwar brachst du meinem Vater das ihm gegebene Wort — du wendetest dich auf die Seite der Portugiesen — aber glaube nicht, daß ich dich deshalb weniger liebe — die dadurch zwischen uns entstandene Kluft zog mich nur um so stärker nach dir hin. Du entschwindest mir, ich gebe die Hoffnung auf, dich wiederzusehen — da find' ich dich plötzlich hier, ich höre deinen Ruf nach mir in dieser unbesäuschten Einsamkeit, und um dich froh zu überraschen, stürze ich an deine Brust, du Einziger, du ewig Geliebter! «

Valerio wußte im Moment nur verworrene Worte zu stammeln, die bei aller Unordnung eine gewisse für diese Situation wenig passende, abgemessene Kälte zeigten.

Die von Gefühlen überwältigte Beatriz, welche die vollste Erwidernng ihrer Empfindungen bei Valerio voraussetzte, fuhr fort:

»Wie glücklich bin ich, dich wiederzusehen, dessen ich wachend und träumend gedachte! Noch weißt du nicht, was ich um deinetwillen gelitten habe! Hartnäckig wies ich eine mir aufgedrungene Verbindung zurück, und ertrug in schweigender Geduld alle Vorwürfe meines Vaters. Entsinnst du dich noch eines schönen Momentes? Ich gestehe dir jetzt Alles. Als du Lissabon verließest, war mir die ganze Stadt wie ausgestorben. Ich fand nirgends Ruhe. Ja, wisse es nur, ich reiste dir heimlich nach, ich wußte deinen Weg auszukundschaften, und sah dich von je-

nem Hügel, auf dem ich dir mein Portrait zurück-
ließ« —

»Ist es möglich? Waret Ihr das wirklich?«
fiel Valerio überrascht ein. »In der That, ich hielt
Eure dortige Erscheinung für ein bloßes Spiel meiner
Phantasie. Doch, Ihr habt Recht; das Portrait be-
stätigt ja, was Ihr sagt. Aber warum verschwandet
Ihr so schnell vor meinen Augen?«

»Die Nähe der gefürchteten Dora war Schuld
daran,« versetzte Beatrix. Und dann verlor ich
Eure Spur. Ich mußte um meines Vaters willen
zurückteilen nach Vissabon.

Ein junger Mann, dem sich ein schönes Mädchen
glühend zuneigt, wird immer seine Eitelkeit geschmei-
chelt fühlen. Es war so viel Wahrheit, so viel Na-
tur und Innigkeit in Beatrix ganzem Wesen, daß
bei ihm die unheimliche Idee jener ihn verlockenden
dämonischen Macht immer mehr und mehr zurückwich.
Selbst die himmlische Nacht des südlichen Klima's, der
magische Mondschein, der die Bäume und Gesträuche
des Gartens mit seinem Zauberlicht versilberte, die
Töne der aus den Baumzweigen herabklingenden Glöc-
chen und Aeolsharfen, das zärtliche Gesumme entfernter
Guitarren, das Spiel der Fontainen und das leise
Hin- und Herschwanken der sich in Bonne wiegenden
Blumen — dieß Alles trug dazu bei, Valerio's
Geist in süße Träumereien einzunwiegen. Leuchtend,
strahlend, vom Lichte des Mondes verklärt stand Bea-
trix vor ihm wie eine liebliche Madonna; es rührte
ihn der Gedanke, daß ihm das Mädchen nach der
Trennung so treu geblieben war — er verklagte sich,

daß er an ihr gezweifelt und sie so schnell vergessen habe, und doch war das Gefühl, das er für sie empfand, mehr eine heilige, von aller Sinnlichkeit geläuterte Verehrung. Es war ihm, als sei er in die arkadischen Fluren der entferntesten Kindheit zurückversetzt und als sähe er in Beatriz einen Engel des Himmels, der aber nur sein Schutzengel sei, eine Verbildlichung eines ihm überallhin folgenden Ideals, das mit irdischer Leidenschaft nichts zu schaffen habe.

Er versicherte sie seiner innigsten Verehrung, doch mit Worten, die auf Beatriz einen desfreundenden Eindruck machten.

»Ihr betrachtet mich wie einen Geist, Valerio;« versetzte sie; »in Euern Reden schlägt kein Herz. Ihr liebt mich nicht. Jetzt reut mich der voreilige Schritt, den ich gethan. Doch zu stolz ist die Tochter Vasco's, als daß sie um Eure Liebe betteln sollte!«

Valerio fühlte sich auf einmal das Herz umgewendet. Der Gedanke an die ihn verfolgende dämonische Macht kehrte wieder. Beatriz erschien ihm von neuem wie ein trügerisches Zauberbild, das darnach strebe, ihn von seiner Isidora loszureißen; seine Phantasie sah hinter ihr das widerwärtige Bild ihres kleinen Vaters mit den hervorstehenden Backenknochen und den unfläthen, falschen Augen; es ergriff ihn eine mächtige Unruhe und Beklemmung.

»Gesteh mir's, du bist nur ein Schattenbild,« rief er ihr zu, »du bist nur abgesandt, um mich von meinem Pfade zu verlocken!«

»Ich habe keine Antwort für deine wunderlichen Fragen,« sagte Beatriz kalt. »Bilde dir nicht ein,

daß ich mir die Mühe nehmen werde, dich zu verfolgen! Ich that diesen Schritt einmal, und thue ihn nie wieder! Lebe wohl!«

Nach diesen Worten verschwand sie hinter den Gebüsch, ehe er ein Wort erwidern konnte.

II.

„Oar manchmal spornte schon das Weib den Mann
Zu großen Thaten.“

Das außerhalb der Stadt liegende Schloß von Villaviciosa, ehemals der Sitz eines maurischen Königs, gehörte zu den schönsten Gebäuden im ganzen Lande. Wenn man durch das große eiserne Gitterthor in den mit Quadersteinen gepflasterten Hofraum eintrat, so fiel der Blick zuerst auf das prachtwolle, mit breiter Fronte hervorstrahlende Mittelgebäude, über dem sich ein großer Thurm mit runder Kuppel erhob. Umher sah man viele kleinere vergoldete Thurmspitzen. Zur Rechten und Linken standen einander zwei in einem moderneren Style gebaute Palais gegenüber; die schöne Symmetrie dieser beiden Häuser wurde noch durch zwei vor ihnen emporsteigende Obeliskcn gehoben. In der Nähe der Obeliskcn befanden sich wieder zwei große Fontainen, deren Wasserstrahlen im Herabfallen einen Apollo mit der Lyra und eine Diana mit dem Köcher bespülten. Zwei andere Gebäude, die sich an die Palais anreiheten, waren für Beamte, Diener, Wirths-

schaft und den Marstall bestimmt. Um die sämmtlichen Gebäude zogen sich erhöhte Kolonnaden mit einem eisernen Geländer, auf dem die schönste Drangerie und Blumenrasen prangten. Unter den Kolonnaden befanden sich runde Marmortische und seidene Divans, wo man in den heißen Stunden des Tages die erquickendste Kühlung athmen konnte.

Rechts von dem Eingangsthor zu dem Schlosse lag der herzogliche Schloßgarten, der in einen weiten Park endigte. Von den Schloßgebäuden hatte man die Aussicht auf eine fruchtbare Ebene, die nur durch viele kleine Hügel unterbrochen wurde. Felder wechselten mit üppigen Wiesen und anmuthigen Waldungen, und wenn auch die Gegend der Berge ganz entbehrte, so war sie doch wegen der anderweitigen Mannichfaltigkeit und üppigen Vegetation eine reizende zu nennen.

Ehe wir in der Erzählung der Begebenheiten fortfahren, wird es zweckmäßig sein, eine genauere Schilderung von dem Herzog von Braganza und seiner Gemahlin zu geben. Don Juans Vater, der Herzog Theodosius, war ein feuriger und auffahrender Mann gewesen, und hatte es sich gewissermaßen zur Pflicht gemacht, seinem Sohne zur Erbfolge seinen ganzen Haß gegen die Spanier zu hinterlassen. Immer sprach er zu ihm von einem Gewaltsschritt, von einer Räuberei der fremden Nation, die ihrem Geschlechte die rechtmäßige Krone entrisßen habe. Dabei bemühte er sich, die Flamme des Ehrgeizes in der Seele des Prinzen anzufachen und ihm die Wiedereroberung eines Thrones, der ihm von Rechts wegen gebührte, als das höchste Ziel vorzustellen.

Indeß, wenn auch Don Juan mehrere vortreffliche Eigenschaften seines Vaters geerbt hatte, so herrschte doch bei ihm eine gewisse pflegmatische Ruhe vor, die sich vor gewagten Unternehmungen scheute. Er haßte allerdings, wie sein Vater, die Spanier in hohem Grade, ohne jedoch darauf bedacht zu sein, gegen sie handelnd aufzutreten. Er verzweifelte nicht daran, den Thron seiner Vorfahren einmal besteigen zu können, doch strebte er nicht mit der Ungebuld darnach, wie sein Vater Theodosius. Er war einer von den Menschen, welche der Zeit zumuthen, Alles nach Wunsch zu gestalten, ohne selbst dabei gern Hand anzulegen. Insofern fürchtete der spanische Hof anfangs wenig von ihm; Philipp IV. und sein Minister Olivarez lächelten nur spöttisch, wenn man ihnen Besorgnisse vor einem Mann einsößen wollte, den sie ganz an ihrem Gängelbände zu leiten glaubten.

Indeß hätte die feinste Politik dem Herzog von Braganza kein klügeres Benehmen eingeben können, als das, welches in seiner Natur lag. Man würde ihn wegen seiner Geburt und seiner großen Besitzungen gefürchtet haben, aber da er sich so völlig von Staatsangelegenheiten zurückzog und nur seinen Privatvergünungen zu leben schien, so erregte er eine lange Zeit hindurch keinen Argwohn. Nur erst, als er sich einmal in einen zu Evora ausgebrochenen Aufstand mischte, fing die spanische Regierung an, ihn schärfer in's Auge zu fassen, und dachte sogar darauf, ihn so bald als möglich aus Portugal zu entfernen. Man trug ihm das Gouvernement in Mailand an, welches er jedoch unter dem Vorwand ablehnte, daß ihm der ita-

lienische Geschäftsgang zu fremd wäre, um sich diesem Posten zu unterziehen. Darauf sann man auf neue Mittel, ihn nach Spanien zu locken. Er erhielt den Auftrag, gegen die aufrührerischen Catalanier zu Felde zu ziehen. Hier mußten ihn seine Gesundheit und der große nöthige Kostenaufwand entschuldigen.

Der schlaue Minister Olivarez war außer sich darüber, daß alle seine Kunstgriffe an dem ihm geschickt entschlüpfenden Herzog scheiterten. Er fing jetzt an, von dem Manne zu fürchten, dessen Einfalt und Trägheit er immer verlacht hatte, und ahnte hinter seinem entschiedenen Ausweichen, daß er anfangs seiner Liebe zur Ruhe zuschrieb, Plan und Absicht.

In einer geheimen Berathung zwischen Philipp IV. und Olivarez wurde nun beschloffen, Alles zu versuchen, um sich der Person des Herzogs zu bemächtigen. Und da gewaltsame Maasregeln wegen der großen Popularität des Herzogs bedenklich erschienen, so suchte man ihn durch Schmeicheleien und Freundschaftsversicherungen nach Madrid zu locken, um ihn dort für immer festzuhalten. Doch eben diese ihm von dem spanischen Hofe erwiesene zu große Aufmerksamkeit machte den Herzog gegen alle von doerther kommende Anerbietungen argwöhnisch, und sein guter Genius rieth ihm, jeder Lockung dieser Art auszuweichen.

Seine Gemahlin, von Geburt eine Spanierin, die Schwester des Herzogs von Medina Sidonia, besaß einen gewaltigen Ehrgeiz und hatte kühne Gedanken. Ihrem feurigen und weitstrebenden Geiste genügte die gegenwärtige Lage nicht; ihr Streben richtete sich nach einem höheren Ziele; einst Königin von Portu-

gal zu sein, und ein in der Knechtschaft seufzendes Volk aus seinem Jammer zu dem höchsten Glück zu erheben, das war ihr Lieblingstraum, dessen Erfüllung sie mit Ungeduld erwartete. Oft machte sie ihrem Gemahl Vorwürfe, wenn dieser seine Tage in leeren Zerstreuungen hinbrachte, und bot alle Beredsamkeit auf, um ihn aus seiner Apathie zu erwecken. Oft mußte der Herzog sogar harte Worte aus ihrem Munde hören, bei denen er indeß eine um so größere Gelassenheit zeigte, weil er ihre gute Absicht erkannte. Wenn sie ihn in der feurigsten Begeisterung zum Handeln anzuspornen versuchte, so entgegnete er ihr dann gewöhnlich, daß man sich bei großen Unternehmungen eine gewisse Kaltblütigkeit bewahren, und vor allen Dingen den rechten Zeitpunkt abwarten müsse. Sie verstand, die verschiedensten Charaktere zu beurtheilen und zu unterscheiden; ihr Scharfblick erspähte die geheimsten Gesinnungen aller sie umgebenden Personen; selbst die Verstellungskünste der Hofleute vermochten nicht, sie zu täuschen. Mit einem Worte, es fehlte ihr weder an Muth, das Schwierigste, was ihr groß und ruhmvoll schien, zu wagen, noch an Klugheit, die zu dem Zwecke führenden Mittel auszufinden. Eine gewisse majestätische Sanftmuth, die in ihrem ganzen Wesen vorherrschte, vereinigte sich mit der liebenswürdigsten Persönlichkeit, um die Gefühle der Verehrung und Liebe gegen sie zu erhöhen. In ihrem Benehmen unterschied sie sich nicht von einer geborenen Portugiesin. Ihr ganzes Betragen leitete ein gewisser Ernst, der durch ihre Freundlichkeit und Herzensgüte gemildert wurde. An den Vergnügungen, denen ihr Gemahl

nachhing, fand sie wenig Gefallen; sie benutzte ihre Zeit mehr zu Beschäftigung mit Gegenständen, die auf die Ausbildung ihres Geistes abzielten.

Der Herzog hegte gegen sie eine große Hochachtung und ein grenzenloses Vertrauen; bei Allem, was er unternahm, hörte er ihren Rath, und handelte sehr oft nach ihrer Meinung, welcher er jedoch, wenn er anders dachte, mit Festigkeit entgegentrat.

Am nächsten Morgen, wo er mit ihr allein an einem der unter den Kolonnaden befindlichen Marmortische saß, erzählte er ihr von den beiden Gästen, und den ihm von ihnen gemachten Vorschlägen. Er bat sie um ihr Gutachten in einer so wichtigen Angelegenheit.

»O mein Gemahl,« hob sie an, »wie danke ich dem Himmel, daß Ihr nur endlich einmal ernstlich von einer Sache redet, die Ihr keinen Augenblick hättet laus den Gedanken verlieren sollen! Wie lieb' ich Euch, wenn Ihr Euch aufschwingt aus der alltäglichen Atmosphäre, die sich nicht über das Dasein eines gemeinen Edelmanns erhebt! Wir sind reich, uns stehen alle Annehmlichkeiten des Lebens zu Gebote; aber so, Herzog, gehören wir nur zu den Tausenden, die ruhmlos leben und ruhmlos in das Grab sinken! Bei Gott, ich wollte lieber arm und berühmt sein, als reich und der Vergessenheit werth! Bedenket, wir können uns ein dauerndes Verdienst um eine Nation erwerben, wir können unsere Namen in der Geschichte unsterblich machen! Darum beschwör' ich Euch, gebt den Rufen der Fremdlinge Gehör; betrachtet sie als vom Himmel gesendete Boten, und laßt uns ein näch-

würdiges Wohlleben auf das Spiel setzen, wo es gilt, etwas Besseres und Höheres zu erwerben!«

»Aber, theuerste Gemahlin,« versetzte der Herzog, wie, wenn das Wagniß mißglückt, und wir uns für Zeitbens in den Abgrund des tiefsten Elends stürzen? Wenn uns dann ein milderer Sterker umfängt, um uns unsere Voreiligkeit bereuen zu lehren? Jetzt bietet uns die Ueberlegung noch freien Raum, jetzt können wir uns noch versehen; aber dann, Herzogin, ist's zu spät!«

»Aber das macht ja eben den großen Geist,« entgegnete die Herzogin, daß er muthig den unsichern Pfad wagt, und die Gefahr verachtet! Sieg oder Fall gilt ihm gleich, denn selbst, wenn er fällt, ist ihm doch der Ruhm gewiß, und der Ruhm geht ihm über Alles!«

»Deine Worte üben immer eine wunderbare Kraft auf mich,« versetzte der Herzog; ich liebe und verehere dich, wenn mir die geistige Größe des Weibes an dir erscheint, noch weit mehr, als in den Momenten, wo mich deine Schönheit und Liebenswürdigkeit bezaubern! Liebes Weib, meinst du wirklich, daß wir nicht tollkühn handeln, wenn wir das große Wagniß unternehmen?«

»Wagniß?« sagte die Herzogin. »Schon das Wort gefällt mir nicht! Wer von Wagen spricht, in dem lebt noch eine Furcht, und eben diese Furcht wird ihn zurückhalten, wo er mit festem Schritte, ohne vorwärts und rückwärts zu sehen, auf sein Ziel losgehen sollte. Wagniß? Was bieten dir keine Vergnügungen? Betäubung, einen durch Wiederholung langweil-

lig werdenden Zeitvertreib, eine Zerstreuung, die dich ergötzt, so lange sie dauert, aber die dich, wenn sie vorüber ist, ein höheres Bedürfniß desto marternder fühlen läßt!«

»Du blickst in meine tiefste Seele,« versetzte der Herzog; dieser Taumel der Lustbarkeiten verschleht so oft seinen Zweck! Wenn er mich ernstere Gedanken vergessen lehren sollte, so erweckte er sie erst in doppelter Stärke. Wenn ich auf der Jagd durch die Wälder streifte, wenn ich bei dem frohen Gelage saß, oder mich in dem bunten Gerüß der Schauspiele und Bälle unhetrieb, so fiel es mir oft schwer auf die Seele, wie das Alles ein so leeres, unerspriessliches Nichts sei, nur gemacht, um den Menschen nicht zur Besinnung kommen zu lassen und alle großartigen Regungen seines Geistes zu unterdrücken. Es ist eine lächerliche Eitelkeit von mir, daß ich mir auf die Erfindung und Anordnung solcher Vergnügungen etwas einbilde. Was habe ich denn Sonderliches gethan, wenn ich ein Feuerwerk arrangire, das die Höflinge loben, und wobei die andern Zuschauer im Stillen murren: »Wenn der Herzog nur mehr Feuer im Busen hätte!« Was ist's, wenn ich einen Eber erlege, und man die Bemerkung macht, daß ich ein besseres Wild erjagen könnte! Was helfen Schauspiele, wenn man flüstert: »Ja wenn nur der Herzog, anstatt den Akteurs zuzusehen, einmal selbst handeln wollte!« Was nützen Gastmähle, bei denen wir schwelgen, wenn unsere armen Landleute hungern? Wozu halte ich Feste, wenn das Volk im Stillen seufzt: »Ach das schönste und größte Fest will unser Herzog nicht begeben!«

»Don Juan,« rief die Herzogin aus, »indem sie ihren Gemahl an die Brust drückte, »noch nie hast du so gesprochen! Deine Worte machen auch meine Neben frei, die ich oft gegen dich auf den Lippen hatte und, weil ich dich nicht gestimmt glaubte, sie anzuhören, gewaltsam unterdrückte! Wisse es, Theurer, an allen den Abenden, wo du dich in Gesellschaft vergnügtest, saß ich einsam in tiefer Melancholie. Ich weinte über dich und über das Vaterland, das dich nicht zu klammern schien! Und dann, wenn ich zur Ruhe ging, so fand ich die Ruhe nicht; ganze Nächte hindurch phantasierte ich von einer unser würdigeren Zukunft, oder wenn ich auf Momente einschlummerte, dann sah ich dich immer auf einem strahlenden Throne, das Scepter in der Hand und die goldene Krone auf dem Haupte. Don Juan, ich ruhe nicht, als bis ich dich nun wirklich so erschau; die große Zeit ist da; jögere nicht mehr! Sei ein Mann, und bald wirst du ein König sein!«

»Wald wirst du ein König sein!« wiederholte eine nahe Stimme in einem feierlichen Tone; die beiden fürstlichen Gatten sahen sich betroffen um, und erblickten hinter einem Pfeiler ein altes Weib, deren wolterliche Erscheinung durch einen reinlichen Anzug und ihre freundliche Miene nur wenig gemildert wurde.

In demselben Augenblicke traten Aquilar und Valerio hinzu, welche der Herzog seiner Gemahlin sogleich vorstellte. Mit Ueberraschung bemerkten Aquilar und Valerio das herrenhafte Weib, gegen welches der Herzog so eben seinen Zorn richten wollte. Doch die Wäden baten für sie; Aquilar nannte sie

eine der größten Patriotinnen, und jetzt nahm sie selbst das Wort.

»Edler Herzog,« hob sie an, »Niemand kann Euch und Euer Haus inniger verehren, als die alte Frau, die Euch schon mehrmals begegnete, die Ihr aber wohl vergessen habt; die alle Vornehme und Reiche haßt, Euch und Aguilar den Schwarzen ausgenommen. Heute komm' ich, um Euch ein naheß Glück zu verkünden. Der Himmel verlich mir in höherm Grade als gewöhnlichen Menschen eine Gabe, die Zukunft zu ahnen. Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte Euch sagen, was ich deutlich voraussehe. Ich prophezeihe Euch, bald werdet Ihr König von Portugal sein!«

Die plötzliche Erscheinung und Vorhersagung der Alten, in welcher der Leser wohl Dora sogleich erkannt haben wird, machte auf den Herzog, nach dem so eben mit seiner Gemahlin gepflogenen Gespräch, einen mächtigen Eindruck.

Er fragte Dora, wie sie sich in der Gegenwart fremder Personen so unkluge Reden erlauben konnte.

Dora erwiderte: Nennt diese Welken hier nicht fremd, hoher Herzog; sie sind Eure treuesten Diener. Euer Wohl ist auch ihr Wohl, Euer Unglück ist ihr Unglück, Eure Wünsche sind ihre Wünsche! Legt alle Eure Geheimnisse vertrauensvoll in ihre Hand; sie werden für Euch handeln, und nicht ruhen noch ruhen, bis sie Euch auf den Thron erheben haben, der Euch gebührt!«

Alle innere Ueberzeugungen und Entschlüsse wirken nicht mit der Gewalt auf den Menschen, wie eine von außen kommende Anregung. In Dora's ganzem

Wesen lag etwas so Edeles, daß ihr der Herzog nicht zittern konnte; im Gegentheil empfand er vor ihr eine gewisse Scheu, wie vor einem mehr dämonischen als menschlichen Wesen. Noch mehr freute sich die Herzogin über die Aechten Dora's. Scheu sann sie so eben darauf, ihr durch ein Geschenk ihre Gunst zu bezeigen, als ein unerwarteter Austritt ihre Absicht vereitelte. Es nahte sich mit mehreren Gläsern Limonade ein Page von schwächlichem Wuchs und bräunlichem Ansehn, durch dessen Anblick Valerio sogleich an das Mutatienmädchen erinnert wurde, mit dem er eine frappante Aehnlichkeit hatte. Als der Page Valerio sah, schien er zurückzubeugen; bei dem Anblick Dora's stieß er einen lauten Schrei des Entsetzens aus, ließ die Gläser auf die Steine fallen und rannte, wie von dem höchsten Entsetzen ergriffen, fort. Alle sahen Dora mit verwunderten und fragenden Blicken an; diese jedoch blieb ganz ruhig, wendete sich nach der Seite und sagte:

»Nicht ich bin die Ursache dieses Schreckes; blickt dort hin!«

Die Augen der Anwesenden wandten sich nach der bezeichneten Stelle, und dort sahen sie den an eine Säule geklammerten lauschenden Botsenwicht — Bianna!

III.

„Das sind die Liebenden, die ewig sich
Einander suchen und nicht finden können.“

Niemand setzt gern eine ruhige, gemüthreiche oder gar glanzvolle Existenz auf das Spiel, die ihm sicher ist, um ein großes Loos zu gewinnen, das ihm nicht nur entgehen, sondern dessen Verlust ihn auch aller bisher genossenen Vortheile berauben kann. Daher verging einige Zeit, ehe der Herzog von Braganza mit sich selbst darüber einig wurde, was er thun sollte. Er gehörte zu den Menschen, die zwar für große Unternehmungen Sinn haben, aber durch ihr phlegmatisches Temperament von einem energischen Auftreten zurückgehalten werden und ewig neue Ausflüchte erfinden, um ihr Zögern zu beschönigen. Der Grundzug in Don Juans Charakter war Bequemlichkeit; er wollte nicht handeln, sondern es sollte sich Alles von selbst für ihn fügen. Doch mußte man ihm zum Ruhme nachsagen, daß es, wenn er sich einmal entschlossen hatte, noch weit mehr Schwierigkeiten machte, ihn von seinem einmal gefaßten Voratz abzubringen, als es gekostet hatte, ihn dafür zu gewinnen. In dem letzten Punkte traf auch der Charakter der Herzogin mit dem seinigen zusammen; ihr bewegter und feuriger Geist war zwar das völlige Widerpiel von seiner Bezaglichkeit; sie schwankte lange von Plan zu Plan, ihre lebhafteste Phantasie gebat tausend Einfälle; aber

wenn sie sich einmal entschieden hatte, dann beharrte sie mit Jenseitigkeit auf ihrem Willen.

Täglich sprachen jetzt der Herzog und die Herzogin mit Aguilar und Valerio über die große Unternehmung, zu welcher die rechte Zeit gekommen zu sein schien. Die beiden Gäste gewannen mehr und mehr die Gunst und das unbeschränkte Vertrauen des fürstlichen Paares. Die Herzogin ließ nicht ab, ihrem immer noch bedenkliden Gemahl neue Vorstellungen zu machen. Sie that ihm dar, daß es ihm Schande bringe, dem unseligen Zustand, in welchem Spanien das Vaterland verfehlt habe, ferner gleichgültig mit anzusehen; sie sagte ihm, daß es keine Kinder und keine ganze Nachkommenschaft als eine niedrige Feigheit ansehen würde, wenn er eine so günstige Gelegenheit, seine Rechte geltend zu machen, ungenutzt vorübergehen ließe. Sie schilderte ihm ferner mit den lebhaftesten Farben alle Reize der Regierung und des durch ein kühnes Hervortreten zu gewinnenden Ruhmes. Wenn ihm auch fremde Hülfe fehle, sagte sie, so finde er doch Unterstützung genug in der Gesinnung, die das ganze Volk befehle. Uebrigens sei Spanien jetzt durch auswärtige Kriege, und besonders durch den sehr ernstlichen Zustand in Catalonien so sehr beschäftigt, daß es an den Kampf mit einem neuen Feinde kaum denken könne.

Durch diese Reden gelang es ihr endlich, ihren Gemahl zu jener ihm nach einmal gefaßten Entschlüsse eigenen Entschiedenheit zu bringen, die kein Umdenken mehr kannte, und sich nur mit den Mitteln beschäftigte, welche am sichersten zum Zwecke führen.

Er berathschlugte darüber so eben in einer geheimen Unterhaltung mit Aquilar und Valerio, als ein aus Madrid kommender Courier in den Schloßhof hereinsprengte und ihm einen Brief überbrachte. Der Minister des Königs Philipp IV. von Spanien, der Graf-Herzog Olivarez, schrieb ihm darin Folgendes:

„Durchlachtigster Herzog.“

zängst war seine Majestät der König Philipp von dem lebhaften Wunsche befeelt, demjenigen unter allen Großen Portugals, gegen den er die größte Neigung und Hochachtung empfindet, einen Beweis seiner besondern Gunst und Freundschaft zu ertheilen. Schon mehrmals ließ er die dringendsten Einladungen an Ew. Durchlaucht ergehen, ihm für einige Zeit die Ehre Eures Besuchs zu gönnen und nach Madrid zu kommen. Aber immer wollten es Euch die Umstände nicht gestatten! Der König möchte sich diesmal gern über wichtige Angelegenheiten mit Euch berathen. Er wünscht so manche nähere Auskunft über den Zustand Portugals, die ihm Niemand so wie Ihr, der Ihr das Land genau kennet, zu ertheilen vermag, und betrachtet daher dringender als jemals um Euern schnellsten Besuch; ja er verlangt ihn, und läßt keine Ausflüchte gelten. In der Hoffnung, daß Eure Durchlaucht der freundschaftlichen Einladung des Königs unbedingt Gehör geben und die Reise nach Madrid sogleich antreten werden, verharre ich Ew. Durchlaucht

wahrer Freund
Olivarez.

Dieser Brief wirkte auf den Herzog von Braganza wie ein Donner Schlag. Je mehr er von dem gewöhnlichen Hofton abwich und die Sprache aufrichtiger Freundschaft athmete, mit um so verdächtiger Augen betrachtete er ihn, und um so fester war er in seinem Innern überzeugt, daß man ihn nur aus Portugal weglocken wolle, um sich in Madrid seiner Person zu bemächtigen. Genug, er hielt seinen Unter gang für beschlossen.

Der Courier wurde einen Tag aufgehalten, in welcher Zeit der Herzog überlegte, was zu thun sei. Ablehnen ließ sich die Einladung nicht. Wohl aber konnte durch Zögerung etwas gewonnen werden. Unter denen, die seit einigen Tagen mit in die geheimen Beratungen gezogen worden waren, befand sich ein portugiesischer, dem Herzog treu ergebener Edelmann, Namens Francisco de Borja, in dessen Wesen sich Muth und List vereinigten. Dieser übernahm es, nach Entlassung des Couriers sogleich nach Madrid aufzubrechen, und den Minister Olivarez zu versichern, daß der Herzog von Braganza unverzüglich in Madrid erscheinen werde.

Sogleich als de Borja in Madrid eintraf, mietete er ein großes Hotel und nahm eine beträchtliche Anzahl Domestiken an; er machte täglich einen bedeutenden Aufwand, und unterließ nichts, um sich den Schein zu geben, als ob er Alles auf die nahe bevorstehende Ankunft des Herzogs von Braganza vorbereite. Als er nach einigen Tagen Audienz bei dem König von Spanien hatte, und dieser sich angelegentlich nach der Zeit erkundigte, zu welcher der Herz-

zog eintreffen würde, erdichtete de Borja, daß er so eben von einer Unpäßlichkeit seines Herrn Nachricht bekommen habe, die sein Erscheinen noch verzögern werde. Philipp machte, indem er scheinbar die wärmste Theilnahme äußerte, ein ziemlich mißtrauisches Gesicht, und der anwesende Olivarez erlaubte sich sogar zu bemerken, es sei doch sonderbar, daß der Herzog, der zu den robustesten und kräftigsten Naturen gehöre, gerade dann allemal krank werde, wenn er einen Feldzug unternehmen oder nach Madrid kommen solle. Der kluge de Borja schloß aus der über das Ausbleiben des Herzogs geäußerten Empfindlichkeit auf die ihm um so gewisser drohende Gefahr. Er äußerte sein Befremden darüber, daß man seinen Worten mißzutrauen scheine, und reichte, um dem Argwohn zu begegnen, kurz darauf bei dem Premierminister ein Memorial ein, worin er im Namen des Herzogs von Braganza bat, daß der König seinen Rang bei Hofe bestimmen möge. Er erhielt sogleich die ehrenvollste Entscheidung. So groß war das Verlangen, den Eingeladenen nur ungefäumt in Madrid zu sehen.

Jetzt erhielt de Borja, der fast keine Ausflüchte mehr zu machen wußte, einen Brief von dem Herzog von Braganza, worin dieser ihn bat, dem König von Spanien mitzutheilen, daß ihm der große zu machende Aufwand in diesem Augenblicke die Reise nach Madrid noch nicht gestatte. Auch dieser Einwand wurde beseitigt, indem Olivarez sogleich einen Courier nach Villaviciosa abschickte, um dem Herzog eine Anweisung von 10,000 Dukaten auf die königliche Schatzkammer zu überreichen. Jetzt kam de Borja durch

daß längere Ausbleiben des Herzogs in das größte Gedränge, und mußte auf die vielen an ihn gerichteten Fragen fast nichts mehr zu erwidern, als daß er von dem Herzog seit längerer Zeit keine Nachricht erhalten und daß ein außerordentliches Hinderniß seiner Reise müßte im Wege gestanden haben.

Doch wenden wir uns jetzt wieder nach Villaviciosa, um dort romantischere Scenen zu belauschen. Valerio, der sich durch seine lebendige Theilnahme an den Plänen der Zukunft bei dem Herzog von Braganza in die größte Gunst gesetzt hatte und jetzt bei ihm die Stelle eines geheimen Sekretärs verwaltete, lustwandelte eines Abends, um sich von den Geschäften des Tages zu erholen, ganz allein in dem Parke. Er empfand das Gefühl einer schönen Befriedigung, insofern es ihm gelungen war, sich aus seiner anfangs so trostlosen Lage zu einer Stellung emporzuarbeiten, die ihm die hoffnungsvollsten Ausichten in die Zukunft eröffnete. Es erfüllte ihn die Freude, die sich in der Brust regt, wenn man das belohnende Bewußtsein in sich trägt, durch seine eigene Kraft den Sieg über ein Schicksal errungen zu haben, das dem Geiste beinahe keine Selbstständigkeit mehr zu gestatten schien. Doch noch war das höchste Ziel zu erringen; noch war Alles an das Spiel zu setzen, um Alles zu gewinnen. Besonders fiel ihm der Gedanke an Isidoren schwer auf's Herz. Sie hatte versprochen, nach Villaviciosa zu schreiben; aber noch war weder an ihn, noch an Aguilar ein Brief von ihr angekommen, obwohl sie Beide schon mehrmals um Nachricht gebeten hatten. Er ahnte nun fast ein Unheil, daß ihr zugestoßen sein

könne; diese Vorstellung drängte sich wiederholt in seinen heitern Gedankenkreis. Wegen Aquilar konnte er sich nicht nach Wunsche aussprechen, weil dieser seit seiner Ankunft in Villaviciosa ein ganz sonderbares, tiefverschlossenes, geheimnißvolles Wesen angenommen hatte. Fast Tag und Nacht war Aquilar an des Herzogs Seite und pflog oft, mit ihm eingeschlossen, Reden, von denen Niemand etwas hörte. Sonst zog sich Aquilar vor Jedermann zurück; seine Blicke waren finsterner, seine Worte kürzer, und seine ganze äußere Erscheinung durch den über sie verbreiteten düstern Ernst zurückstoßender geworden; er glich einem schweigenden Löwen, der unmuthig in einem Winkel liegt und der in seiner bedrohlichen Ruhe von blutiger Beute zu träumen scheint. Desterd entfernte sich auch Aquilar auf mehrere Tage, und kam dann mit einem Aussehn, in dem sich eine hervorblickende Wuth mit innerlicher Freude, wie in einer Gewitterwolke das dunkle Schwarz mit einem rothen Schein, furchtbar mischte, zurück. Je unmittelbarer Valerio jetzt Aquilar fand, desto öfter und lieber überließ er sich in der Einsamkeit seinen eignen Träumereien, in denen er heute plötzlich durch den schon erwähnten, ihm entgegentretenden Pagen gestört wurde, der ihn anredete:

»Ihr seid ja heute recht vertieft, Valerio. Da darf man wohl kaum wagen, Euch ein wenig Gesellschaft zu leisten?«

Abermals frappirte Valerio die Aehnlichkeit mit jener Estrella, die er jetzt nicht nur in der ganzen Gestalt und in den Gesichtszügen, sondern selbst in der

Sprache des Pagen wiederzufinden glaubte. Hierzu kam noch ein anderer Umstand. Seit seinem Aufenthalt in Villaviciosa hatte er den Namen Pinto angenommen, und nur der Herzog, die Herzogin und Aguilar nannten ihn, wenn Niemand weiter zugegen war, Valerio. Woher wußte der Page seinen eigentlichen Namen? Da es ihm in mehrfacher Hinsicht interessant war, sich genauer über den Pagen zu unterrichten, so lud er ihn ein, ihn auf seinem weitem Spaziergange zu begleiten.

Er fragte sogleich: »Warum nanntest du mich Valerio? Das könnte mich fast verleiten, auch die einen andern Namen zu geben!«

Der Page erröthete, und sagte, daß es nur in einer ihm selbst unbegreiflichen Gedankenlosigkeit geschehen sei. Sie sprachen zunächst von gleichgültigen Gegenständen, als plötzlich auf einem Seitenwege ein schwächliches, weißgelleibtes Mädchen mit schneeweißen Wangen fast geisterhaft vorüberschwebte. Sie sah die Weiden nicht, und wandte sich nach dem Ufer des Teiches, wo sie bald stehen blieb, bald hin und wieder ging. Ihre ätherische Erscheinung erinnerte an die Faßeln von den Wasserniren; doch hielt sie der eben nicht abergläubische Valerio für ein menschliches Wesen, und äußerte Besorgniß, daß sie etwas Unheimliches im Sinne haben möge.

»Ach, da seid nur ganz ruhig!« versetzte der Page, »diese thut sich kein Leid an, denn so wandelt sie an den Ufern dieses Teiches alle Tage.«

»Und wer ist denn das sonderbare Wesen?« fragte Valerio mit erhöhter Neugier.

»Das weiß man freilich so eigentlich nicht,« sagte der Page. »Der Gärtner hat sie als Kind zu sich genommen und erzogen; aber wer ihre Eltern sind, das hält er geheim. Wahrscheinlich stammt sie aus einer großen Familie; wenigstens lassen ihr feines Aussehen und ihre ganze Art sich zu bemerken, so etwas vermuthen. Aber mit ihrem Verstande ist es nicht ganz richtig; sie redet oft Dinge, die kein Mensch zu deuten weiß. Doch dulkten sie der Herzog und die Herzogin wegen ihres stillen Betragens in ihrer Nähe. Sie heißt Elisas, und, weil sie immer weißgelleibet geht und so blassc Wangen hat, so nennen sie alle Leute »die Elie.«

Die Erscheinung des wunderbaren Mädchens, ihr bedeutungsvoller Name und ihr einsames, nachtschwanderisches Umherirren, das wirklich dem Schwankeu einer Elie glich, das Alles hatte für Valerio etwas Poetisches, das seine Phantasie in eine geheime Thätigkeit setzte. Er fragte weiter:

»Seit wann ist denn das Mädchen in diesem wahnsinnähnlichen Zustande?«

»Seit ihrem achtzehnten Jahre, wie man sagt,« versetzte der Page. »Seit Kurzem liebt sie einen blinden Mann, den alle Leute »den Todtenkopfe« nennen. Was der eigentlich ist, kann ich nicht sagen, ein Pilger, ein Musiker, ein Eremit, oder gar ein bloßer Geist. Es kommt ihm Niemand gern nahe, ob er gleich sehr schön die Flöte spielt, als hätte er die Absicht, damit die Leute anzulocken. Die Beiden sind die Liebenden, die sich ewig suchen und nicht finden können. Seine Melodiceu scheinen

nach ihr zu rufen, und sie scheint von dem andern Ufer auf die Töne zu lauschen; dann geht sie nach ihm, streckt die Arme nach ihm aus, aber wenn sie drüben ist, so steht er am jenseitigen Ufer und lockt sie von neuem, um ihr dann wieder zu entschlüpfen.«

»Aber wenn er blind ist,« entgegnete Valerio, »so könnte sie ihn doch leicht überraschen.«

»Das ist eben das Verwunderliche,« sagte der Page, »wie es ihm möglich wird, ihr immer zu entfliehen. Aber es mag wohl sein, daß sie in ihrem Wahnsinn selbst ein Vergnügen daran findet, dieses sonderbare Spiel zu treiben, oder daß sie, sobald sie ihm nahe kommt, von einem unerklärlichen Schauer befallen wird, der sie dann auf einmal wieder von dem zurückschreckt, den sie vorher voll Sehnsucht zu umfassen strebte.

In dem Augenblicke erklangen in einiger Entfernung die Töne einer Flöte, und Valerio erkannte in der beginnenden Dämmerung die in einen Mantel gehüllte Gestalt eines Mannes, die sich am andern Ufer des Teiches zeigte. Elias rang die Arme nach ihm hinüber und ließ wiederholte Seufzer aus. Valerio sei die Melodie des Liedes auf, die der Blinde spielte, denn es war dieselbe, die er von Estrella mehrmals hatte singen hören.

»Horch! Das Lied von den Pyrenäen!« sagte er zu dem Page. »Woher kennt der blinde Musikus dieses Lied?«

Der Page stotterte in einiger Verlegenheit, ehe er die Antwort herausbrachte:

»Ich selbst bin ein Stück von einem Musikus; ich habe das Lied öfters zur Guitarre hier gesungen, und da mag es wohl sein, daß mir der Alte heimlich zugehört und die Melodie abgelauscht hat.«

»Und woher kennst du die Melodie und das Lied?« fragte Valerio, indem er den Vagen scharf fixirte.

Dieser wurde roth bis hinter die Ohren, schlug die Augen zur Erde, und schien reden zu wollen, ohne die rechten Worte für das zu finden, was er sagen wollte.

»Es ist mein Lieblingslied von Jugend auf!« flammelte er endlich mit einer mädchenartigen Schüchternheit, »und wenn ich die Wahrheit sagen soll, so will ich es nur bekennen, ich habe es mir selbst gedichtet und mir auch selbst die Melodie dazu erfunden.«

»Nun so ist's gewiß, so bist du niemand anders, als Estrella!« sagte Valerio.

Der Vage flich, bei Nennung dieses Namens zusammenfahrend, einen lauten Schrei aus, schwieg aber sogleich darauf, und sah Valerio mit einem rührenden, zum Verzeihung stehenden Blicke an.

»Ja, laßt mich's Euch nur geschehen,« sagte er endlich, ich bin wirklich jene Estrella, die ihr Gesüht für Euch auf ewig unterdrücken wollte, und doch nicht dem Hange widerstehen konnte, wenigstens in Eurer Nähe zu sein und ihr dahinsinkendes Herz an Eurem Anblick wie eine Blume an dem warmen Sonnenstrahl zu erquickeln. Ach, Valerio, wie soll ich mich gegen Euch entschuldigen! Es muß Euch sehr zudringlich erscheinen, daß ich Euch nachschleiche und vor-

außeile auf allen Euern Wegen; aber bei Gott, ich kann nicht anders — ich muß — eine mächtige, unwiderstehliche Gewalt zieht mich fort; wenn ich Euch nicht sähe, dann müßte ich sterben! Ihr seid mein Sonnenstrahl und ich bin nun einmal die arme Blume, die, fern von Euch, verwelken müßte. Ich hatte nun so fest beschloffen, Euch nie wieder zu nahen; aber der mächtige Zug meines Herzens trieb mich Euch nach; ich konnte nicht widerstehen! Valerio, ich weiß, Ihr liebt eine Andere, eine weit Schöneren, als ich bin, und ich weiß, ich bin ein armes, von aller Welt verachtetes Wesen, und dennoch muß, ach, muß ich Euch sagen, daß ich Euch liebe, ob Ihr mich auch geringschätzt, liebe bis in den Tod! Ich fordere keine Gegenseite von Euch; ich verlange nichts, als nur die kleine Günst, Euch zu sehen, Eure Stimme zu hören, und wenn es sein kann, manchmal ein Augenblickchen mit Euch zu reden, um es Euch wiederholt zu sagen, daß ich an nichts, als an Euch nur denke. Behandelt mich dann mittheilend und seid nicht so hart, mir gar kein freundliches Wort und gar keinen freundlichen Blick zu gönnen! Wenn's Euch auch nicht Ernst ist, so stellt Euch wenigstens, als sei ich Euch nicht ganz zuwider, und bedenkt, daß kein Wesen auf der ganzen weiten Erde tiefer und inniger für Euch empfinden kann, als Estrella! Werdet nicht böse, wenn ich Euch einmal küsse! Und wenn ich — ach, ich rede tolles Zeug,« unterbrach sie sich selbst, indem sie mit Thränen in den Augen lachte. »Noch Eins bitt' ich Euch,« fuhr sie fort; »verrathet mich hier nicht! Es gelang mir, Alle zu täuschen; Niemand ahnt mein

Geflecht. Ich eilte Euch hierher voraus, weil ich wußte, daß ich Euch in Villaviciosa finden würde; es glückte mir, am Hofe eine Pagenstelle zu erhalten; ich wollte hier nur in Eurer Nähe sein und hatte mir fest vorgenommen, Euch nie anzureden; und nun habe ich meinen Vorsatz doch gebrochen! Ich bin recht böse auf mich selbst; aber ich mag es anfangen, wie ich will, ich kann mich doch nicht enthalten, Euch in diesem Augenblicke in die Arme zu stürzen, um mich nur wie im Traum an Eurer Brust einmal selig zu fühlen!«

Bei diesen Worten sank sie Valerio in die Arme, ächzte, in den Tiefen ihres ganzen Wesens erschütterte, benetzte seine Wangen mit ihren brennenden Thränen und küßte ihn mit einem Ungestüm, dem er nicht widerstehen konnte. Die Leidenschaft des Mädchens rührte ihn; er wußte nicht, welchen Gewaltsschritt er thun sollte, um das interessante, ganz in Liebesgluth hinsterbende und durch dieses Feuer der Empfindungen unendlich verschönte Wesen von sich zu entfernen, als sich plötzlich der blinde Flötenspieler ihnen näherte.

»Laß mich, gute Estrella,« sagte er zu ihr.

»Gute Estrella!« rief sie aus. »O Valerio, das ist das erste Wort aus Euerm Munde, das mir neu belebend in die tiefste Seele dringt! Wenn Ihr mich gut nennt, so könnt Ihr mir doch nicht ganz gram sein!«

Valerio streichelte ihr die Wangen und sagte von Gefühl überwältigt: »wahrlich Mädchen, wenn ich mich zertheilen könnte, so würde der zweite Theil

meines Ich nicht dafür stehen können, daß er dir angehörte. Aber du weißt ja selbst « —

»Wohl weiß ich!« versetzte sie seufzend und aus tieffster Brust Athem holend; »und wohl fährt es mir durch den Kopf, die Andre mit Gewalt von dir zu verdrängen; ach, dann bin ich ein unbändiges wildes Wesen; ich möchte sie vergiften und erdolchen, aber wenn ich dann wieder bedenke, daß du sie mehr liebst, als mich, ach, dann sinkt mir aller Muth; durch ihren Mord würde ich ja dich am meisten betrüben, und stelle ich mir das vor, so schwinden alle jene abscheulichen Gedanken. Aber doch bin ich nicht ohne Hoffnung. Du hast von Isidoren noch keinen Brief; du weißt nicht, was ihr geschehen ist!«

»Mädchen, du erschreckst mich!« versetzte Valerio. »Weißt du vielleicht von ihr, so rede, ich beschwöre dich, rede!«

Estrella sah ihn mit einem Blicke an, der ihm zu verkünden schien, daß sie wohl etwas wisse; doch sagte sie:

»Gebt Euch zufrieden, Valerio; für heute erfahrt Ihr nichts weiter; der so eben ertönnende Glockenschlag ruft mich zu meinem Dienst; morgen um dieselbe Zeit will ich Euch hier ein Mehreres erzählen!

Schnell entschlüpfte sie ihm und überließ ihn seinen Gedanken, von denen er durch das Herannahen des blinden Flötenspielers abgelenkt wurde. Er fasste ihn sogleich scharf in's Auge und schien in seinem Aussehen eine auffallende Aehnlichkeit mit Jemand zu entdecken, auf den er sich nicht sogleich besinnen konnte.

»Wer seid Ihr, guter Alter?« fragte er ihn, sich freundlich nähernd.

»Ich bin der Todtenkopf!« erwiderte eine Stimme, die ihm nicht fremd erklang.

»Was macht Ihr hier?« fragte Valerio weiter.

»Ich spiele die Flöte und zuweilen auch die Harse,« versetzte der Alte in einem vertraulichen Tone. »Ach, die Harse ist ein sehr schönes Instrument, und hat den Vorzug vor den meisten andern, daß man auf ihr volle Akkorde greifen kann; aber die Flöte ist mir bequemer, weil ich sogleich meiner Geliebten nachhelfen kann, wenn ich sie gelockt habe. Freilich gehen die einzelnen Töne nicht so in's Herz, wie ein Lied mit Harfenbegleitung; aber es ist einerlei, denn der Todtenkopf und die Lilie kommen doch nie zusammen. Eins flieht das Andere; sie haben sich so lieb, ach, so unendlich lieb, und fürchten sich doch vor einander!«

»Aber,« versetzte Valerio, »die Lilie sucht Euch ja, und Ihr tragt durch euer Entfliehen selbst die Schuld davon, wenn keine Vereinigung zu Stande kommt!«

»Wollte Gott, es wäre so!« seufzte der Alte.

»Das ist aber dummes Zeug, was Euch die Leute weiß gemacht haben. Die Lilie ist immer der zurückweichende Theil, denn wenn sie wollte, so könnte sie mich halb blinden Mann längst gefangen haben; aber sie stellt sich nur sehnlich an, und wenn ich ihr nahe bin, bis auf drei Schritte nahe bin, so schreit sie laut auf und flieht vor mir. So narrt sie mich ewig hin und her; ich hab' es nun bald satt. Ich schwöre es an jedem Morgen, nicht mehr nach ihr zu gehen, und komme doch an jedem Abend wieder.«

Valerio fragte den Alten, der seine Einbildungskraft lebhaft beschäftigte, nochmals, wer er denn eigentlich sei.

Da lachte dieser ganz komisch, und versetzte: »Ich nun, eigentlich war ich eine Raupe, die sich nachher zu einer Motte einspann, und dann wurde aus mir der prächtige Schmetterling, der zu dem Geschlecht der Nachtvögel gehört und der Todtenkopf genannt wird. Der Tag ist mir sehr zuwider; ich bin an seinen Strahlen ganz augenschwach geworden; aber wenn die Nacht kommt, dann wird mir wohl und dann kann ich auch ein wenig sehen!«

Mit einer eigenen, seine tiefste Seele durchschneidenden Empfindung erkannte jetzt Valerio in dem vor ihm Stehenden deutlicher und deutlicher den unglücklichen Freira de Andrade, dessen Verstand sich durch die vielen ausgestandenen Verfolgungen und Leiden verwirrt hatte.

Um ihn zu prüfen, redete er ihn plötzlich »Freira de Andrade!« an.

Der Alte schrie laut auf und wollte entfliehen. Valerio hielt ihn zurück und sagte im liebevollsten Tone:

»Mein theurer Lehrer, erkennt Ihr mich denn nicht? So hört doch, laßt Euch bedeuten! Ich meine es ja so gut mit Euch!«

»Nein, nein!« schrie der Alte heftig. »Man jagt, man verfolgt, man heßt mich von Ort zu Ort. Ich weiß es wohl, das ist mein Glück, man hält mich für einen Professor von Coimbra, und ich bin doch weiter nichts, als ein elender Schmetterling! Ihr wollt

mir eine Nadel durch den Kopf stechen und mich in euer Naturalienkabinet schassen! Laßt los! Laßt los! Ich will fliegen! »

Mit einer über seine Kraft gehenden Gewalt riß sich der Alte los, und rannte, sobald er sich frei fühlte, fort, ohne auf Valerio weiter zu hören. Einen Augenblick darauf nahte sich ihm das schneeweisse Mädchen, die Lilie, die ihn aus der Ferne für den Alten gehalten haben mochte; sie sah ihn einen Moment mit scheuen, forschenden Augen an; doch als sie ihren Irrthum bemerkte, ergriff sie gleichfalls erschrocken vor ihm die Flucht.

IV.

„Ich bitte dich — erzähle mir von ihr!“ —

„Es wird mir schwer, doch ich versprech's, und Euch Erfüllung' ich alle Wünsche gern.“

Am Abend des nächsten Tages um dieselbe Zeit fand sich Valerio wieder an der Stelle im Park ein, wo er durch eine zweite Unterredung mit Estrella nähere Nachrichten über Isidora zu erhalten hoffte. »Du weißt nicht, was ihr geschehen ist!« hatte sie gesagt, und diese Aeußerung hatte ihn mit der größten Besorgniß um ihr Schicksal erfüllt. Die Nacht war ihm in Unruhe vergangen. Wenn er auf Momente entschlummerte, so weckten ihn bald schredliche Träume, wo er

Isidoren gemordet und in Blute schwimmend vor sich liegen sah. Damit vermischten sich tolle Phantasien über das wahnsinnige Liebespaar, »den Totenkopf und die Lilie,« deren Erscheinungen tausend Verwandlungen erlitten. Die »Lilie« war bald eine Blume und es kam ihm lächerlich vor, wie er sie hätte für ein lebendiges Wesen halten können; bald aber erschien sie ihm wieder als ein Mädchen, und bald war es ihm wieder völlig ungewiß, was von Beiden sie eigentlich sei. Dann sah er das Bild seines würdigen Lehrers Andrade, aber indem er es genau betrachten wollte, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht irre, verwandelte sich die menschliche Gestalt des Alten in einen ungeheuer großen Schmetterling, der ihn schauerlich mit seinen Flügeln umschwirrte, und sich dann auf die Lilie setzte, um an ihr zu saugen. Aber die Blätter der Lilie waren mit Blut besetzt, und als der Schmetterling dies bemerkte, flog er auf einmal, erschrocken zurückfahrend, fort. Indem er sein Auge starr auf den Schmetterling heftete, sah er wieder, es war kein Schmetterling, sondern ein wirklicher, ihn mit leeren Augenhölen gräßlich anstarrender Totenkopf, und dieser Totenkopf sprach zu ihm hohle, dumpfe Worte, die ihm wie lauter Wahnsinn klangen.

Diese Phantasieen, die ihn die ganze Nacht hindurch marterten, hatten ihn auch den Tag über verfolgt und ihn in eine düstere träumerische Stimmung versetzt, die er jetzt in der freien Natur loszuwerden hoffte. Indem er in sich selbst verloren nicht fern von dem Teiche stand, hörte er auf einmal Fußstritte; schon glaubte er, es sei der Page, aber mit Ueberraschung

bemerkte er jetzt, es war die wahnsinnige Elisas, die mit gelöstem, lang herunterwallenden Haar, todtbleichen Wangen und schneerweisem Kleide einige Schritte vor ihm stehen blieb, und ihn seltsam verwundert mit ihren großen, von einer geisterhaften Gluth leuchtenden Augen ansah. Sie schien, einem Gespenst gleich, seine Anrede zu erwarten. In der Hand hielt sie eine verwelkte Wasservallis; phantastische Gewinde von verschiedenen andern Blumen zogen sich durch ihre Locken. In ihrem Gesicht lag jener tief zehrende Wahnsinn, der sich am gräßlichsten durch das Lächeln verräth, das mit einer gewissen gleichgültigen Leblosigkeit in die Welt hineinstarrt.

Valerio bemerkte diesmal die edle, majestätische Gestalt des Mädchens, die sich wohl früher einer schönen Fülle der Formen erfreut haben mochte, & jetzt hinzuwelken schien wie die Lilie in der heißen Gluth der Sonnenstrahlen. Eine mächtige Neugier trieb ihn, das seltsame Wesen anzureden.

»Wie ich gehört habe, so wohnt Ihr hier, edle Donna,« sagte er; »es wundert mich, daß ich Euch noch nie im Schlosse gesehen habe, da Euer Pfleger Vater doch in des Herzogs Diensten steht.«

»In's Schloß gehe ich niemals,« erwiderte sie, »weil ich die beklemmende Lust in den Gewächshäusern nicht vertragen kann. Die Blumen und Schmetterlinge befinden sich im Freien am wohlsten. Ich könnte keinen Tag im Zimmer leben. In der Zeit, da sie mich eingemauert hatten, da bin ich so blaß geworden. Ach, ich war sonst sehr roth, wie die Rosen hier; aber die Aebissin wollte eine weiße Rose

aus mir machen, und da bin ich nun gar zu einer
Villie geworden!«

»Ihr lebtet also wohl nicht immer hier?« fragte
Valerio, für den die Wahnsinnige ein lebhaftes psy-
chologisches Interesse gewann.

»Nein,« versetzte sie, nachsinnend; ich habe als
Kind hier gespielt und wuchs unter diesen Bäumen
und Blumen auf; später sah ich hier meinen Lenar-
do, und weil ich ihn liebte, so wurde ich in ein Klo-
ster gesperrt. Dort nannten sie mich Clara. Sie
ließen mich einmauern; aber das Kloster brannte ab;
ich glaubte schon, daß ich lebendig verbrennen müßte;
doch die Mauer brach auseinander, ehe das Feuer bis
zu mir gelangte; da entfloh ich, und eilte wieder hie-
her, um meinen Lenardo aufzusuchen. Aber der
hatte sich in der Zeit sehr verändert. Die Leute sagen
mir immer, daß er die Tochter eines Fidalgo bei
Lissabon geheirathet habe. Doch das ist nicht wahr.
Er lebt noch hier, er ist mir noch treu, und kommt
alle Abende in den Park. Nur fürchtet er sich vor
mir, seit ich wieder hier bin, und mir geht's mit ihm
eben so. Ach, ich wäre so selig, wenn ich ihn nur
ein einzigesmal umarmen könnte, und doch jagt mich,
wenn ich ihm nahe, jedesmal ein plötzlicher Schreck
vor ihm zurück.«

»Doch, Ihr irrt Euch wohl, schöne Donna,«
versetzte Valerio. »Der Mann, den Ihr hier sehet,
er ist nicht Euer Lenardo; er ist« —

»Ach, ich weiß Alles, was Ihr sagen wollt, fiel
sie ihm in's Wort. Die Leute haben sich verschworen,
mir weiß zu machen, der blinde Flötenspieler sei ein

alter Einsiedler; aber das ist eine dumme Püße, denn es ist gar wohl Lenardo; er hat sich nur in den Schmetterling verwandelt, den man den Todtenkopfs nennt, seit ich eine Püße geworden bin.«

»Aber schöne Eilias, sagte Valerio, wenn ich Euch nun versichere, daß es ein alter, blinder und abgeehrter Mann ist, den Ihr mit Euerm Lenardo verwechselt?«

»Verwechseln?« wiederholte sie verwundert. »So! Meint Ihr wirklich? Nun ja, das kann Einem schon widerfahren! Ich könnte Euch auch mit dem Sohne eines angesehenen Bürgers in Lissabon verwechseln.«

Valerio stuzte, und fragte sogleich, ob sie ihn denn schon früher einmal gesehen habe.

Sie aber sprang schnell auf andere Gegenstände über, — der Ton der Flöte erklang vom Zeiche her, und ihre Aufmerksamkeit für Valerio war mit einemmale verloren, indem sie rasch forteilte und ihr gewöhnliches tolles Liebespiel mit dem verwirrten Geistesbruder begann.

Nach einigen Augenblicken wurde Valerio durch Estrella's Ankunft von der weitem Beobachtung des wahnsinnigen Paares abgezogen.

»Schön, daß du Wort hältst!« rief ihr Valerio entgegen; »ich wartete schon längst auf dich, und dachte schon, du würdest gar nicht kommen.«

»Es würde mir schwer werden, eine Gelegenheit, Euch zu sehen und zu sprechen, zu versäumen,« versetzte Estrella.

»Und doch,« entgegnete Valerio, war es dir hier schon so lange möglich, in meiner Nähe zu sein,

ohne unsere Bekanntschaft zu erneuern? Im Gegentheil schienst du mich zu meiden und mir überall auszuweichen.«

»Es hat mich Ueberwindung genug gekostet!« sagte Estrella, indem sie die Augen wehmüthig an den Boden heftete. Es verhält sich mit uns Beiden am Ende nicht anders, als wie mit Elias und ihrem Totenkopf. Die ganze Liebe ist wohl überhaupt nur ein sich Suchen und sich Fliehen. Der liebende Jüngling sehnt sich Tage und Nächte nach dem Mädchen, das er im Stillen anbetet, und wenn sie ihm entgegentritt, wenn er zu ihr reden und ihr Alles sagen könnte, was ihm am Herzen liegt, so hält ihn die unbefiegbare Furcht vor ihr zurück; und ebenso geht es dem Mädchen, die erbebend vor dem flieht, den ihr Auge mit geheimer Sehnsucht verfolgt. Auch ich floh Euch. Aber dann dacht' ich wieder bei mir, es ist doch recht abscheulich, wenn man einem Menschen, dem man gut ist, und zu dem man sich hingezogen fühlt, gerade deshalb aus dem Wege gehen soll. Das menschliche Herz ist so vieler schönen Empfindungen fähig, und sie drängen sich von selbst hinzu, sie sprossen wie schöne Blumen aus ihm hervor. Soll man alle die lieben Blumen vertilgen? Soll man nur eine einzige Rose davon stehen lassen, soll man nur sie sehen und nicht auch an einem Veilchen oder sonst einem bescheidenen Feldblümchen sein Gefallen finden? Valerio, meine Seele ist nun einmal ganz Wahrheit und Offenheit; Ihr könnt es tadeln, daß ich als ein Mädchen so frei zu Euch rede; tausend Andere würden, wenn sie so wie ich für Euch empfän-

den, krumme Gänge einschlagen, sie würden — ach, was sie thun würden, das weiß ich nicht; ich weiß nur, was ich thue und thun muß, wenn ich nicht mein ganzes Wesen zu einer Lüge machen will. Ich sage Euch unbefangen, ich liebe Euch, und so bin ich, und so nehmt mich hin, oder stoßt mich meinetwegen auch von Euch! Doch nein, das thut Ihr nicht ganz; das Weilchen blickt sehnsüchtig nach der Sonne, aber es will weiter nichts, als sich an ihren Strahlen sonnen; und das kann ja die Sonne wohl geschehen lassen. Seht Ihr in einer Andern die Liebe, Valerio, so seht in mir die Treue, die Freundschaft, die Anhänglichkeit an Euch bis an den Tod. Ich bin ein armes, niederes Kind; mein Herz wäre vielleicht eines bessern Schicksals werth. Aber tausend edle Herzen müssen ihr Leben im Stillen verächzen und verweinen. Warum das so ist, wer weiß es? Ich gehöre zu den Tausenden, und kann nichts thun, als fragend zum Himmel blicken, und mein Loos im Stillen tragen.«

Valerio fühlte sich bewegt durch des Mädchens wehmüthige Rede; er streichelte ihr die Wangen und küßte sie sanft auf die Stirn; sie ließ ihren Arm nachlässig auf seine Schulter fallen. »Ich möchte Euch so gern einmal küssen,« sagte sie; »aber ich habe den Muth nicht mehr dazu!«

Valerio konnte sich nicht enthalten, dem liebenswürdigen traurigen Kinde einen Kuß auf die vollen Lippen zu drücken, um so viel Liebe und Treue wenigstens mit einem freundlichen Momente zu belohnen. Da strahlte ihr Auge von einem höhern Schimmer, er

fühlte ihr Herz an dem seinen heftiger pochen, ihr Arm wollte ihn stärker an sich pressen, doch wich sie auf einmal, wie von einer plötzlichen Schlassheit befallen, einen Schritt von ihm zurück. Valerio fragte sie mit einer wahren Theilnahme nach ihren früheren Schicksalen; es hatte einen Reiz für ihn, noch tiefer in die Seele des unergründlichen Mädchens zu blicken.

»Wohl könnt' ich Euch noch viel von mir erzählen; aber ich habe Euch schon zu viel gesagt; da verlangt nicht, daß ich Euch noch mehr ausspreche;« versetzte Estrella.

»Nun, so halte wenigstens dein Versprechen, und erzähle mir nun von Isidoren!« sagte Valerio.

Der Name Isidorens schien einen erschütternden Eindruck auf Estrella zu machen, doch faßte sie sich und begann:

»Habt Ihr denn nur noch keine Nachricht von der Gesellschaft Aquilars?«

»Nicht ein Wort!« versetzte Valerio. »Mädchen, weist du etwas, so beschwör' ich dich, rede!«

»Nun, so viel ich Euch sagen kann, will ich Euch gern mittheilen;« sagte Estrella. »Ich kann Euch nicht beschreiben, wie es mir zu Muthe war, als Ihr mit Aguilar fortzogt. Ihr hattet nicht einmal Abschied von mir genommen. Aber einige Tage vor Eurer Abreise belauschte ich Euch unversehens, als Ihr mit Aguilar allein sprachtet; ich hörte, daß Ihr fort wolltet, und erfuhr auch, wohin Ihr reisen würdet. Eine mächtige Stimme rief mich nach Villaviciosa, als Ihr nun geschieden waret; ich wollte ihr kein Gehör schenken. Ich wollte bei Euern Beuten bleiben, ich

wollte mich zwingen, lustige Lieder zu singen und zu tanzen, aber wenn ich die Laute zur Hand nahm, so kam sie mir wie zerbrochen vor; und noch zerbrochener fühlte ich mein armes Herz. Gerade in den Augenblicken, wo ich die schönsten Lieder hätte singen können, brachte ich keinen Ton hervor. Ach, ein Dichter brauchte bloß immer ganz ohne Rückhalt auszusprechen, was seine Seele bewegt, was sie in Stücke zerreißt, und er würde wahre Wunder wirken; aber es gehört eine gewisse Kühnheit dazu, sein innerstes Allerheiligste des deckenden Vorhangs zu entkleiden und seine ganze Empfindung nackt hinzustellen. Genug, ich konnte nicht mehr singen. Es ist seltsam, Valerio, vor Andern bin ich scheu und schüchtern, Euch aber sag' ich Alles. Ich irrte tiefsinnig in der Waldgegend umher; sie mochten mich für halb verrückt halten, und ich war es auch. Meine Schwerinnuth jagte mich von Allen zurück. Ich aß und trank nur wenig. Am liebsten weilte ich in einer alten versunkenen Waldkapelle; dort lag ich halbe Stunden lang am Altar und betete zur Jungfrau Maria; da wurde mir leichter um's Herz. Endlich erkor ich die Kapelle ganz zu meiner Wohnung. Ich hatte einige Tage dort zugebracht, als ich einmal des Abends, sehe ich von einer einsamen Wanderung heimkehrte, mit Ueberraschung Licht darin entdeckte. Es besiel mich ein Schreck, und doch konnte ich dem Drange meiner Neugier nicht widerstehen. Leise schlich ich mich hinein. Da sah ich zwei teuflische Bösewichter, von denen der Eine den Andern vor dem Crucifixe einen furchtbaren Eid ablegen ließ. Ich kannte Beide. Der Eine war mein — mein höllischer Verfol-

ger Bianna und der Andere — Uzeda. Was mußte ich hören! Uzeda versprach um einen hohen Lohn Fernando im Schlafe zu ermorden. Bei mir war es sogleich beschloffen, Fernando zu retten. Ich eilte Uzeda voraus und wollte Fernando wecken; doch im schnellen Lauf stürzte ich und stieß mit der Stirn so heftig gegen einen harten Stein, daß ich bewußtlos liegen blieb. Als ich nach einiger Zeit wieder zur Besinnung kam, fühlte ich einen heftigen Kopfschmerz; doch war ich zu meiner Verwunderung nicht beschädigt. Es war ringsum tiefe Nacht; die Stille wurde nur durch öfters wiederkehrende heftige Windzüge unterbrochen. Schon war ich an der Thür von Fernando's Zelt, als dreimal ein helles Pfeifen erklang. Ich hatte gehört, daß dieß das Signal zur Vollziehung des Mordes sein sollte. Noch lauschte ich an der bloß angelehnten Thür, die ich ein wenig öffnete. Da sah ich, wie sich der Bösewicht Uzeda von seinem Lager erhob und dem im Schlafe liegenden Fernando mit dem Dolche nahte. Leise trat ich herein; er sah mich nicht; und als er den Arm zum Stoß erhob, riß ich ihm den Dolch aus der Hand. Fernando erwachte; Uzeda entfloh. Schon in den nächsten Augenblicken erklang ein wildes Geschrei; ein feindlicher Ueberfall stürzte Alles aus dem Schlafe auf. Es entstand ein fürchterliches Gemetzel; Aquilar's Leute fochten wie die Löwen, doch bald siegte die Uebermacht der Angreifenden; ich sah, wie Fernando Isidoren retten wollte; aber er war allein und wurde zurückgedrängt; und Isidore wurde gefangen von den Feinden fortgeführt.

»Mädchen, du lügst!« fuhr Valerio Estrella an. »Ha, wie du schlau bist! Ich soll Isidoren für verloren halten, um dir mein Herz zuzuwenden! Darum ersinnst du mir so eine Geschichte! Wenn man sie nur so schnell glaubte! Fürwahr, ein recht fein angelegter Plan, den ich deiner Einfalt nicht zugetraut hätte!«

Estrella weinte über die harten Worte, die ihr das tiefste Herz durchbohrten. »Ich will nicht schwoören und behaupten,« sagte sie; »Gott weiß, daß ich die reine Wahrheit rede, und daß ein Betrug, wie Ihr ihn mir zutraut, nicht in meine Seele kommt. Ich will ruhig abwarten, bis die Zukunft meine Worte bestätigt.«

Es lag in der Versicherung Estrella's ein so tiefer Ernst, daß Valerio doch seine augenblickliche Vermuthung verwarf und ihr Glauben schenkte. Der Gedanke, daß Isidora in der Macht der Feinde sei, die völlige über ihrem weiteren Schicksale schwebende Ungewißheit, ihr gänzlichcs Stillschweigen auf seine Briefe, das Alles erdrückte ihn mit einer überwältigenden Beängstigung. Er hatte keinen Sinn mehr für die weitere Unterredung, und eilte fort, um so gleich mit Aguilar zu sprechen.

V.

*„Ich kann den Himmel für Sie dichten,
Doch meiner denkt nicht ein Gebet.“*

(Uvalia.)

In einem engen, dunkeln und abgelegenen Gäßchen Lissabons stand eine elende, halbverfallene Hütte, die durch ihre äußere Vernachlässigung den Anschein hatte, unbewohnt zu sein. Nebenan befanden sich nicht viel bessere Häuser, die sämmtlich dem reichen Marquis Rodrigo de Cota zugehörten, einem geizigen Manne, der diese schlechten Wohnungen an Tagelöhner, Gallegos und andere arme Leute vermiethet hatte, und sich kein Bedenken daraus machte, wenn der vierteljährige Termin vergangen war, den Miethzins mit den strengsten Gewaltmaassregeln einzutreiben. Desters kamen die dem äußersten Mangel Preisgegebenen in seinen prachtvollen Palast auf dem Roscioplay, und suchten durch Bitten und Thränen das Herz des Mannes zu erweichen, dessen Ueberfluß das von den Armen erpreßte Gut leicht hätte entbehren können; aber gewöhnlich ließ er sie gar nicht vor sich, oder wenn sie sich einen Weg zu ihm zu bahnen wußten, so überhäufte er sie mit Vorwürfen und Schmähungen, gab all ihr Elend ihrer bloßen Faulheit schuld, und wandte sich an die Gerichte, die den Unglücklichen ihr wenig Besitztum noch abnahmen und sie dann aus ihren Wohnungen vertrieben.

Wir führen jetzt den Leser in das Innere des erst-
erwähnten kleinen Hauses und gelangen eine schadhafte
Treppe empor in ein ziemlich leeres, sehr ärmliches,
aber doch reinliches Zimmer. Ein eichener Schrank
in dem einen Winkel, ein abgenutztes Sopha, zwei
alte Tische und etliche hölzerne Stühle machen das
ganze Möblement desselben aus. Vor dem Tische, der
mit einigen Büchern und Papier bedeckt ist, sitzt in
tiefem Sinnen ein blasser Mann mit feinen und inter-
essanten Gesichtszügen, denen wohl nur das angestrengte
Nachdenken und vielleicht häufige Nachwachen das fri-
schere Lebensroth abgestreift haben mochten. Er schien
etwas älter, ob er gleich gerade heute erst seinen 35sten
Geburtstag feierte.

Ihm gegenüber auf dem Sopha saß ein schönes
junges Weib von sehr leidendem Ansehn; ein noch zar-
tes Kind ruhte an ihrer Brust, und zwei andere, ein
Knabe von etwa fünf, und ein liebliches Mädchen von
kaum vier Jahren, spielten vor ihr mit einander auf
dem Fußboden. Oft erhob sie drohend den Finger ge-
gen die Kinder und gebot ihnen, ruhig zu sein; dann
weilte ihr Auge wieder mit einer tiefen Bekümmerniß
auf dem Manne, der wechselnd bald schrieß, bald fin-
nend sein Haupt auf die Hand stützte, bald halb laut
einige Worte vor sich himmurmelte, bald mit einem
Blicke innerer Heiterkeit und Seligkeit emporschaute.

In einem Augenblicke, wo die Mutter, in Ge-
danken versunken, nicht genug auf den ältesten Knaben
geachtet hatte, hatte sich dieser dem Vater genähert. Einige
Minuten stand er vor ihm; doch getraute er sich nicht,
ihn anzureden. Endlich sagte er schüchtern und bittend:

»Vater! Warum essen wir denn heute nicht?«

Der Vater warf einen schmerzlichen Blick auf den Kleinen, und gebot ihm, ruhig zu sein. Aber der Knabe hob nochmals an:

»Lieber Vater! Holst du denn heute kein Brod? Ich esse das Brod gar zu gern, denn es schmeckt so gut, wenn man recht hungrig ist!«

Der Vater schöpfte aus tiefer Brust Athem, schob seine Arbeit bei Seite, und liebte den Knaben. Da kam auch das Mädchen herzu und sagte:

»Vater, gib mir einen Kuß! Dann hungert mich nicht! Es ist recht garstig von dir, Alessandro, daß du den Vater immer um Brod bittest, denn du weißt doch, daß er keines hat!«

Herzerreißend wirkten die Worte des Töchterleins auf den Vater und auf die Mutter, der zwei heiße Thränen über die Backen glitten.

»Mein Carlos,« hob diese jetzt an, »es jammert mich, daß du an einem Tage so viel arbeitest, den Andere als ein Fest begehen. Du hast bald die ganze vorige Nacht durchessen, die Augen fallen dir fast zu vor Müdigkeit; erhole dich doch nun und mache dir eine freie Stunde! Sieh' dich um, ob du einen guten Freund triffst, der dich auspeitert, und is und trink' dich einmal satt.«

»Was denkst du, liebes Weib« sagte Carlos; »ich soll dich hier mit den Kindern hungrig allein lassen und in dieser Zeit vergnügt sein? Das ist mir nicht möglich!«

»Deine Arbeit würde dir dann besser von Statuen gehen,« versetzte Antonia. »Ich habe immer

gehört, daß ein Glas Wein des Dichters Geist belebe; du hast es dir so lang versagt. Ich habe nichts, womit ich dir zu deinem Geburtstage eine Freude machen könnte, ich kann dir heute nicht das kleinste Geschenk bringen, aber, mein lieber Mann, laß dich erbitten, nimm das Püdtchen hier, schide es fort, und sich, was wir daraus geliehen bekommen! So werden wir heute für uns und die Kinder Brod haben, und für das Uebrige trink eine Flasche Wein! Ich sehe dich so gern aufgereitert. Da, nimm, und schide es sogleich fort!«

»Was ist denn drin?« fragte Carlos, den Umschlag des Tuches lüpfend; »ein Kleid von dir, Antonia? Hast du denn der Kleider so viel?«

»Nun ja,« versetzte Antonia, »was ist denn an dem Kleide gelegen? Ich habe ja doch noch eins übrig. Du kommst mit einem einzigen Anzuge aus; und ich gehe ja kaum aus dem Hause; da werde ich mich ja wohl auch behelfen können.«

»Theures Weib!« rief Carlos aus, indem er Antonien um den Hals fiel, deine Liebe bewegt mich in tieffter Seele. Aber was denkst du! Wir haben Beide mit blutendem Herzen veräußert, was uns lieb, ja selbst, was uns fast unentbehrlich war. Jetzt stehn wir an der Grenze. Es ist uns nichts mehr übrig. Geh, nimm dich zurück! Du hast schon zu viel für mich hingegeben; die Noth drang mich, dazum zu willigen; aber diesmal verbietet es mir mein Gewissen, deinem Rath zu folgen!«

»So willst du also heute keine Freude haben?« sagte Antonia nickerschlagend.

»Ich will schon dann sehr froh sein, wenn mich nur kein neues Schreckniß betrifft!« versetzte Carlos.
 »Guter Gott, ich habe doch nun zu dem Himmel ganze Jahre hindurch täglich so heiß um ein Glück, um eine Hülfe gebetet, ich habe bald mit Verzweiflung gerungen, bald mein Vertrauen zu Gott erneut; ich habe das Meinige gethan, und an allen Sonn- und Festtagen, ja selbst in den Nächten gearbeitet. Wie froh war ich allemal, wenn ich dann ein Werk beendet hatte, indem ich hoffte, die schönsten Früchte zu erndten! Doch immer hatt' ich mich vergebens angestrengt!«

»Ich wundere mich nur,« versetzte Antonia, »wo du noch den Muth hernimmst, immer wieder neue Arbeiten zu beginnen, da dich alle Erfolge der vorigen nur abschreckten. Ich habe dir anfangs geglaubt und stets mit Freuden beigestimmt, wenn du mir sagtest, alles Große könne nur durch Opfer erkauft werden. Ich achtete unser kleines Vermögen nicht; aber es that mir sehr weh, als es so weit kam, daß deine Bücher und Kleider und Hülfe verschaffen mußten. Da hab' ich oft im Stillen recht bitterlich geweint. Eine traurige Ahnung sagte mir immer richtig das abermalige Fehlschlagen deiner Unternehmungen schon voraus. Manchmal versuchte ich es, dir Vorstellungen zu machen, und es ist noch jetzt meine Meinung, daß du auf einem andern Wege gewiß längst glücklich geworden seinst. Du selbst hast mir oft von den traurigen Schicksalen unseres größten Dichters Camoens erzählt, aber ach! sein schreckendes Beispiel hält dich doch nicht ab, dieselbe Bahn zu wandeln.«

»Liebes Weib,« sagte Carlos, »ein Dichter kann gar keine andere Bahn wandeln, als die, welche ihm die Gottheit vorgezeichnet hat.«

»Mein guter Carlos,« entgegnete Antonia in einem sanften Tone, könntest du denn dich nicht um ein Amt bewerben, und dann in deinen Nebenstunden dichten?«

»Du weißt, daß dieser Vorschlag mein ganzes Wesen in Stücke reißt,« versetzte Carlos in größter Bewegung. Der Mensch soll bloß Eins, und das von ganzer Seele treiben. Er soll das zu seinem Berufe wählen, wozu er Lust hat; dann wird etwas aus ihm werden. Aber wenn ich mich in ein Joch schmiede, das ich hasse, so werd' ich nichts mit Liebe thun; alle Geschäfte, die ich mir dann als Pflicht aufgezwungen habe, werden mich anstrengen und langweilen, ja, bei Gott, ich würde lieber gar nicht zu leben wünschen, wenn ich mich einder als ein Tagelöhner fühlen müßte, dem seine Arbeit wenigstens durch das Bewußtsein erleichtert wird, daß er nichts Besseres verrichten kann.«

»Nun, erübere dich nur nicht so, Carlos,« sagte Antonia; »ich kenne ja schon deine Meinung, aber ich habe doch wohl auch nicht so ganz Unrecht, wenn ich denke, daß man zugleich auf den Erwerb seines täglichen Brodes zu sehen habe. Das könntest du; doch deine edle, große Ansicht von der Kunst, die denn doch etwas in Eigensinn ausartet, verbietet's dir, es zu wollen. Bedenk' einmal, wir haben deinem Zwecke nun Alles geopfert; es ist uns nichts mehr übrig, was wir noch opfern könnten. Ich bedaure, daß wir an deinem Geburtstage auf ein so trübes Ge-

fürsch gerathen sind. Outer Carlos, vergeh mir's,« sagte sie, ihm das Haar streichend und einen Kuß auf die Lippen drückend; »ich sehe, du bist von deiner Arbeit angegriffen; du bedarfst einer Erholung, einer Aufheiterung« —

In demselben Augenblicke trat der Haushofmeister des Marquis von Gota ein, und kündigte Carlos an, daß er bei Gefängnißstrafe binnen vier- und zwanzig Stunden den rückständigen Hauszins beizubringen habe.

Carlos hatte seinem Weibe, um ihr Gram und Unruhe zu ersparen, den Trost gegeben, daß der Marquis mit ihm noch Rücksicht haben werde. Wie erschrock er jetzt, da sie nun so plötzlich das Gegentheil erfuhr! Antonien waren die Sinne vergangen; sie sank auf das Sopha, und starrete, unfähig ein Wort hervorzubringen, auf den Boden.

Plötzlich sprang sie auf, ergriff das Nädtchen mit dem Kleide von neuem, und sagte: »Da nimm, Carlos! Nimm uns!« »Es reicht nicht zu!« erwiderte Carlos tonlos.

Antonia antwortete mit einem tiefen Seufzer. Es folgte die Pause eines schrecklichen Stillschweigens von beiden Seiten. Auf einmal entfernte sich Antonia, mit der Eile, die einen plötzlichen Entschluß zu verrathen schien. Carlos rief; sie hörte nicht; er sah ihr nach; sie ging aus dem Hause.

Der zurückbleibende Carlos rang mit fürchterlichen Empfindungen. Die Welt hatte seine ersten poetischen Versuche mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen. Man hatte ihn damals von allen Seiten

mit Lob und Ehre überschüttet. Mehrere seiner Idyllen, welche Dichtungsart man zu jener Zeit vor allen liebte, waren in das Volk übergegangen. Da gab er sich dem Traume hin, mit der Zeit eine Popularität zu erlangen, auf die er eine anständige Existenz bauen konnte. In jenen frohen Tagen vermählte er sich mit Antonien, welcher der Vater, ein wenig bemittelter Bürger, nur eine geringe Ausstattung geben konnte. Auf einmal erweckte ihm der Neid Feinde, welche die ungünstigsten Urtheile über seine Poesien fällten. Die Zeitungsblätter, welche früher voll von seinem Lobe gewesen waren, enthielten jetzt nur boschafte Angriffe, welche ihn ganz zu Boden traten. Das Publikum, was so leicht glaubt, was ihm schwarz auf weiß geboten wird, schlug plötzlich gegen ihn eine mit der vorigen Begeisterung in dem größten Widerspruche stehende Kälte. Die Nation, der er angehörte, ließ ihn erbarmungslos sinken; die ausländische Regierung, deren Pflicht es gewesen wäre, sein schönes Talent zu fördern, nahm keine Noth von ihm. Unglücksweise versiel er auf die Idee, ein portugiesisches Theater zu schaffen. Dazu war ein höchst ungünstiger Moment. Ein fremder Herrscher sucht stets ein unterjochtes Volk so viel als möglich zu entnationalisiren. Und so hatte auch die spanische Regierung nicht nur auf Kirche, Schulen und andere Bildungsanstalten ihr Augenmerk gerichtet, sondern auch die Schauspielhäuser für ihre Zwecke reformirt. An die Stelle der portugiesischen Sprache war in allen Theatern die castilianische getreten, was sich das Volk um so leichter gefallen ließ, als die damals neuen Stücke eines Calde-

ron und Lopez de Vega sich durch die hohe Genialität dieser Dichter Eingang und Bewunderung verschafften. Auch Carlos sah diese Dramen; er fühlte sich gewaltig angeregt, und wühlte sich berufen, ein portugiesischer Calderon oder Vega zu werden. Auf dieses Ziel feuerte er mit allem Kräften los. Doch da seine Stücke Nationalstoffe enthielten, so wurde die Aufführung derselben nicht gestattet und die Arbeit ganzer Jahre blieb ihm nutzlos liegen. Indess er Tag und Nacht seinen Geist anstrenzte, hielt man ihn für erschöpft, und wunderte sich, keine Sylbe mehr von ihm zu hören. Eine Zeitlang versuchte er sich durch geistlose Erwerbsarbeiten ein Verdienst zu verschaffen; doch da der Ertrag derselben nur ein höchst lärglicher war, und er sie am Ende als seiner höhern Kräfte unwürdig betrachtete, so sagte er sich um so entschlossener von ihnen los, als sie ihn von der Beschäftigung mit größern Werken abgezogen hatten. Doch was half ihm alle Anstrengung und aller Fleiß! Wenn er ein solches Werk gedichtet hatte, so erndtete er keinen Lohn, und bei dem Beginn eines andern mußte er stets nur an die eiligste Verendigung denken, die ihm, wenn er am erschten Ziele stand, abermals nichts nützte. Ach, ihr Menschen, kennet ihr die unsäglichle Geduld und Beharrlichkeit, die zu einem Künstler gehört, ihr wündet sie für ein undegreifliches Wunder halten! Indess, Ausdauer hat auch der Stürmer, so gut wie das Genie. Carpsindlich fühlte sich anfangs Carlos durch die offensbare Veringsachtung verletzt, mit der ihm fast alle die Leute begegneten, deren einziges Verdienst der Reichtum war, und denen er es

so recht deutlich ansah, wie sie ihn in ihrem Innern als einen Lump betrachteten, weil er nicht auf einem großen Fuße leben konnte; allein am Ende wurde ihm die Meinung solcher höchst gleichgültig; und jetzt kümmerte er sich gar nicht mehr um sie. Früher würde er sich geschämt haben, in einem unscheinbaren Anzuge einherzugehen; jetzt dachte er, nicht du mußt dich schämen, sondern die müssen sich schämen, die dich so gehen sehen; du bist für sie ein umher wandelnder Verwurf! Von Gott hielt er fast gar nichts mehr, weil er sich völlig von ihm verlassen glaubte, und wenn er auch täglich noch betete, so hatte er doch nicht mehr die Kraft, dieß noch mit einigem Vertrauen zu thun. So viel von seinem bisherigen Treiben und seinem Charakter.

Nachdem Carlos eine Zeitlang darüber gebrüht hatte, was er in seiner gegenwärtigen Lage thun sollte, brach er auf, um die Versuche zu seiner Rettung zu beginnen. Es waren ihm fünf bis sechs Bekannte eingefallen; er hoffte, wenigstens einer darunter würde ihm helfen. Der Erste, zu dem er ging, war Florio, ein reicher junger Mann, der oft 40—50 Grusado's nicht achtete, wenn es darauf ankam, sich vor den Andern sehen zu lassen, oder die Gunst einer Schönen zu erobern.

»Ei sieh da, Carlos!« rief Florio, der so eben an dem Spiegel seine Toilette machte, aus. »Wo in aller Welt siehst Ihr nur? Man sieht Euch ja gar nicht mehr! Ihr seid ein Philister geworden, seit Ihr geheirathet habt! Da lobe ich mich! Ich laufe frei dahin durch die Welt und lade meinem Vergnügen! Wie geht's Euch, lieber Carlos?«

»Ich bin gesund!« versetzte dieser, »aber freilich, was meine andern Verhältnisse betrifft —«

»Da seid Ihr selbst schuld,« set ihm Florio in die Rede. »Erstlich war es ein großer Fehler von Euch, daß Ihr ein so wenig bemitteltes Mädchen zu Eurer Frau wählten; und dann besigt Ihr die Gabe nicht, Eure Talente vor Andern geltend zu machen. Ich will Euch nur Eins sagen. Wenn Ihr an einen Buchhändler schreibt und ihm ein Eurer Werke anbietet, so demüthigt Ihr Euch vor dem Manne, Ihr macht zu viele Worte und wickelt in Eurem Briefe die devotesten Ausrufe ein. Das ist ganz verkehrt. Ihr müßt ihm entgegentreten als ein Mann, der geistig über ihm steht; Ihr müßt Euer Schreiben kurz und rein kaufmännisch abfassen; es muß den Schein haben, als ob Ihr ihm durch Euer Anerbieten eine Ehre erzeigtet, und nicht, als ob Ihr Euch geehrt fühltet, wenn er darauf einging, sondern im Gegentheil, als ob es Euch höchst gleichgültig wäre, wenn er auch Euren Antrag verschmähte.«

Carlos erhob seine Bedenklichkeiten gegen ein solches Verfahren.

»Welch ein neues Werk habt Ihr denn jetzt geschrieben?« fragte Florio.

»Mein neuestes ist *Inez de Castro*!« versetzte Carlos.

Florio nahm augenblicklich einen Briefbogen zur Hand, setzte sich hin, verfaßte einen ganz kurzen Brief nach seinem Sinn, und gab ihn Carlos. »Schickt dieß an die größte hiesige Buchhandlung!« sagte er zu Carlos, »und Ihr werdet sehen, daß ich Recht

hatte. Easft uns den Brief sogleich fiegeln und adressiren!«

Obgleich Carlos einwandte, daß er die gewisse abschlägliche Antwort voraussehe, so folgte er doch dem Rathe Florio's. Die Epistel wurde sogleich abgeschendet; aber sogleich kam auch eine Antwort zurück, welche das Anerbieten mit zwei Zeilen ablehnte.

»Da seht Ihr nun,« sagte Carlos, »wie mir's geht! Auf diese Art erreich' ich gar nichts. Es bleibt nun einmal der Fluch des Geistes, daß er sich vor dem Gelde beugen muß! Im Vertrauen, lieber Florio, ich bin in der größten Noth!«

»Das thut mir sehr leid!« versetzte dieser. »Provo, habt Ihr denn schon die schöne aus Madrid zurückgekehrte Vittoria gesehn? Sie verdient den Namen in der That, sie ist eine Siegesgöttin; ich wenigstens lag bei dem ersten Anblick überwunden zu ihren Füßen.«

»Nein,« antwortete Carlos; ich komme jetzt wenig aus, denn meine wirklich sehr traurige Lage —«

»Aber,« unterbrach ihn Florio, »im Theater waret Ihr doch gestern, wo Lopez de Vega's Stern, Zepter und Krone aufgeführt wurde; was meint Ihr zu der neuen Schauspielerin Eulalia aus Salamanca, die als erste Heldin engagirt worden ist? Allen jungen Leuten in Lissabon hat sie die Köpfe verrückt; beim heiligen Jacob, ich gäbe gleich fünfzig Crusado's, wenn ich sie nur für eine Stunde mein nennen dürfte!«

»Ich muß wiederholen,« sagte Carlos, »daß meine gegenwärtigen Umstände mich weder an Theater, noch sonst ein Vergnügen denken lassen.«

»Das ist recht böse!« versetzte Florio, indem er Papiere und Geldrollen, die auf den Tischen lagen, ordnete und auf die Seite brachte.

»Das hier,« sagte Carlos bei dem Anblick eines Geldpaquets mit tausend Crusado's, »würde mich auf ganze Jahre glücklich machen, es würde mich in den Stand setzen, ein unsterbliches Werk zu liefern!«

»Ach geht mir mit Eurer Unsterblichkeit!« entgegnete Florio; »ich lobe mir das Leben!«

»Ja, wenn das Leben aber schrecklicher als der Tod ist!« seufzte Florio. »Wenn man in der äußersten Bedrängniß nirgend's, nirgend's Hülfe findet!«

»Wollte Gott, ich könnte Euch helfen!« versetzte Florio. »Eure Lage geht mir wahrhaftig nah. Aber ich habe bereits über alle meine Gelder disponirt und kann davon auch nicht einen Rei entbehren. Ihr trefft gerade einen ungünstigen Moment. Vielleicht einmal in Zukunft« —

»Aber eben jetzt brauche ich Hülfe!« sagte Carlos.

»Nun, es wird Euch schon gelingen, Eure Verhältnisse zu arrangiren,« erwiderte Florio. »Laßt nur den Muth nicht sinken! Gebt einmal Acht, bald seid Ihr wieder guter Dinge! Ich kann Euch vor der Hand, so gern ich möchte, wahrhaftig mit nichts dienen. Uebrigens entschuldigt mich, ich habe heute gegen dreißig Freunde aus den ersten Familien Lissabons in das Hotel d' Italie zu Gast geladen. Das kostet mich ein hübsch Stück Geld. Ich muß aufbrechen. Wollt Ihr mich vielleicht begleiten?«

Carlos Kleidung, so wie seine Stimmung und sein Verdruss über die abschlägliche Antwort verboten ihm, die Einladung anzunehmen.

Der Zweite, an den sich Carlos wandte, war ein Kaufmann von etwa funfzig Jahren, der unverheirathet geblieben war, und sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Lamperto — so hieß er — hatte Carlos gewöhnlich einen Grad von Achtung und Liebe bewiesen, der diesem ein besonderes Vertrauen zu dem Manne einflößen mußte. Lamperto war freilich ein höchst ökonomischer Mann, der sich selbst alle mögliche Genüsse versagte, und seine Freundlichkeit gegen Andere erschien zu übertrieben, als daß man hätte meinen können, sie gehe ihm von Herzen. Indess er hatte weder Frau noch Kinder, und so glaubte Carlos wohl, daß er vielleicht etwas für ihn thun würde.

»Ihr habt mir immer so viel Gewogenheit erzeigt,« hob Carlos an, »daß ich mich ermuthigt fühle, Euch um eine besondere Gefälligkeit zu bitten.«

»Alles mit dem größten Vergnügen,« versetzte Lamperto, »aber, ich muß Euch voraussagen, nur kein Geld! Sollte ich Euch mit sonst Etwas dienen können« —

»Und daß gerade« —

»Lieber Freund, da sind alle Worte vergeblich!« —

»Ihr habt Euch ein schönes Vermögen gesammelt — ich bin in Gefahr, mit Weib und Kind zu verhungern.«

»Der Hungertod würde mein eignes Schicksal sein, wenn ich etwas weg gäbe. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß man mich allgemein für einen reichen

Mann hält; ich habe gerade nur so viel, als ich brauche, und wenn ich mich nicht einzurichten wüßte, so würde ich nicht auskommen. Wäre ich wohlhabend, so würde ich statt im Hofe zu wohnen, eine Etage vorn heraus inne haben, ich würde besser essen und trinken, reiten, fahren, Gastereien geben, Reisen machen und so weiter. Doch sehr mit Unrecht bin ich für reich ausgeschrien. Weil ich jede Rechnung auf den Punkt bezahle, weil ich keinem Menschen etwas schuldig bin, so denken die Leute gleich, ich müsse Schätze besitzen. »

»Der Meinung ist alle Welt,« versetzte Garlos, »und wenn ich sie nicht theilte, so würde ich es gar nicht gewagt haben, Euch mit der Bitte um eine Ausbülfe zu belästigen.«

»Dazu kommen die schlechten Zeiten und die schlechten Zahler,« fuhr Lamperto fort. Für Laufende, die man erwartet, gehen kaum eben so viele Hunderte ein. Dann kann man selbst kaum Ordnung halten. Pünktlichkeit aber ist die Stütze des Credits. Selbst wenn ich Geld hätte, so würde ich nichts davon aus den Händen geben, weil stets unerwartete Fälle eintreten können, wo man desselben bedarf. Genug, ein für allemal, lieber Freund, ich kann Euch mit dem Gewünschten unmöglich dienen. Ihr wundert Euch vielleicht darüber, daß ich so eben Wein trinke, was mir eigentlich meine mittelmäßigen Vermögensumstände nicht gestatten; es ist ein hundertjähriger Madera; ich bin nicht ganz wohl und genieße ihn nur als Medicin. Es wird mir angenehm sein, wenn Ihr mir auf noch ein Gläschen Gesellschaft leisten wolltet.«

Carlos trank das ihm dargebotene Glas. Da erschien ein Postbote, der verschiedene Briefe und Paquete mit großen Geldsummen brachte. »Es hat Alles seine Bestimmung, sagte Camperto; und leider ist es kaum der vierte Theil dessen, was ich erwartete. Ein Bruder oder Vater könnte zu mir kommen und mich nur um einen einzigen Grusado bitten, ich müßte ihm seine Bitte abschlagen!«

Von Camperto ging Carlos zu Scholasfilo, einem Schulfreund, einem guten pedantischen Menschen, der sich früher kärglich beholfen, dann aber die Bekanntschaft einer reichen Wittve gemacht, und diese endlich geheirathet hatte. Die Frau war schon ziemlich alt und das vollendetste Widerspiel von aller Grazie und Schönheit. Sie besuchte die Kirchen mit der größten Pünktlichkeit und war in ihrem Zimmer von Heiligenbildern und Andachtsbüchern umgeben, indem sie nichts unterließ, um vor der Welt den Schein einer exemplarisch frommen Christin zu gewinnen. Dabei war sie aber wie mit Ketten an ihren Mammon geschmiedet, und wendete jedes Geldstück hundertmal um, ehe sie es über das Herz bringen konnte, sich von ihm zu trennen. Das wußte Carlos noch nicht so genau, und glaubte im Gegentheil, da ihm die Alte mehrmals viel Freundlichkeit bezeugt, so werde sie gern einem vertrauten Freunde ihres Mannes ein kleines Opfer bringen.

Er traf Scholasfilo allein, und offenbarte ihm seine Absicht. Aber da hieß es:

»Wer einem Andern borgen soll,
Wied traurig und hört nicht wohl.«

Scholastiko's heiterer Empfang wich schnell einem gewissen kleinlauten Wesen, das sich in mehrfachen Variationen des herzlichsten Bedauerns und in allerlei Ausflüchten umherdrehte, und darauf hinauslief, es sei reine Unmöglichkeit, Carlos Wünsche zu genügen. Scholastiko entdeckte Carlos als einem Freunde, daß er über das Vermögen seiner Frau, welches sich ohnehin nicht hoch belaufe, gar nicht verfügen könne, daß sie bei dem Ausleihen mit der größten Sicherheit und Punctlichkeit zu Werke gehe, und daß er nicht einmal den Muth habe, ihr die Sache vorzutragen, weil er die abschlägige Antwort sicher voraussehe.

Genug, Carlos verfehlte abermals seinen Zweck, und wandte sich nun an den Marquis Tavora, der ihm bei öfterem Zusammentreffen immer viel Gutes über sein poetisches Talent gesagt und ihn zu öfteren Besuchen recht dringend eingeladen hatte. »Seid Ihr einmal in Noth, so kommt nur zu mir!« hatte er ihm mehrmals gesagt. Carlos hatte ihn besucht; der Marquis hatte ihn immer gut aufgenommen, er war mit ihm weggefahren und hatte ihn mehrmals zu Vergnügungsparticien mitgenommen.

»Ei, guten Tag, lieber Carlos,« rief ihm der Marquis entgegen, der sich gerade frisiren ließ, »was bringt Ihr Neues? Ihr habt gewiß wieder über einem poetischen Werke gefessen, mit dem Ihr die Welt bald erfreuen werdet.« — »Besorgt mir noch heute von der neuen Pomade!« erinnerte er den Haarträu-ler. »Ja, ja, mein guter Carlos, ich bin auf die Poesie ganz veressen« — »und sollte die Büchse zehn

Grusabo's Kosten!« Die letzten Worte galten wieder dem Haarfräuser.

»Wenige Große theilen mit Euch die Vorliebe für eine so edle Kunst!« versetzte Carlos.

»Gestaltet mir die beiden Haupttöcke an den Seiten hübsch egal!« bemerkte Tavora gegen den Friseur, und fuhr gegen Carlos fort: »Ihr solltet aber keine Trauerspiele schreiben, denn eine Menge Menschen haben des Trauerspiels genug zu Hause« —

»Das ist sehr wahr!« sagte Carlos, einen Seufzer mit Mühe unterdrückend; »aber wenn die gemeine irdische Noth kleinliche und widerliche Empfindungen erregt, so haben die Wetterschläge eines gewaltigen Schicksals auf der Bühne etwas Großartiges und Erhebendes.«

»Im Theater will man sich aber amüsiren, man will sich aufheitern, man will lachen, man will sich zerstreuen und erholen, ohne den Geist anzustrengen. Warum bearbeitet Ihr nicht, wie unser Saa de Miranda und Antonio Ferreira es mit so vielem Glück gethan, die alten Lustspiele eines Plautus und Terenz?« — »Laßt meine Stirn so frei als möglich erscheinen!« sagte er dazwischen zu dem Friseur. »Warum dichtet Ihr nicht Idyllen und Sonette, die jetzt am meisten Mode sind, und mit denen sich ein Ribeiro, ein Rodriguez Lobo, ein Faria y Sousa und Andere einen unsterblichen Ruhm erworben haben?«

»Ich folge meiner Neigung!« erwiderte Carlos kurz. Die Coëffüre des Marquis war jetzt vollendet und der Friseur entfernte sich. Indem sich der Marquis bei dem Aufsteigen wohlgefällig vor dem Spie-

gel betrachtete, brachte Carlos sein Anliegen vor, und erinnerte ihn an sein öfter wiederholtes Anerbieten, ihm in der Noth zu helfen.

»Euren Worten nach muß Eure Lage eine sehr üble sein;« versetzte der Marquis, indem er die Klingel zog. »Sebaldo, bring' einmal schnell diese Papiere in Ordnung!«

»Wenn Ihr nur einen einzigen Tag an meiner Stelle verleben solltet,« fuhr Carlos fort, »so würdet Ihr verzweifeln. Es wäre Euch ein Kleines, mich zu retten.«

»Man geht mich von so vielen Zeiten an!« sagte der Marquis schon verächtlicher, und rief von neuem: »Sebaldo!« Dieser erschien aus dem Nebenzimmer. »Hast du Donna Theresia den Diamant überbracht?«

»Ja, sie war außer sich über das kostbare Geschenk.«

»Verachtetster Marquis,« hob Carlos von neuem an, »ich zweifle nicht, daß Ihr den vielen Beweisen Eurer Gewogenheit noch den hinzufügen werdet, um den ich Euch jetzt ersuche.«

»Diabo!« rief der Marquis mit dem Fuße stampfend aus, indem er nach einem Zeitungsblatte griff. »Ihr seht ja, daß ich jetzt keine Zeit habe — überdies plagt mich ein verfluchter Kopfschmerz — Sebaldo, ist mein Pferd gefüttert?«

»Ja Herr!«

»Ihr entschuldigt. Ich muß eiligst fort.«

Mit einem kalten »Adieu« trennten sich die Beiden.

Carlos ging noch zu einem reichen Manne, Namens Caminha, von dem er die Ueberzeugung hatte,

daß er es vollständig mit ihm gut meine. Caminha nahm ihn sehr freundlich auf, begann aber nach dem Vortrag seiner Bitte:

»Mit gutem Rathe werde ich Euch jederzeit sehr gern dienen, aber nicht mit Geld. Freund Carlos, Ihr habt Euch Eure Carriere muthwillig verdorben. Ihr hättet auf einem andern Wege Euer Glück machen können. Man hat die Leute nicht gern, die sich aus der bürgerlichen Gesellschaft absondern, und bloß so auf ihre Faust dahin leben, und dieß um so weniger, als sie eine Corporation bilden, die sich, stolz auf ihren Geist, uns materiellen Menschen, die wir unser solides Gewerbe treiben, opponirt. Wir Geschäftsleute werden von Euch als Philister verachtet. Wir dienen zum Gegenstand Eures Spottes. Da könnt Ihr es uns nun auch nicht verargen, wenn wir uns nicht um Euch bekümmern und bei uns denken: »seht, wie Ihr mit Euch fertig werdet!« Das ist eben das Schöne in unserer Stadt, daß kein Hahn darnach kräht, ob Jemand stirbt oder verdirbt. Wenn ich morgen das brillianteste Souper gebe und den Tag darauf bankrott werde, so geht's mir eben so, und davor kann ich nichts einzuwenden haben. Man spricht allenfalls einen Tag von mir, und dann werde ich nicht wieder erwähnt. Das ist nun einmal der Welt Lauf. Wenn ein Mensch nun einmal absolut verhungern will, so denke ich: »nun gut, so verhungere du!« Es ist eines Jeden Bestimmung in der Welt, zu arbeiten. Ihr Poeten aber wollt bloß genießen. Euer Berse-machen ist eine Spielerei, aber keine Arbeit. Ihr habt so schöne Kenntnisse, Carlos. Warum geht Ihr

nicht an eine Schule oder Universität? Warum ergeht Ihr Euch nicht soliden gelehrten Studien? Der Mensch muß eine Basis haben, auf die sich seine Existenz stütze.«

»Mein ganzer Sinn geht nach der Kunst, und Niemand kann zweien Herren dienen!« wandte Carlos ein.

»Warum nicht?« entgegnete ihm der bis in das innerste Mark profaische und praktisch athmende Caminha; »die Wissenschaft sei Eure Frau, die Kunst sei Euer Geliebte! Betrachtet meinethwegen die erste als ein Joch, und reitet die zweite als Euer Steckenpferd! Die erstere mache Euch Verdruß und die zweite Genuß!«

Carlos hätte tagelang Einwände machen müssen, um den so durchaus unpoetischen Gegner zu widerlegen; doch auch dann würde ihm dieß nicht gelungen sein, da ihn dieser doch nur als einen inkurabeln Phantasten betrachtet haben würde. Er stellte sich daher, als ob er dem Manne in Allem Recht gäbe und seine eigene Verkehrtheit einsähe, worauf er sich ihm mit dem völlig nutzlosen guten Rath dankbarst empfahl.

Seine weiteren Unternehmungen versparen wir für das nächste Capitel.

VI.

„Ich? Ich Euch borgen? Herr, da irrt Ihr Euch!
Mein gutes Herz hat mich zum armen Mann
Gemacht — ich selbst verhung're fast.“

Mit den bittersten Empfindungen kämpfend stand Carlos auf der Straße. Die Zeit, die er gern seiner Kunst gewidmet hätte, war ihm durch die vergeblich gemachten Besuche geraubt worden. Er sah, daß ihm Niemand helfen wollte. Schon nahte der Abend; was sollte er noch thun? Sein Hirn war zerrüttet. Es fiel ihm ein in der Nähe wohnender Wucherer ein. Noch nie hatte er mit einem Menschen dieser Art zu thun gehabt. Sein ganzes Innere empörte sich dagegen, und doch war ihm nun keine Ausflucht weiter übrig. Jetzt machte er sich entschlossen auf den Weg zu Canizares.

Er betrat ein prachtvolles Haus, wo der Alte mehrere Stock hoch in einem Hinterstübchen mit einer kleinen Kammer wohnte, indem er alle übrigen Zimmer vermiethet hatte. Nachdem er an die Thüre geklopft, trat, sie öffnend, ihm ein Männchen entgegen, das wir jetzt mit einigen Worten schildern wollen. Seine Gesichtsfarbe glich dem fahlen, matten Schimmer einer abgenutzten Silbermünze, seine vergelbten und eingefallenen Wangen mit den hervorstehenden Backenknochen verkündeten einen geizigen Hungerleider, und die vielen über sein ganzes Gesicht verbreiteten

Rumzeln gaben ihm ein in selbstgeschaffenen Sorgen verknöchertes Ansehn. Unter den kleinen grünen Augen erhob sich eine spitze Nase und in den eingekniffenen Lippen sprach sich eine innerlich lauernde bedenklliche Vorsichtigkeit aus. Seine Stirn bedeckte ein grüner Augenschirm, sein Haar war glatt gekämmt, sein Anzug schwarz, sein Wohnzimmer sauber und reinlich, aber Alles in demselben alt und verbraucht. Der Mann war in allen seinen Verrichtungen systematisch, gleichsam eine Menschenuhr, die vom Schlafe jedesmal ausgezogen wird und dann wachend abläuft im regelmäßigen Perpendikelgang.

Er war so eben beschäftigt, einige tausend Goldstücke zu zählen, die theils schon in funkelnden Reihen den Tisch bedeckten, theils noch in einem ungeordneten Haufen dalagen. Das machte Carlos gute Hoffnungen, der nun sogleich Canizares sein Anliegen vortrug.

»Ei, ei,« sagte Canizares in einem näselnden und unangenehm quäckenden Tone — »fünfzig Cruzado's wollt Ihr? Das ist viel Geld! Bei unserer heiligen Jungfrau, eine solche Summe ist heut zu Tage sauer zu verdienen! Ich habe mich mein ganzes Leben hindurch ehrlich geplagt und mir so Manches abgedarbt, um einst in meinen alten Tagen einen Rothpfennig zu haben. Aber da kommen die jungen Leute, die mit dem Gelde nicht umzugehen wissen, und plagen mich, Ihnen unter die Arme zu greifen, wenn sie in der Dinte stecken. Und ich bin da immer zu gutherzig; ich helfe, wo ich nur immer kann, obgleich mein Dank dafür nur der ist, daß ich um mein bis-

chen schwer erworbenes Vermögen am Ende noch betrogen werde. Ich habe erst in diesen Tagen noch Verluste erlitten, die mich für die Zukunft Vorsicht lehren sollen. Sagt einmal, Freund, könntet Ihr mir eine Versicherung geben?»

»Das wäre mir freilich in diesem Augenblicke nicht möglich,« versetzte Carlos; »aber ich wollte Tag und Nacht arbeiten und nicht eher ruhen, als bis ich Euch die geliehene Summe mit sechs Prozent und meinem besten Dank zurückgezahlt hätte.«

»Das ist Alles recht gut und schön,« entgegnete Canizares mit einer retrograden Bewegung, »aber, wie ich Euch bereits erklärte, ich darf mich nicht mehr den Regungen meines zu guten Herzens überlassen, und habe auch wirklich in diesem Augenblicke nicht das Mindeste an baarem Gelde, was ich entbehren könnte.«

Carlos warf unglaublich einen Blick auf die Masse der ihm entgegenfunkelnden Goldstücke.

»Dieses Gold« bemerkte Canizares »habe ich bereits einem jungen Cavalier als Darlehn versprochen, an dem ich auch eine menschenfreundliche Handlung verrichte, und der mir dagegen sein Haus zum Pfande eingesetzt hat. Aber nur mit Mühe gelang es mir, die von ihm gewünschte Summe zusammenzubringen; ich habe jedes Schubfach meines Büreaus und jeden Winkel meiner Kisten und Koffer durchsuchen müssen; Alles ist nun ausgeleert, es bleibt mir selbst beinahe nichts zu meinen eigenen Ausgaben übrig. Seht nur einmal die schönen lachenden Goldstücke! Von ihnen soll ich mich trennen! Es wird mir wahrhaftig nicht leicht! Aber die edle Pflicht der Menschenfreundlichkeit

erleichtert mir das Opfer, das ich bringe, zumal da ich die Gewissheit habe, daß der generöse Cavalier mir in kurzer Zeit beinah noch einmal so viel, als ich ihm jetzt gebe, zurückbezahlen wird. Solche Leute muß man in Ehren halten!«

»Es ist ein schändlicher Wucher, wenn Ihr das annehmt,« versetzte Carlos, der sich nicht enthalten konnte, seine tiefe Entrüstung auszusprechen.

»O gemach! gemach! mein Freund,« erwiderte der Alte; »ich möchte Euch nicht fünfzig Crusado's unter denselben Bedingungen anbieten.«

»Wie? Ihr wolltet?« fiel ihm Carlos in's Wort. »Wenn Ihr mir in vier Wochen ganz bestimmt hundert zurückbezahltet, dann ließe sich vielleicht ein Wort von der Sache sprechen; dann würde ich mich vielleicht entschließen können, Euch eine ähnliche Menschenfreundlichkeit zu beweisen!« sagte Canizares.

»D du niederträchtiger Hund! Satanische Menschenfreundlichkeit!« murmelte Carlos in die Zähne, indem er sich jedoch bezwang, seinen Abscheu zu verbergen. »Eine solche Bedingung zu erfüllen, würde über meine Kräfte gehen!« sagte er zu Canizares, »Wenn Ihr mir eine Gefälligkeit erzeigen wollt, so sollt Ihr so viel Profit haben, als billig ist, aber wenn Ihr mich förmlich schinden wollt, so kann aus unserm Handel nichts werden!«

»Der Meinung bin ich auch,« versetzte Canizares empfindlich. »Wenn Ihr Euch gegen einen aller Welt gefälligen Mann so ehrenrühriger Ausdrücke bedienen wollt, so geht nur augenblicklich Eurer Wege, und laßt mich in Frieden! Ich habe ja Euch nicht

geheissen, Euch mit mir einzulassen, und offen gestanden, mir liegt gar nichts daran; Ihr seid mir nur oberflächlich bekannt, und ich weiss nicht einmal, ob ich je von Euch einen Rei wieder zurückerhalten würde. «

Carlos sah sich durch seine heillosse Lage genöthigt, zum bösen Spiel gute Miene zu machen. Er suchte Canizares auf alle mögliche Art zu besänftigen, um nur zu seinem Zwecke zu gelangen. Durch Bitten und Vorstellungen brachte er endlich den Alten so weit, daß er sich nicht abgeneigt zeigte, ihm eine Hülfe zu leisten.

»Ich habe hier sechs Centner Caffee liegen, « sagte der Alte, indem er auf mehrere im Zimmer placirte Fässer hinzeigte. Kaufst mir diese für funfzig Crusado's ab, und stellst mir darüber einen in vier Wochen fälligen Wechsel aus. Baares Geld hab' ich nicht; aber ich verschaffe Euch sogleich für die Waare einen Käufer. Ah, da erscheint er so eben wie gerufen! Guten Tag, Faustino. Hättet Ihr wohl Lust, diesen Caffee zu kaufen? «

»Verehrtester, nicht gern in diesem Augenblicke! « versetzte der schlaue angestellte Helfershelfer. »Ich habe zu Haus noch vielen Vorrath. Indess wenn mir ein recht billiger Preis gemacht würde, dann vielleicht — aber nur vielleicht! — Laßt doch einmal sehen! Schade, daß er etwas verdorben ist! Doch wie gesagt, wenn er nicht viel kostete « —

»Und was gedächtest Ihr wohl für sechs Centner zu geben? « fragte Carlos.

»Je nun, ich sage Euch sogleich meine Meinung, über sechzehn Crusado's keinen Rei, « antwortete

Kaustino. Doch dieses Geld würde ich Euch auf der Stelle zahlen.«

Carlos Geduld hatte jetzt den höchsten Gipfel erreicht. »Nein, ihr Schurken,« rief er aus, und sollte ich tausendmal verhungern, so will ich mit Euch keine Gemeinschaft haben! Ihr zieht den Unglücklichen das Fell über die Ohren, und das nennt Ihr noch Menschenfreundlichkeit! Ich mag Eure Hülfe gar nicht, ihr über alle Vorstellungen gewissenlosen Schuste! Verflucht sei der Schritt, den ich wieder über Eure Schwelle thue!«

Mit diesen Worten entfernte er sich; das Hohn- gelächter der beiden Menschenhinder schallte ihm nach. Er taumelte in seiner Verzweiflung mechanisch mit schlotternden Knien auf der Straße dahin; nach Hause wagte er sich nicht, ohne eine gute Nachricht mitzubringen. Noch ein Umstand, den er seiner Antonie gleichfalls verschwiegen, mehrte seine Sorge. Er stammte nehmlich aus einem Flecken, der früher portugiesisch war, aber seit etwa zehn Jahren zu Spanien gehörte. Deshalb wollte die Regierung seinen Aufenthalt in Lissabon nicht dulden, und schon vielmals war er mit dem Anmuthen gequält worden, sich nach Spanien zu begeben. In Lissabon hatte er Freunde und Bekannte; dort eröffneten sich ihm denn doch zuweilen noch hier und da einige Hülfquellen, und dazu kam, daß er seiner Gesinnung nach ein begeisteter Portugiese war. In politische Angelegenheiten hatte er sich zwar nicht gemischt, aber die Regierung fürchtete den Geist in jeder Gestalt, und statt die Bestrebungen der damaligen Dichter und Schriftsteller

in irgend etwas zu fördern, ging sie darauf aus, die Existenz eines jeden Einzelnen derselben zu untergraben. Und so hatte auch Carlos schon wiederholt, und jetzt von neuem, die Weisung erhalten, Vissabon zu verlassen. Nur die kurze Frist eines Aufenthaltes von acht Tagen war ihm noch vergönnt worden. Wohin sollte er sich aber dann wenden? Sein Fach wies ihn nur auf die größten Städte hin, in denen ein reger Kunstsinne und feinere Bildung herrschte. Nach Madrid zu gehen, erlaubten ihm seine bedrängten Vermögensumstände nicht. Ach, wie lebhaft wünschte er an seinem Geburtstage, nie geboren zu sein, wie innig, als nach einer Wohlthat, sehnte er sich nach augenblicklicher Vernichtung! Keine Hülfe weder bei Menschen, noch bei Gott! Sein Verstand wurde irre. Er begriff nicht, wie das höchste Wesen Geschöpfe ans Licht rufen könnte, nur um sie eine fortwährende Höllequal erdulden zu lassen. Alles, was er zu einem günstigen Erfolg in seinen künstlerischen Bestrebungen brauchte, Reisen, Erheiterung, Mußestunden, um sich durch tieferes Studium fortzubilden, jedes Vergnügen, schaltete ihm, man gewährte ihm nicht einmal den freien Eintritt in das Theater, an dem er mit ganzer Seele hing; ja er hatte nicht einmal das, was er brauchte, um die physischen Bedürfnisse zu befriedigen. Seine Feinde verfolgten ihn, und seine Freunde erkannten sein Talent wenig an, indem sie der Meinung waren, daß er es überschätze, und daß selbst an dem Untergange desselben wenig gelegen sei. Carlos ertrug diese Alles mit einer bewundernswürdigen schweigenden Ergebung; die hohe geistige Kraft, die in ihm lebte, erhob

ihn über jedes Ungemach; wie man auch über ihn aburtheilte, so sagte ihm doch der Gott in seinem Busen mit lauten Stimmen, daß nichts Gemeines in ihm wohne.

Dieses mächtige Selbstgefühl errang auch jetzt in ihm den Sieg. Das ganze Leben mit seinen kleinlichen Vergnügungen und Sorgen kam ihm als eine erbärmliche Lapalie vor, als er seinen Blick zu dem gestirnten Himmel richtete; seine Seele fühlte sich emporgerissen von einer überwältigenden Sonne und er empfand seit langer Zeit zum erstenmale wieder die Kraft, zu dem zu beten, der jene leuchtenden Welten und auch die Schicksale jedes Einzelnen lenkt.

»Vater im Himmel,« hob er an, ich habe nun nur noch dich; dein Kind ist von Allen verlassen, aber es naht sich dir dennoch freudig, indem es von dir seine gewisse Rettung hofft! Unzählichmal habe ich zu dir gebetet, und du hast mich nie erhört! Ich bin ein schwacher Mensch; mein endlicher Verstand begreift es nicht, warum du meine heißen Bitten nicht erfüllst; verzeih mir, wenn ich wankend werde! Ich bin vor dir gewesen, wie ein armer Hund, den sein Herr täglich schlägt und zurückstößt, und der doch immer schmeichelnd zu ihm wiederkehrt — warum — warum —

Er wollte fortfahren in der Rede, doch der Himmel hatte tausendmal auf dieses aus blutendem Herzen zu ihm hinaufgeseufzte »Warum« geschwiegen; eine dissonirende Saite seines Innern war angeschlagen, seine momentane geistige Erhebung war zu Boden gedrückt, und er verstummte. Doch überlassen wir ihn jetzt sich selbst und wenden uns zu Antonia, die sich

in der Absicht fortbegeben hatte, das Herz des unbarmherzigen Marquis von Cota zu erweichen.

Auch Antonia presste auf dem Wege zu dem Marquis ihre Hände zusammen, und flehte im Stillen den Himmel an, ihren Weg zu segnen. Als sie das Palais des Marquis erreichte, weilte sie einige Augenblicke unschlüssig an den Stufen, die zu dem hohen Portale führten. Endlich aber ging sie mit festen Schritten vorwärts, und zog die Klingel, worauf die Thüre geöffnet wurde. Als sie eine Treppe gestiegen, ließ sie sich bei dem Marquis anmelden, der ihr sogleich Audienz ertheilte. Sie fand einen wohlgenährten, dickbäuchigen, feistbäckigen Mann, der sich, auf dem Sopha sitzend, von seiner Siesta noch nicht ganz ermuntert, bei ihrem Eintritt gähmend dehnte und die Augen rieb. Indes schien sich sein Pflagma einigermaßen zu verlieren, als er das interessante junge Weib erblickte, die ihm jetzt mit Schüchternheit näher trat.

»Verzeiht, Herr Marquis,« hob sie an, daß es eine Unglückliche wagt, Euch in Eurer Ruhe zu stören.« —

»Eine Unglückliche! sagt Ihr?« versetzte der Marquis, indem er sie einlud, Platz zu nehmen. »Wenn es mir nach ginge, so dürfte die Schönheit nie unglücklich sein! Doch sagt, Senhora, was bringt Ihr? Kann ich Euch in etwas dienen, so sollt Ihr nicht vergebens bitten! Ihr seid die Gattin des Dichters Carlos?«

»Ja, ich bin das Weib des Unglücklichen, und komme, um für ihn, mich und unsere Kinder Euer Erbarmen anzurufen.«

»Nun, was ist Euch denn eigentlich geschehen?« fragte der Marquis, sich langsam vorbeugend.

»Wir sollen Euch Hauszins zahlen und können es nicht! Ihr habt meinen Mann mit dem Gefängniß bedroht, das ihn schon morgen erwartet.«

»Ach, ganz recht, ich besinne mich,« versetzte der Marquis trocken. »Ja, liebes Kind, da wird sich schwerlich etwas thun lassen! Das ist nun einmal so meine Art, in dergleichen Dingen zu verfahren, wie es die Ordnung mit sich bringt.«

»Ach, er möchte so gern seine Verbindlichkeit erfüllen,« sagte Antonia; »er hat keine ruhige Stunde, bevor dieß nicht geschehen ist; er hat alle Wege eingeschlagen, um Euch zur rechten Zeit zu befriedigen, und dennoch ist ihm dieß trotz seinem besten Willen für den Augenblick nicht möglich.«

»Ich bedaure Euch, schöne Frau,« versetzte der Marquis, »daß Ihr Euer Schicksal an eine so tragische Figur, wie ein Poet in der Welt ist, gebunden habt! Euer Mann verdient es nicht, daß Ihr Euch für ihn verwendet. Er ist ein Faulenzer; er schafft mit seinen Händen nichts Nützliches, er verdient kein Geld, und mit solchen Leuten fühlt ich kein Erbarmen! Dabei trägt er noch trotz aller seiner Armuth die Nase hoch, und bildet sich am Ende gar noch ein, etwas Höheres vorzustellen, als die Leute, die Rang und Vermögen haben.«

Antonia weinte. »Ihr thut ihm Unrecht!« schluchzte sie.

»Euch wollt ich nicht betrüben, liebenswürdige Frau,« erwiderte er; »ich wollte nur wünschen, daß Ihr Euch einen besseren Mann gewählt hättet.«

Während seinen Reden betrachtete der den Frauenzimmern gewogene Marquis mit einem steigenden Interesse Antonien, die durch den Anstrich einer tiefen Traurigkeit einen wunderbaren Reiz gewann.

»Ja, um Eurerwillen,« fuhr er fort, »würde ich mich vielleicht sogar entschließen können, nicht die Strenge gegen Carlos zu brauchen, die ihn eigentlich treffen sollte und mußte. Wir wollen das weiter verhandeln und sehen, was sich thun läßt.«

Näher rückend und plötzlich seinen Arm um ihre Schulter schlingend, sagte er:

»Schon ein Kuß von diesen reizenden Lippen könnte mich milder stimmen,« welche Worte er mit dem Bemühen, sich einen zu rauben, begleitete.

»Herr Marquis, was fällt Euch ein?« rief Antonia entrüstet aus, indem sie sich loswinden wollte. Doch der Marquis hielt sie fest. »Ihr entgeht mir nicht so schnell, Senhora;« versetzte er, sie noch näher zu sich ziehend; »man versteht das schon; ein wenig Sprödehum gehört zur Sache; Ihr stellt Euch zornig; das macht Euch um so reizender; es ist damit doch nicht Euer Ernst, und ich sollte meinen, in den Armen des Marquis de Cota könntet Ihr schon Euern vertrockneten Poeten auf eine Stunde vergessen! Der Marquis würde dann um so bereitwilliger sein, gegen den elenden Leiermann nicht die Strenge anzuwenden, die er verdient.«

Antonia rang mit dem heftigsten Unwillen gegen die Anfälle des jetzt noch kühner werdenden Marquis. »Nein,« rief sie aus, »wenn Ihr denkt, ich sollte um diesen Preis meinen Mann

retten, so irrt Ihr Euch! Laßt mich los, schändlicher Mensch!«

»Piano, Senhora!« versetzte der Marquis, mit einiger Euphrosyne, die jedoch noch durch die Hoffnung, Antonien zu gewinnen, in Schranken gehalten wurde. »Ein Dienst für den andern! Wenn Ihr Euch klug betraget, so will ich Euerm Manne seine Schuld ganz erlassen! Also sperrt Euch nicht, Märrchen! Ihr könnt nur dabei gewinnen und nichts verlieren!«

»Der Verlust meiner Ehre ist mir schlimmer als der Tod! Laß mich, Niederträchtiger!« schrie jetzt Antonia laut; morde mich, morde meinen Carlos und morde meine Kinder, aber glaube an die Tugend eines treuen Weibes!«

»Steht die Sache so,« versetzte der Marquis auf einmal kalt und freiwillig jeden weiteren Versuch auf Antonien aufgebend; »nun gut, Frau arme Poetin, so gehe Sie in des Teufels Namen, woher Sie gekommen ist! Aber wundere Sie sich nicht, wenn morgen zur bestimmten Stunde die Gerichtsdiener erscheinen, um Ihren Mann nach dem Schuldthurne abzuführen, wo er mir festsetzen soll, bis — nun bis Sie vielleicht einmal auf bessere Gedanken kommt.«

Ohne dem Marquis zu antworten, entfernte sich Antonia. Die Welt stürzte vor ihren Augen, der Boden wankte unter ihr, sie war keines klaren Gedankens fähig. Als sie nach Hause kam, brach sie in einen Strom von Thränen aus. Froh sprangen ihr die Kinder entgegen. Sie herzte und küßte sie. Abscheiden und fast furchtsam fragte der Knabe, ob sie

denn nicht vielleicht ein paar Bissen Brod mitgebracht habe, und selbst das jüngere Mädchen sagte traurig naiv, daß sie es vor großen Appetit gar nicht mehr aushalten könne.

»Dir gestehe ich es, liebe Mutter,« sagte sie, »aber dem Vater getraue ich es mir immer nicht zu sagen.«

Antonien wendete sich das Herz um. Sehnsüchlich harrete sie auf Carlos. Doch es verging eine Stunde nach der andern und er wollte nicht erscheinen. Was er in der Zeit erlebte, davon wollen wir in dem folgenden Capitel erzählen.

VII.

Dies ist ein Schurke, der den Teufel selbst
könn' in die Schule nehmen, und den alten
Versucher neue Luchungskünste lehren.

Es gab in Lissabon eine Kneipe, wo sich allerlei lüderliches Gefindel zu versammeln pflegte, an welcher sein Weg Carlos jetzt vorüberführte. Als ihm das Schild zu dem »zinnernen Krug« in die Augen fiel, und er in die Tasche griff, in welcher er nichts als zwei Reis fand, besiel ihn auf einmal ein Gelüste, das Innere eines Wirthshauses zu sehen, das alle hohnetten Leute in Lissabon als eine wahre Mördergrube betrachteten. Er dachte bei sich: die gebildete Gesellschaft hat dich von sich ausgestoßen; du gehörst unter

die Verdammten und Verworfenen, ja, du besitzest weniger, als mancher Bettler! Mit einem kalten, seine Seele durchschneidenden Hohn stieß er sich noch unter den Auswurf der Menschheit hinab, und sagte zu sich selbst: »dieser Ort ist jetzt gerade der rechte; hier wirst du deinesgleichen finden!« So öffnete er denn die Gaststube, die mit einer Race von Leuten angefüllt war, vor denen er sich doch im ersten Augenblick innerlich entsetzte. Eine Menge von wahren Galgenphysiognomien saßen bei den Schnapsgläsern an den langen Tischen und überließen sich frei den niedrigsten Ausbrüchen animalischer oder vielmehr bestialischer Roheit. Carlos sah die verschiedensten Gestalten. Einige hatten lange Bärte und langes Haar, das über den bloßen Hals herabhing, und den blassen verwüsteten Gesichtern zur widerlichen Folie diente; Anderer Wangen zeigten eine hochrothe Farbe, welche von schwarzen, unstät umherstreifenden Augen und schwarzem Haar begleitet wurde; Manche darunter schreckten durch ihren großen und robusten Körperbau, und Andere flößten wieder durch die Kleinheit und Gebrechlichkeit ihrer Figur einen gleich tiefen Abscheu ein.

Carlos bemerkte sogleich, daß er hier ungefähr wie ein Paradiesvogel unter Sperlingen betrachtet wurde. An dem Tische ihm gegenüber erhob sich ein Streit.

»Gott verdamme mich,« rief ein kleiner untergesetzter Kerl aus, »wenn wir künftig die Hunde von Spionen noch in dem »zinnernen Krüge« leiden! Wir wollen hier für uns sein, und nicht auch hier die Affengesichter sehen, an deren Anblick wir auf der Strafe genug haben!«

»Schmeißt den Kerl hinaus!« rief ein baumlaunger handfester Bursch, die Uebrigen ermunternd.

»Ruhig, ihr versoffenen Halunken!« schrie ein Dritter, der noch größer war. »Wer eine Hand an ihn legt, der hat es mit mir zu thun! Er bezahlt sein Glas Schnaps so gut wie wir, und er hat noch Keinem von uns ein Leid zugefügt! Wenn Ihr Skandal sucht, so kommt heraus! Ich nehm' es mit Jedem auf!«

Der Wirth, ein Mann von schwammigem, dickem, aufgeschwemmtem Körper, mit einem Froschgesicht, machte Versuche die sich reizenden Parteien zu begütigen, und es gelang ihm auch, den Frieden herzustellen.

Carlos, welcher wohl bemerkte, daß er selbst der Gegenstand des erhobenen Streites war, würde sich augenblicklich entfernt haben, wenn ihn nicht das psychologische Interesse, das die ihn umgebenden Scenen dem Beobachter boten, unwiderstehlich an den Ort gefesselt hätte. Er drückte sich ruhig in einen poetischen Winkel, von welchem aus seine Augen das ganze Terrain am besten beherrschen konnten. Leider wurde er von dem in so vieler Hinsicht lehrreichen Aufmerken auf die ihn umgebenden Personen durch die Sorgen abgezogen, die schwer auf seinem Herzen lasteten. Tiefer und tiefer versank er in sich selbst; schon hörte er fast kein Wort mehr, das um ihn her gesprochen wurde, als ihn auf einmal ein Nachbar durch einen sanften Schlag auf die Schulter aus seinen Träumen weckte.

»Ei seht doch!« redete ihn dieser an, »wie in aller Welt habt Ihr Euch hieher verlaufen? Fast

möchte ich an der Identität Eurer Person zweifeln, aber es müßte mich Alles täuschen, wenn ich nicht das Vergnügen hätte, in Euch den berühmten Dichter Carlos zu sehen.«

»Der Dichter Carlos,« versetzte der Angeredete, »bin ich allerdings. Ihr kennt mich ja, Senator!«

»Ja, erwiderte der kleine buckliche Mann mit den unsät schweifenden Augen, »wohl bin ich so glücklich, Euch zu kennen, aber ich wußte mich nicht zu entsinnen, daß ich Euch schon jemals in dem »zinnernen Krüge« getroffen hätte.«

»Allerdings bin ich auch heute zum erstenmale in meinem Leben hier,« versetzte Carlos; »aber aus Eurer Rede, Bianna, könnte man schließen, daß Ihr dieses Wirthshaus schon öfter besucht hättet, worüber ich mich wohl gleichfalls ein wenig wundern dürfte.«

»Wundern? sagt Ihr?« erwiderte Bianna. »Nun ja doch, das finde ich natürlich, da Ihr nicht wißt, aus welcher Absicht ich mich hieher wende. Ich will Euch im Vertrauen sagen, hier erlausche ich so Manches, was im Geheimen geschieht; ich entdecke gefährliche Anschläge, ich lerne läderliche Subjekte kennen, denen ich bei dem Trunke, indem ich mich ihnen gleichstelle, ihre Pläne ablocke; hier entlarve ich Spionkuben, Rebellen und Mörder, von denen Einer den Andern für ein Stück Geld verräth. Auf diese wird dann gewöhnlich in aller Stille Jagd gemacht; der Teufel faßt sie beim Kragen, ohne daß sie wissen, woher er kommt. Ist auch triffst sich's, daß man einen solchen Schurken als passendes Werkzeug zu irgend ei-

nem Vorhaben gebrauchen kann, zu dem gewöhnliche Menschen weder Herz, noch Lust, noch Klugheit genug haben. Seht, Carlos, das sind die Zwecke, die ich hier verfolge. Hört, so eben stimmen die Sausbrüder da drüben ein patriotisches Lied an; sie lassen den Herzog von Braganza leben und mischen Pizarro's ein auf das spanische Regiment. Da erfahre ich gleich etwas, das ich mir hinter die Thren schreiben werde!«

Der entstehende Tumult machte auf Carlos eine zu widerliche Wirkung, als daß er es über sich vermocht hätte, länger zu verweilen. Er brach auf; Bianna bat um die Erlaubniß, ihn zu begleiten.

»Ihr kommt mir heute recht tiefsinnig vor,« hob Bianna an, als sie auf der Straße waren; »es will mich überhaupt bedünken, als wäret Ihr seit einiger Zeit in der Gesellschaft von Menschen recht still geworden.«

»Das mag wohl sein,« versetzte Carlos; »es treten ja oft im Leben Fälle ein, wo jede Spur von Heiterkeit gewaltsam aus unserer Seele vernichtet wird!«

»Es thut mir von Herzen Leid,« sagte Bianna, »daß ein Mann von solchen Gaben wie Ihr mit so manchem Ungemach zu kämpfen hat. Indes glaube ich doch, daß Ihr nicht die rechten Wege einschlagt, um Euer Schicksal besser zu gestalten. Ich habe so manchmal schon an Euch gedacht, Carlos. Ihr seid ein Mann von Talent und Einfluß auf das Volk. Das Volk aber bietet Euern Bestrebungen keinen Lohn. Es würde nicht darnach fragen, ob man Euch verhungern ließe, oder ob man Euch töpfen, spießen, schinden,

rädern oder vertheilen wollte. Es herrscht nun einmal die grenzenloseste Selbstsucht in der Welt. Jeder denkt nur an sich und kümmert sich um keinen Andern. Ja sogar die Menschen, die sich für die besten gehalten wissen wollen, fühlen eine geheime innerliche Freude bei des Andern Unglück, selbst, wenn dieser ihr bester Freund ist. Nur der Nutzen zieht Bänder und bringt einen realen Ertrag. Macht Euch jemand brauchbar, macht ihn Euch unentbehrlich, und laßt diesen Jemand einen Mann sein, der Macht und Vermögen besitzt, so werdet Ihr schnell eine Glückstufe ersiegen, von welcher herab Ihr alle die Thoren verachten könnt, die ihren idealischen Träumen leben, und dabei sterben und verderben!«

»Es ist etwas Wahres in Euren Bemerkungen,« versetzte Carlos, »indess könnte ich doch von der Menschheit nicht eine so niedrige Ansicht fassen. Wenn Ihr wüßtet, Bianna, was mich seit einiger Zeit betroffen hat, so würdet Ihr Euch freilich wundern, daß ich noch an Freundschaft und menschenfreundliche Gesinnungen glauben könnte. Ich bin überzeugt, ich könnte auf dem Todtenbette liegen und in höllischer Qual verschmachtend nach einer Labung rufen, es würde mich Niemand hören, es würde Keiner erscheinen, um mir nur einen Trunk zu reichen. Wenn ich dann todt wäre, dann würde man vielleicht lamentiren, und den Untergang eines Talent's beklagen, das Etwas hätte leisten können; man würde am Ende gar die Tollheit begehen, dem Gestorbenen ein Monument zu setzen, woran mit großen Buchstaben prangte: »Hier liegt der Dichter Carlos;« aber man würde

das nur thun, um seiner Eitelkeit zu genügen. Ja, vorzüglich! wenn man die Lebenden hat verhungern lassen, dann will man sich zeigen und verschwendet große Summen an die Todten!«

»Ihr seid hypochondrisch, Freund,« versetzte Wianna; »folgtet Ihr meinem System, Ihr sehtet einmal sehen, dann würdet Ihr Euch bald ganz anders befinden! Ich will Euch einen guten Vorschlag thun. Macht ein Lobgedicht auf den König von Spanien! Schiltet Philipp IV. als den größten Monarchen seiner Zeit! Ihr trefft immer so glücklich die Worte, deren Klang das ganze Volk ergreift; seid überzeugt, der König wird Euch den Dienst nicht unvergolten lassen!

»Mein Wort würde ein todter Leichnam sein, wenn es nicht die Wahrheit als Seele belebte!« sagte Carlos, »und ich würde mich selbst verachten müssen, wenn ich fähig wäre, Begeisterung für einen König zu heucheln, für den ich nichts empfinde!«

»Diese Gesinnung,« entgegnete Wianna, »hat in gewisser Hinsicht ihr Schätzenswerthes; aber nehmt mir's nicht übel, Ihr seid ein unpolitischer Phantast! Betrachtet mich; ich habe laun lesen und schreiben gelernt; indeß möchte ich bei aller meiner Unkenntniß nicht mit Eurer Gelehrsamkeit tauschen. Was fehlt mir? Ich esse, ich trinke, ich vergnüge mich, ich habe mein Haus, ich habe mir ein Vermögen gesammelt, und dieß Alles wurde mir zu Theil, weil ich die Umstände klug zu benutzen wußte. Es wäre recht schön, wenn man immer in der Welt so reden und handeln könnte, wie man seiner bessern Ueberzeugung nach reden und handeln

möchte; aber geht zurück bis auf die ältesten Zeiten, und Ihr werdet finden, daß sich diejenigen, welche die Wahrheit sagten, gewöhnlich unglücklich machten. Die Leute dagegen, welche sich auf die Kunst verstanden, ihren eigentlichen Empfindungen Gewalt anzuthun, und die kein Bedenken trugen, die Schwächen fremder Eitelkeit zu benutzen, um auf der Leiter der Schmeichelei an ihnen gewandt emporzuklettern, sie erlangten Ehre von der Welt, sie wurden einflußreiche Beamte, sie wurden Minister, sie wurden Günstlinge, genug, sie gelangten dahin, wohin vernirte Gewissenhaftigkeit, so lange die Welt so bleibt, wie sie ist, nie gelangen wird!«

»Ihr unspinnt mich mit Sophismen,« erwiderte Carlos; »Ihr habt leider die Erfahrung für Euch; aber es wird Euch dennoch nicht gelingen, meine Gefinnungen zu erschüttern.«

»Diese Gefinnungen,« versetzte Wianna, »werden Euch tiefer und tiefer in den Abgrund des Glorbs stürzen. Glaubt Ihr, ich kenne Eure Lage nicht? Und ich möchte Euch so gern helfen, wenn mit Euch nur das Geringste anzufangen wäre! Hört noch einen Vorschlag. Doch beschwört mir vorher das tiefste Schweigen! Indes nein, dessen bedarf es nicht! Denn machet Ihr von meinen Worten einen Mißbrauch, so befehle ich schon Missethätigen, Euch Lügen zu strafen, und Euch in die tiefsten Wendel eines Thurnes zu bringen, wo kein Mensch mehr die Laute der Verzweiflung höre, die Ihr den todtten Wänden vorwimmern würdet. Es ist etwas im Werke, Carlos, wobei Ihr gute Dienste leisten könntet! Wenn's meinethwegen

einen Betrag; sucht doch Alles in der ganzen Welt einander zu überlisten! Der Klügste ist am Ende der Geheuleste und der Glückseligste. Ich habe die Ausführung längst erwogen und bedacht, und brauche nur dazu einen Gehülfen, auf dessen Verschwiegenheit und Treue ich zählen kann. Alle Fäden des großen Gewebes sind bereits angeknüpft; aber wenn ich an der einen Seite des Netzes ziehe, so muß mir an der andern Jemand helfen. Ihr sollt dabei eine Summe Geldes verdienen, die vielleicht hinreichen wird, Euch auf lange Jahre hinaus eine sorgenlose, ja selbst glanzvolle Existenz zu verschaffen. Nun, habt Ihr Lust, Euch mit mir zu verbinden?»

»Wofern es sich mit meinem Gewissen verträgt,« versicherte Carlos, »so würde ich bereit sein; wo nicht.« —

»Pah! Gewissen!« fiel ihm Bianna in die Rede; »da kommt Ihr nun immer wieder mit Euren moralischen Tiraden angezogen! Dummes Zeug! Denkt an Eure Frau und Eure Kinder!«

»Ihr könnt noch dazuschauen, an den Schuldhurm,« sagte Carlos mit einem Ausdruck schneidenden Hohns, »in den ich schon morgen wandern muß, wenn ich nicht dem Marquis von Gota dreißig Grusado's vollständigen Hauszins bezahle!«

»Hier sind die dreißig Grusado's!« versicherte Bianna, indem er Carlos einen gefüllten Beutel hinreichte; »es fehlt kein Maravedi daran. Nun nehmt nur, und ziert Euch nicht! Es ist nur Handgeld! Bald nun kommt und hört, was ich Euch vertrauen will.«

Bei diesen Worten zog er Carlos in einen abgelegenen Winkel, und eröffnete ihm dort einen Plan, der viele der angesehensten Portugiesen ihres Vermögens und Lebens berauben sollte, bei dessen Ausführung Carlos die Haut schauderte. Die schon an sich widerliche Physiognomie nahm bei der Beleuchtung des Mondscheins jenen höhern diabolischen Anstrich an, der die ganze Schändlichkeit einer grumblers verdorbenen Seele in ihrem höllischen Lichte erblickt ließ; Carlos sah die verschlagenste und zugleich boshafteste Schurkerei in ihrer vollen Wahrheit und fürchterlichen Rastheit. Er konnte sich nicht enthalten, Bianna's Rufen mit den Ausfährungen des tiefsten Abscheus zu unterbrechen.

»Hier! nehmt Euer Geld zurück!« rief er aus.
»Es brennt mir auf der Seele! Ich will mit den Meinigen verhungern, ich will sterben, aber nimmer, nimmer thut' ich, was Ihr von mir verlangt.«

»Besinnt Euch!« sagte Bianna. »Nehmt noch diesen Beutel mit hundert Goldstücken, und bald will ich Euch tausend zahlen! Seid klug! Seid weis!«

Die Versuchung war in Carlos' verzweifelter Lage mächtig, aber seine Tugend war noch weit mächtiger, und er stieß den schändlichen Verführer mit den Ausdrücken der innersten Entrüstung zurück.

»Nun gut,« versetzte Bianna mit arglistigen Grinsen; »so geh deines Weges! Ich habe mich bei dir verrechnet! Ich überlistete dich einmal als Knaben; den Mann zu überlisten will mir nicht gelingen!

»Als Knaben? Wie meint Ihr das?« fragte Carlos frappirt. »Es hat sich mir von der An-

kampt her eine Physiognomie eingebrüht, die ich manchmal später wiederzuerkennen glaubte, und, offen gestanden, jedesmal wenn ich Euch sah, dachte ich an diese Physiognomie!«

»Ich weiß nicht, wovon Ihr faselt;« lachte Bianna, scheinbar doch nicht ohne einige Verlegenheit; »Ihr redet mir in Räthseln; ich versich' Euch nichts! Doch Carlos, jetzt nur noch ein einziges Wort! Ich meine es wahrhaftig gut mit Euch. Ihr könnt Euch aber nun einmal nicht über die gemeinen Vorurtheile erheben. Lasset uns Beide gute Freunde bleiben, und über das, was wir verhandelt haben, schweigen! Entschüpft Euch nur ein Wort davon, so beschuldige ich Euch mit einem Schwur der Theilnahme an meinem Plan, und soll' ich, so reise ich Euch mit mir in den Abgrund! Merkt Euch dies wohl! Wer Bianna kennt, der zittert vor seinen Drohungen! Also lieber, lieber Freund, für heute gute Nacht; Ihr mögt die Zache noch überlegen; wir sprechen uns schon einmal weiter!«

Nach diesen Worten ließ Bianna den noch im farras Erstaunen versunkenen Carlos sehen, der ihm noch lange wie einem Gespenste in der Richtung nach-ah, nach welcher er verschwunden war.

VIII.

„Mein Sohn! Mein Vater!“ klang's — „Doch
riß das Schicksal,
Sie wieder auseinander.“

Wilde Phantasien jagten in Carlos' Hirn durcheinander, als er zu Hause angelangt war und sich halb bewußtlos auf sein Lager geworfen hatte. Die Seinigen ruhten in des Schlafes Arm, vergessend der tausendfachen Kinnamernisse eines freudentsehten Lebens. Erst hatte Carlos noch arbeiten wollen, doch sein Kopf war müd, und sein ganzes Wesen zerrissen von den Sorgen des Tages. Er schloß sich nach Ruhe und hoffte augenblicklich zu entschlummern. Aber sein erregter Geist widersetzte sich in krankhafter Anspannung den Forderungen des ermüdeten Körpers; es erwachten in ihm alle drohenden Bilder einer in Leichentnacht gehüllten Zukunft um so mächtiger, als schon der nächste Tag sein ganzes Dasein zu Grabe zu tragen drohte. Unruhig und oft schwer aufstehend wand er sich auf seinem Lager hin und her; er strengte sich an, um Pläne zu seiner Rettung zu ersinnen, bis ihm endlich die Gedanken ausgingen, und sein erschöpfter Geist von der Natur überwältigt wurde. Aber sein Schlaf war nicht das sanfte Ausruhen in heiteren Gefühlen, des Trüdens und süßer Selbstvergessenheit; es war ein Wogen auf einem stürmisch bewegten Meere, wo ihn wilde Träume gleich tobenden Wellen mit tödtlicher Heftigkeit auf und niederschleuderten. Bald sah er

eine Kinder vor sich, die ihn weinend um einen Biß
 in Brod baten; bald sah er sein Weib wahnsinnig
 mit aufgelöstem Haar und stieren Augen, wie sie in
 furchterlicher Verzweiflung gelächte; bald winkte
 und lockte der kleine Blucherer mit dem grünen Augens-
 chein und klimperte mit Goldstücken; bald trat ihm
 der unheimliche Bianna mit seinem diabolischen Geis-
 te entgegen, und Bianna verwandelte sich in den
 Teufel, der ihm ein Leben in Herrlichkeit und in Freu-
 den versprach, wenn er ihm seine Seele verschriebe;
 dann sah er wieder die langen, bogen, schwarzgeklei-
 deten Gestalten der Hölzer in sein Haus kommen, die
 ihn ergrißen, und ungerührt durch das Geschrei seines
 Todes und seiner Kinder nach dem Schutthurme
 schleppten. Nach einer solchen Vision wachte er ge-
 schüttelt auf, und entschlief nur wieder, um noch ein
 bangsüßeres Bild als das vorige zu schauen.

So eben sah er eine neue Traumbild. Es stand
 ein Mann von riesigem Körperbau vor ihm, dessen
 Auge ihn durchdringend anblickte; leichschwarzes Haar
 drängte sich unter seinem Wappst hervor, an dem letz-
 tem Gurt, den er um den Leib geschnallt hatte, trug
 er zwei Dolche und zwei Pistolen; dieser sah ihn furcht-
 bar an, aber nach und nach wurde sein Blick sanfter
 und endlich umarmte er ihn als seinen Sohn. Da
 sagte er von seinem Vater nie etwas gehört hatte, so
 sagte ihn dieser Traum mächtig auf; er erwachte und
 sah rasch empor. Wenn ein Traumbild, wie es Ho-
 mer bezeichnend ausdrückt, »über dem Haupte des
 Schlafenden steht,« und er es dann im Augenblicke
 der Erinnerung mit den Augen erfassen will, so pflegt

es eben in dem Momente, wo sich die Augen öffneten, rasch zurückzufahren und in das trübe Meer weissenloser Phantome zu versinken; das war aber diesmal nicht der Fall, wo Carlos wirklich die Figur eines kolossalen Mannes vor seinem Bette im Scheine des Mondes stehen sah, ganz so, wie er sie in seinem Traum gesehen hatte.

»Was wollt Ihr? Wer seid Ihr?« rief er sogleich mit tonnender Stimme den Fremden an; Antonie und die Kinder erwachten und erhoben ein ängstliches Gewimmer.

»Seid ruhig, liebe Leute! Erschreckt nicht über mich!« hob der Fremde an. »Und versichert mir, daß ich mich so in tiefer Nacht als ein unangesehener Gast in Euer Haus eintränge! Man verfolgte mich; ich fand Eure Thür offen; da entschloßte ich zu Euch herein, und bitte Euch nun, mich hier nur einige Stunden hindurch verbergen zu halten, bis den Spürhunden die Fährte vergangen ist, mir weiter nachzu stellen.«

Der Ton, in dem der Fremde diese Worte sagte, hatte etwas so Ueberwältigendes und Carlos Thr so wunderbar vertraulich Klingendes, daß er nicht zürnen konnte. Theils in seiner heftigen gedankenlosen Berstreuung, theils weil ihn kein zu verliedendes Besitztum ängstigte, hatte er bei seinem Nachhausekommen die Thür zu schließen vergessen; daß ein verfolgter Flüchtling dem günstigen Zufall denunge, erschien ihm als etwas Natürliches. Trotz dem empfand er aber doch nun eine Neugier, den Fremden näher kennen zu lernen, den er aus der Kammer in das Wohnzimmer geleitete. Als er Licht angezündet hatte, und den

Mann nun deutlich sah, so besiel ihn noch in höherm Grade jene schon durch seine Rede erzeugte Empfindung; sie war gemischt aus einem schauerlichen Entsetzen, den seine räuberähnliche Gestalt hervorbrachte und zugleich aus einer tiefen, wunderbaren Herzensbegeisterung, die er sich noch nicht erklären konnte. Es war ihm, als hätte er den Mann vor langen, langen Jahren schon gesehen, als hätte er mit ihm da viel gesprochen und als hätte es der Fremde da mit ihm sehr gut gemeint. Doch, das waren nur flüchtige durch Carlos' Geist streifende Gedanken, die er vor der Hand zu unterdrücken suchte.

»Da Ihr Euch zu mir gewendet habt,« hob Carlos an, »so wird es Euch nicht befremden, wenn ich mich näher nach den Umständen erkundige, denen ich Euern Besuch zu einer so ungewöhnlichen Zeit zu danken habe; auch würde es mir angenehm sein, zu erfahren, wen ich eigentlich vor mir sehe.«

»So sehr ich mich Euch durch die freundliche Aufnahme, die Ihr mir angedeihen laßt, verpflichtet fühle,« versetzte der Fremde, »so gibt es doch Fälle, wo man über seine Angelegenheiten, ja selbst über seine Person zu schweigen genöthigt wird. Ich kann Euch nur im Allgemeinen sagen, ich bin ein Mann, der es mit seinem Vaterlande gut meint; Ihr wißt, ein solcher hat stets seine Feinde; diese waren mir so eben auf den Fersen, und ihre überlegene Zahl nöthigte mich zu einer Flucht, von der ich sonst nichts halte. Muß doch selbst der Wolf vor der Mehrzahl der Hunde weichen.«

»Ich muß nur bedauern,« versetzte Carlos, »daß Ihr in ein Haus gerathen seid, welches Euch keine

körperliche Labung, deren Ihr vielleicht bedürft, sondern eben nur bloße momentane Sicherheit Eurer Person bieten kann. Ich möchte Euch gern einen Trunk Wein vorsehen« —

»Den habe ich zufällig bei mir,« sagte der Fremde, indem er eine gefüllte Bouteille aus der Tasche zog; »es würde mir lieb sein, wenn Ihr zwei Gläser schaffet, um mir Gesellschaft zu leisten.«

Carlos sorgte schnell für die Gläser und feierte so wenigstens die Nacht seines Geburtstages noch mit einem Glase Wein. Der ersten Flasche folgte bald noch eine zweite, und so bildete sich zwischen den Beiden allgemach eine recht gemüthliche Unterhaltung. Der Fremde zeigte trotz seines etwas verwilderten und rohen Ansehens doch ein Herz, das auch zugleich weicherer Empfindungen fähig schien. Er fragte, da die Unterhaltung bereits vertraulicher geworden war, Carlos genauer nach seinen Umständen und dabei auch nach seinen Eltern.

»Eltern!« seufzte Carlos, mit dem Ausdruck eines tiefen Seelenschmerzes; »ein süßer Ton, bei dessen Klang ich aber immer nur von einer mächtigen Wehmuth überwältigt wurde. Manchmal ist es mir, als hätte ich in zarter Kindheit einen Vater gehabt, der mich grenzenlos geliebt hätte; sogar sein Bild tauchte mir zuweilen aus den Tiefen der Erinnerung auf; aber dann schien es mir wieder, als wäre es eine bloße leere Traumbgestalt, eine Vision, die mein zu poetischer Schwärmerei geneigter Geist erzeugte. Und doch« — sagte er, indem er nachsinnend die Hand an die Stirn legte, »doch hatte ich einst wirklich einen Vater — es

war ein großer, starker, herrlicher Mann, fast so wie — wie Ihr!«

Der Fremde schien von einer innern Bewegung ergriffen und wandte sich halb seitwärts bei der Frage: »und seit wann wurdet Ihr von Euerm Vater getrennt?«

»Ach, das mag nun wohl schon über dreißig Jahre her sein!« versetzte Carlos. »Ich war mit ihm in einem großen schönen Hause zu Besuch; da fand ich Kinder; mit denen ging ich auf die Straße, und da ich mich an einer Kirche verstecken wollte, da kam ein Mann, der mich mit sich fortriß, weit — weit. Er brachte mich nach einem spanischen Flecken, in ein Haus, wo er mich lange Jahre hindurch einsperrte. Dort erhielt ich Unterricht in den alten Sprachen und in der Religion, und da ich herangewachsen war, sollte ich hier in Lissabon in ein Kloster gehen. Weil ich aber eine zu große Abneigung vor dem geistlichen Stande zeigte und mich schon damals nach der Vereinigung mit meiner grenzenlos geliebten Antonie sehnte, so erbarmte sich der Mann, dem ich zur Erziehung übergeben worden war, über mich, und ich verließ das Kloster einen Tag vorher, ehe ich eingekleidet werden sollte. Ist das ich Pereira, meinen Pflegevater, mir eine Auskunft über meine Eltern zu geben; aber immer wiederholte er mir die Versicherung, daß ich ein uneheliches Kind sei, dessen Eltern er nicht kenne und dessen er sich, um ein christliches Werk zu thun, angenommen.«

»Habt Ihr nie etwas von Aguilar dem Schwarzen gehört?« fragte der Fremde, der Car-

103 Worten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte.

Carlos Gesicht leuchtete von einer hohen Freude bei dem Namen Aguilar's. »Wohl hörte ich von ihm!« sagte er; »seine Erscheinung erinnerte mich an die lusitanischen Helden der ältesten Zeit, und der Mann mit dem hochromantischen Heiligenschein begeisterte mich zu einigen Poesieen, die ich freilich der Defectlichkeit nicht übergeben durfte.«

»Also der Mann gefiel Euch?« fragte der Fremde weiter. »Und was habt Ihr Euch ungefähr für ein Bild von ihm entworfen?«

»Eins, das fast — dem Euern gleicht!« versetzte Carlos.

»Nun,« erwiderte der Fremde, »so will ich Euch nur sagen, Ihr habt's getroffen, denn wissen, ich bin kein Anderer als Aguilar der Schwarze!

Als ob sich eine längst vorausgegangene Ahnung plötzlich erfüllte, so wandte Carlos im ersten Augenblick vor freudigem Schreck; die erste Bestürzung wich aber schnell dem reinen Gefühl einer frohen Ueberraschung, in deren Hintergrund noch etwas Anderes zu lauern schien, was schon aus Aguilar's Blicken, und jetzt auch aus seinen Worten hervorsprach.

»Euer Name ist also Carlos?« sagte Aguilar. »Hattet Ihr nicht noch einen anderen?«

»Wohl,« versetzte Carlos; »aber ich kann mich nicht mehr genau besinnen — »Herr — so war die erste Sylbe — »Herr« —

»Vielleicht Hernandez?«

»Nein — nein!« erwiderte Carlos nachdenk-
lend — »Herr« —

»Hermudes?«

»Auch nicht — »Herr« —

»Herreras!«

»O Gott!« rief Carlos, wie mit einem Blitz-
strahl getroffen aus; »ja wahrhaftig, das war meines
Vaters Name!«

»Nun so bin ich dein Vater!« rief Aguilar,
ihn in die Arme sinkend, »denn ich hieß früher Her-
reras! Du bist mein verlorener Sohn Carlos, den
ich nie wiederzufinden hoffte! O komm an meine Brust!
Dank dem Himmel, der mich heute zu dir leitete!«

Unter sprachlosen Empfindungen vergingen einige
Augenblicke. Noch wollte Carlos, als er wieder zur
Besinnung kam, zweifeln, doch nach Erwägung noch
mehrerer Umstände ergab es sich nur noch klarer, daß
hier kein Irrthum obwalten könne. Carlos weckte
seine schnell Weib und Kinder; es entstand ein froher
Lärm im Hause. Mit tiefem Schmerz vernahm
Aguilar, was sein Sohn mit der Familie gelitten,
und legte sogleich so viel in seine Hände, als zur Ab-
wehr des nächsten drohenden Ungemaches nöthig war.
Tausend Fragen kreuzten sich und tausend Antworten
folgten; doch so eben, als sie mitten in der sorgentlose-
sten Unterhaltung begriffen waren, vernahmen sie ein
heftiges Geräusch und das Rufen mehrerer Stimmen.
Auf einmal schien es, als ob die Thüre des Hauses
gewaltsam gesprengt werde, und sogleich darauf hörten
sie heftige Tritte auf der Treppe. Carlos bat seinen
Vater, sich zu verbergen, oder zu entfliehen; aber die-

sen entflamunte die Nähe der Gefahr mit einem gewaltigen Muth. Er trat in die Mitte des Zimmers, zog seine Pistolen aus dem Gürtel und richtete sie nach der Thüre. Der erste Eintretende stürzte getroffen zu Boden; der zweite hatte kein besseres Schicksal; den Dritten stieß er mit dem Dolche nieder, bis ihn endlich die Mehrzahl überwältigte und entwaffnete, worauf sich erst die Figur des teuflischen Bianna im Hintergrunde zeigte, der jetzt, in den Augenblicken völliger Sicherheit, höhrend hervortrat und Aguilar, den er mit Stricken binden ließ, verspottete.

»Wir sind noch solcher Schicksalsspiele Meister!« rief er aus. »Hier glauben ein Vater und ein Sohn einander wiedergefunden zu haben. Aber beim Satan, es war eine Vereinigung nur für einen Augenblick! Nehmt sie Beide gefangen, Vater und Sohn,« gebot er, »und schlepyt sie nach verschiedenen Orten, wohin? das will ich Euch draußen sagen.«

Carlos' Weib und Kinder schrieen laut auf.

»Schweigt, Ihr elenden Kreaturen!« donnerte Bianna, die Augen gräßlich rollend. »Ihr verdient, daß ich Euch sogleich neben diesen Leichnamen die Köpfe abhacken liesse! Aber das wäre zu mild. Ihr mögt allein hier Euerm Verderben überlassen bleiben; die Wohlthat des Todes würde Euch alle die entsetzlichen Qualen eines jammervollen Daseins ersparen, das Euch sicher erwartet! Ihr sollt unangefochten leben, Ihr sollt heulen, Ihr sollt verzweifeln, Ihr sollt verhungern! — Und jetzt fort mit den Leichnamen und mit den Gefangenen!«

Schon dämmerte der Morgen. Nichts half alles

Widerstreben der beiden Gefangenen, die unter starker Bedeckung nach verschiedenen Kerkern abgeführt wurden.

IX.

O süße Stimme,

Wie fesselst du so wunderbar mein Ohr!

Mit eigenen Empfindungen begrüßte Valerio die Vaterstadt, von welcher ihn sein Schicksal auf längere Zeit fern gehalten hatte. Theils der Beginn der zu Villaviciosa verabredeten Unternehmungen, theils eine, wenn auch nur ungewisse Hoffnung, Isidoren dort zu finden, hatte ihn in Aquilar's Gesellschaft nach Lissabon geführt, wo er sich der größten Vorsicht bedienen mußte, um nicht den drohenden Gefahren in die Hände zu fallen. In den ersten Tagen wagte er es kaum auszugehen, und hielt sich in einem abgelegenen Winkel der Stadt verborgen. Dann besuchte er nach Einbruch der Dunkelheit einige ganz vertraute Freunde, auf deren Verschwiegenheit er rechnen konnte; darauf fühlte er jedoch auch einigemal Muth genug, sich am Tage auf die Straße zu begeben. Des Abends war er gewöhnlich mit Aquilar zusammengeblieben, und auch in der unglücklichen Nacht, die Aquilar in den Kerker führte, hatte er sich von ihm erst mit dem Vorsatz getrennt, an einer bestimmten

Stelle wieder mit ihm zusammenzutreffen. Doch vergebens hatte er dort auf ihn geharrt; es verging eine halbe Stunde, es verging eine ganze Stunde, und Aguilar erschien nicht. Jede Bemühung, eine Spur von ihm zu entdecken, blieb fruchtlos. Nur einmal kam es ihm so vor, als ob ein Aguilar ähnlicher Mann auf der andern Seite der Straße rasch dahineilte; er bemerkte einen nachkommenden Trupp von Menschen, doch indem er seine Aufmerksamkeit auf diese richtete, war die Gestalt des einzelnen fliehenden Mannes vor seinen Augen verschwunden. Endlich begab er sich, des längern Hartens überdrüssig, in das Haus, wo er sich eingemietet hatte. Bei seiner Zurückkunft wunderte er sich nicht wenig, in tiefer Nacht in einem Zimmer des Hauses, welches von dem seinigen nur durch eine Kammer getrennt war, noch Licht zu erblicken. Indem er die Treppe hinaufstieg, glaubte er Gitarrentöne und den Klang einer weiblichen Stimme zu vernehmen. Lauschend blieb er einige Augenblicke stehen; doch das Lied endete in demselben Momente, und es erfolgte das tiefste Schweigen. Er konnte sich nicht enthalten, leise an die Thüre des Nebenzimmers zu schleichen, wo er eine Zeitlang regungslos verharrte. Doch vernahm er jetzt keinen Laut weiter, als einige einzelne Akkorde der Gitarre, die von Zeit zu Zeit angeschlagen wurden. Seine Neugier war auf das Höchste gereizt; schon legte er seine Hand an die Klinke der Thüre, um den Eingang zu der geheimnißvollen Nachbarin zu versuchen; doch eine eigne Scheu hielt ihn zurück, seinen Entschluß auszuführen. Und so begab er sich zur Ruhe, mit dem Vorsatz, am nächsten

Morgen bei dem Hauswirth die Lösung des ihn beschäftigenden Räthfels zu versuchen.

Ein Zufall bot ihm am folgenden Vormittage Veranlassung, bei dem Besitzer des Hauses, Cabrera, nähere Nachforschungen anzustellen. Er hörte auf dem Saale sprechen, und öffnete die Thüre seines Zimmers. Da sah er neben Cabrera eine schöne verschleierte Gestalt stehen, die sogleich die Unterhaltung abbrach, und in ihr Zimmer zurückkehrte. Valerio winkte Cabrera und sagte, daß er ihn auf einige Augenblicke zu sprechen wünsche.

Nach einigen Umschweifen und Nebenfragen über andere Gegenstände suchte er die Unterhaltung auf die fremde neben ihm wohnende Dame zu lenken. Doch in dem Grade, als sich Valerio bemühte, etwas Näheres über sie zu erfahren, zeigte sich Cabrera geschickt, allen seinen Nachforschungen auszuweichen.

»Eine fremde Dame,« sagte Cabrera lachend; »was denkt Ihr, Senhor, das ist geradezu unmöglich, denn bei mir wohnt keine Seele, die nicht in's Haus gehört, außer Euch und Euerm Begleiter, der diese Nacht, wie ich bemerkte, ausgeblieben ist. Bei dem heiligen Antonius, ein recht wackerer Herr! Man sieht so einen gewissen Respekt vor ihm! Ich will nur wünschen, daß ihm nicht etwa ein Unheil widerfahren ist!«

Trotz dem, daß Cabrera Valerio's Gedanken auf einen andern Gegenstand zu lenken suchte, brachte dieser doch von neuem das Capitel von der Dame zum Vorschein, die er erst vor wenigen Augenblicken in

schwarzem Anzuge mit einem lang herabwallenden Schleier gesehen zu haben, fest behauptete.

»Ja, ich habe sie sogar in dieser Nacht zur Guitarre singen gehört,« fügte Valerio hinzu. »Wenn Ihr Eure Gründe habt, gegen Andere verschwiegen zu sein, so braucht Ihr doch Euern Vorsatz nicht in derselben Strenge auf einen Miethsmann auszudehnen, der Eure Mittheilungen nicht mißbrauchen, und auch vielleicht ohne dieselben entdecken wird, welche Verwandtschaft es mit der von Euch verläugneten Dame hat.«

»Und gesetzt nun,« sagte Cabrera, »es wohnte bei mir wirklich eine fremde Dame, deren Verhältnisse es erforderten, sich vor der Welt verborgen zu halten, würdet Ihr es lobenswerth finden, wenn ich ihr in mich gesetztes Vertrauen mit unvorsichtiger Mauderei belohnte? Ihr selbst für Eure Person wünschet, daß ich Euern und Eures Begleiters Aufenthalt in Lissabon gegen Jedermann streng verschweige; was wird Ihr von mir denken, wenn ich dem ersten besien Neugierigen die vollkommenste Auskunft über Euch ertheilen wollte?«

»Ihr habt Recht, Cabrera,« versetzte Valerio, sich bei dieser Antwort für jetzt beruhigend; »es ist wahr, ich habe keinen Verus, mich in Geheimnisse einzudrängen, die mich nichts angehen.«

Nach dieser Unterhaltung mit Cabrera machte sich Valerio, der unter dem angenommenen Namen Pinto hier wohnte, auf, um wo möglich eine Spur von dem immer noch nicht zurückgekehrten Aguilar aufzusuchen. Indem er, durch die studierteste Verkleidung so unkenntlich als möglich gemacht, aus dem Hause

ging, konnte er sich nicht enthalten, einen Blick nach den Fenstern zu werfen, wo er in tiefer Nacht das Licht flimmern gesehen hatte. Da sah er einen reizenden entblößten Arm, der hinter den Blumenstöcken hervorschimerte; er weilte wie festgewurzelt, indem er hoffte, daß sich ihm die Schöne, welcher dieser Arm angehörte, deutlicher zeigen sollte; doch statt dessen entschwand auf einmal selbst der Arm, und sein längeres Zögern führte ihn nicht an das gehoffte Ziel, etwas Weiteres zu bemerken.

Etwas Verlorenes sucht man gewöhnlich an dem Orte, wo man es zuerst vermißte. So glaubte auch Valerio, er werde da mit dem besten Erfolg nach Aquilar forschen, wo ihm die Erscheinung des fliehenden Mannes aus dem Gesicht gekommen war. Mit einiger Mühe fand er das enge Gäßchen wieder, wo er mit Aquilar hatte zusammentreffen wollen. Jetzt sah er erst ein, daß sich fast nichts unternehmen lasse, um etwas von dem hier Entschwundenen zu erfahren. Ueberlegend ging er hin und wieder, als ihn ein Anblick aus seinen Gedanken riß, der sogleich seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ein schönes junges Weib mit blassen Wangen und wie es schien, verweinten Augen kam, an der einen Hand einen Knaben und an der andern ein etwa vierjähriges Mädchen führend, auf der Straße daher. Man sah es an ihrem ungewissen wankenden Gange und an dem starr zu Boden gerichteten Blicke, daß sie von dem tiefsten Schmerz gebeugt war. Sie bemerkte keinen von den Vorübergehenden, die über ihren Anblick verwundert stehen blieben und ihr nachsahen. Auf einmal sah

Valerio jenen Spieler nahen, der ihm vor seinem Weggange von Lissabon den Rest seines Vermögens im Farospiel abgenommen hatte. Es regte sich in ihm ein Gefühl des Abscheu's gegen den Menschen, der ihn damals dem Selbstmorde nahe brachte. Aber wie erstaunte er, als der Mann, nachdem mehrere Andere theilnahmlos an dem Weibe mit den Kindern vorübergegangen, sie anredete, sich nach ihrem Schicksal erkundigte, ihr eine gefüllte Börse ausbrang, und noch ehe die Unglückliche die Frage vollenden konnte, wenn sie diese menschenfreundliche Handlung verdanke, aus ihren Augen verschwunden war. Das Weib segnete ihn nach, und wandte sich mit dem Ausruf an Valerio: »Ihr scheint zu staunen, und mit Recht, denn das war wirklich eine unmittelbare Hülfe Gottes!«

Valerio, der sich im höchsten Grade über die Wohltätigkeit eines Menschen verwunderte, der er zu der verworfensten Classe zählte, fragte das Weib, ob sie denn wirklich ihren Wohltäter nicht kenne.

»Ich habe ihn nie gesehen; er hat nicht die geringste Verpflichtung gegen mich und meine Familie; er ist mir so fremd, wie die Bewohner eines andern Welttheils!« sagte sie.

»Ich kann Euch einige Auskunft geben,« versetzte Valerio; »er ist ein Spieler!«

»Ein Spieler?« rief sie mit der höchsten Befremdung. »Wie sollte das möglich sein? Wie sollte ein Mann, dem man gewöhnlich alle Tugenden abspricht, ein christliches Werk an mir ausüben, das von allen unsern Freunden vergeblich erwartet wurde?«

»Und doch ist es so!« sagte Valerio; »ich selbst sehe hier, daß gar oft die Menschen, denen man keinen Funken von moralischem Gefühl zutraut, edlere Handlungen ausüben, als diejenigen, die für große Muster der Sittlichkeit gelten wollen.«

Und in der That ist es so. Leute, die sich der allgemeinsten Achtung erfreuen, an deren Edelsinn zu zweifeln fast für ein Verbrechen gilt, ziehen sich oft unter allerlei ausweichenden Entschuldigungen zurück, da, wo es gilt, ihren gepriesenen Tugendschimmer auf das Glänzendste zu bewahren. Man sieht dann, daß Alles an ihnen ein bloßer hoher Schein war, den sie so wohlfeilen Preises als nur möglich zu erkaufen wissen; während Leute, die das allgemeine Urtheil zu dem Abschau der Menschheit herabsetzt, uns oft in ähnlichen Fällen durch ein Betragen überraschen, das nur aus den Regungen des edelsten Herzens hervorgehen kann.

Da Valerio nun einmal mit dem Weibe in's Gespräch gerathen war, so unterließ er nicht, sich näher nach ihren Verhältnissen zu erkundigen. Diefß geschah natürlich auf eine Art, die ihr jede Beschämung so viel als möglich zu ersparen suchte.

»Ich bin heute von meinem Manne getrennt worden,« sagte das Weib. »Mir fehlt der Gatte und den Kindern der Vater, ach, und zu einer Zeit, wo wir mehr als je der Stütze bedurften! Seht, dort kommen die Gerichtsdiener, die mich und meine Kinder aus dem Hause gestossen haben würden, wenn mich nicht der edelmüthige Fremde, den Ihr einen Spieler nennt, in den Stand gesetzt hätte, diese Hölzlinge zu beschwichtigen.«

In demselben Augenblicke trat der Oberste der Escrivao's heran, und fragte das Weib, ob sie nicht die Gattin des Dichters Carlos sei. Auf ihre Bejahung fügte er hinzu, daß sie sofort die auf einem ihr überreichten Papier verzeichnete Schuld zu entrichten habe, widrigenfalls sie sogleich mit ihren Kindern in die Haft abgeführt werden müsse. Ruhig lud sie die durch eine Menge grausamer Handlungen abgehärteten Menschen ein, ihr in das Haus zu folgen, wo sie ihnen die verlangte Summe einhändigte.

Ein mächtiger Drang zog Valerio in das Haus.

»Verzeiht, Senhora,« sagte er, »daß ich es wage, Euch zu folgen. Euer Anblick mit den beiden Kindern drang mir zur Seele; sogleich als ich Euch sah, dachte ich bei mir nach, auf welchem Gange Ihr wohl begriffen sein möchtet.«

»Ich wollte zu Vasco nulloß gehen!« sagte sie.

»Wie? Zu jenem Teufel, der uns unser Vaterland zu einer Hölle macht?« fragte Valerio.

»Aber er hat die Macht. Er kann viel thun;« versetzte sie; »meine Thränen und der Anblick meiner Kinder würden ihn gerührt haben, er müßte denn ein steinernes Herz in der Brust tragen, das keines menschlichen Gefühles fähig wäre!«

»Und was wolltet Ihr von ihm?« fragte Valerio mit sichtbarem Antheil.

»Ich wollte um Gnade für meinen Gatten flehen,« antwortete sie, »der in dieser Nacht von rohen Barbaren in das Gefängniß geschleppt wurde.«

»Wer ist denn Euer Gatte?« fragte Valerio.

»Einer der unglücklichsten Menschen,« erwiderte sie, »der sich je abquälte, um einem geliebten Weibe und seinen Kindern Unterhalt zu verschaffen; einer von denen, die in dem Lande der Ideen leben, die in diese Welt, für die sie zu hart gebildet sind, nicht heimisch werden können, ein Künstler, der hier verderben muß, che er nur seinen halben Weg erreicht, ein Mann, der in süßen Träumen lebt, und dabei alle Qual der grenzenlosesten irdischen Noth empfindet, ein Mann, der sich ganze Nächte hindurch über alle seine Kräfte anstrengte, um nur einer Verachtung zu entgehen, die ihm jedoch riesig über den Kopf wuchs und ihn trotz der Porbeerkrone, die auf seinem Haupte prangte, in den Staub trat — mit einem Worte — ein Dichter, und dabei, warum soll ich jetzt noch schweigen? — der Sohn jenes durch ganz Portugal bekannten Mannes, der sein Vaterland zu retten strebte, der Sohn Aquilar's des Schwarzen!«

Es läßt sich nicht beschreiben, welche Lösung von Empfindungen der Ton dieses Namens über Valerio ausschüttete.

»Aquilar's Sohn?« wiederholte er mit dem Ausdruck einer Bestürzung, die fast keine Worte finden konnte. »Wie? versteh' ich dich recht, Weib? Dein Mann wäre der Sohn Aquilar's des Schwarzen?«

»Es ist so, und ich bin stolz darauf;« versetzte sie. »Erst in der vergangenen Nacht fand mein Carlos den Vater wieder; aber das frohe Ereigniß war eine grausame Ironie des Schicksals; denn nach wenigen Momenten des frohen Zusammenseins wurden

sie Beide auseinandergerissen und in verschiedene Gefängnisse fortgeschleppt.«

Noch konnte Valerio die ihm gewordene Mittheilung kaum fassen; doch durfte er nicht mehr an den Worten des Weibes zweifeln, und so fiel er denn Antonien, von Empfindungen überwältigt, mit den Worten um den Hals: »Weib, vertrau' auf mich; so weit meine Kraft reicht, schütze ich dich! Bald erwartet uns alle eine bessere Zeit! Gott wird bald alle erlösen, die in unserm Vaterlande leiden!«

Antonien befreundete im ersten Momente die Art, wie Valerio seine Gefühle äußerte; doch bald erfolgten nähere Aufklärungen, und nun pries auch sie sich glücklich, bei ihrem traurigen Schicksale einen Freund gefunden zu haben, von dem sie nicht bloß tröstliche Worte, sondern auch ein kräftiges Handeln erwarten durfte.

Valerio suchte von ihr etwas Näheres über Carlo's und Aquilar's Aufenthalt zu erfahren; sie konnte ihm jedoch keine Auskunft geben. Immer noch hielt sie den Gedanken fest, sich persönlich an Basconcelloß zu wenden; jedoch Valerio, der die Fruchtlosigkeit eines solchen Schrittes voraussah, redete ihr dies aus, indem er es für unmöglich hielt, hier durch Bitten und Vorstellungen zu einem Ziele zu gelangen, das vielleicht durch List erreicht werden konnte.

Nachdem er Antonien Muth eingesprochen hatte, trennte er sich von ihr mit der Versicherung, daß er Alles ausbieten werde, um Aquilar und Carlos aus ihren Gefängnissen zu befreien, und zeigte

ihr die Aussicht, daß, wenn dieß auch nicht sogleich möglich wäre, doch bald die Stunde ihrer Erlösung schlagen würde.

Allerdings hatten Aguilar und Valerio schon die ersten Tage ihres Aufenthaltes in Lissabon benutzt, um die nöthigsten Einleitungen zu der projektirten Verschwörung gegen die spanische Regierung zu treffen, und ihre Ideen hatten fast überall den mächtigsten Anklang gefunden. Sie wandten sich an mehrere der vornehmsten und reichsten Männer, die ihrer frühern Stellen beraubt worden waren, und zeigten ihnen den Weg, der sie zu Wiedererlangung ihrer Posten führen würde. Da ein Beglaubigungsschreiben von der Hand des Herzogs von Braganza ihren Worten Nachdruck gab, so zeigten sie sich sämmtlich bereitwillig, für ein längsterschntes Ziel Alles zu wagen.

Bei Allen fanden die Klagen, die sie gegen die Spanier führten, schnellen Eingang; am erbittertsten äußerte sich besonders der Adel, wenn sie die Rede auf den Feldzug gegen das in Aufstand begriffene Catalonien brachten. Der ergangene Aufruf kam ihnen wie eine Art von Landesverweisung vor, welcher sie nur mit der größten Mühe entgehen würden. Sie sahen voraus, daß es die spanische Politik auf ihren Untergang abgesehen habe; die tapfersten Portugiesen sollten umkommen; sie sollten den Gefahren bloßgestellt werden, nicht, um sich einen Ruhm zu erwerben, sondern um gleich massenweise der Vernichtung anheimzufallen.

In dem Umgange mit Kaufleuten sprachen sie von der Ungerechtigkeit der Spanier, die, durch Verlegung

des Handels von Indien nach Cadix, Lissabon und ganz Portugal zu Grunde gerichtet hatten. Sie malten ihnen mit den schwärzesten Farben die traurige Lage aus, in die sie durch das tyrannische Verfahren eines fremden Herrschers versetzt worden wären, und erinnerten sie an das Glück der Holländer und Catalonier, denen es gelungen war, sich von dem ähnlichen Joche zu befreien.

Es gelang ihnen, selbst die höchsten Geistlichen Lissabon's in einer geheimen Zusammenkunft für sich zu gewinnen. Sie thaten ihnen die Verletzung ihrer Privilegien dar, insofern die beträchtlichsten Beneficien und Würden des Königreichs eine Beute der Ausländer geworden waren, statt daß man in Rücksicht auf Belohnung ausgezeichneten Verdienste die den Fremden anvertrauten Stellen und Einkünfte gebornen Portugiesen hätte zu Theil werden lassen sollen.

Durch gewandte Reden und Vorstellungen war es Aquilar und Valerio gelungen, sich insgeheim der bedeutendsten Männer Lissabon's zu versichern. Vor Allen war der Adel auf ihre Seite getreten, an dessen Spitze sich der Erzbischof von Lissabon befand.

Dieser Prälat, Namens Afugna, zeichnete sich durch seine Weisheit, Gewandtheit in Geschäften und außerordentliche Popularität aus, und haßte die Spanier, weil sie ihm den Erzbischof von Braga, Matos de Norogna, vorgezogen hatten.

An der Spitze der für die Verschwörung begeisterten Großen stand Don Miguel von Almeida, ein Mann, der sich durch seine Verdienste einen besondern

Ruhm erworben hatte und dem sein hohes Alter noch mehr Ehrfurcht verschaffte. Ihm ging das Wohl des Vaterlandes über sein eigenes Glück; ja ihn peinigte jeder Tag, wo er die Sklaverei, die auf Portugal lastete, länger mit ansehen mußte. Trotz den Vorstellungen seiner Freunde und Verwandten hatte er sein ganzes Leben hindurch mit der größten Standhaftigkeit seine patriotischen Gesinnungen festgehalten, und nie gelang es, ihn zu bewegen, den spanischen Ministern seine Aufwartung zu machen. Dieses Betragen hatte Verdacht auf ihn gelenkt, und daher hatten Aquilar und Valerio sich zuerst an ihn gewendet, um so mehr, weil er besonders einen großen Einfluß auf den Adel behauptete.

Die Bedeutendsten unter den Uebrigen, die sich auf die Seite der Verschwörung neigten, waren Don Antonius von Almada, ein Vertrauter des Erzbischofs, der Oberjägermeister Mello, sein Bruder Don Georg, die Oberkammerer Peter Mendoza und Don Rodrigo, und mehrere hohe Staatsbeamte Portugals, deren Ehrenstellen zu unnützen, leeren Titeln geworden waren, seitdem das Königreich seine Selbstständigkeit verloren hatte.

Aquilar und Valerio meldeten den guten Erfolg ihrer ersten Bemühungen sogleich dem Herzog von Braganza und riethen ihm, sich heimlich Lissabon zu nähern, um die Verschwörung durch seine Gegenwart zu beleben, und in gemeinsamer Berathung mit den Verschworenen die zur Ausführung ihres Unternehmens geeignetesten Maasregeln zu treffen. Es wurde ein Tag bestimmt, wo sich der Herzog von

Billaviciosa nach Almada, einem bei Lissabon gelegenen Lustschloß, begeben sollte, um dort in der Stille über das große Vorhaben die nöthigen Berathschlagungen zu pflegen.

Aus dem Mitgetheilten kann man ermessen, wie thätig Aquilar und Valerio sogleich in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes zu Lissabon gewesen waren. Leider wurden diese Vorbereitungen durch das Aquilar betreffende Schicksal einigermaßen gehemmt. Doch auf der andern Seite war gerade Aquilar's Gefangenschaft für Valerio ein Sporn, nun die Leitung der Revolution auf seine eignen Schultern zu nehmen, und den Ausgang derselben möglichst zu beschleunigen.

Jetzt erschien es ihm als besonders rathsam, zwei der größten bürgerlichen Häuser in Lissabon für seine Partei zu gewinnen. Beide standen ihm am nächsten unter allen; das eine war das Haus des Kaufmanns Korie, dessen Tochter seine Stiefmutter war, und das andere war das Haus seines eigenen Vaters. Korie und Vemos galten für die angesehensten Bürger der Hauptstadt; jeder von den Beiden hatte täglich Hunderte von Arbeitern in seinen Diensten. Ein großer Theil dieser Leute war bereits von ihnen entlassen worden, unter dem Vorwande, daß der traurige Zustand des Handels der frühern Unternehmungen Einhalt gebiete. Der eigentliche Grund davon aber war nur die Absicht, daß die brodtlos gewordenen Menschen von desto größerem Haß gegen die Spanier entflammt werden und zu einem vielleichtigen Aufstande desto bereitwilliger erscheinen möchten.

Valerio bemühte sich zuerst, sich dieser für die genannten beiden Häuser beschäftigten Handwerker und Gehülften zu versichern. Alle fand er entflammt von Kühnheit und Ungeduld, sich an den Spaniern zu rächen, und jetzt beschloß er, sich an die Herren der beiden Handelshäuser selbst zu wenden. Bei seinem veränderten Aeußeren wurde er von dem Vater seiner Stiefmutter, Kóree, nicht erkannt. Darauf aber wartete seiner ein schwererer Weg, der Weg zu — seinem Vater.

X.

„Wer ist sie? Und wer ist der Mann, der heimlich
Du ihr sich stiehlt?“

Mit einem Gemisch von Freude, Schmerz und innerer Beklemmung näherte sich Valerio dem Hause, aus dem ihn der Fluch des Vaters für immer verstoßen hatte. Mächtig übersiel ihn die Erinnerung an seine Jugendjahre, und an die so mancherlei Schicksale, die ihn seit seiner Entfernung aus Vissabon betroffen hatten. Wenn er es auf der einen Seite für eine harte Prüfung des Himmels hielt, daß er als ein Schuldloser aus dem Schooße des Glückes in die trostlosen Labyrinth der Verzweiflung hinausgestoßen worden war, so mußte er sich doch gestehen, daß eben diese über ihn ergangenen Unfälle viel zur Befestigung seines Cha-

rakters und zu Erwerbung einer selbstständigen Handlungsweise beigetragen hatten. Aber trotz der ihm jetzt eigenen Festigkeit zitterte er bei dem Gedanken, daß er in diesen Augenblicken einen Vater wiedersehen sollte, der den Fluch über sein Haupt ausgesprochen hatte.

Mehrmals stockten seine Schritte, als er sich dem Hause näherte; doch da er ein reines Bewußtsein in sich trug, so siegte sein fester Muth über die Anfechtungen seiner Unentschlossenheit, welcher er durch ein rasches Hineintreten in das Haus ein Ende machte. Auf sein Begehren, Lemos allein zu sprechen, erhielt er sogleich Zutritt. Indem er noch auf dem Saale weilte, ging seine Stiefmutter vorüber. Wie schwer wurde es ihm, sich nicht zu erkennen zu geben und sie als eine Fremde zu begrüßen! Lemos, dessen Augen seit einiger Zeit schwach geworden waren, empfing Valerio, der sich auch hier Pinto nannte und für einen Bevollmächtigten des Herzogs von Braganza ausgab, höchst liebevoll und freundlich. Die Mittheilungen in Betreff der Verschwörung gegen die spanische Regierung fanden Lemos ganzen Beifall. Da Valerio auch seine Sprache völlig verstellte und dabei in dem gallicischen, ihm von der Provinz Traza Montes her geläufigen, Dialekt redete, so gelang es ihm um so mehr, als ein Fremder zu erscheinen. Mehrmals fühlte er den lebhaftesten Drang, seinem Vater um den Hals zu fallen, ihm sein graues Haupt zu küssen, und ihm zu sagen: »Vater, es ist dein Sohn, der mit dir redet! Hast du dein Unrecht wohl erkannt und willst du ihn wieder aufnehmen an die Stelle deines Herzens, die ihm durch das Recht der Natur ge-

hört? Grollst du immer noch? Oder hast du ihm verziehen? Wirst du ihm von neuem fluchen, oder würde ihn dein Segen als ein geliebtes Kind begrüßen?«

Doch Valerio that sich Gewalt an, um die mächtigen Empfindungen zu zügeln, die sein Inneres bestürmten, und empfahl sich ihm, nachdem er seinen Zweck erreicht, als ein fremder Agent des Herzogs von Braganza, wie er zu ihm gekommen war.

Nachdem er das Haus seines Vaters verlassen hatte, fiel ihm die ganze Scene, welche jetzt stattgefunden, doppelt schwer auf's Herz, und er fühlte sich beinahe versucht, umzukehren, und sich dem Vater zu entdecken. Indes hielt ihn die kältere Reflexion von einem Schritte ab, dessen Erfolg doch zweifelhaft erschien, und der, wenn er mißlang, seinen anderweitigen Plänen hinderlich hätte werden können.

Als er sich seiner Wohnung wieder näherte, fiel sein Blick sogleich forschend auf die Fenster, die seine Aufmerksamkeit schon am heutigen Morgen in Anspruch genommen hatten. Und diesmal war er schon glücklicher. Wenn er das erstemal bloß einen reizenden Arm erblickt hatte, so sah er jetzt eine ganze weibliche, ihm aber leider den Rücken zulehrende Gestalt in dem Fenster stehen. Damit sein Spähen nicht auffallen möchte, postirte er sich in der Thür des gegenüberstehenden Hauses, erwartend, daß die unbekannte Schöne durch eine Wendung sich deutlicher zeigen, oder vielleicht gar das Fenster einmal öffnen werde. Doch dieß geschah nicht, sondern nachdem sie eine Zeitlang in der Stellung, die ihm nur einen ausgezeichnet schönen

Kopf und Nacken verrieth, verharret hatte, entfernte sie sich, und es verging eine halbe Stunde, während welcher er nichts von ihr wieder sah. Des Spähens überdrüssig, ging er endlich in sein Haus, wo er sogleich eine neue Bemerkung machte. Nehmlich, ehe er noch sein Zimmer erreichte, sah er die Gestalt eines Mannes rasch in das Zimmer schlüpfen, in welchem die fremde Dame wohnte. Er nahm sogleich an, daß dieß ein Liebhaber sein möge, und wiewohl er hier gar keinen Grund zu einer Eifersucht hatte, so konnte er sich doch einer gewissen Unruhe nicht erwehren, mit welcher ihn seine Beobachtung erfüllte. Bald hörte er wieder Guitarrenklänge, die leise prälabirten, worauf von einer männlichen und weiblichen Stimme ein Lied angestimmt wurde, von dem er nur einzelne Worte verstehen konnte. Oft kehrten darin, so viel er vernehmen konnte, die Worte »Wald, Thal, Hü-
ber und Vaterland« wieder, wodurch eine gewisse Idee in ihm erweckt wurde, die er für zu kühn hielt, als daß er sie ernstlich hätte annehmen sollen. Nach Be-
endigung des Liedes hörte er eine leise geführte Unter-
haltung, in welcher nur einigemal lautere Reden vor-
kamen. Doch weder von dem Zischeln, noch selbst von den einzelnen schärfer hervortretenden Worten konnte er etwas Deutlicheres verstehen. Zwei- bis dreimal schien es ihm, als ob der Name Aguilar's genannt würde, was ein desto gespannteres Interesse bei ihm erregte. Jetzt wurden jedoch die Reden auf einmal lebhafter; der Mann sagte zu dem Frauenzimmer, daß sie keine Stunde länger in dem Hause verweilen dürfe, und gab ihr zu bedenken, welches Schicksal ihrer warte, wenn

sie hier entdeckt werde, welcher Gefahr sie durch das Nebenanwohnen eines ihr völlig fremden und vielleicht neugierigen Menschen in viel höherm Grade als vorher ausgesetzt sei. Sie wandte dagegen ein, daß sie für den Augenblick nicht wisse, wohin sie sich wenden solle, und daß es ihr gewiß gelingen werde, dem Fremden, dessen Begegnung sie schon mehrere Tage hindurch glücklich vermieden, auch künftig verborgen zu bleiben.

Valerio fand in der Stimme der Unbekannten eine Aehnlichkeit mit Isidoren's Sprache, und doch glaubte er wieder, nur seine immer mit ihr beschäftigte Einbildungskraft verursache diese Einbildung. Sein Wunsch, über das Geheimniß in das Klare zu kommen, wurde immer lebhafter, und doch durfte er es nicht wagen, einen Versuch zu machen, bei der Dame, die hier verborgen bleiben wollte, gewaltsam einzudringen. Indem er darüber nachdachte, welchen Weg er wohl einschlagen solle, um zu seinem Ziele zu gelangen, bemerkte er, daß der Mann im Begriff stehe, sich zu verabschieden, und weil diese beiderseitige Trennung eben nicht weiter mit außerordentlicher Zärtlichkeit verbunden zu sein schien, so wurde er wieder an der Vermuthung zweifelhaft, daß eine Art von Liebesverständnis zwischen den Beiden obwalte. Zugleich sah er sich genöthigt, den Posten eines Lauschers an der Thüre aufzugeben. Doch schlich er sich hinaus auf die Treppe, wo er verweilte, um den fortgehenden Mann so genau als nur möglich in Augenschein zu nehmen. Dieser kam sehr bald an ihm vorüber, aber er hatte sein Gesicht so tief in den Mantel gehüllt, daß es völ-

lig unmöglich war, etwas Genaueres zu entdecken. Von einer eigenen Ahnung ergriffen, rief ihm Valerio nach: Fernando! Stutzig weilte er einen Augenblick bei diesem Namen; aber dann beeilte er sich desto mehr, dem ihn Anredenden aus dem Gesicht zu kommen.

Valerio begab sich jetzt auf sein Zimmer, das er zu seiner nicht geringen Ueberraschung schon geöffnet fand, welche noch erhöht wurde, als ihm plötzlich Aquilar entgegentrat.

»Ist es möglich?« rief Valerio aus; »Ihr hier?«

»Gott sei Dank! Ich bin glücklich dem Rachen des Todes entronnen! Ihr werdet wohl schwerlich errathen, wem ich meine Rettung verdanke?«

Neugierig bat ihn Valerio, das Nähere zu erzählen. Die Häfcher hatten Aquilar in die furchtbar verwahrten Gefängnisse von St. Bogio gebracht, wobei sie ihm andeuteten, daß man ihm einen sehr kurzen Prozeß machen werde.

»Dort,« versetzte Aquilar, »fand ich in dem jetzigen Kerkermeister zu meinem größten Erstaunen einen ehemaligen Bekannten, und zwar keinen anderen, als meinen ehemaligen Diener, den ergrauten Bösewicht, Uzeda, der sich durch seinen Verrath gegen unsere Leute, durch seine den Spaniern erwiesenen Dienste und durch seine Fähigkeit, mit Verbrechern umzugehen, zu dem Posten des Kerkermeisters emporgeschwungen hatte. Er ließ mich sogleich in Ketten und Bande legen und verfuhr gegen mich mit aller der Strenge, die seine Pflicht mit sich brachte. Doch nicht lange, nachdem sich die Häfcher entfernt hatten, beehrte er mich

mit einem Besuch. Ich sah ihn an mit einem Blicke, wie der Löwe in seinem eisernen Käfig ungesähr den Wärter ansieht; er dagegen wand sich im Gefühl seiner Verworfenheit und Treulosigkeit wie die falsche Schlange, die nach allen Seiten hin ausweicht. «

»Es thut mir sehr leid, mein verehrter Herr, « hob er an, »daß gerade mir das traurige Geschäft zu Theil wird, Euch zu einem Euch hier sicher erwartenden Tode festzuhalten. «

»Schweig, du niederträchtige Ratter, « donnerte ich ihn an, »und reizt meinen Ingrimm nicht noch durch die erbärmlichen Reden, die du hervorquälst, um deine Handlungsweise zu beschönigen. Ich habe dir Jahre lang vertraut, ich habe dich belohnt und beschenkt, so viel es nur in meinem Vermögen stand, und dieß Alles hast du mir mit einer Schurkerei vergolten, die allen deinen Schändlichkeiten die Krone aufsetzte! «

Troß dem, daß ich hier der Deliquent war und er über mich alle mögliche Macht hatte, stand er doch vor mir wie der Kleinmüthigste Verbrecher, seine Niederträchtigkeit fühlend, und meine geistige und moralische Obergewalt anerkennend.

»Aguilar, « winselte er wie ein scheuer Hund hervor, »Ihr seid der einzige Mensch, mit dem ich es nie anders als ehrlich meinen konnte. Gegen Euch habe ich immer gesprochen, wie ich dachte, und wenn Ihr Euch nie entfernt hättet, so würde ich mich nie zu dem Verrath haben bewegen lassen, den die Geringschätzung Fernando's, die er mir nach Eurer Abreise aus Traj os Montes bezeugte, herbeiführte, wobei ich nicht läugnen will, daß die hohe mir gebo-

tene Belohnung mich noch stärker zu einem Unternehmen hinriß, welches doch nicht direkt auf Euch gemünzt war. Ihr kennt meine schwache Seite. Ich habe es Euch stets offen gestanden, daß die unersättliche in mir brennende Geldgier alle meine Schritte leitet. Geld gewährt auf Erden alle Freuden. Ohne Geld ist der Weiseste der erbärmlichste Sklave der demüthigendsten Verhältnisse. Nur das Geld bereitet Vergnügen, Zerstreuung, ruhige Tage, ja selbst Ehre und Ansehen, und der Name »Armuthe« schließt den Inbegriff alles Elends ein. Darum machte ich es mir zum Grundsatz, für Geld Alles zu thun, und stets dem, der mir die höchste Summe bot, zu dienen. Von Euch wurde ich stets splendid belohnt. Als Ihr geschieden waret, entzog mir Fernando sogleich einen Theil meines Gehaltes und beraubte mich noch außerdem mehrerer Besizthümer, die ich mir bei einigen Affairen mit den Spaniern erworben hatte. Das wurmte mich; ich schwor Fernando im Stillen Rache, und bald bot sich die Gelegenheit dar, mein Gelübde zu erfüllen. Aber Euch, Aguilar, bin ich in meinem Innern nie treulos geworden; ich denke immer noch an die Scene, wo ich mich unter den Gräbern eines Kirchhofs wie ein Wurm umherwand, und wo Ihr mich dem Rande der Verzweiflung entrisset, um mich wieder zu einem Menschen zu machen. Ich liebe keine Seele auf der Welt; gegen Jeden wäre ich im Stande, ihm heute Freund zu sein, und ihn morgen zu ermorden; aber beim Satan, Euch bin ich gut, an Euch hang' ich so sehr, daß ich lieber selbst sterben, als Euch zum Tode gehen sehen wollte. Und

nist Ihr was? hier dürft Ihr nicht bleiben. Ich will Euch zeigen, daß ich es ehrlich mit Euch meine. Ich lasse Euch in der Stille frei, und will mich schon dann mit einer Gabel heranküngen, als ob Ihr durch Eure eigene List entronnen wäret!«

»So sehr ich die Bosheit Ugeda's verabscheute, so machten doch die Aeußerungen des Verworfenen, der mir eine so tiefe und wahre Ergebenheit zeigte, auf mich einen eignen Eindruck. Ich mußte ihm wenigstens in dem Punkte der Treue gegen mich einigermaßen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und nahm so das Anerbieten, mich zu befreien, unbedenklich an. Er setzte dazu eine Stunde des Abends fest, wo er meine Ketten aufschloß und mich in einer der Wachen kuschenden Verkleidung aus dem Kerker entschlüpfen ließ.«

Valerio hörte mit Verwunderung diese Mittheilungen und war sehr erfreut, sich nun wieder mit Aguilar vereint zu sehen, dem er jetzt von den in Betreff seiner Nachbarschaft gemachten Bemerkungen mittheilte. So eben vernahmen sie, daß sich eine Thüre regte. Aguilar trat sogleich auf den Saal, und weniger bedenklich um die Art, das Geheimniß zu engründen, stand er klüschnell vor der fremden Dame, die sich augenblicklich mit dem Schleier verhüllte.

Sie schien unschlüssig, was sie thun sollte, als ihr der Rückweg in ihr Zimmer abgeschnitten war.

»Verzeiht, schöne Dame,« redete sie Aguilar an; doch kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als ihm die Fremde mit dem Ausruf:

»Mein Vater! mein theurer Vater!« in die Arme stürzte.

So bewährte sich die Ahnung, die Valerio's Aufmerksamkeit so wunderbar erhöht hatte. Es war wirklich Isidora. Im zweiten Momente lag Valerio an ihrer Brust. Die Liebenden konnten kaum Worte finden, ihre Gefühle auszusprechen. Noch wollten sie an dem Zufall zweifeln, der sie hier so unvermuthet zusammenführte. Doch die trunkenen Sinne sogen in vollen Zügen die schöne Gewißheit ein, die ihnen nach vielen trüben Tagen mit freudigem Glanze entgegentrat.

Isidoren war es gelungen, mit Hernando den Soldaten unterwegs zu entweichen, die sie gefangen aus den Wäldern von Traj, es Montes fortführten. Nachdem sie sich einige Tage lang in einem Bauernhause verbergen gehalten hatten, waren sie zu dem Plan übergekommen, sich heimlich nach Vissabon zu wenden, wo sie Aguilar und Valerio zu finden hofften. Eine längere Zeit war ihnen schon vergangen, ohne daß sich das Geringste von den Leuten erkundschaffen ließ, bis der Zufall unvermuthet herbeiführte, was allen Bemühungen nicht gelungen war.

Noch an demselben Abende lud Aguilar den Hauswirth Cabrera zu einer geheimen Unterredung ein, wo er seine Gefinnungen ausforschte. Da er in ihm einen heftigen Feind der Spanier und einen leidenschaftlichen Portugiesen fand, so gewann er ihn schnell für die Verschwörung. Jetzt, wo er seines Schweigens völlig versichert sein durfte, entdeckte er ihm die ohwaltenden Umstände, und leitete alles Nöthige ein, um mit Isidoren, Valerio und Hernando bis zu dem Ausbruche der Verschwörung sicher in Cabrera's Hause wohnen zu können.

XI.

Vermögt Ihr in die Saat
Der Zeit zu schauen und vorher zu sagen,
Welch Saamenkorn wird aufgehen, welches nicht,
So spricht zu mir!“

(Shakespeare.)

Allgemein herrschte in der Zeit, in welche unsere Geschichte fällt, der Glaube an Zauberer und Hexen, von denen besonders in Spanien und Portugal viel die Rede war. Die heilige Inquisition mußte deren eine so große Anzahl aufstrebend zu machen, daß sie zu ihrer Bestrafung fast wöchentlich ein oder zwei Auto-da-fés halten mußte. In unsern Zeiten erstaunt man über die noch vorhandenen Register aller der eines Verbrechens schuldigen Menschen, das jetzt gänzlich verschwunden zu sein scheint, und das vielleicht auch damals nicht existirt hätte, wenn nicht gerade der Glaube an seine Möglichkeit zu der Annahme seines wirklichen Vorhandenseins Veranlassung gegeben hätte.

Theils schlaue Betrüger, theils Personen von ercentrischem Geiste, die sich für höher Begabte hielten, machten sich die Begriffe der Zeit zu Nutze, um von ihnen Vortheil zu ziehen. Weil man an den Teufel und an magische Künste glaubte, so kamen Viele auf den Gedanken, den Teufel vorzustellen, sich mit bösen Geistern in Verbindung zu setzen, wahrzusagen und sich der unter dem Namen »der schwarzen Magie« bekannten Wissenschaft der Zauberei zu ergeben.

Unter die Personen, die der Zauberei verdächtig gehalten wurden, gehörte damals zu Lissabon auch die schon mehrmals erwähnte Dora. In einem Winkel der Hauptstadt befand sich ein ziemlich haufälliges Häuschen, das die Vorübergehenden für eine Art von Ruine hielten, das aber demohngeachtet zwei Bewohner hatte. Hier residirte insgeheim die Herrin Dora und ein widerlicher Zwerg, der ihr Gesellschaft leistete. Ob Petruccio ihr Sohn, oder eine Art von auf der Straße aufgelesenem Wechselbalg war, wußte man nicht; denn seine Unformlichkeit schien kaum die Annahme der Abstammung von einem menschlichen Paare zu gestatten. Der etwa achtzehnjährige Homunculus hatte kaum die Höhe von einer Elle. Wenn die Natur sein Längemaß, um ihn für ewig vor dem Miltär zu sichern, in einem außerordentlichen Grade vernachlässigt hatte, so war sie doch bemüht gewesen, den Mangel an Höhe durch eine desto größere Züchtigkeit in Betreff der Breite und Korpulenz zu ersetzen. Vor Allem hatte sie ihr Augenmerk auf seinen Kopf gerichtet, dessen Größe ihm in jedem Weinstreit um die Dicke den Preis gesichert haben würde. Leider hatte sie das zu Viel, was sie an dem Haupte verschwendet, in desto auffallenderem Grade dem Halbe entzogen, der wegen seiner Dünneheit die Beforgniß erregte, daß er unter der unverhältnismäßigen Last des riesigen Kopfes brechen werde. Eine desto bessere Stütze fand dieser ungeheure Kopf auf den außerordentlich breiten Schultern des Zwerges, mit denen freilich wieder die schwächlichen Arme desselben in einem schrecklichen Contraste stanten. Unter der eingedrückten

Brust quoll ein dicker Bauch hervor, der mit der Brust fast Eins zu sein schien; die Beine theilten das unglückliche Schicksal die Arme, indem die Füße wieder in einem Grade bedacht waren, um den ihn kein Frauenzimmer berührt haben würde. In Petruccio's Physiognomie lag eine seltne Mischung von Verschlagenheit und Bosheit; aber trotz seiner häufig vorkommenden tückischen Ränke hegte Dora doch zu ihm eine Art von Mitleid, äffischer Liebe, die ihm alle bösen Streiche durch die Finger sah, obwohl sie ihn zugleich in nöthigen Fällen als einen Sklaven oder als ein halbes Thier behandelte. Immer wurde es ihr schwer, Strenge gegen ihn anzuwenden, ja es schloß sie das kleine widerliche Ungeheuer bald darauf desto mehr, je mitleidloser sie es kurz vorher geachtet hatte. Dieß wußte Petruccio, der alle Tugenden Dora's kannte, und wenn er sich etwas gegen sie herausnahm, durfte er schon hoffen, daß ihre Neigung zu ihm die Beleidigung bald in's Gleiche bringen würde.

Dora selbst stammte aus jenem Geschlechte einer Menschenklasse, deren Urfprung durch alle Nachforschungen noch nicht genau ermittelt worden ist, und die damals fast in allen Ländern mit dem allgemeinen Namen der »Ägyptier« bezeichnet wurde. Sie war früher durch Frankreich und Spanien mit einer Zigeunerbande umhergezogen und hatte sich darauf entschlossen, mit einem Portugiesen, der sich in sie verliebte, ein bürgerliches Gewerbe zu treiben. Einige Jahre hindurch betrieb sie einen Handel mit ihrem Manne, bis dieser plötzlich starb, worauf die Neigung zu ihrem ehemaligen Leben wieder in ihr erwachte.

Sie folgte öfters ihrem Hange, im Lande umherzuziehen, und übergab in diesen Zeiten die Sorge für das Haus ihrem Schooskinde Petruccio, den sie bei ihrer Rückkehr gewöhnlich für eine Menge zerbrochener Töpfe und sonstiger angerichteter Tollheiten zu züchtigen hatte. Bei diesen Ausflügen gerieth ihr Handel in's Stocken; Petruccio, dem sie in ihrer Abwesenheit das Geschäft übertrug, verkaufte den Leuten Schnupftabak für gemahlten Kaffee, Pfefferdüten für Zuckerdüten, Eichen für Mandeln und Weidenholz für Eichenholz, und lachte sich dann bald tod, wenn sie wiederkamen, und sich über die Schamerei beklagten. Es kam endlich so weit, daß Dora ihren Kram ganz einstellen mußte; sie gerieth mehr und mehr in Dürftigkeit, welcher sie zuweilen durch die Gewandtheit ihrer Finger abzuhelfen wußte. Das Stacheln schien ihr kein Vossier in allen den Hüllen, wo sie von solchen Personen etwas erbeuten konnte, die im Ueberflusse lebten, und, ihrem Gedanken nach, das entwandte Gut kaum vermisten. Dagegen würde sie sich das größte Gewissen daraus gemacht haben, einem Armen auch nur eine Stachnadel zu entnehmen. Ihre Fehler hingen überhaupt mit ihrer Weltansicht zusammen. Von jeher war ein mächtiger Haß gegen alle Reichen und Vornehmen in sie eingewurzelt, die sie nur dazu vorhanden glaubte, um von allen Nichthabenden so viel als möglich betrogen zu werden.

Sie philosophirte ungefähr so: »Ein Theil der Menschen ist arm und der andere reich; wie komme ich nun gerade dazu, zu einer Classe zu gehören, die nothwendig unglücklich sein muß, weil sie weder ihre

Fähigkeiten ausbilden, noch alle die Freuden genießen kann, um deren Willen man allein die Existenz wünschenswerth zu finden vermag. Da verdrängt ihr Entlegung und verdrängt auf eine jenseitige Welt, in der ich das Alles finden soll, was ich hier vermisse; aber wo habt ihr den deutlichen Beweis für ein anderes Leben, und selbst angenommen, es gäbe ein solches, so bleibt es doch immer eine Ungerechtigkeit von dem Schöpfer, sich ohne meine Schuld zu einem nichtswürdigen Schicksale zu verdammen, indem die, welche vielleicht ein solches verdienen möchten, alle Freuden des Lebens beraubt. Wie elend ist die Lage des Armen! Er kann die größten Fähigkeiten haben, und sich schämen und plagen von früh bis in die Nacht; aber ihm mögen sich tausend unübersteigliche Dämme und Mauern entgegen, wenn er sich anstrengt, um zu einem Ziele zu gelangen, das der durch Rang oder Vermögen Bevorzugte so leicht erreicht! Nicht einmal ein Armer ein großes Glück, so ist es ein halbes Hundert, und Tausende von Armen gibt es, die sich während ihrer ganzen Existenz diesem frechen Traume nicht eine Sekunde lang hingeben dürfen, weil sie die völlige Unmöglichkeit abtheilt, nur einen Versuch zu machen, ihn zu realisiren. Ob wirklich ein Gott ist, wer weiß es? Alle meine Erfahrungen vereinigen sich, mich zu der Annahme des Gegentheils hinstreuen. Existirt er, so ist diese Weltordnung für uns ein völliges Räthsel; und wir müssen uns mit unserm halben Verstande für noch abentheuerlichere Kreaturen, als die Thiere, halten, die bei der Unfähigkeit zum Nachdenken sich weit weniger unglücklich fühlen können, als wir mit unserer geist-

senen Vernunft, die eben die Quelle unserer Leiden ist. Der Krone kann eigentlich keinen schuldigen Wunsch geben, als den Tod; denn zu leben, um nur mit anzusehen, wie die vom Glück Begabten genießen, ist weit schlimmer, als augenblicklich der Vernichtung zu verfallen, und von gar nichts mehr zu wissen.«

In solche Gedanken vertieft sah Dora in dem wunderbar ausgestatteten Wohnzimmer auf einem alten Sopha, das, mit einer Menge von Gegenständen vollgestopft, ihr kaum einen Platz übrig ließ. Neben ihr lag eine spinnende Kage, die sie mit ihren dünnen Händen streichelte; dann folgten ausgehöhlte Eulen und andere Raubvögel, allerlei magische Spiegel, Stücke von schwarzem Flor, Fledermäuse, verdorrte Zweige von verschiedenen Bäumen, ein Haufe von dünnen Nadeln und mehrere schwarz eingebundene Bücher mit verschiedenem Goldschnitt. Ein großes Buch dieser Art, in dem sie so eben studirt haben mochte, lag noch aufgeschlagen auf dem Tische; die offene Pagina zeigte mehrere fremdartige Figuren, unter denen sich in kurzen Versen die zu ihnen gehörigen Beschwörungswörter befanden. Hinter diesem Buche war ein Totenkopf mit der Inschrift: »Memento mori« aufgestellt. In einem Winkel stand ein Glasischrank mit allerlei anatomischen Präparaten und Arzneiflaschen. Dora hatte sich nehmlich auch mit der Heilkunde beschäftigt und schon durch mehrere Wunderkuren Aufsehen erregt. Trotz dem, daß sie immer auf die Leute von Rang und Ansehen schimpfte, stand sie doch mit mehreren Großen Lissabons in Verbindung, die sie heimlich besuchten, um sich von ihr wehrlagen oder

von einer Krankheit kuriren zu lassen, an welcher die Kunst der gewöhnlichen Aerzte scheiterte. Auf einem niedrigen Schemel in der Nähe der Thüre saß der Zwerg Petruccio, in sich zusammengekauert, mit einer zahmen weißen Maus beschäftigt, die er spielend bald laufen ließ, bald an dem eisernen Kettchen wieder zurückzog. In der Mitte des Zimmers befand sich ein Kessel, von einem magischen Kreis umzogen, und darunter waren Kohlen aufgehäuft, um nöthigenfalls sogleich eine Salbe, einen Trank oder sonst eine Medicin brauen zu können, die gerade erfordert wurde. Fast in jedem Winkel standen Töpfe, Büchsen und Phiolen, die verschiedene Heilkräfte in sich bewahrten. Schon längst würde Dora das Schicksal vieler anderer der Zauberei verdächtiger Personen getheilt haben, wenn sie nicht einestheils durch die Fürsprache einflußreicher Großen, denen sie Dienste erzeigt hatte, protegirt worden wäre, und man nicht andernteils ihre Künste gefürchtet hätte. Selbst ihre Feinde gingen ihr aus dem Wege, weil sie glaubten, das mit bösen Geistern in Verbindung stehende Weib könne ihnen etwas anhängen, und noch weniger wagte Jemand, sie vor Gericht als Häre zu denunciren, in dem Wahn, sie könne über ihn und sein Haus das größte Unheil bringen.

Nicht weit von Dora's Hause standen drei in Mantel gehüllte Männer, die demselben zuweilen schienen. Es war der Herzog von Braganza, Aquilar und Valerio. Allen war die berühmte Dora in ihrem Leben schon mehrmals begegnet, und sie hatte ihr Interesse in dem Grade erregt, daß sie nach Be-
seitigung ernsterer Geschäfte einen Gang suchten, das

wunderbare Weib einmal in den Abendstunden zu überraschen. Die Mönchskleidung, die sie trugen, machte sie völlig unkenntlich. Sie fühlten sich gerade aufgelegt zu einem abentheuerlichen Scherz, und so traten sie bei Dora ein, um sich ihr künftiges Schicksal prophezeihen zu lassen. Dora besaß einen außerordentlichen Scharfblick, solche Menschen, die sich ihr arglos nahten, von denen zu unterscheiden, die heimlich Böses gegen sie im Schilde führten. Leute der letztern Art wies sie gewöhnlich entschieden zurück, mit dem Vorgeben, daß sie sich weder mit der Arzneikunde noch mit der Wahrsagerei beschäftige.

Die drei Ankömmlinge wurden von Dora mit Freundlichkeit und allen Zeichen einer besondern Achtung empfangen; auch zeigte sie sich augenblicklich bereitwillig, ihren Wunsch zu erfüllen, und dieß um so mehr, insofern sie voraussah, daß sie allen Dreien nur Freudiges zu verkündigen habe. Sogleich gelte sie dem Zwerge, gewisse nöthige Vorrichtungen zu treffen, um den sie Befragenden in andeutenden Bildern die Antwort geben zu können.

»Ihr seid sämmtlich nicht, was Ihr Eurer Kleidung nach zu sein scheint;« sagte sie; »aber wohl dem, unter dessen geringer Hülle sich ein edler Kern verbirgt! Ein besonderes Heil widerfährt meinem Hause durch Eure Gegenwart! Doch erlaubt mir einige Augenblicke der Sammlung; es kostet mich allemal einen schweren Kampf, den geheimen Mächten die Aufschlüsse abzurufen, die sie dem menschlichen Auge zu verbergen pflegen!«

Sie trat an ein Seitentischchen, das ein Crucifix,

einen Totenkopf und ein magisches Buch zeigte, welches sie aufschlug, worauf sie einige Beschwörungsformeln vor sich hinhimmelte. Der Zwerg war indessen geschäftig, einen schwarzen Vorhang über einen Theil des Zimmers herabzulassen, hinter welchem er gewandt umherkletternd mehrere Lampen anzündete, und andere Vorkehrungen traf, um das folgende Schauspiel einzuleiten. Einige den Zuschauern unverständliche Winke abgerechnet ließ Dora kein Einverständnis mit dem Zwerge bemerken, der auf Dora's Gebot jetzt das Zimmer verließ.

Jetzt hat sie das Kleeblatt der Anwesenden, Nicht zu haben. Sie löschte das einzige noch auf dem Seitentische brennende Licht aus und begab sich hinter den Vorhang. Es zeigte sich auf einmal in der Mitte des Vorhangs eine flammende Gegend mit einem schroffen Felsen, vor welchem die Gestalt eines Reiters erschien, der den Felsen mit Unschlüssigkeit betrachtete, indem er es für unmöglich hielt, die steile Bahn zu der Spitze mit Glück zu vollenden. Doch erschienen mehrere andere Gestalten, die mit den Fingern emporzeigten und ihn ermunterten. Es zeigten sich unförmige Ungeheuer, ihre feurigen Mägen aufsperrend, vor denen sich das Ross des Reiters scheute. Doch auf einmal gab er ihm entschlossen die Sporen; die Ungethume wichen vor seinem entblößten Schwerte zurück, und bald stand er oben von einem helleren Glanz umflossen, und trug eine Krone auf seinem Haupte und hielt ein Scepter in der Hand. Dabei ertonten die Worte:

»Bald wird der rechtmäßige König Portugals das Land beherrschen!«

Die drei Zuschauer waren überrascht von dem phantasmagorischen Schauspiel, das ihnen den glücklichen Erfolg von Unternehmungen verkündigte, von denen Dora ihrer Meinung nach keine genauere Kenntniss haben konnte.

Das zweite flammende Tableau zeigte eine Wald- und Gebirgsgegend, höchst ähnlich jener, in welcher Aquilar so lange Jahre hindurch gehaust hatte. Es erschien eine Gestalt mit Dolchen und Pistolen, welcher ein Haufe Bewaffneter folgte. Plötzlich wandelte sich das Bild in eine Straße Lissabon's um, wo die Figur des Räubers, in der Aquilar sich selbst erkannte, in heissem Kampfe begriffen schien. Eine neue phantasmagorische Metamorphose zeigte sein schönes, jetzt Vasconcellos zugehöriges, Landgut in der Nähe von Lissabon, wo er unter dem frohen Gedränge der Seinigen Einzug hielt. Ueber dem Portale des Hauptgebäudes prangte wie ehemals in hellem Glanze sein Wappen, das einen Adler vorstellte, der eine Schlange in seinen Klauen hielt. Es erklangen die Worte:

»Vertrau' dem Glück!

Was dir's geraubt, gibt es zurück!«

Nach einer kleinen Pause folgte das dritte Tableau. Mit geballter Faust stand ein schon bejahrter Mann vor einem Jüngling, der vor ihm entflohen. Ein Kerker empfing den letzteren. Doch seine Mauern stürzten ein, und plötzlich erschien er auf einem Felsen sitzend und mit einer weiblichen Gestalt in zärtlichem Gespräch begriffen. Das Bild verschwand. Eine andere Figur eines Mannes von höherem Alter zog den

Jüngling zärtlich an die Brust. Auf einmal befand sich der letztere im Gefecht; es traf ihn das Schwert eines Feindes und er sank todt nieder. Darauf erschien er auf einem Lager, an dem ein Mädchen saß, die auf jeden seiner Athemzüge lauschte. Endlich stand er mit dem Mädchen an dem Altar, und ein Priester legte segnend ihre Hände in einander. Es folgte der Spruch:

»Der Segen keimt aus Fluch und Acht

Wie Sonnenschein aus finst'rer Nacht!«

So endete das Schauspiel, das jedem von den Dreien in hellen Andeutungen eine schöne Zukunft verkündigte. Noch wünschten sie manches Einzelne näher zu erfahren, doch Dora erklärte, daß ihr bei der Prophezeiung die Grenze genau bestimmt sei, über die sie nicht hinausgehen dürfe, um nicht ein Opfer der dunkeln Mächte zu werden, die jede an sie bereits geschehene Frage nur mit dem ihnen eigenen Widerstreben befriedigt hätten, das bei einer höhern Anreizung Verderben drohe.

Der Herzog von Braganza erlaubte sich, über das ihnen verkündigte Glück zu scherzen, insofern es an ihnen, als dem geistlichen Stande angehörigen Männern, schwerlich in Erfüllung gehen könne.

»Dora's Auge täuscht Ihr nicht,« entgegnete die Prophetin; »ich sagte Euch schon anfangs, daß ich keinen von Euch für das halte, was er scheint.«

»Nun, kennt Ihr mich denn zum Beispiel?« fragte der Herzog.

»Warum nicht?« versetzte Dora.

»So sagt, wer bin ich?«

»Der edle Herzog von Braganza!« war ihre bestimmte Antwort, »dem ich heute im Voraus eine Huldigung darbringe, die ihm bald von einem ganzen Lande zu Theil werden wird!«

Der Herzog wunderte sich, und suchte Dora irre zu führen, die jedoch bei ihrer Behauptung beharrte. Nachdem alle Frei Dora reichlich beschenkt hatten, brachen sie auf, voll von dem Eindruck, den die Prophezeiungen auf sie gemacht hatten. Da Aquilar und Valerio wußten, daß der Herzog sehr zu dem Glauben an die Einwirkung übersinnlicher Mächte geneigt war, so suchten sie dergleichen Gedanken bei ihm noch zu einem höhern Leben anzufachen, indem sie der Meinung waren, daß sein etwas zaudernder und bedenklicher Charakter dadurch zu einer desto energischeren Ausführung des ihnen am Herzen liegenden Planes angespornt werden möchte.

Nicht lange darauf, nachdem sie Dora's Haus verlassen hatten, erschien Uzeda bei ihr.

»Ich sah da so eben recht heiligen Besuch von Euch gehen, Mutter;« hob er an; »nehmt Euch in Acht, daß ihr keinen Spionen in die Hände fallt!«

»Die Leute sind freilich heiliger als du, mein saubrer Sohn,« versetzte Dora; »was sie betrifft, so hast du gar nicht nöthig, mich zur Vorsicht aufzumuntern!«

»Nun, nur gemacht!« sagte Uzeda; ein Spionbube gibt dem andern immer gern einen guten Rath, und wenn es seine eigene Mutter wäre.«

»Ci seht mir doch,« erwiderte Dora, mich so ohne Weiteres unter das Gesindel deinesgleichen herabzuziehen!«

»Nun, und was wollt Ihr denn Besseres sein, als ich?« fragte Uzeda mit höhnischem Grinsen. »Gehören wir denn nicht Beide zu dem edeln Bizeunergeschlecht? Bin ich denn nicht durch Euch als Dieb geboren und von Jugend auf zu Allem angewiesen, was zu dem Handwerk gehört? Doch ich mache Euch keine Vorwürfe; um einen Sohn oder um einen Menschen überhaupt ist es Euch gar nicht zu thun gewesen; dieser entstand nur so von ungefähr, ohne Eure und meines Vaters Absicht.«

»D, ich habe dich als Kind auf meinem Armen gewiegt und zärtlich lieb gehabt!« versetzte Dora.

»Kinderzärtlichkeit! die Narrheit aller und auch der lächerlichsten Weiber!« spottete Uzeda. »Doch ich mache Euch dieselbe nicht zum Vorwurf; Ihr sollt Euch damit nur nicht als mit etwas Besonderem brüsten!«

In diesen Augenblicken öffnete sich durch den Lustzug ein Fenster des parterre gelegenen Zimmers; Dora und Uzeda bemerkten weder dieß, noch daß sich ein Horchler an dasselbe postirte, der auf jedes ihrer Worte gespannt lauschte.

»Wenn Ihr glaubt,« fuhr Uzeda fort, ich tadele Euch deswegen, daß ihr mich zu dem Gaunerleben erzogen habt, so irrt Ihr gewaltig; denn meine gegenwärtige solide Existenz ist mir dermaßen unerträglich, daß ich sogleich in den ersten besten Wald fortlaufen und dort eine Räuberbande versammeln möchte.

»Ich ärgere mich selbst über dich,« sagte Dora, »daß du einen so schönen Posten angenommen und dich in Dienste der Landestyrannen begeben hast!«

»Mit Vergnügen denk' ich früherer Zeiten,« versetzte Uzeda, »wo ich wacker ein Schelmstück nach dem andern ausführte. Erinnerst Ihr Euch noch des Tages, wo wir den Knaben aus Wasconcello's Hause hinwegpracticirten? Noch hat Fernando keine Ahnung davon, daß er Wasconcello's Sohn ist; er hält bis auf den heutigen Tag Aquilar für seinen Vater, der uns damals ein hübsch Stück Geld bezahlte.«

Der draußen befindliche Lauscher hatte sich bei diesen Worten etwas weiter hereingebeugt, als ihn jetzt Uzeda auf einmal bemerkte, und laut ausschrie:

»Höll' und Teufel, Bianna!«

»Ha ha ha ha!« lachte es draußen, und in dem Augenblick war die Gestalt des Horchers verschwunden.

Eine kurze Weile darauf, nachdem sich Uzeda entfernt hatte, erschien Bianna mit vier Hühnern vor Dora's Hause, und sie wurde sofort nach dem Gefängniß abgeführt.

Schon am andern Morgen wurde sie von der Wache nach Wasconcello's Palaste zu einem Verhör geleitet.

Wasconcello's that an sie eine Menge Fragen, denen sie geschickt auszuweichen wußte. Vor Allem beschuldigte er sie, seinen Sohn Fernando als einen zarten Knaben aus seinem Hause geraubt zu haben; sie sollte entdecken, wo er sich jetzt befinde.

Dora vermaß sich mit einer trohigen Festigkeit, daß ihr ein solches Verbrechen nie in den Sinn gekommen sei, und daß sie noch weniger vermöge, zu sagen, ob der ihr völlig unbekannte Fernando noch lebe,

und wo er sich jetzt aufhalte. Nachdem Vasconcellos alle mögliche Künste, ihr ein Geständniß abzuloden, angewandt hatte, und sie hartnäckig ihre Unschuld behauptete, so sagte er ihr, sie sei der Hererei angeklagt, und er werde sie augenblicklich der heiligen Inquisition übergeben, damit sie in den nächsten Tagen ihre Verstocktheit und ihre gottlosen Lauberkünste auf dem Scheiterhaufen bereuen möge!

»Gut,« rief Dora. »Immer zu! Thut das, Herr Gouverneur! Denkt Ihr, daß ich mich vor Eurer Macht fürchte?«

»Schweig', unverschämtes Weib!« donnerte sie Vasconcellos an, »oder ich lasse dein Haupt schon binnen wenigen Minuten von dem Rumpfe trennen!«

»Vorher sollt Ihr aber meine letzten Worte hören,« rief Dora aus, indem sie hoch emporwuchs und bei ihrer Geisteserregung einen furchtbaren Ausdruck gewann. Die Augen wild rollend, mit schäumenden Lippen und kochender, arbeitender Brust sprach sie die Worte:

»Ich sage Euch offen, Ihr Schinder des Landes, daß ich Euch hasse, und fluche alles Unheil über Euch und Euer Haus herab, das schon wie eine schwarze Wolke herangezogen kommt! Ich sehe Euer Geschick voraus; denn jede dunkle Stelle der Zukunft ist mir hell; ich erblicke schon den Leichenzug, der Eure Tochter Beatrix nach der Gruft begleitet; ich sehe Euer eignen Sohn mit dem Mordgewehr nach Euch zielen, und noch Eins laß ich im Buche der Zukunft, der Tag, an dem ich sterbe, wird auch der Tag

Eures eignen Todes sein! Jetzt laßt mich köpfen oder viertheilen, mir ist's einerlei!«

Der feige Vasconcellos, der sich des Uberglaubens nicht erwehren konnte, erblaste bei den letzten Worten des ihm fürchterlichen Weibes; sein böses Gewissen ließ allen den Bildern, die sie vor seine Seele gerufen, ein höheres Leben, und sein Zorn, der eben auf Dora losstürzen wollte, gleich einem reißenden Strome, der mitten in seinem Laufe still steht.

»Was sagtest du, Weib?« versetzte er, Kaltblütigkeit erzwingend, und doch dabei die Verwirrung seiner Gedanken verrathend. »Habe ich dich recht verstanden? Und sieht dein prophetischer Blick nicht leere Truggebilde?«

Mit noch mehr Bestimmtheit und Festigkeit wiederholte Dora, seine Angst mit innerem Triumph bemerkend: »ich sagte, daß wir beide an einem und demselben Tage sterben werden!«

Dora's List war von der größten Wirkung. Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens hob Vasconcellos, vor seinem eignen Tode erzitternd, an:

»Gute Frau, ich habe Euch etwas hart angelassen; nehmt mir's nicht übel; ich werde täglich von so vielen Menschen bestürmt, und die mancherlei verdrießlichen Anliegen aller der Zubringlichen verderben mir zuweilen die gute Laune. Es soll Euch kein Haar gekrümmt werden; ich bin der festen Ueberzeugung, man hat Euch bei mir verläundet! Was gehen mich Eure Krankheiten an, in denen Ihr manchen Arzt übertreffen sollt, und was kümmert es mich, womit

Ihr Euch etwa noch sonst beschäftigen möget? Geht in Frieden nach Hause und sorget ja für Euer langes Leben! Und wenn Euch etwa die heilige Inquisition einmal zu Leibe gehen wollte, so wendet Euch nur an mich; Ihr sollt an mir einen lebhaften Fürsprecher finden! Solltet Ihr sonst einmal ein Anliegen haben, so sucht nur Vasconcellos auf, der für Euer Wohl die aufrichtigste Sorge tragen wird! Ich bitte nochmals, sorget nur ja für Euer Leben!«

Innerlich darüber lachend, daß ihr der Trug so vortrefflich gelungen war, empfahl sich Dora dem Manne, der jetzt ihr Leben bloß schonte, weil er mit ihrem Tode sein eignes Ende verbunden glaubte.

Als sie fort war, trat Bianna in das Zimmer.

»Nun, Excellenz,« hob er an, »Ihr laßt die Here gehen, aber Ihr den gewissen Tod zugeschworen hattet? Gestand sie den Raub Eures Sohnes ein?«

»Sie ist unschuldig, Bianna, sie ist unschuldig,« versetzte Vasconcellos; »sie hat mir die überzeugendsten Beweise gegeben —«

»Aber ich habe doch mit eignen Ohren gehört,« unterbrach ihn Bianna, »und es wäre mir ein Höllengaudium gewesen, wenn wir dieses Weib dem Teufel hätten in die Klauen liefern können!«

»Läßt das!« sagte Vasconcellos, gedankenvoll im Zimmer auf und niedergehend. »Vergreife dich nicht etwa an dem Weibe und achte vielmehr streng darauf, daß ihr kein Unheil widerfährt!«

»Ich habe heute noch mehr erkundschaftet,« versetzte Bianna; »gestern Abends ist in Begleitung

des aus dem Kerker entsprungenen Aquilar und jenes Euch bekannten Valerio insgeheim der Herzog von Braganza bei ihr gewesen.«

»Was sagst du? Der Herzog von Braganza?« rief Vasconcellos mit den Zeichen des größten Erstaunens aus. »Hier, in Lissabon?«

»Gewiß!« versetzte Bianna. »Und gebietet Ihr mir auch jetzt noch, das Weib zu schonen, da es ausgemacht ist, daß sie in geheimem Einverständnisse mit Euern Feinden steht?«

»Um's Himmelswillen, fügt ihr kein Leid zu;« gebot Vasconcellos; »aber versucht Alles, um Aquilar's und Valerio's habhaft zu werden, und zu erforschen, was der Herzog hier im Stillen treibt!«

»Ich bemerke überhaupt hier seit kurzer Zeit eine Menge fremder Personen, bei deren Anblick ich so meine Gedanken habe.«

»Sei besonders wachsam in der Nacht, Bianna,« versetzte Vasconcellos; »ich will dir gern jede dem Schlaf entzogene Stunde theuer bezahlen!«

»Sehr wohl, mein Herr!« war des Dieners Antwort. Es trat eine Pause des Schweigens ein, während welcher Vasconcellos durch sein rascheres Hin- und Hergehen die Unruhe seiner Seele zeigte.

Auf einmal fuhr Bianna mit dem lauten Ausruf des Schreckens »Ha!« zurück.

»Was hast du, Bianna?« fragte Vasconcellos, indem er stehen blieb. »Was starrst du so erschrocken hinter mich?«

»Erlaßt mir die Antwort, Excellenz!« bat Bianna; »ich kann Euch den Grund meiner Verzürzung nicht sagen!«

»Aber ich gebiete dir, rede! Sei es, was es sei, ich will es wissen!«

»Run denn, wenn es sein muß,« sagte Bianna, »so sollt Ihr hören, was ich Euch lieber verschwiege. Ihr habt vielleicht auch schon von Dienern gehört, an denen eine wunderbare Eigenschaft haftet. Es ist nemlich diejenige, den Tod ihres Herrn vorauszusehen!«

»Ammenmärchen!« versetzte Wasconcellos.

»Es ist mir lieb, wenn Ihr so davon denkt und Euch beruhigt,« sagte Bianna, der jedoch im nächsten Momente abermals wie vor einer fürchterlichen Vision zurückbebt.

»Merck!« rief Wasconcellos aus, »dein Auge starrt schon wieder nach einem Punkte gräßlich hin! Was siehst du?«

»Ich sehe — sehe — dicht hinter Euch einen rathenschwarzen Schatten, der Euch aufrecht gerichtet nachgeht und wenn Ihr still steht, stehen bleibt, und die Arme nach Euch ausbreitet!«

»Wahnsinniger! Du lügst!«

»Ich sah es schon mehrmals, aber ich mochte es Euch nicht sagen! Ich sah einen solchen Schatten, acht Tage vorher, ehe meine beiden vorigen Herren, Sandoval und Davila, starben, und weiß es, der Schatten bedeutet den Tod!«

»Entsetzlicher! Verlaß mich!« rief Wasconcellos, indem er vor Todesfurcht erbleichte und nach dem Divan wankte, wo er ohnmächtig zusammensank.

XII.

„Die Eine tödtete der Liebe Schmerz,
Die Andre täuschte noch ihr blutend Herz
Mit einem Nichts der Hoffnung.“

Die Tochter Vasconcello's, die einst so blühende und schöne Beatriz, war seit einiger Zeit von Tag zu Tage blässer und kränker geworden. Es nagte ein tiefer Gram an ihrem Herzen, den sie selbst ihrer vertrauesten Freundin, Sancha von Belasquez, nie ganz ausgesprochen hatte.

In einer Stunde, wo Sancha mit ihr allein war, drang diese in Beatriz, ihr doch Alles mitzutheilen, was sie auf dem Herzen habe.

»Du hältst dich für wohler, als du wirklich bist,« sagte Sancha, »du sprichst aber zugleich mit einem Blicke von Besserung, der deine eignen Zweifel, ja deine Hoffnungslosigkeit verräth.«

»Und wenn ich nun wirklich nichts mehr hoffte!« sagte Beatriz mit einem Lächeln kalter Resignation, das der Freundin tief in die Seele schnitt.

»Es jammert mich,« erwiderte Sancha, »dich als eine Braut in dem Mai des Lebens so reden zu hören!«

»Eine Braut!« wiederholte Beatriz aus tiefster Brust aufseufzend und zugleich mit einem Ausdruck bitterer Ironie, »ja, eine Braut, die der Tod als Bräutigam bald abholen wird. Was soll ich diese zehrende, sehnende, weinende Welt von Empfindun-

gen noch länger mit mir herumtragen? Mein Wunsch erfüllt sich hier auf Erden nicht! Du weißt, nach welchen Kämpfen ich meinem Vater endlich meine Einwilligung dazu gegeben habe, mich mit dem Marquis von Gota zu vermählen; du weißt auch, daß ich den mir aufgezwungenen Bräutigam von ganzem Herzen hasse; aber Eins habe ich dir noch nie entdeckt, meine Sancha, nemlich, daß ich in der Stille längst einen Andern liebte.»

»Und dieser Andere?« fragte Sancha, die schon längst ein Geheimniß dieser Art vermuthet, aber durch alle Forschungen noch nie etwas Näheres ergründet hatte.

»Es mag etwa ein Jahr her sein,« sagte Beatrice, »als ich hier in meines Vaters Hause einen Jüngling sah, dessen Erscheinung wie durch einen plötzlichen Zauber mir sogleich in die tiefste Seele drang. Es erschloß sich mir eine Welt von süßen Träumen. Doch nur auf kurze Augenblicke vergönnte mir das Schicksal seine Nähe. Wir wurden getrennt, ehe er mir anders als mit dem Auge seine Empfindungen aussprechen konnte. Aber nie vergaß ich ihn. Später schieden ihn noch andere Verhältnisse von mir; er gesellte sich zu den Feinden meines Vaters, er liebte eine Andere; ich beschloß, ihn für ewig aus meinem Gedächtniß zu vertilgen; und doch fühlte ich, daß sein Bild zu tief in meine Seele eingegraben war. For- sche nicht nach dem Namen dieses Jünglings; ich selbst würde ihn mit eiskiger Kälte von mir flossen, wenn er jezt vor mir erschiene. Aber einer andern Liebe wäre ich deshalb doch nicht fähig. Er soll der Erste und

Lehte bleiben, für den ich etwas fühlte! O, meine Sancha, ich habe unaussprechlich gelitten; aber das Ende meiner Qualen ist nah. Nur noch einmal sehen möchte ich ihn; und dann wollte ich gern sterben!«

Sie hatte sich dem Fenster genähert; und in demselben Momente ging unten Valerio vorüber.

»Gott! rief sie aus, mein Wunsch ist erfüllt! auf diesen Moment habe ich gehofft; nun ist Alles gut!«

Sie zitterte und wankte; eine noch größere Blässe verbreitete sich über ihre Wangen, ihre Augen starrten wie von einem geisterhaften Glanze; erschrocken eilte ihr Sancha zu Hülfe, und auch der Vater erschien jetzt, über den Zustand des Mädchens sich entsetzend. Sie wurde sogleich auf ein Lager gebracht; Vasconcellos ließ den geschicktesten Arzt Vissabons rufen und versprach ihm einen hohen Preis, wenn er ihr Leben retten könnte.

So sind die Menschen. Erst wenn sie ein Gemüth so lang' gequält und gepeinigt haben, daß keine Hülfe mehr möglich ist, dann weinen sie und jammern und thun die heiligsten Schwüre, daß sie gern Alles hingeben möchten, um den Verlorenen zu retten. Tausend Leichenbegängnisse zeugen für die Wahrheit dieser Behauptung. Ist das Opfer gefallen, dann erst werden die Schuldigen zärtlich und hudekn den Todten mit ihren sentimentalen Geberden, der, wenn er noch eine Empfindung haben kann, gewiß nur froh ist, auf immer seinen gefühllosen Peinigern entrückt zu sein.

Einige Tage später, als Valerio sich gerade in der Abendstunde bei einem in einer Hauptstraße Vissabons wohnenden Freunde befand, sah er vom

Fenster aus einen langen Leichenzug vorüberwallen. Auf die Erkundigung, wen man begrabe, hörte er, es sei die Tochter des Staatsministers Vasconcellos, Namens Beatriz.

Man denke sich, was dieser Name auf sein Gemüth für einen Eindruck machen mußte! Die Thränen traten ihm in die Augen. Lebhaft erinnerte er sich jener Stunden, wo er das liebliche Mädchen zum erstenmale erblickte, so wie auch jenes Momentes in Villaviciosa, wo sie von ihm mit den Worten schied, »daß er sie nie wiedersehen solle.« Sie hatte also wahr gesprochen!

Einen Tag später, wo Vasconcellos Vianna zur Rede setzte, warum er bei dem Leichenbegängnisse sich so unruhig gebehrt habe, wollte dieser durchaus den Grund nicht sagen. Da aber Vasconcellos darauf bestand, ihn zu hören, so theilte ihm Vianna mit, daß er auf dem ganzen Wege nach dem Gottesacker hinter Vasconcellos den Schatten noch viel deutlicher und schwärzer hinter ihm gesehen und sich davor gescheut habe.

Es war gerade in der Dämmerungsstunde, als Vasconcellos mit Vianna darüber sprach. Da trat auf einmal eine lange Gestalt in einem schwarzen Mantel in das Zimmer. Die Beiden entsetzten sich, der Ankömmling erwartete ihre Aured, nach welcher er mit hohlem und dumpfem Tone anhub:

»Ich melde dir, Vasconcellos, noch ehe acht Tage vergehen, wirst du sterben!«

Nach diesen Worten entfernte sich die unbekannte Gestalt wieder.

»Alberne Fragen!« rief Vasconcellos, sich ermannend, aus; »ich sterbe nicht, so lange die Dora lebt!«

»Dora ist seit gestern krank!« versetzte Wianna.

»Unglücksrabe! Welche Hiobspost kreischest du mir entgegen!« rief Vasconcellos, plötzlich alle Fassung verlierend aus. »Dora krank? Wianna, geh, eile, fliege, sende ihr auf meine Kosten augenblicklich den geschicktesten Arzt in der Stadt!«

Wianna entfernte sich sogleich, um dem Auftrag Genüge zu leisten.

Um dieselbe Stunde hatte sich Valerio nach einem langen Kampfe mit sich selbst in das väterliche Haus begeben. Es war sein Vorsatz, sich diesmal dem Vater zu entdecken und ihn wo möglich zu der Zurücknahme seines Fluches zu bewegen. Nachdem er abermals als ein Agent des Herzogs von Baganza unter dem Namen Pinto mit Lemos in Betreff der täglich weiter gediehenen Verschwörung unterhandelt hatte, suchte er das Gespräch auf andere Gegenstände zu leiten. Er pries Lemos glücklich wegen seines Reichthums und Ansehens in der Stadt.

»Aber wem hinterlass' ich einmal all meinen Wohlstand?« rief Lemos traurig aus.

»Ihr habt also keine Kinder?« fragte Valerio.

»Welchen Schmerz erweckt Ihr in meiner Brust!« sagte Lemos, sich das Auge wischend. »Wehl hatte ich Kinder; ich hatte zwei Söhne, welche die Freude meines Alters sein sollten. Aber der Schlegelgesinnte,

den ich in meiner Verblendung am meisten liebte, starb, und erst die Art seines Todes gab mir Aufschluß über seinen verdorbenen Charakter; und von dem andern, der vielleicht gut war, den ich aber voreilig von meinem Angesichte verließ, habe ich nie wieder eine Sytbe gehört!«

»Bereut Ihr seine Verflösung?« fragte Valerio in höherer Aufregung.

»Von ganzer Seele!« sagte Lemos. »Ich beschuldigte ihn in meiner Leidenschaft eines Verbrechens, das ihm wohl nie in den Sinn gekommen ist. Der jüngere Bruder, Dionys, der damals noch lebte, machte mir meinen Valerio verdächtig, und so habe ich ihm ein Unrecht zugesügt, das ich ihm nimmer wieder vergüten kann.«

»Und wenn nun der Verflösene noch lebte, wenn er wiederkehrte, und sich an Euer Brust stürzte!«

»Ach, er ist gewiß todt!« seufzte Lemos. »Mein Fluch hat ihn in Verzweiflung gesagt! Ihr redet von dem Unmöglichen!«

»Nun so hört, ich bin Euer Sohn Valerio!«

»Ihr? Habt Ihr etwas von ihm gehört? Versch' ich Euch denn recht?« sagte der alte Lemos in der größten Verwirrung. »Ihr scherzt wohl nur! Wie? Ihr wüßtet von ihm? Ja, Ihr sagtet ja — aber mein Ihr täuschte sich wohl — Ihr wäret selbst —«

»Euer Sohn Valerio!« fiel ihm dieser in die Rede mit der unverstellten Sprache, die jetzt des Vaters Ihr völlig überzeugte.

Keiner Worte mächtig vor Ueberraschung und Wonnegefühl zog der alte Lemos Valerio jetzt an seine Brust.

»Vergieb mir!« sagte er endlich, »mein theurer, mein guter Sohn; ich habe dir großes Unrecht gethan!«

»Ihr nehmt also Euern Fluch zurück?« fragte Valerio.

»Ach, erwähne desselben nicht! Er hat mir viel leicht noch größere Qualen verursacht, als dir! Doch wir sind wieder vereinigt! Der Vater hat seinen Sohn wieder! Der Himmel sei gepriesen!«

Bald kam Valerio's Stiefmutter zu der frohen Scene, die auch ihr Herz von einem tiefen, lange genährten Gram befreite, da sie in melancholischen Stunden oft sich selbst für die an Valerio's Verstoßung Schuldige gehalten hatte. Trotz den lebhaften Bitten der Eltern und Valerio's eignem Wunsche, sogleich in dem Vaterhause bleiben zu können, hielt er es doch für gerathener, sich bis nach der Entscheidung der bevorstehenden politischen Katastrophe an einem mehr verborgenen Orte aufzuhalten, um jeder vielleicht möglichen Entdeckung zu entgehen, daher er sich, nachdem er die wichtigsten Data seiner letzten Lebensverhältnisse erzählt hatte, nach zehn Uhr Abends aus dem väterlichen Hause für heute entfernte.

Mit einem Blicke voll Dank gegen Gott richtete er sein Auge zu dem prachtvoll gestirnten Himmel; sein ganzes Innere floss von einer Seligkeit über, die er mehr stumm empfinden, als in Worten des Gebetes aussprechen konnte. So in sich selbst versunken war er schon durch mehrere Straßen gegangen, als ihm ein weibliches Wesen auffiel, die ihm nachzuweilen schien. Einigemal war es ihm sogar, als ob er den leisen Ruf: »Valerio! Valerio!« hinter sich ver-

nähme. Er wandte sich jetzt um, um die ihm Nachfolgende schärfer in's Auge zu fassen. Auf einmal erkannte er in ihr, als sie näher trat, die hier gar nicht vermuthete Estrella.

»Ist es möglich? Du hier, Mädchen?« redete er sie erstaunt an. »Was führt dich nach Lissabon?«

»Ihr könnt noch fragen, Valerio?« versetzte sie. »Und seht Ihr denn immer noch nicht, daß alle meine Schritte an die Eurigen gebunden sind? Ach, wie hab' ich Euch schon gesucht, und wie freu' ich mich, Euch endlich zu entdecken!«

»Es schickt sich nicht für dich, Estrella,« sagte Valerio, »mir wider meinen Willen überallhin nachzueilen, und du würdest besser gethan haben, in Vilaviciosa zu bleiben!«

»Ich weiß wohl, Herr,« erwiderte sie, »ich bin ein armes Mulattenmädchen, und es ist sehr kühn von mir, daß ich einen edeln Portugiesen mit meiner Zuneigung belästige. Aber tödtet mich, Valerio, ich kann nicht anders; ich wende mich nach Euch, wie sich das Weibchen nach dem Sonnenstrahle wendet. Ich begehre ja nichts als Euern Anblick, und etwa ein freundliches Wort, wenn Ihr es mir gewähren wollt!«

»Warum das nicht, gute Estrella,« versetzte Valerio; »es wäre ja hart von mir, wenn ich solche Anhänglichkeit nicht schätzen wollte. Aber, Mädchen, du siehst ja wohl, daß dieß zu nichts führen kann —«

»Ich weiß, ich bin eine Thörin,« fiel sie ihm in's Wort; »aber es ist, als ob mich eine geheime Macht Euch nachzöge und als ob ich einer Zauberei

verfallen wäre, gegen die alle meine Entschlüsse nichts vermöchten. Freilich, die ganze Liebe überhaupt ist wohl ein Zauber, gegen den der Verstand des Menschen nichts ausrichtet! Ich lieb' Euch, Valerio! Es ist wahnsinnig von mir, aber dennoch ist es nun einmal so. Meiner Willenskraft ist es nicht möglich, den Gedanken an Euch aus meiner Seele auszutilgen, so wenig es meiner Zunge möglich ist, das in mir zu verschließen, was mein ganzes Herz erfüllt!«

Valerio war verlegen um die Art, wie er sich gegen das Wesen benehmen sollte, gegen welches er möglichst gleichgültig zu sein beschloßen hatte, und das doch Gefinnungen gegen ihn äußerte, gegen die er sein Herz kaum ganz verhärten konnte. Indes wenn er das wunderbare Mädchen einerseits bebauerte, so konnte er sich doch nicht entschließen, einer Liebe, die sich ihm so hartnäckig aufzwingen wollte, etwas zu gewaltsam, was er als einen Raub an seiner Isidora betrachtet haben würde. Er deutete daher Estrella kurz an, daß er hier in Vissabon keinen Umgang mit ihr haben könne, noch viel weniger als früher, wo seine Schritte keiner so strengen Beachtung unterworfen gewesen wären, und gebot ihr jetzt, ihn sogleich zu verlassen.

Estrella's ganzes Wesen schien in sich selbst zusammenbrechen zu wollen; sie wankte und zitterte, sie versuchte es, eine Antwort hervorzubringen; aber die bebenden Lippen versagten ihr die Worte. Endlich stammelte sie abgebrochen:

»Valerio, ich stamme aus einem Geschlechte, das mit der Kunst, Blicke in die Zukunft zu thun, vertrauter ist, als die übrigen Menschen. Ich weiß,

daß ich nur noch eine kurze Zeit zu leben habe! Ach, mein ganzes Dasein war eine schrecklich dunkle Nacht; da sah ich Euch, und es fiel ein Sonnenstrahl in die schwarze Finsterniß. Wenn ich nur an Euch dachte, ward mir's wohl um's Herz, und wenn ich Euch sah, dann war ich selig. Was ich Euch von den Pyrenäen öfters sagte, ist nur zum Theil wahr. Ich wohnte einmal dort in der Nähe glücklicher und zufriedener Menschen, und dachte es mir als ein schönes Loos, wenn ich die Tochter eines dortigen Landmanns wäre. Doch das war ein bloßer Traum der Phantasie. Ich will Euch das Geheimniß lösen, das ich Euch so lange verschwieg. Der Sohn Dora's, der Zigeuner Uzeda, ist mein Vater. Er hatte eine Negerin geraubt, mit der er mich erzeugte. Meine Mutter starb bald nach der Niederkunft. In den Wäldern der Pyrenäen wurde ich aufgezogen. Da ich viel Talent zur Musik, zum Tanz und zur Deklamation zeigte, so zwang mich mein Vater, schon als Kind für Geld öffentlich aufzutreten. Als wir in Madrid verweilten, fand sich ein Mann, an den mich mein Vater für eine ziemlich hohe Geldsumme verkaufte; dieser Mann war Viana. Er reiste gleichfalls mit mir umher, wobei ich der härtesten Behandlung ausgesetzt war, bis es mir endlich gelang, ihm heimlich zu entschlüpfen. Ich irrte einsam in den Waldgegenden umher, bis mich ein Zufall unter Aquilars Gesellschaft führte. Meine fernere Geschichte kennt Ihr; meine künftige wird bald entschieden sein. Bei der Annäherung der letzten Stunde verschwinden die Rücksichten, und so umarme ich Euch denn Abschied nehmend zum letztenmal! «

Unter einem heißen Thränenstrom hängte sich Estrella an Valerio's Hals, sie preßte ihn mit einer fast übermenschlichen Macht an sich, küßte ihm Stirn, Auge, Wangen und Lippen, und riß sich endlich mit einem bebend hervorgeflammelten: »Lebewohl!« aus seinen Armen.

XIII.

„Das Wiedersehn erschreckt zuweilen
Durch eine Fremdheit.“

So sehr sich Fernando freute, Aguilar und Valerio in Lissabon wiederzufinden, so theilte er doch die frohe Stimmung der Andern nur für die ersten Augenblicke und versank dann wieder in ein trübes brütendes Nachdenken. Es war, als ob eine dunkle Macht einen Einfluß auf ihn ausübte; oft sah er in phantastischer Aufregung mitten in der heitern Unterhaltung fürchterliche Bilder, die den Umgang mit ihm ängstlich machten. Zu Aguilar hatte er schon von jeher nicht das unbefangene Zutrauen wie zu einem Vater empfunden, und eine Ahnung schien ihm zuweilen Dinge zuzusüstern, für deren Rathseltigkeit er keine rechte Erklärung finden konnte. Vor Allem beschäftigte ihn der Gedanke an seine Maria, von welcher er seit so langer Zeit kein Wort mehr erfahren hatte. In trüben Stunden fühlte er sich oft geneigt,

anzunehmen, daß sie sich bei ihrer Gefangenschaft auf dem Schlosse des Grafen von Catala aus Verzweiflung ums Leben gebracht haben könne. Er selbst war durch seinen düstern und verschlossenen Charakter Schuld daran, daß sich die Andern zur Theilnahme für ihn weniger hingezogen fühlten; es schreckte sie ab, wenn er auf ihre Fragen nur kurze Antworten gab, und sie hielten es dann für besser, ihn sich selbst zu überlassen. Lebhaft nahm er Theil an Allem, was jetzt in der Stille geschah, um die Revolution mehr und mehr einzuleiten. In müßigen Stunden aber suchte er die Einsamkeit, und forschte besonders in jedem Winkel Lisabon's, ob er etwas von Marien entdecken könne. Schon mehrmals hatte er in dieser Absicht die verschiedenen Theater besucht, aber vergebens. Auch in allen Kirchen hatte er nach ihr gespäht, doch mit eben so wenigem Erfolg.

Eines Tages ging er abermals in das Theater San Carlos, wo ein Drama von Lopez de Vega aufgeführt wurde. Es kam darin ein Charakter vor, in dem er fast ganz sich selbst geschildert fand, verschlossen, düster, doch dabei energisch. Auch die Situationen, in welche er versetzt wurde, erinnerten ihn an seine eignen Schicksale, ja die Aehnlichkeit erstreckte sich selbst bis auf das Verhältniß zu seiner Geliebten, vor der er seinen Stand verbarg, und die sich deshalb mißtrauisch von ihm abwandte.

Es macht schon einen eignen Eindruck, wenn ein todt's Buch, das wir lesen, tiefe Blicke in unsere Seele thut; bei lebendiger Darstellung kann diese Einwirkung zuweilen einen Grad erreichen, vor dem wir

erschrecken. Durch das Schauspiel war Fernando's Interesse dermaßen angeregt worden, daß er sich bis jetzt noch wenig unter den Zuschauern umgesehen hatte, als fast sein erster Blick nach dem Publikum jetzt auf eine Dame fiel, welche auf die Vorstellung mit derselben Aufmerksamkeit, wie er, zu achten schien, und in welcher er sogleich Marien zu erkennen glaubte. Noch zweifelte er; doch bei genauerer Betrachtung flog seine Muthmaßung bald zu völliger Gewißheit. Auch sie schien ihn zu bemerken; an einem wechselnden Erblaffen und Erröthen erkannte er ihre Bestürzung.

Jetzt war seine Aufmerksamkeit auf das Stück dahin. Im Augenblicke hätte er nach der Loge eilen mögen, wo sie saß; doch sie war rings von einer Familie umgeben, deren Nähe ein vertrautes Zwiesgespräch mit ihr verwehrte. Indem er dadurch genöthigt wurde, jeden Gedanken einer Annäherung bis zu dem Ende des Stückes zu verschieben, begnügte er sich vor der Hand damit, seine Augen einstweilen zu ihr sprechen zu lassen. Wider Erwarten schenkte sie ihm eine Zeitlang keinen einzigen Blick. Doch ertappte er sie bald darauf, wie sie halb verstohlen zu ihm herniedersah. Es verging wieder eine Zeit, wo sie sich entschieden abwendete. Doch endlich schien es, als ob es ihr nicht möglich wäre, sich länger Zwang anzuthun; ihr Blickehrte öfter und öfter zu ihm zurück, und ruhte länger und länger auf ihm. Dieß dauerte fort bis zu dem Ende des Stückes, wo Fernando rasch hinauseilte, um wo möglich mit ihr zu sprechen. Jede Dame faßte er scharf in's Auge. Endlich kam sie, jedoch in Begleitung mehrerer anderer Personen, mit denen in leb-

hastem Gespräch begriffen sie ihn kaum zu bemerken schien. Nach einem Wege durch mehrere Straßen, auf dem er sie verfolgte, schieden alle von ihr; bis auf eine einzige ältliche Dame, die noch weiter mitging, aber dann sie auch verließ, mit dem Bedeuten, daß sie binnen einer halben Stunde kommen werde.

Nest zögerte Fernando keinen Augenblick, sie anzureden; doch wie staunte er, als Maria seine Worte kaum zu hören schien und ihn bat, sich eiligst von ihr zu entfernen.

»Maria! Was fällt dir ein? Woher diese Kälte? Ist es möglich, kannst du so reden, die du mir tausendmal ewige Liebe geschworen hast?«

Ach, Maria war so schön geworden seit der Zeit, wo sie Fernando nicht wiedergesehen hatte; er hätte wahnsinnig werden mögen vor Entzücken bei dem Gedanken, daß die neben ihm Wandelnde seine Geliebte sei; und sie, ach, sie, schien keinen Funken seines Gefühls zu theilen, und wiederholte mit kurzen Worten und dem gleichgültigsten Tone von der Welt, daß sie ihn recht dringend ersuchen müsse, sie nicht weiter zu belästigen.

»So geh, du falsche Schlange!« rief Fernando, über dieses Betragen entrüstet, aus. »Du verdienst es nicht, daß ich nur jemals einen Blick an dich verschwende; du bist es unwerth, das höchste Ideal meines ganzen Lebens gewesen zu sein! Du hast mir Treue geschworen; aber es war lauter Lüg und Trug; du hast deine Arme um mich geschlungen und dein Herz hat zärtlich an dem meinigen geschlagen; wir lernten vereint in vielen schönen Stunden die ganze

Größe und reine Götlichkeit der Liebe kennen, und nun stößest du mich mit satanischer Kälte von dir zurück! Aber Fernando besitzt Stolz genug, nicht weichlich um den Verlust eines Herzens zu wimmern, in dem die Falschheit wohnte; Fernando rettete dir das Leben; du willst ihm dafür mit dem Tode lohnen; aber um deinetwillen stirbt er nicht! Geh, du Mutter! Fernando sagt dir auf ewig Lebewohl!«

»Um Gotteswillen, Fernando, mein Fernando!« rief auf einmal ganz umgewandelt Maria aus; »wie kannst du mich so verkennen und mir so heftige, entsetzliche Worte sagen? Nein, ich kann mich nicht verstellen, ich muthete mir eine Stärke zu, die über meine Kräfte geht; ich wollte dich fliehen, fliehen auf ewig, aber mein fester Entschluß erliegt der Gewalt mäner Liebe! Höre mich an und entschuldige mich, so gut du kannst! Es gelang mir, aus dem Schloß des Grafen von Catala zu entfliehen; glücklich erreichte ich meine Heimath. Doch die Eltern hielten deine Nähe für mein Wohl gefährlich; sie machten mir täglich Vorstellungen; wir hörten, du seist Anführer einer Räuberbande; kannst du nun das Mädchen verdammen, die sich, trotz ihrer glühenden Leidenschaft für dich, entsetzt, dem Willen ihrer Eltern nachzugeben, welche eine Trennung für nothwendig erachteten, um ein wahrscheinliches Unheil zu vermeiden? Genug, ich reiste zu einer Tante in Lissabon, bei der ich still und eingezogen lebe. Ach, wenn ich offen gegen dich sein soll, es vergeht keine Stunde, ja kein Augenblick des Tages, wo ich nicht an dich denke! Unzählige Thränen habe ich um dich geweint,

denn ich liebe dich noch in diesem Augenblicke wie ehemals, aber ich bin zugleich auch fest entschlossen, dir nimmer meine Hand zu reichen!«

»O Maria,« rief Hernando aus, indem er die himmlische Gestalt umschlang und einen langen Kuß von ihren Lippen sog, den sie mit dem ganzen Feuer der unendlichen Liebesgluth erwiderte; »wie kannst du Worte reden, denen deine wahren innern Empfindungen ihre Zustimmung versagen? Dieser Kuß war deine beste Vertheidigung! Er war ein feuriger Liebeschwur, der den letzten Hohn deiner vorigen Worte Lügen straft! Ich bin kein Räuber, Maria, wenn ich auch eine Zeitlang in den Wäldern lebte nach Räuberart. Nur ein Geächteter bin ich, gleich allen denen, die mich dort im Walde umgaben. Aber es naht der Tag, der unsere Ehre in den Augen der Welt herstellen wird; dann werde ich dich froh mit der Aufklärung aller der Geheimnisse überraschen, die ich gegen dich bewahrte, um dich zu prüfen, und zu sehen, ob du fähig wärest, in mir bloß den Mann von Kraft und Geist zu lieben, ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen!«

Maria's eigentliche Empfindungen hatten jetzt längst die Oberhand über ihre Bedenklichkeiten erlangt; mit höherem Feuer erwiderte sie Hernando's Küsse. Und doch lebte sie dabei noch mehrmals wie von einem stöhnlichen Schauer befallen vor ihm zurück. Hernando zeigte keine Befremdung darüber.

»Es mag noch ein Rest jener frühern Furcht vor dir sein,« sagte Maria, die mir auch jetzt noch unwillkürlich die Seele ergreift; und du trägst selbst die

Schuld davon, wenn mir für das ganze künftige Leben ein Nachklang jener Empfindung übrig bleibt. So zärtlich ich dich liebe, so finde ich doch in deinem Wesen zugleich ein mir selbst räthselhaftes Etwas, das mich auch jetzt noch erschreckt und mit bangen Ahnungen erfüllt.«

»Auch ich bin von solchen Ahnungen nicht freile versetzte Fernando, indem er in sich hinein brütete; »doch gerade auch darin zeigt sich eine Harmonie unserer Seelen.«

»Soll ich ganz offen gegen dich sein?« sagte Maria; »auch wenn du ein Bösewicht wärest, könnte ich dich nicht hassen!«

Beide fühlten sich jetzt unaussprechlich glücklich, wieder vereinigt zu sein. Doch durfte Maria, welche die Lante schon in der Ferne kommen sah, nicht länger weilen, und so trennten sie sich, nachdem sie eine Zusammentkunft für den folgenden Tag verabredet hatten.

XIV.

„Ihm war nichts heilig — jeden A. — des Uedts,
Der Legend und des Grisses trat er nieder
Mit rohem Laß. Ihm schalte das Organ
Für alles Göttliche. Sein Sinn war kalt
Und todt.“

Tieffinnig saß Vasconcellos eines Morgens in dem Wohnzimmer seines Palastes. Sein ganzes Leben hindurch hatte er nach Rang und Reichthum gejagt, und

gehofft, es werde einmal eine Zeit erscheinen, wo er sich in vollem Besitze dieser Güter wohl befinden würde. Selbst der schlechteste Mensch thut Alles, was er thut, dies um glücklich zu werden. Doch wer Anderer Glück zerstört, um sein eigenes zu begründen, betrügt sich furchtbar um seinen Zweck. Ist treibt er lange ungehört sein Spiel, aber die Rancune hat dann mit ihm nur Rücksicht, um endlich mit desto schrecklicherem Ingrimm über ihr Opfer herzufallen. Es kamen Stunden, wo Vasconcellos von seinem Gewissen geängstigt wurde; indeß schloß es ihm doch dann nie an allerlei Ausflüchten, mit denen er Alles beschönigte, was ihm dasselbe zum Vorwurf machte. Er dachte dann: »Strenge ist der Kern jeder Regierung; der Untergang des Widerständigen und des Rebellen fällt ihm selbst zur Last.« ja er rechnete es sich am Ende noch als ein Verdienst an, so lange Jahre hindurch ein widerspenstiges Volk im Zaum gehalten und seinen Fesseln mit Energie beherrscht zu haben. Indesß fühlte er sich in dem Besitze der höchsten Ehrenstellen und des größten Vermögens doch nicht glücklich. Dies hatte ihn besonders der Tod seiner Tochter Beatriz erschüttert, und mit Schmerzen gedachte er des Sohnes, der ihm als Knabe geraubt worden war. Er hätte gern sein halbes Vermögen darum gegeben, wenn er den letzten hätte ausfindig machen können. Immer von neuem erwachte sein Sehnen gegen Dora, die zwar nichts eingestanden hatte, welcher er aber doch ein Verbrechen zutraute, zu dessen Begehung ihm dieses Wohl so geeignet erschien. Mehrmals fand er im Begriffe, selbst zu ihr zu eilen, und ihr durch Drehungen das

Gesandniß einer That abzulösen, deren er sie für verdächtig hielt. Doch sie war noch krank, und sein Aberglaube machte nun einmal sein eigenes Leben von dem ihrigen abhängig, daher er Weisenden trug, die Gesundheit der Leidenden durch eine ernstliche Untersuchung noch mehr zu erschüttern.

Trotz dieser dastern und unruhigen Gemüthsstimmung fühlte er doch Neigung und Energie genug, neue Pläne zu der Unterdrückung des Volkes zu entwerfen, dem er seiner Geburt nach angehörte, obgleich er seiner Gesinnung nach zeitlichens ein Freund der Spanier und ein geschworener Feind seines Vaterlandes gewesen war. Keine widrigen Zufälle hemmten seine wirklich bewundernswerthe Thätigkeit in den Geschäften, und selbst die ihn jetzt öfter und heftiger ergreifende Melancholie störte nur mitunter für Momente seinen Erfindungsgeist im Ausführen der neuen Operationen, durch die er Geld von dem Volke zu erpressen beabsichtigte. Seit einiger Zeit war seine Härte, Unbiegsamkeit und Grausamkeit zu einem noch höhern Grade gestiegen, wobei er weder auf Freunde, noch Verwandte, noch auf sonst Jemand Rücksicht nahm. Außer Bianna übte fast Niemand auf ihn einen Einfluß. Selbst dieser in alle seine Geheimnisse eingeweihte Diener war ihm einigermaßen unwillig geworden, seit er sich über die furchtbare Vision ausgesprochen hatte, deren gespenstischer Gedanke ihm immer von neuem vor die Seele trat. Und doch konnte er sich nicht entschließen, das immer bereitte Werkzeug zu entfernen, das jedem seiner Befehle künftighin die Ausführung ließ, und dessen Nähe ihm zum Bedürfnis geworden war. Für Berstreuung

gen und Vergnügungen hatte er keinen Sinn; die Wissenschaft schätzte er nur in so weit, als sie zu Staatszwecken paßte; für die Kunst war seine Seele völlig todt.

»Du kommst wie gerufen,« sagte er, als Bianna jetzt eintrat; »mich verlangt besonders, von dem Erfolg der Bemühungen zu hören, die du den jetzt in größerer Zahl gegenwärtigen Fremden gewidmet hast.«

»Wenn mich mein Ahnungsvermögen nicht trügt,« versetzte Bianna mit befehllicher Miene, »so gehen jetzt geheime Bewegungen im Werke vor; die Ringe der Fremden mehrer sich fast von Tag zu Tag. Einige meiner Spione wollen mehrmals zur Nachtzeit unter sorgsam gewählter Verkleidung den Herzog von Braganza bemerkt haben.«

»Wie? den Herzog von Braganza?« rief Vasconcellos sichtbar erschrocken aus.

»Sie behaupten es nicht gewiß,« fuhr Bianna fort, »weil die Person, in der sie ihn zu erkennen glaubten, sich jedesmal rasch ihrer nähern Aufmerksamkeit zu entziehen wußte.«

»Sollte am Ende doch,« sagte Vasconcellos, »hinter der Vergnügungssucht, mit der der Herzog unsern Argwohn ablenkte, etwas Tüchtiges lauern? Sollte sie am Ende bloß Maske sein, die er wählte, um, durch sie gesichert, desto ungehinderter sein Spiel zu treiben? Ich begreife den König Philipp nicht und begreife den verschlagenen Olivarez nicht, die ihn im vorigen Jahre jenen Triumphezug durch ganz Portugal hatten lassen, auf denen sich der populäre Her-

von aller Gemüths-Verwirrung befreit! Und warum tadeln sie jetzt wieder den Aufschub seiner Abreise nach Madrid? Warum sehen sie in seiner so auffallenden Bogenung nichts Uebers? Bianna, mein Blick reicht weiter; ich werde noch heute eine Eskorte nach Madrid absenden, die den Leuten dort die Augen öffnet, und sie zu den schnellsten Manoeuvres bestimmt, um das Ufer in seine Felle zu lodern!»

»Das dürfte sehr rathsam sein, Excellenz,« versetzte Bianna. — »Wir haben mehrere verdächtige Personen ergreifen; doch es ist ihnen durchaus nichts abzuloden, was unsern Argwohn rechtfertigte. Wenn wir nur das aus dem Kerker entsprungenen Aquilar wieder habhaft werden könnten! Er ist der gefährlichste Feind, und es war nicht der klügste Streich das sonst so nachsamen Uzeda, daß er ihn entlassen ließ!«

»Nicht!« versetzte Baccanellio, »das ist am Ende das rechte Wort; denn ich wollte meinen Kopf darauf verwetten, daß sich in dem alten Sürter noch ein Wodensatz von Irene gegen seinen vorigen Herrn geragt hat!«

»Ich weiß doch,« entgegnete Bianna, »denn Uzeda ist klug genug, es mit denen zu halten, deren Drob er isst. Aber Aquilar hat mit dem Teufel ein Bündniß, und der hilft ihm überall durch. Schon zehnmal hab' ich nach ihm geschrien und gesucht; doch an ihm haftet nichts; das geht mit übernatürlichen Dingen zu, sonst müßte er längst tot sein!«

»Spreche ihm nach, gib dir alle Mühe, ihn zu fangen;« sagte Baccanellio; »du weißt, daß

ich mit eudnen Befehlungen gegen dich nicht farge. —
Hast du mir sonst noch etwas mitzutheilen?»

»Noch zweierlei!« versetzte Bianna; »die Königin wünscht Euch so bald als möglich zu sehen; dann hat man auch auf Euren Wunsch den seit mehreren Tagen gefangen gehaltenen Carlos wieder gebracht, der im Vorzimmer Eurer Befehle wartet.«

»Vortreflich!« sagte Wascencello; »die Königin mag sich ein wenig getulden! Von dem Carlos kann ich vielleicht etwas Näheres über Aguilar auskundschaften, da erst vor wenigen Tagen eine ruhrende Erkennungsscene zwischen ihm und seinem Vater stattgefunden hat. Es wäre mir und vielleicht auch dir lieb, wenn wir den uns beiden unbekannten Menschen auf eine gute Art für immer los werden könnten!«

»Ich versetz' Euch,« versetzte Bianna mit leutseligem Grinsen; »Carlos ist sehr abgezogen; ich könnte ihm leicht einen Lohntank reichen, der —«

»Herrlich! du alter Profiteur!« sagte Wascencello, ihm auf die Schulter klopfend. »Ach, dein Gedanke ist gut; sorge für die geschickte Ausführung! Rufe den Carlos herein!«

Mit wankenden Schritten und blassen, eingefallenen Wangen, mit einem Gesicht, in welches die Leiden des irdischen Lebens tiefe Spuren ihrer verzehrenden Wirkungen eingegraben hatten, indem nur das Auge noch einen Schimmer von geistiger Kraft verräth, näherte sich Carlos dem ihn mit vornehmer Kalt- Erwartenden.

»Ihr verlangt mich, Herr Gouverneur;« hob er an.

»Allerdings habe ich Euch einige Fragen vorzulegen,« sagte Basconcellos in einem halb strengen, halb gleichgültigen Tone. »Wie ich hört, seid Ihr der Sohn jenes verachteten Aquilar des Schwarzen, der mit einer Bande von Aufwiegeln eine lange Zeit in den Wäldern der Provinz Trag os Montes gehaust hat, und sich gegenwärtig in Viffabon befindet. Auf jeden Fall könntet und werdet Ihr mir ohne Umschweife über den Aufenthalt Eures Vaters Auskunft geben, worauf ich Euch auch sogleich aus Eurer Gefangenschaft freilassen werde.«

»Das würde ich nicht thun, wenn ich es wirklich könnte,« erwiderte Carlos entschieden, »und ich kann es auch nicht einmal thun, da ich von meinem Vater sogleich nach dem ersten und einzigen flüchtigen Zusammenstoß getrennt worden bin. Es würde mich freuen, wenn es ihm gelungen wäre, aus dem andern Kerker, in den man ihn brachte, zu entkommen, und ich müßte sein Sohn nicht sein, wenn mich das nicht freuen sollte.«

»Ich finde es sehr eitel von Euch,« sagte Basconcellos, »daß Ihr eine so wahre kindliche Theilnahme für das Schicksal Eures Vaters hegt; wenn er sie nur auch verdiente! Bedenkt, Euer Vater ist ein Verbrecher, und die Pflichten, die Ihr gegen den Staat zu erfüllen habt, überwiegen hier die Pflichten des Sohnes; der Sohn kann sich ein Verdienst um das Wohl des Landes erwerben, wenn er hier den Vater verläugnet!«

»Ich muß Ew. Excellenz wiederholen, daß ich von dem Aufenthalt meines Vaters nicht die geringste Kunde habe;« sagte Carlos.

Da Wasconcellos sah, daß er mit Spitzfindigkeiten nichts ausrichtete, so schlug er einen andern Weg ein, um Carlos ein Geständniß abzulocken.

»Wir haben Euch ein wenig hart behandelt, lieber Carlos,« hob er an; »aber das Ganze beruhte mehr auf einem Irrthum. Man glaubte anfangs, daß Ihr mit den Plänen Eures Vaters einverstanden wäret; indeß wies es sich doch aus, daß dieß nicht der Fall sein könne. Wir haben in Erfahrung gebracht, daß Ihr Euch seit Jahren in der Stille mit ganz unschuldigen Studien beschäftigt; doch, um wieder auf den Hauptpunkt zu kommen, gesicht es nur, Ihr wißt recht wohl um den Aufenthalt Eures Vaters! Ich bitte Euch, vertraut es mir im Geheimen; ich werde gewiß keinen Mißbrauch davon machen! Es soll auch Aguilar nicht das geringste Leid geschehen; es liegt mir nur deshalb daran, es zu erfahren, weil ich mich gern ein wenig hüten und geheime gegen mich gerichtete Unternehmungen abwehren möchte.«

Doch auch dieser bittende und Traulichkeit affectirende Ton schmeichelte an dem unerschütterlichen Carlos, der bei der Behauptung seines völligen Nichtwissens in Betreff der ihm vorgelegten Frage beharrte.

»Aber auch an Euch habe ich eine Frage zu richten,« hob jetzt Carlos zu Wasconcellos an, nehmlich die, was Euch berechtigt, einen ruhigen und keines Verbrechens schuldigen Menschen in Ketten und Bande zu werfen?«

»Es bewog uns nur der Verdacht Eurer Theilnahme an Aquilars Planen;« versetzte Vascoñcellos. »Uebrigens sollte Ihr noch heute Eure Freiheit wiedererlangen. — Sagt einmal, warum habt Ihr Euch nie um einen Staatsdienst beworben? Ihr seid doch ein Mann von Geist und Anlagen, und es würde Euch gar nicht geschelt haben?«

»Ich folgte meiner Lieblingsneigung zur Kunst,« versetzte Carlos —

»Woran Ihr sehr Unrecht thatet!«

»Und warum?«

»Weil das, was Ihr Kunst nennt, eine brodlose und unnütze Sache ist, und Ihr voraussehen konntet, daß Ihr auf diesem Wege würdet zu Grunde gehen müssen. Was ist Eure ganze Poeterei, als ein vollendetes Nichtsthun?«

»Ein Nichtsthun, dem man selbst die Nächte opfert!« versetzte Carlos bitter. »Es ist doch wahrhaftig traurig, daß sich der Staat so gar nicht um Individuen bekümmert, die einen originellen Bildungsweg einschlagen, indem er allen seinen Verpflichtungen zu genügen glaubt, wenn er nur für das Nothwendige sorgt. So gedeiht keine schöne freie Regung des Geistes, so ist Alles nur ein trauriges Nothwerk, daß jeder Einzelne mit Widerwillen und mit keinem höhern Gedanken als mit dem an den leidigen Bissen Brod verrichtet. Wie viele Tausende heucheln aus Zwang einen Eifer für Geschäfte, die sie hassen, und statt dessen, wenn sie ihrer Neigung zu folgen stark genug wären, ganz andere wählen würden! Der Mensch kann nur das, wozu er wahre Lust fühlt, mit Erfolg

treiben; in einem Fache aber, daß ihn anwidert, wird ihm nichts gelingen. Jede geistige Wirksamkeit findet im Staate ihren Platz; der Dichter allein ist von einem Glück ausgeschlossen, dessen alle Uebrigen genießen. Ja, häufig begnügt man sich nicht einmal damit, ihn als eine Art von nothwendigem Uebel zu dulden, sondern man hat mit seiner trostlosen Existenz nicht einmal so viel Erbarmen, daß man noch grausam genug ist, ihn zu verfolgen.«

»Herr Poet,« sagte Vasconcellos, »Ihr entwickelt da eigene Ansichten, die uns keinesweges behagen. Warum soll sich der Staat um eine Kunst kümmern, die ihm keinen realen Nutzen gewährt?«

»Ihr stellt aber die Poesie sehr niedrig,« entgegnete Carlos, »wenn Ihr nur das von ihr verlangt, was sie mit dem Schuster- und Schneiderhandwerk gemein haben würde.«

»Das ist auch allerdings völlig meine Ansicht,« versetzte Vasconcellos; »der niederste Tagelöhner scheint mir brauchbarer, als ein Poet.«

»Und den Einfluß des Dichters auf die Bildung und Vereblung des Volkes achtet Ihr für nichts?«

»Dazu haben wir Lehranstalten und Universitäten, die für die geistige Kultur des Volkes so viel Sorge tragen können, als ihm gut ist, dagegen einzeln wirkende excentrische Geister oft mehr Schaden als Heil bringen. Genug, ich mag von einer Beförderung Eurer Poesie nichts wissen und bleibe bei meinem System, welches mir gebietet, vergleichen phantastische Tollheiten mehr zu unterdrücken, als noch zu begünstigen.«

O ihr Dichter aller Zeiten, was helfen Euch alle eure Worte! Es ist jetzt noch um kein Haar besser, als es damals war; die Sonne, die einem Homer leuchtete, leuchtet auch einem Tasso und Milton und sie leuchtet eben so dem Musensohn unserer Tage! Aber es ist eine traurige Sonne, in deren Strahl er erblindet und verschmachtet, verkannt, mißverstanden und verstossen von einem Heere gebildeter Barbaren! Etwa wird nur eine kleine Zahl von Gewichten sich an dem Klang Eurer Lyra entzücken, und die Fürsten und Großen werden mit nur wenigen Ausnahmen für eure göttlichen Harmonieen so taub sein wie die rohe Masse!

Carlos fühlte sich nicht aufgelegt, weitere Worte zu machen gegen einen Mann, welcher von Poesie keine Ahnung hatte; er verstummte und wollte sich entfernen; doch Vasconcellos klingelte; Bianna erschien mit zwei Bechern Wein.

»Laßt Euch noch mit mir an einem Glas des besten Weines, welchen mein Keller vermag!« sagte Vasconcellos, schnell nach dem einen Glase greifend.

»Ercellenz, um Gotteswillen!« flüsterte ihm Bianna zu; doch Vasconcellos, der zu sprechen fortfuhr, hörte die Mahnung nicht, und wollte eben im Gespräch den Becher nach den Lippen führen, als ihm dieser mit dem Ausruf: »trinkt nicht!« von Bianna aus der Hand gerissen wurde.

Vasconcellos erblaste; Carlos argwöhnte; nur Bianna hatte Geistesgegenwart genug, mit der größten Frechheit eine absurde Ausrufung zu machen,

durch welche indes Carlos nicht getauscht wurde, der jetzt deutlich sah, daß er hatte vergiftet werden sollen.

»Beinah hätten Ihr Euch in Eurer eignen Falle gefangen!« sagte er zu Vasconcellos, der vor Scham und Verwirrung keines Wortes fähig war, doch insgeheim Bianna einen Befehl zuflüsterte, der sogleich vollzogen wurde. Es erschienen vier Mann Wache, die Carlos fesselten und fortbrachten.

»Carlos darf das Tageslicht nicht wieder sehen!« sagte Vasconcellos, als er mit Bianna allein war; da der Streich mißlang, so müssen wir uns hüten, daß er der Welt davon erzähle! Sorge, daß er augenblicklich in die Anstalt von St. Belem gebracht werde, wo er am besten aufgehoben sein dürfte!«

Bianna entfernte sich und Vasconcellos eilte nun sogleich zu der Vikednigin.

Margaretha von Savoyen, Herzogin von Mantua, die mit Vasconcellos in demselben Palaste wohnte, empfing den Minister mit einer großen Freude über seinen Besuch, der sie nur selten beglückte, da sich Vasconcellos ihren öfteren Einladungen immer unter geschickten Vorwänden zu entziehen wußte.

»Ich bedaure, daß es mir erst heute möglich wird, Euern wiederholten Wunsch zu erfüllen, königliche Hoheit!« hob Vasconcellos an. »Doch die oft dringenden Abhaltungen meiner Amtsgeschäfte mögen eine Säumniß entschuldigen, an der mein Wille keinen Antheil hat.«

»Ob wir wohl an Euern Worten ein wenig zweifeln dürften, versetzte Margaretha, so wollen wir

und doch den günstigen Eindruck Cures Erscheinens jetzt nicht durch Bedenlichkeiten verklümmern.«

Trotz diesem Eingang, dem eine harmlose Unterhaltung folgte, erwachte doch nach und nach in Margaretha mehr und mehr die weibliche Eitelkeit, welche ein gewisses Gefühl der Geringschätzung von Seiten des Ministers stufenweise in immer höheren Graden gereizt hatte.

Die Rede kam auf Dinge, über die Basconcellos die Meinung der Vizekönigin zu hören nicht für nöthig befunden hatte, und sie konnte sich jetzt selbst bitterer Worte nicht enthalten.

»Es kann mir unmöglich angenehm sein,« sagte sie, »wenn Ihr eine so geringe Meinung von meinen Einsichten hegt, daß Ihr es fast nie für gut erachtet, mir eine Curer Maasregeln zur Prüfung vorzulegen.«

»Es geschah dieß nur,« versetzte Basconcellos, »theils in solchen Fällen, wo ich geradezu von dem Grafen Herzog Olivarez Befehle erhielt, oder wo ich im voraus Curer Zustimmung versichert sein durfte.«

»O redet doch wahr, und sagt, es geschah nie!« erwiderte Margaretha. »Gesieht mir doch ein, daß Ihr stets Euerm Gutdünken folgtet, auch wo Ihr besorgen mußtet, daß ich Einwendungen gegen Euer Verfahren würde zu machen haben! Ihr habt dem Volke Abgaben auferlegt, die mich zu hart dünken; Ihr habt Leute zum Tode verdammt, die ich begnadigt haben würde; mit einem Worte, Ihr habt regiert, wo ich durch Euch hätte regieren sollen.«

»Doch warum haben dann Eure königliche Hoheit schweigend geschehen lassen, was durch ein Machts-

wort von Eurer Seite hätte abgeändert werden können? Mußte ich diese Duldung nicht für eine Billigung halten? «

»Ich überließ Euerem Gefühl die Beachtung der mir schuldigen Ehrfurcht, versetzte Margaretha un-muthig; denn es ist mir nicht gegeben, Euch den Respekt abzuwingen, den Ihr mir versagtet. «

»Ihr verkennt mich, königliche Hoheit, « entgegnete Vasconcellos. »Ich erhalte stets unmittelbare Instruktionen vom spanischen Hofe; geruht diese zu ändern! Sobald ich angewiesen werde, mir alle Befehle von Euch auszubitten, wird jeder Grund zu einer Eurerseits möglichen Unzufriedenheit beseitigt werden! Uebrigens werde ich es nicht verabsäumen, Euch in Zukunft von jeder wichtigen Regierungsangelegenheit in Kenntniß zu setzen und Euch um Eure Meinung und Genehmigung zu ersuchen. «

Obgleich Vasconcellos der Bizekönigin diese Versicherung schon hundertmal gegeben und darauf doch nie ihr gemäß gehandelt hatte, so beruhigte sich doch Margaretha jetzt abermals bei derselben, und entließ endlich Vasconcellos mit derselben Freundlichkeit, mit welcher sie ihn empfangen hatte.

XV.

„Welchen die beste Staatsform sei, das ist ein Problem, zu dessen Lösung wohl noch Jahrtausende gehören.“

Es war am fünf. und zwanzigsten November des Jahres 1640, als sich in der Nacht nach dem Schlag der ersten Stunde gegen 150 portugiesische Edelleute mit allen ihren Bedienten und ungefähr 200 Bürger und Handwerkleute in aller Stille nach dem Palast von Braganza begaben, um den Tag zu dem Ausbruch der längst eingeleiteten Revolution festzusetzen und sich wegen des dabei zu beobachtenden Verfahrens zu berathen.

Alle Versammelten stimmten einmüthig für den Tod des Vasconcellos, den sie ohne Ausnahme hassten, und zu einem Schlachtopfer erkoren, dessen Fall das Heil des Vaterlandes nothwendig erfordere. Es erhoben sich mehrere Stimmen, die dem Erzbischof von Braganza dasselbe Schicksal zudachten, weil zu fürchten war, daß er die Empörung nicht gleichgültig mit ansehen werde. Man befürchtete, daß er, während man sich des Palastes bemächtigte, nach der Citadelle eilen und der Vikkönigin zu Hülfe kommen könnte, deren bekannter Argwohn die Beforgniß vermehrte; überhaupt dachte man, daß er sich an die Spitze der Spanier und ihrer Creaturen stellen würde, und fand es rathsam, keine Feinde hinter sich zu las-

sen, die dem Volke die Schonung ihres Lebens übel lohnen könnten.

Da trat Michael von Almeida auf, sich für den Erzbischof verwendend.

»Freunde und Brüder,« hob er an, »so sehr ich Eurer Meinung in vieler Hinsicht Recht gebe, so kann ich doch nicht umhin, Euch eine Gegenvorstellung zu machen. Ich nehme die Gesinnungen des Erzbischofs keinesweges in Schutz; aber doch finde ich es nicht klug, gewaltsam gegen einen Mann zu verfahren, dessen Ermordung uns allgemeinen Haß ziehen würde. Der höchste Zorn der ganzen Geistlichkeit und der Inquisition würde den Herzog von Braganza treffen, wenn er über die Leiche des angesehenen Prälaten hinweg zu dem Thron emporsteigen wollte. Uebrigens erbitte ich mich, bei dem Ausbruch der Verschwörung jeden Schritt des Erzbischofs so genau zu beobachten, daß es ihm unmöglich sein soll, das Geringste zu dem Nachtheil des allgemeinen Interesses zu unternehmen.«

Damit verband Almeida noch andere Worte zu Gunsten des Erzbischofs, wodurch er die Versammlung bewog, ihm das Leben zu schenken. Jetzt kam eine andere Frage in Anregung, nemlich ob man eine neue Monarchie, oder eine Republik begründen solle. Die Verschworenen spalteten sich in zwei Parteien. Trotz seiner Beliebtheit hatte doch auch der Herzog von Braganza seine Feinde, welche heftig auf eine republikanische Verfassung drangen.

Unter diesen zeichnete sich der Bürger Miranda aus, ein Mann von riesigem Wuchs, mit schwarzem

Haar und schwarzen Augenbraunen, unter denen ein wildflammendes Auge hervorblickte, das eine seltene geistige Kraft und Kühnheit verkündete. Keck und zugleich doch edel war seine Haltung und gewaltig seine Rede. Dieser trat jetzt auf und sprach:

»Hüthet Euch, den einen Tyrannen mit dem andern zu vertauschen! Glaubt mir, alle unbeschränkte Herrscher sind sich gleich; Keiner von ihnen hat ein Herz für das Volk; sie denken nur auf sich, und ihre Unterthanen sind alle ihre Knechte. Gebt einem Fürsten die besten Gesinnungen; selbst dann verderbt ihn das Gift der Schmeichelei; man sorgt, daß keine Klage an sein Ohr dringe; seine Minister können mit dem Volke machen, was sie wollen, seinem Auge bleibt der Druck und die darüber herrschende Unzufriedenheit verborgen; er hält sich vielleicht für das Muster eines Regenten, während man ihn als einen Tyrannen verflucht. In einer Republik hat das Volk eine Gesetzgebung, die aus seinem eignen Willen und Bedürfniß entsprang; in der Monarchie muß es sich einer Verfassung fügen, die ihm die Willkühr des Herrschers aufzwingt. In einer Republik herrschen die Wahrheit und die Tugend; in einer Monarchie die Lüge und das Laster. In einer Republik fühlen sich alle als freigeborne Bürger und erheben muthig und stolz ihr Haupt; in einer Monarchie duckt sich Einer vor dem Andern; Jeder lügt Empfindungen, die der Andere billigt, ob er sie gleich im Stillen als schändliche Heuchelei verachten muß; alle wettsäern, sich in der Verstellungskunst zu überbieten, und der, welcher die höchste Meisterschaft in ihr erreicht, erreicht auch

die höchsten Ehrenstellen; dagegen der Edle mit größerm Verste, der es wagt, einen offenen und freien Gedanken zu äußern, systematisch zu einem bürgerlichen und moralischen Pupp gemacht wird, was sehr leicht ist, wenn man ihn aller äußern Würde entkleidet, seines Erwerbes beraubt oder durch niederträchtige Chikane seine Kraft zernichtet. Verdorrt doch die edelste Pflanze, die man nicht begießt! Solche Morde geschehen in einer Monarchie zu Tausenden, und immer mit dem Anschein, als ob die Mörderin, die Monarchie, keine Schuld daran trüge, sondern als ob der Hingemordete sich sein Verderben selbst bereitet hätte. Landsteute, gedenkt der alten Lusitanier und ihres Freiheitsfinnes, der sie fähig machte, unter einem Viriathus und Sertorius der Weltbeherrscherin Roma zu trotzen! Zeigt Euch Eurer Vorfahren würdig, und gebt Euch nicht in ein Joch, dessen Abwehrung jetzt in Eurem freien Willen steht! Wer gleich mit mir denkt, erhebe seine Rechte und Stimme ein zu dem Rufe: »Es lebe die Republik!«

»Es lebe die Republik!« rief fast die Hälfte der Versammlung mit einem stürmischen Tumult, welcher das Sprechen auf eine Zeitlang unmöglich machte. Als jedoch die Unruhe einigermaßen vorüber war, trat Aquilar auf und hob an:

»Waderer Miranda und Ihr Alle, die Ihr eine Verfassung wollt, welche sich unstreitig dem Ideale nähert, Ihr wünscht Freiheit, und so werdet Ihr mir auch die Freiheit nicht verweigern, Euch jetzt eine andere Ansicht vorzutragen! Eine republikanische Verfassung hat viele glänzende Seiten, die Ihr jetzt mit leb-

haften Farben geschildert habt! Doch auch bei diesem blendenden Lichte finden sich so manche Schatten. Ihr hobt die Lichtseiten der Republik hervor und zeichnetet grell die Schattenseiten der Monarchie. Erlaubt mir jetzt einmal das Gegentheil davon zu versuchen. In der Monarchie herrscht Einheit und Festigkeit, weil die Regierung von einem Centralpunkte ausgeht; in der Republik herrscht Uneinigkeit und Verwirrung, weil Hunderte regieren wollen und oft blutig um Durchsetzung ihrer verschiedenen Meinungen fechten; in der Monarchie gibt es nur einen Hauptaristokraten, den König selbst, in dessen Interesse es liegt, die andern kleinern Aristokraten niederzuhalten; in der Republik wetteifern eine Menge von großen Aristokraten, die alle für Könige gelten wollen, das Volk nach Kräften zu tyrannisiren und auszusaugen; in der Monarchie geht jeder Beschluß und jede Ausführung desselben rasch von Statten; in einer Republik sind alle Berathungen und Handlungen kostspieligern und langweiligern, ja oft schadenbringenden Weitläufigkeiten unterworfen; in einer Monarchie hört man gern das Wort des Weisen, der nah am Throne stehend oft unendlichen Segen stiften kann, dagegen man freilich den gehässigen Ruhestörer oft hart bestraft; in einer Republik ist, was sich für Wahrheit ausgibt, oft nur ein eitles Kokettiren mit moralischen Gesinnungen, die nicht aus reiner Quelle fließen. In der Monarchie wird endlich Kunst und Wissenschaft gefördert, weil Einer dasethat, der die Macht und das Vermögen hat, etwas für sie zu thun, der vielleicht selbst für alles Große, Nützliche und Schöne Begeisterung fähig und von dem Drange

beseelt wird, seinen Namen auf diese Art unsterblich zu machen; in einer Republik dagegen denkt man nur an das Nothwendige und läßt dabei Künstler und Dichter betteln gehen und verhungern. Endlich scheint mir in der ganzen Weltordnung die Hindeutung auf die Monarchie zu liegen; die Sonne beherrscht den Tag, und der Mond beherrscht die Nacht; die Berge ragen über Hügel und Ebenen empor; die Eiche erhebt sich über die Bäume des übrigen Waldes; der Adler herrscht über das geflügelte Geschlecht und der majestätische Löwe blickt mit Stolz auf die vierfüßigen Thiere herab; überall zeigt sich ein Höchstes; warum soll unter den Menschen kein Höchster sein? Es ist etwas Herrliches um einen weisen und großen Regenten! Wie ein Stern leuchtet er weit in das ferne Dunkel künftiger Zeiten hinaus! Von ihm erzählen die Sagen; ihn preisen die Harfen der Dichter. — Uebrigens, Freunde, muß bei der Wahl einer Verfassung stets die Lage, der Zustand des Volkes berücksichtigt werden. Wir bedürfen jetzt eines Führers, eines Oberhauptes, unter dem sich alle zerrissenen Elemente zur Einheit gestalten, wir brauchen einen Haltpunkt, der uns vor Streit und innern Wirrnissen bewahre. Wir sind alle überzeugt, daß der Herzog von Braganza das portugiesische Volk liebe und sein Bestes wolle; darum erhebe jetzt Jeder, der meiner Ansicht ist, seine Rechte und stimme ein zu dem Ausruf: »Es lebe die Monarchie! Es lebe der Herzog von Braganza!«

»Es lebe die Monarchie! Es lebe der Herzog von Braganza!« rief jetzt einstimmig die

Versammlung, mit Ausnahme nur einiger Wenigen, die es jedoch für gut fanden, sich in diesen kritischen Momenten der allgemeinen Ansicht zu fügen, und keinen Streit weiter zu erheben, sondern vielmehr gemeinschaftlich nun mit über den Sturz der spanischen Herrschaft zu berathen. Man besprach sich jetzt über die Ausführung des Empörungsplanes.

Es wurde beschlossen, daß sich die Anzahl der Angreifenden in vier Trupps vertheilen sollte, um von verschiedenen Seiten zugleich nach dem Palaste vorzudringen und alle Zugänge zu besetzen, und um die Communication der Spanier zu verhindern und ihnen eine gegenseitige Hülfsleistung abzuschneiden. Michael von Almeida und Aquilar übernahmen es, die deutsche Garde, welche an dem Eingange des Palastes postirt war, anzugreifen; der Oberjägermeister Mello, sein Bruder und Estevan von Acugna sollten an der Spitze der Bürger eine Compagnie Spanier aufheben, die täglich bei dem Fort des Schlosses auf die Wache zogen; Menezes, der Großkämmerer, Emanuel Saa, Fernando und Valerio sollten Vasconcellos in seinen Zimmern überfallen, und Anton von Almada, Carlos von Morogna und Anton von Salsaigne sollten sich der Person der Wikönigin und aller der im Palaste gegenwärtigen Spanier versichern, damit sie ihnen nöthigenfalls zu Geiseln dienen könnten. In der Zeit nun, wo Jeder beschäftigt wäre, sich seines Postens zu bemächtigen, sollten einige Edelleute mit den vornehmsten Bürgern die Stadt durchziehen, um dort Don Juan, den Herzog von Braganza, zum König von Portu-

gal auszurufen. Die Andern erhielten die Ordre, während der Pöbel in den Straßen beschäftigt wäre, sich dahin zu wenden, wo noch einiger Widerstand geleistet würde. Man schied mit der Verabredung, daß man sich zum ersten December zusammenfinden wollte; Einige sollten einander bei Michael von Almeida treffen; Andere bei Almada und Mendoza, wo sich die Verschworenen bewaffnen wollten.

»Während diese Beschlüsse in Lissabon ihrer Ausführung entgegenreisten, erhielt der Herzog von Braganza abermals durch einen Courier aus Madrid den in den entschiedensten Ausdrücken abgefaßten Befehl, sich aufs schnellste nach dem spanischen Hofe zu verfügen. Der von ihm vorausgeschickte Edelmann, Francisco de Borgia, der längst Alles zu des Herzogs Ankunft in Madrid vorbereitet hatte, schrieb ihm, er befinde sich durch sein Ausbleiben in der größten Verlegenheit; er habe längst alle Ausflüchte erschöpft, man glaube ihm jetzt kein Wort mehr; das Mißtrauen des Königs Philipp und des Ministers Olivarez habe den höchsten Grad erreicht. Er beschwor den Herzog, seine Reise jetzt um keinen Tag länger zu verschieben, und durch seine Ankunft den auf ihn geworfenen Verdacht zu vernichten.

Noch immer hatte der Herzog zuweilen heimlich mit jener Unschlüssigkeit gekämpft, die in seinem Charakter lag; doch der unternehmende Geist seiner Gemahlin war ihm zu Hülfe gekommen, um ihn in den längst gefaßten Vorsätzen zu befestigen. Für Menschen, denen die Kühnheit fehlt, in entscheidenden Fällen ohne Bedenken Alles auf das Spiel zu setzen, ist es gut,

wenn äußere Umstände eintreten, die ihrer Ungewißheit ein Ende machen. Der Herzog hatte jetzt nur die Wahl zwischen zwei Gefahren, und die größere und gewissere war die, welche ihn in Madrid erwartete. Je eifriger diese jetzt ihre Schlingen auswarf, um ihn zu fangen, desto mehr wurde er auf ein rasches und entschiedenes Wirken für die Ausführung des Revolutionsplanes hingetrieben.

Doch da die Umstände den höchsten Grad von Verstellung verlangten, so schickte er sogleich einen Zidalgo an die Viketrönigin ab, der sie von seiner bevorstehenden Abreise benachrichtigte. An den Minister Olivarez schrieb er gleichfalls, daß er spätestens in acht Tagen zu Madrid eintreffen werde. Zugleich unterließ er nicht, einen Theil seiner Leute vorauszuschicken, welche den Weg nach Madrid einschlugen, so daß es den Anschein gewann, als sei es wirklich die Absicht des Herzogs, nun sogleich nachzufolgen.

Unterdessen wirkten die Verschworenen in der Stille von früh bis in die Nacht für ihren Zweck. Täglich stieg die Anzahl derer, die mit Begeisterung auf die Seite der Empörung traten, und alle Theilnehmer zeigten eine solche Vorsicht und Verschwiegenheit, daß kein störendes Ereigniß den Erfolg zu vereiteln drohte. Indes herrschte doch, bei der großen Menge der Mitwissenden, von denen so leicht Einer hätte zum Verräther werden können, unter den Verschworenen selbst eine ängstliche Besorgniß, die sogar eines Tages in allgemeine Bestürzung überging.

Almada war nämlich häufig mit einem Edelmann, Namens Marialva, zusammengetroffen, der

bei jeder Gelegenheit einen glühenden Haß gegen die Spanier geäußert hatte; stets gab er ihnen den Namen der Tyrannen und unrechtmäßiger Besitzer, und sprach in den auffallendsten Ausdrücken laut über ihre Ungerechtigkeit, wobei er besonders die heftigste Entrüstung zeigte, wenn der Feldzug gegen die Catalonier zur Sprache kam. Almada hielt diesen Marialva für eins der geeignetsten Individuen zur Theilnahme an der Befreiung des Königreichs.

»Es freut mich, Euch heute zu begegnen,« sagte er, als er mit ihm in der Abenddämmerung auf der Straße zusammentraf, »ich habe Euch eine Mittheilung zu machen, Marialva, die Ihr mit Jubel vernehmen werdet!«

»Ist etwa einer von den uns verhasstesten spanischen Hunden gestorben?« fragte Marialva, näher tretend und der Antwort mit Neugier lauschend.

»Nein, noch nicht;« versetzte Almada; »aber ihr letztes Stündlein ist nahe; es soll in den nächsten Tagen mehr als Einer sterben!«

»Was Ihr sagt!« rief Marialva erbleichend aus. »Nun, das ist mir ganz recht; doch erlaube ich mir vor der Hand, ein wenig an Euern Worten zu zweifeln. Ich sehe, Ihr treibt nur Euern Scherz mit mir!«

Almada, der in Marialva nicht das geringste Mißtrauen setzen zu dürfen glaubte, fuhr fort:

»Nein, Marialva, ich rede jetzt im vollen Ernste! Was Ihr so oft wünschtet, ist nun in Erfüllung gegangen; eine große Zahl von Verschworenen, zu denen ich selbst gehöre, kann kaum die Stunde erwarten,

die sie zu der Ermordung und Vertreibung der Tyrannen ruft; und dabei sollt Ihr uns mit helfen!«

»Wie? — Ich?« — rief Maria!va stotternd und einen Schritt zurücktretend, aus. »Da irrt Ihr Euch sehr, wenn Ihr mich einer solchen Tollkühnheit fähig haltet! Unter keiner Bedingung möchte ich mich zu der Partei der Verschworenen gesellen!«

»Darf ich meinem Ihr trauen?« sagte Almada; »Ihr, der ausgemachteste Feind der Spanier, der bekannte Tyrannenhasser, der immer wünschte, sie alle mit einem einzigen Todesstoß vernichten zu können, Ihr führt in diesem Augenblick eine mit allen Euren frühern Reden so himmelweit contrastirende Sprache? Ihr stammelt, Ihr wankt, Ihr bebt, Ihr zittert?«

»Bewahre der Himmel!« erwiderte Maria!va in schamvoller Verwirrung; »aber seht an — hört mich — ich möchte wohl — ich würde gewiß — ich — ich« —

»Ich erkenne Euch jetzt erst, versetzte Almada; ich hielt Euch für einen Mann, der das Herz an der rechten Stelle hätte; aber nun sehe ich, Ihr seid ein elender Wortheld, ein feiger Großprahler, der sich furchtsam in einen Winkel flüchtet, wenn er handeln soll!«

»Erlaubt mir doch nur eine Rechtfertigung,« sagte Maria!va; »meine Wünsche und Gesinnungen sind noch völlig dieselben! Aber für jetzt zweifle ich an einem glücklichen Erfolg. Wo nimmt man die nöthige Macht her? Welche Armee haben wir, um die Spanier zu besiegen? Welche geschickte Anführer sollen ein solches Unternehmen leiten? Wo sind die

Fonds, um die Kosten zu decken? Genug, ich für meinen Theil bin der Meinung, daß wir bei dem tollkühnen Versuch, statt die Spanier zu versagen, uns nur noch tiefer in's Elend stürzen und den Feinden den schon lange gesuchten Vorwand verschaffen würden, unter dem sie Portugal ganz zu Grunde richten könnten. «

Almada, den es jetzt reuete, das Geheimniß einem Menschen entdeckt zu haben, dessen nun enthüllte Denkungsart sogar Verrath besorgen ließ, wußte nicht sogleich, was er thun sollte; doch Maria!va war ihm an einen geheimen Ort gefolgt; es befand sich kein Mensch in der Nähe, und so that er, was er jetzt für das Beste hielt, und drang mit dem bloßen Degen auf ihn ein.

»Elender!« sagte er im höchsten Zorn, »deine Freigiebt und Falschheit könnte uns alle in das größte Unglück stürzen; ich bin mit den Verschworenen und mir selbst schuldig, uns vor Verrath sicher zu stellen! Vereite dich, mein Geheimniß mit deinem Tode zu versiegeln! Keinen Schritt von hinnen! Du mußt auf der Stelle sterben!«

»Um der heiligen Jungfrau Willen, schonet mich,« rief Maria!va aus, als er die entblößte Waffe sah; »Ihr thut mir wahrhaftig Unrecht! Ich bin ja völlig mit Euch einverstanden, aber ich hielt nur den jetzigen Zeitpunkt nicht für besonders günstig zu einem solchen Unternehmen. Doch wenn sich alle Vaterlandsfreunde verbunden haben, so will ich mich nicht ausschließen! Tödtet mich nur nicht! Ich trete ja bei, und will gern Alles thun, was Ihr von mir verlangt! Ihr

habt mich mit Eurer Mittheilung nur zu sehr über-
rascht; es gibt ja in solchen Fällen doch mancherlei zu
bedenken; doch nein, in großen Momenten soll man
nicht überlegen, da soll man kühn Alles auf das Spiel
setzen, und das ist jetzt auch mein Entschluß! Hinweg
mit Eurer Waffe; ich bin von diesem Augenblick an
der Eurer mit Leib und Seele! Ich versichere Euch
bei dem allmächtigen Gott, daß ich Euer Geheimniß
mit keiner Sylbe verrathen werde! Auch der Weh-
teste hat zuweilen einen Anfall von Muthlosigkeit; doch
er ist vorbei; vertraut mir jetzt! Laßt mich leben und
Euch zeigen, daß meine Handlungsweise meinen Reden
gleiches wird!«

Almada schwankte jetzt, ob er Maria Iva das
Leben schenken sollte oder nicht, da ihm seine letzten
Versicherungen mehr als ein Erzeugniß der Furcht er-
schienen. Doch beschloß er nach einiger Ueberlegung,
ihn lieber seines Weges gehen zu lassen, aber dabei
streng im Auge zu behalten.

Als Maria Iva unter den heiligsten Betheurun-
gen seiner Verschwiegenheit von ihm geschieden war,
reute es ihn beinah wieder, nicht lieber das Gewisse
für das Ungewisse genommen zu haben. Es besiel ihn
eine entsetzliche Unruhe, die ihn von Ort zu Ort um-
hertrieb. Sogleich entdeckte er den Häuptern der Ver-
schworenen den Vorfall. Es entstanden unter ihnen un-
ruhige Bewegungen; man fand es sehr leichtsinnig von
Almada, daß er einem so zweideutigen Manne sein
Vertrauen geschenkt hatte, und hielt Berathschlagun-
gen, wie man wohl am sichersten einer möglichen Ver-
ratherei Maria Iva's vorbeugen sollte. Ihre Besorg-

niß wurde noch gesteigert, als in den Momenten ihrer Unterredung Valerio erschien, der den Marialva kannte, und erzählte, daß er ihn so eben eilig habe nach dem Palaste der Viketrönigin gehen sehen. Es wurde beschlossen, dem Herzog von Braganza sogleich Nachricht von einem Hindernisse zu geben, welches im höchsten Grade Besorgniß erregend ihrem Vorhaben entgegentrat. — Valerio erhielt den Austrag, dem Herzog das Nöthige zu schreiben.

Dieß that dieser auch unverzüglich; doch da er einsah, welchen Schaden der Aufschub um nur einen einzigen Tag anrichten könne, so bemerkte er in seinem Briefe an den Herzog, daß er auf sein in Gegenwart der Verschworenen abgefaßtes Schreiben kein so großes Gewicht legen möge, da er überzeugt sei, daß der Grund zu der momentanen Bestürzung schon beseitigt sein werde, noch ehe der Courier zu Villaviciosa eintreffen werde.

Und in der That rechtfertigte schon der nächste Tag Valerio's Ansicht; Marialva war auf einmal wie umgewandelt; er gestand ein, daß er am vorigen Tage eine Audienz bei der Viketrönigin gehabt habe, die sich jedoch bloß auf eine Erbschaftsangelegenheit bezogen habe; er näherte sich dann den Verschworenen mit so vieler Aufrichtigkeit und Begeisterung für ihr Vorhaben und gab ihnen so unzweideutige Beweise seiner Treue, daß alle ihre anfänglichen Befürchtungen verschwanden und nun ein Aufschub der Revolution für nicht nöthig erachtet wurde.

Doch in solchen Tagen der höchsten Spannung und ängstlichen Erwartung kommen der Schrecknisse

leicht mehrere, die oft ganz unbedeutende Veranlassungen haben.

Aquilar und Valerio, die sich besonders thätig zeigten, hatten die Anordnung getroffen, daß sich zu jeder Stunde des Tages einige Verschworene in der Nähe des Palastes aufhalten sollten, um auf Alles, was sich dort ereignete, ein wachsames Auge zu haben. Diese ahmten die bedeutungslosen Spaziergänge müßiger Hosleute nach, und gebrauchten alle Vorsicht, um ihren eigentlichen Zweck nicht zu verrathen.

Auf einmal bemerkten sie, daß Basconcellos nach dem Tajo eilte, und sich dort einschiffte. Fernando und einige ihm Zugesehlte, die an einem andern Posten standen, hatten früher gesehen, daß er von der ihnen gegenüberliegenden Seite des Flusses, wo er keine Anhänger hatte, hergekommen war, und glaubten, daß dieß besondere Ursachen haben müsse. Und so erregte der Argwohn, daß er von der Verschwörung etwas entdeckt haben müsse, bald unter Allen eine große Bestürzung. Man muthmasste, daß er die Truppen, die sich in den umliegenden Orten befänden, von dem jenseitigen Ufer des Flusses herüberkommen und in die Stadt einrücken lassen werde. Viele malten sich schon die sie erwartenden Strafen mit den schrecklichsten Farben aus; sie sahen schon die Gerichtsdiener nach ihren Häusern eilen und ihre Familien in Ketten und Bande werfen; sie hörten im Geiste schon das Geheul und Jammergeschrei ihrer Mitbürger, die ihnen als Urhebern des Unheils suchten; ja Viele machten schon verzweifelte Pläne, sich

durch eine Flucht nach England oder nach Afrika vor der Gefahr zu retten. Endlich, nachdem schon ein Theil der Nacht in dieser Niedergeschlagenheit und beängstigenden Ungewißheit vergangen war, erschien Fernando mit mehreren Anderen, die von dem Hafen aus auf alles Geschehende genau geachtet hatten, und erzählten, daß Vasconcellos Fahrt auf dem Lajo eine ganz unschuldige Veranlassung gehabt habe. Er sei nehmlich bei der Feier eines auf dem jenseitigen Ufer stattgefundenen Festes gewesen, und, nachdem er der an ihn ergangenen Einladung Genüge geleistet, dann von daher zurückgekehrt. Allen fiel bei dieser Aufklärung eine Last vom Herzen, und nachdem sie sich ihrer Freude überlassen und sich gegenseitig von neuem ermuthigt hatten, kehrte Jeder auf seinen Posten zurück.

XVI.

„Wo bin ich? Welche grauenvolle Stätte?

Die kahlen Häupter, die verzerrten Mienen,

Die nackten Leiber, das Gekirr der Ketten,

Der wüste Stimmenlärm, mein eigner Anblick

Dreißt mich zu Wahnsinn.“

Traurig saß Antonie bei ihren Kindern, die oft nach dem Vater fragten; sie wußte nichts von seinem Schicksal und tröstete die Kleinen jedesmal mit der Antwort, daß er weggegangen sei, und morgen wie-

verkommen werde, bei welcher sie sich auch beruhigten. Mitten im Drange der Geschäfte vergaßen Aguilar und Valerio nicht, das bekümmerte Weib täglich zu besuchen, und ihr mit tausend ängstlichen Gedanken kämpfendes Herz zu beruhigen. Dabei forschten sie nach Carlos Schicksal, ohne jedoch etwas Näheres erfahren zu können. Aguilar wandte sich an Uzeda; doch dieser versicherte, daß er von Carlos nichts wisse, da dieser einem andern ihm unbekannten Gefängnißwärter anvertraut worden sei.

Carlos war nach seinem Scheiden von Wasconcellos in ein Gefängniß gebracht worden, wo er bald Speise und Trank erhielt. Es wunderte ihn, daß man ihm außer dem Wasser auch Wein vorsetzte, und er kam dadurch auf den Gedanken, daß man vielleicht einen neuen Versuch machen wolle, ihn zu vergiften, damit er nie etwas von dem Besuch bei Wasconcellos erzählen könne. Bei seinem fieberhaften Zustande fühlte er einen ungewöhnlichen Durst; mit dem Wasser wurde er bald fertig, und bei seiner brennenden Neigung zum Trinken konnte er sich endlich nicht mehr enthalten, auch von dem Weine zu genießen. Auch empfand er darauf keine verdächtige Wirkung, außer einer großen Erschöpfung und Müdigkeit, die er jedoch mehr seinen vorhergegangenen Sorgen und durchwachten Nächten zuschrieb.

Bald versank er in einen wahren Todenschlaf, der ziemlich lange gedauert haben mochte, ehe er die Augen wieder aufschlug.

Als er jetzt erwachte, bemerkte er mit Erstaunen, daß er sich an einem ganz andern Orte befand. Er

hörte ein verworrenes, wüthes Geschrei von vielen durch einandertösenden Stimmen, Töne des Jammers mischten sich gräßlich mit wildschallendem Gelächter. Als er von Bestürzung ergriffen emporspringen wollte, fühlte er sich an den Armen und Füßen festgehalten, und sah nun erst, daß man ihn mit Stricken gebunden hatte. Er befand sich in einer Art von Hangematte schwebend, deren durch vier Pfähle bezeichnete Gränze das Terrain zu sein schien, dessen Raum man ihm allein vergönnte. Die seinem Körper aufgedrungene Lage erschwerte es ihm, den Kopf so weit zu erheben und zu wenden, daß er seinen räthselhaften Aufenthaltsort gehörig überschauen konnte; doch gelang es ihm endlich, sich in eine Position zu setzen, die ihm nähern Aufschluß gab. Welch ein schaudervoller Anblick fiel ihm jetzt in's Auge! Noch wollte er glauben, daß Alles nur ein wüster Traum sei, doch herrschte rings umher ein so schreckliches Leben, daß er in der Wahrheit und Wirklichkeit der ihn umgebenden Erscheinungen des Entsetzens nicht länger zweifeln durfte. Er sah jetzt, er befand sich in einem großen Saale, dessen weite Räume wohl gegen hundert ähnliche Vierecke zeigten, als das war, wo er sich befand. Nur sah er in mehreren der andern kleinen Abtheilungen, deren jede mit einer Zahl numerirt war, statt der Hangematte ein Strohlager; das Schrecklichste aber waren die in jeder derselben sich regenden menschlichen Figuren, fast nackte Gestalten, mit kahl geschorenen Häuption, an Stricke gebunden, oder furchterlich mit ihren Ketten klirrend. Carlos, dem fast die Gedanken vergingen, und dessen Schreck den hoch-

sten Grad erreichte, da er jetzt in einem an der Wand hangenden Spiegel sich selbst als einen Kahlkopf erblickte, erhob ein lautes Geschrei des Entsetzens, das sich aber in dem Lachen, Heulen, Gebrüll und Gebell der Uebrigen verlor, und von Niemand als von einem nahestehenden robusten Kerl bemerkt wurde, der drohend seine Peitsche gegen ihn erhob. Carlos winkte ihm und beschwor ihn bei der Jungfrau Maria, ihn anzuhören.

»Man hat mich aus einem Irrthum hieher gebracht,« sagte Carlos; »ich sehe, daß ich mich in einem Irrenhause befinde« —

»Ihr seid allerdings in der Irrenanstalt von St. Belem,« erwiderte kurz und rauh der Angeordnete.

Dabei muß aber durchaus ein Versehen zu Grunde liegen; denn ich versichere Euch, daß ich bei vollem Verstande bin!«

»Das versichern Alle, die sich hier befinden!« war die Antwort. »Ich glaube Euch das nicht; Eure Tollheit wird sich schon in den nächsten Tagen ausweisen!«

»Es wäre wahrlich kein Wunder,« versetzte Carlos, »wenn ich hier wirklich meinen Verstand verlore, worauf Ihr es abgesehen zu haben scheint. O, mein armes Weib und meine armen Kinder!« jammerte er laut! »O Aguilar und Valerio, wisset ihr von meinem Schicksal! O Poesie und Begeisterung für alles Schöne, ihr lichten Genien des Lebens, mußtet ihr mich in diesen Abgrund des Elends stürzen!«

»Seht Ihr wohl, daß es schon mit Euch rap-
pelt?« sagte der Irrenwärter, der ihn jetzt seine Peit-
sche fühlen ließ, und ihm mit einem grimmigen Blicke
gebot, sich ruhig zu betragen.

In jeder Lage wird der Mensch das Bedürfnis
des Umgangs fühlen, ein Bedürfnis, das Solche, die
das Unglück zu einander gesellt, nur in einem desto
höheren Grade empfinden. Als sich Leo, so hieß der
rohe Zuchtmeister mit der Peitsche, entfernt hatte,
suchte Carlos mit den beiden ihn zunächst umgeben-
den Nachbarn eine Unterhaltung anzuknüpfen. Auf
seine Anrede versetzte der Erste von ihnen, ein großer,
starker Mann mit einem langherabwallenden Barte,
der mit dem kahlen Kopfe eigen *! castirte*:

»Ihr betragt Euch sehr familiär gegen mich,
Fremdling; ich bin an ein solches Benehmen von Sei-
ten meiner Unterthanen gar nicht gewöhnt. Doch ich
will es mit Eurer Unkenntniß entschuldigen. Ihr sehet
mich vielleicht zum erstenmal. Wisset, ich bin der
Kaiser von Feh und Marokko!«

»Majestät entschuldigen,« erwiderte Carlos,
der von der Nähe des Wahnsinns halb und halb an-
gesteckt zu werden begann, »es dreht sich mir Alles
im Kopfe —«

»Gerade so ist mir auch!« fiel ihm der Toll-
häusler in's Wort; und das kommt von meinen großen
Planen. Ich wollte an der Spitze von zweimalhun-
dert tausend Mann Spanien erobern; doch meine
Flotte ging unter und ich scheiterte an der Küste von
Portugal, worauf mich die Barbaren in diesen Kä-
fig gebracht haben. Jetzt bin ich durch einen Zauber

auf eine Zeitlang in einen Löwen verwandelt und kann gar herrlich brüllen — hört Ihr!«

Er erhob ein fürchterliches Geschrei.

»Wir alle sind hier,« fuhr er fort, »in einer großen Menagerie; aber es wird die Zeit kommen, wo wir sämmtlich aus Thieren wieder in Menschen verwandelt werden, und dann werde ich auch wieder diese Krone von Stroh mit einer goldenen vertauschen, und den Herrn Leo, der widerrechtlich meinen Namen usurpirt, und seinen Raub dadurch zu verbergen sucht, daß er ihn in's Lateinische übersetzt, an dem ersten besten Paternospfahle aufknüpfen lassen.

»O Portugal, o Portugal! Mein undankbares Vaterland, das mich verkant und mich verbannt, der ich entbrannt mich hingewandt ins Maurenland mit tapfrer Hand!«

So sprach die Stimme eines etwas entfernten Nachbarn, die jetzt Carlos Aufmerksamkeit fesselte, in Reimen weiter, die dann in ein Geheul von unartikulirten Lauten übergingen.

Es ist auffallend, daß sich der eine Wahnsinnige oft ganz verständig zeigt in seinem Urtheil über einen Andern.

»Hört Ihr,« sagte der Kaiser von Fez und Marokko, was der da drüben für tollen Unsinn redet! Er hält sich für den König Sebastian, der den unglücklichen Feldzug nach Afrika that, mit dem er allerdings auch eine auffallende Aehnlichkeit hat. Und er ist doch ein bloßer ehrlicher Schneider! Kann es eine tollere Einbildung geben! Doch Ihr bildet Euch ein, bei gesundem Verstande zu sein, und das ist noch lächerlicher!

»Marokko ist ein großes Reich,
Sein Kaiser ist dem Bettler gleich!«

»Wir haben hier alle recht egale Köpfe, Nach-
bar. Nicht wahr? Ich wollte, ich hätte so wenig
Schulden zu bezahlen, als wir Haare auf unsern
Häuptern haben! Wie? Du wagst es, mich zu mah-
nen, Hund? Hast du vor dem Kaiser nicht mehr
Respekt? Haut ihm den Kopf ab! Brav, mein
Sherif! Schatzmeister, zahlt ihm einmal gleich tau-
send Goldstücke! Was soll Euer dummes Gesicht?
Ihr habt nichts? Alle Kisten und Fächer leer? —
Kommt morgen wieder, mein Bester! Der Tag so
schnell um? Es geht vor künftiger Woche nicht an!
Sie wachsen, wie die Häupter der lernäischen Schlange!
Ihr schreit Alle »Geld! Geld! Pakt Euch fort, ihr
Unverschämten! Zapft mir das Blut ab, schlachtet
mich, und theilt Euch in meine Glieder, dann seid
Ihr bezahlt! O Himmël, behüte mich nur vor Toll-
heit! Wer den Kopf auf dem rechten Flecke hat, ist
mehr als ein Kaiser und ein König. Jetzt lach' ich
Euch alle aus! Ha ha ha ha!«

Aus den Sinn mit Unsinne paarenden Reden des
Tollhauskaisers ersah Carlos, daß ihn seine Schul-
den zum Wahnsinn getrieben haben mochten.

Jetzt wandte er sich zu seinem stilleren andern
nächsten Nachbar, einem schon ältlichen und abgezehr-
ten Manne von sehr leidendem Ansehn, und fragte
ihn, wer er sei.

»Ich bin der Todtenkopf,« versetzte dieser,
»der mit Schmerzen die Lilie sucht. Ach, noch vor
kurzer Zeit war der Todtenkopf mit seiner Lilie

vereint; aber sie haben ihn von ihr hinweggerafft, und jetzt ist er nur ein Schmetterling, noch ein Professor, noch ein Todtenkopf! Denn wenn er wirklich ein Todtenkopf sein wollte, so müßte er gestorben sein, aber leider lebt er noch. Auf den Gräbern gibt es recht schöne Todtenköpfe; aber die dummen Todtengräber wissen sie nicht zu schätzen. In den hohlen Augenhöhlen sieht so viel Wahrheit heraustritten; die schweigenden Knochenschädel sind so gewaltige Redner; doch es hört kein Mensch auf sie. Fliehet! Fliehet! Die Inquisition ist Euch auf den Fersen! Bratet mich und renkt mir alle Glieder aus! Ich kann doch nicht gestehen! Schnell durch's Fenster! Und nun bin ich auf der Straße! — Meine Herren Commilitonen, der Text heißt: »Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.« — Ich habe ihn nicht erschlagen, sag' ich Euch! — Ich sehe, lieber Freund, ich bin der Todtenkopf, denn ich lebe zwar noch und bin doch todt — nun will ich zuhause sein — nun laßt mich in Frieden!«

Carlo's eigener Verstand drohte, sich durch eine längere Unterhaltung mit den tollen Nachbarn, in deren Begleitung der Leser Freira de Andrade erkannt worden wird, mehr und mehr zu verwirren, daher zog er sich von ihnen zurück, ließ sich seinen eigenen düsteren Phantasieen überlassend. Nach etwa einer Stunde erschien der oberste Irrenarzt, Namens Narvaez, ein langer, hagerer Mann mit eingefallenen Backen und seltsamen geisterhaften Augen, die ihm den Anschein gaben, als ob er selbst an einigem Anstrich von Wahnsinn leide. Carlo's freute sich, als er ihn von einem

Stätte zur andern gehen und die einzelnen Kranken untersuchen sah, weil er hoffte, einen vernünftigen und vielleicht auch humanen Mann an ihm zu finden, der auf seine Vorstellungen hören werde. Doch das war nicht der Fall. Narvaez gebot ihm sogleich Schweigen, fühlte ihm an den Puls und machte ein sehr bedenkliches Gesicht, als ob er Carlo's Geistesübel für ein ganz besonders gefährliches halte. Alle Versuche von Seiten Carlo's, sich gegen den Mann auszusprechen, blieben vergeblich; der Arzt fand in Carlo's vernünftigsten Worten die deutlichsten und unüberleglichsten Spuren von Wahnsinn, und verordnete ihm mehrere Flaschen Medicin, von denen einzunehmen er durch den tyrannischen Irrenwärter trotz allem Widerstreben gezwungen wurde.

Carlo's empfand jetzt den ganzen Schauer einer Lage, in welcher man seines freien Willens beraubt ist. In dumpfes Hinbrüten versinkend dachte er an alle bereits ausgestandene Qualen seines vorigen Lebens, die sich mit den jetzigen nicht vergleichen ließen. Er fand es unbegreiflich, wie das höchste Wesen es zulassen könnte, daß ein Mensch, der alle seine Kräfte an das Höchste und Edelste gesetzt hatte, Leiden anheim falle, die in der Hölle für Strafe des schwersten Verbrechers hätten gelten können. Er fühlte seinen endlichen Geist zu beschränkt, um den Sinn eines solchen Räthsels zu fassen, und sehnte sich jetzt fast wie nach einer Wohlthat darnach, daß er selbst wahnsinnig werden möchte, damit die Unbewußtheit seines Zustandes die Empfindung seiner Pein lindern möchte. In einzelnen Momenten kam es ihm so ganz nach den Be-

griffen der gewöhnlichen Menschen richtig vor, daß der Dichter von Haus aus ein Toller sei, und in das Tollhaus gehöre, und dann war es ihm doch wieder schmerzlich, daß in dieser Welt die Begeisterung für das Hohe und Schöne, je glänzender sie erscheine, desto sicherer als Tollheit betrachtet werde, weil eben der Alltagsverstand des Pöbels von einem heiligen Wahnsinn keinen Begriff hat, und sich darin gefällt, ihn mit dem pathologischen zu verwechseln.

Endlich erlag seine Natur der körperlichen und geistigen Erschöpfung; aber nun drängten sich entsetzliche Traumbilder auf ihn ein, die ihn mit neuen Schrecknissen erfüllten. Sein ganzes Leben zog in schaudervollen Gestalten an ihm vorüber. Bald trat er mit seiner Antonie wieder zur Trauung an den Altar, doch der Priester, statt sie Beide zu segnen, sprach die schrecklichsten Flüche gegen sie aus, die an ihnen in Erfüllung gehen sollten; bald sah er seine Kinder nackt in einer Wüstenei irren und hörte sie kläglich nach Brod schreien; bald sah er seinen wiedergefundenen Vater Aquilar todt in einem Sarge liegen und doch, als ob er zugleich noch lebte, die Augen schrecklich verdrehen; dann sah er den kleinen mißgewachsenen Vasconcellos, der ihn festpackte und ihm mit Gewalt einen Giftbecher in den Mund goß; dann sah er den ausgehungerten Bucherer mit dem grünen Augenschirm, der mit vollen Geldbeuteln vor seinem Ohre kimperte; dann fiel er einem reichen Freund zu Füßen, der die Gewohnheit hatte, kein Geld zu sich zu stecken und sich immer arm zu stellen um nichts verborgen zu müssen; dann sah er ein

leuchtende weibliche Gestalt, die zu ihm sagte: »Komm in meine Arme! Ich bin die Poesie!« Aber da er ihr, von seligem Rau'ch hingerissen, an die Brust stürzen wollte, verwandelte sie sich in ein Gerippe, aus dessen Schädel die hohlen Worte klangen: »Ich bin der Todtenkopf!« wobei es ihm war, als ob das Skelett mit dem neben ihm placirten Wahnsinnigen Eins wäre. Dann kam wieder eine große Schlange mit rothglühender Zunge, die ihn umschlang und sagte: »Ich bin die zehrende Sorge; ich erdrücke dich und sättige mich an deinem Herzblut und dann sterbe ich!« Dann stiegen alle die Bilder aus seinen Werken, die seine Phantasie geschaffen hatte, als lebende vor ihm auf, und tanzten um ihn und sagten: »Du hast uns erzeugt, du bist unser Vater, und wir sind deine Kinder; aber wir wollen kein Brod; wir wollen uns nur lustig um dich tummeln in deinem Tollhaus. Dann sah er das Weib, das die Poesie war, in eifersüchtiger Wuth mit seiner Antonie kämpfen. Antonie schrie: »Er ist mein — mein — mein!« Und die Andere schrie: »Fort mit dir, du elendes Erdengeschöpf! Er ist mein! mein! mein!« worauf sie Antonien bei den Haaren fortschleifte und mit blutigen Krallen zerschnitt, und in ein Grab hinunterwarf, wo er ihren dumpfen Auffall hörte. Darauf war es ihm, als säße er in der tiefen Nacht an seinem Tische und schriebe, aber alle seine Buchstaben wurden zu scheußlichem Gewürm und Ungeziefer, das von dem Papier wegstroch und forthüpfte; darauf ging die Thüre seines Zimmers ganz langsam von selbst auf, ohne daß Jemand hereintrat; dann sah er eine Menge der un-

förmigsten Mißgestalten, Wesen mit zwei hölzernen Beinen, gleich denen eines Tisches, deren Körper einen viereckigen Kasten und deren Kopf ein Zifferblatt bildete, an dem sich die Weiser fortwährend pfeilschnell rund herum bewegten; abgehauene Köpfe kugelten sich auf dem Fußboden umher und schnitten fürchterliche Grimassen; Katzen und Hunde tanzten in eleganter Ballkleidung, und ein Orchester von Musikern strich sich mit dem Bogen über die eigne Brust, die wie eine Violine mit vier Saiten bezogen war. Darauf kam eine riesiggroße Wespe geflogen, die ihm die Ohren umschwirrte, daß ihm Hören und Sehen verging — sie stach ihm mit einem ellenlangen bezengleichen Stachel in den Kopf bis tief in's innerste Gehirn und sagte: »Ich steche dir den Verstand heraus!« Darauf war es ihm wohl; die ganze tolle Welt um ihn her hatte für ihn nichts Bestrebendes und Erschreckendes mehr. — Der Irrenarzt trat zu ihm und sagte: »Meine Medizin hat geholfen!« und der schreckliche Leo mit der Pritsche grinste: »Seht Ihr, ich hatte doch Recht; nun seid Ihr dem Kaiser von Marokko gleich!«

Und da Carlos am andern Morgen aufwachte, war er wirklich wahnsinnig.

XVII.

„Ein Schlechtest war's, wo alle Bösen fielen.“

Es war schon spät in der Nacht des letzten Novembers, als George Mello, der Bruder des Oberjägermeisters, einer von den Häuptern der Verschwörung, von einem in der Vorstadt gemachten Besuch zurückkehrte. Schon mehrmals hatte er im Sinne gehabt, seinem ihm gegenüberwohnenden Vetter, dem Desembargador (Justizrath bei dem höchsten Gerichtshof) Heinrich Mello den Beitritt zu dem Bunde der Verschworenen an das Herz zu legen. Doch weil dieser einen Staatsdienst bekleidete und mit Vasconcellos näher bekannt war, so hatte er es immer für besser gehalten, ihn aus dem Spiele zu lassen. Indess es geschieht wohl jezuweilen, daß wir, einem momentan durch unsere Seele gehenden Einfall folgend und alle Bedenklichkeit bei Seite sehend, einem gefassten Beschlusse zuwider handeln. So erging es auch Georg Mello, der, als er noch Licht in den Fenstern seines Veters erblickte, eine mächtige Lust empfand, ihm das Geheimniß mitzutheilen. Theils bestimmte ihn dazu der Gedanke, daß ein so naher Verwandter wohl auf keinen Fall einen Mißbrauch von dem ihm bezeigten Vertrauen machen werde, theils glaubte er, daß die wenigen Stunden der Nacht, wo Heinrich mit Niemand zusammentraf, nicht einmal eine zu Verrätherei lockende Gelegenheit herbeiführen könnten. Und so zog er denn an der Klingel und betrat das Haus

Sein Vetter Heinrich war über seinen späten Besuch etwas verwundert und noch mehr über die an ihm sichtbare Beklemmung und Spannung, mit welcher er ihn allein zu sprechen wünschte. Sie begaben sich sogleich in ein Cabinet, wo Georg Mello seinen Vetter von der Verschwörung in Kenntniß setzte. Heinrich war sehr überrascht über die Offenbarung von Dingen, von denen er noch nicht die geringste Ahnung hatte, zeigte aber dabei seine lebhafteste Freude über ein Unternehmen, dem er sogleich seine wärmste Theilnahme zusicherte, indem er äußerte, daß hier von Rücksichten auf sein Amt und auf die Bekanntschaft mit Vasconcellos keine Rede sein könne. Er dankte Georg Mello mit den herzlichsten Ausdrücken für das ihm bezeugte Vertrauen, und schwor, daß er ihn morgen an der Spitze derer sehen solle, die für die Befreiung des Vaterlandes ihr Leben wagen würden. Nachdem ihm Georg die Stelle bezeichnet hatte, an welcher er sich früh um die achte Stunde einzufinden sollte, nahm er von ihm Abschied.

Wenn wir in einem Anfall von Laune einem lange glücklich durchgeführten Voratz untreu geworden sind, so pflegt sich gewöhnlich sogleich darauf die Reue einzufinden. Als Georg Mello sein Haus erreicht hatte und schon im Begriffe stand, sich auf seinem Zimmer auszukleiden, um sich zur Ruhe zu geben, befiel ihn auf einmal eine mächtige Angst. Er stellte es sich lebhaft vor, wie leicht seine Vertraulichkeit gegen den Vetter die schrecklichsten Folgen haben könne, und machte sich die heftigsten Vorwürfe, das Schicksal so vieler edeln Portugiesen in die

Hand eines Mannes gelegt zu haben, dem er bisher nicht ganz sicher vertrauen zu dürfen geglaubt hatte. Es fiel ihm erst später auf, daß sein Vetter, trotz dem erzwungenen Anschein von Fassung und sogar Freude, doch eine Art von geheimer Unruhe gezeigt hatte; in den Blicken Heinrich's, in denen er erst Begeisterung für die Sache zu sehen glaubte, fand er jetzt Merkmale des Erstaunens und unterdrückter Wuth, die ihn im Innersten erbeben machten.

Wie wenn ihn die Aussicht auf eine hohe Belohnung und auf Beförderung verlockten, sogleich zu Masconcello's zu eilen und ihm das Geheimniß zu entdecken? Genug, er verwünschte jetzt seine Uebereilung, schlug sich wegen der begangenen Thorheit vor die Stirn, und entwarf sich die schrecklichsten Bilder von den Folgen, die der nicht gehörig erwogene von ihm gethane Schritt herbeiführen könnte. Das Furchterlichste ist in einer solchen Lage möglicher Gefahr die Ungewißheit, in der man schwebt, jenes Auf- und Niederwogen des Geistes, der zu seiner Beruhigung nichts aufzufinden vermag.

Mit großen Schritten in seinem Zimmer auf- und niedergehend konnte er sich nicht entschließen, sich zu Bett zu begeben, und sah wiederholt aus dem Fenster nach Heinrich Mello's Hause hinüber. Endlich kam ihm seine Angst lächerlich und zugleich unmännlich vor; er warf sich in einen Sessel, und wollte sich überreden, daß ihm nur seine aufgeregte Phantasie Heinrich's Mienen und Geberden jetzt ganz anders vormalig, als sie wirklich gewesen wären, als er plötzlich ein Geräusch vernahm, das dem Murmeln vieler

durcheinanderredenden Stimmen glich. Rasch eilte er nach dem Fenster, wo er einen Trupp von in Mäntel gehüllter Gestalten über die Straße gehen sah. In erhöhter geistiger Spannung bringt jeder Umstand die Gedanken in mächtigere Schwingungen; doch es war eben so viel Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Vorbeieilenden Freunde und Bundesgenossen der Verschworenen sein könnten, als für das Gegentheil, und schon wollte sich Georg Mello bei diesem Gedanken beruhigen, als er auf einmal an der Hausthür seines Veters einen Lichtschimmer bemerkte und sah, daß dieser im Begriffe stand, zu Pferde zu steigen.

Von Zorn und Wuth erfüllt ergriff er sogleich einen Degen, und eilte mit Blüßeschnelle zu Heinrich Mello hinüber, dem Pferde in die Zügel fallend und ihn zur Rede setzend.

»Was hast du vor? Was treibt dich so in tiefer Nacht aus deinem Hause? Wo strebst du hin?«

Heinrich verrieth die größte Bestürzung, und brachte allerlei ungereimte Ursachen hervor, um sich wegen seines nächtlichen Ausganges zu rechtfertigen.

»Ich tödte dich auf der Stelle!« drohte Georg, »wenn du mir nicht augenblicklich in dein Haus zurück folgst!«

Alle Reden und Vorstellungen von Seiten Heinrichs waren vergebens; Georg begleitete ihn in sein Zimmer, wo er ihm den Schlüssel des Hauses abverlangte, und ihn dann nicht nur in seinem Zimmer, sondern auch in seinem Hause einschloß, in der Absicht, ihn bis zu der achten Morgenstunde nicht aus den Augen zu lassen, und ihn dann zu der Vereini-

gung mit den übrigen Verschworenen zu zwingen. Einem treuen Diener trug er auf, den Rest der Nacht in der Nähe von seines Vatters Hause zu durchwachen, und scharf Acht zu haben.

Als der Morgen erschien, begaben sich die verschiedenen Abtheilungen der Verschworenen zu Don Michael von Almeida und nach den Häusern der übrigen Anführer, die als Sammelplätze bezeichnet worden waren. Alle zeigten so viel Muth und Freudigkeit, als ob sie an dem Gelingen ihres Vorhabens nicht den mindesten Zweifel trügen. Es war merkwürdig, daß bei einer so bedeutenden Anzahl der Verbündeten, die aus Priestern, Edelleuten und Bürgern bestand, von Allen, die ihr Wort gegeben hatten, auch kein Einziger fehlte, und im Gegentheil Jeder von ihnen einen solchen Eifer verrieth, als ob er das Haupt des Unternehmens wäre. Selbst Weiber drängten sich, von patriotischer Begeisterung beseelt, hinzu, um an dem Kampfe für die Freiheit Theil zu nehmen. Bei Almeida erschien die Donna Philippe von Willemes, die mit eigener Hand ihre beiden Söhne bewaffnete, und dann mit den Worten von ihnen schied: »Geht, meine Kinder! Vertilgt die Tyrannei! Rächt uns an unsern Feinden, und seid überzeugt, daß, wenn der Erfolg unsern Erwartungen nicht entsprechen sollte, gewiß eure Mutter keinen Augenblick den Untergang ihrer heldenmüthigen Landleute überleben wird!«

Das Beispiel und die Rede der edeln Frau entflammte alle Herzen mit höherer Gluth. Jetzt trat Almeida auf und sprach:

»Der Augenblick des Handelns ist gekommen; der Himmel war uns günstig, er schützte uns vor Verrath; er wird uns auch in den nächsten Stunden günstig sein! Freunde, seid stark und haltet Euch tapfer! Es gilt Euer Gut und Euer Leben, Euer Glück und Eure Freiheit! Zerbrecht die unwürdigen Ketten, in die Euch die Tyrannei geschmiedet hat! Die tiefe Schmach der Knechtschaft entflamme Euch zum heiligen Zorn! Auf, laßt uns die Waffen ergreifen und schwingen gegen unserer Feind Brust! »Tod und Verderben unsern Unterdrückern!« sei unser Wahlspruch!«

»Tod und Verderben unsern Unterdrückern!« wiederholte es aus jedem Munde und das Aneinanderklirren der erhobenen Schwerter zeigte die ungeduldige Kampfgier der Versammelten.

Den Kern der vorhandenen Macht bildete die größte Anzahl derer, die sich früher in Aquilars Gesellschaft befanden, und die sich nach ihrer Vertreibung aus den Wäldern von Traj os Montes nach der Hauptstadt gewendet hatten. Sie unterschieden sich von den übrigen Verschworenen durch eine räuberartige Uniform. Sie trugen Jacken und Beinkleider von schwarzem Sammet und gleichfarbige Barett's, die vorn mit einem goldenen Kreuz verziert waren, und einen starken büffelledernen Gurt, in welchem zwei Dolche und zwei Pistolen stecken. Die langen Bärte und ihr kühnes verwildertes Ansehn trugen dazu bei, ihren Schrecken erregenden Anblick zu erhöhen. Sie bestanden fast sämmtlich aus Geächteten und ihres Vermögens Beraubten, deren Wuth und Rachedurst das Signal zu dem Kampfe kaum erwarten konnte. Alle reg-

ten sich in freudiger Bewegung, als jetzt Aquilar wieder als Hauptmann an ihre Spitze trat und sie mit den Worten anredete:

»Cameraden aus den Wäldern von Traz os Montes, endlich hat die Stunde geschlagen, die wir so lang ersehnt haben! Ich führe Euch jetzt gegen eine Regierung, die uns alle als Hunde behandelt hat! Es ist Keiner unter Euch, den die Spanier nicht um seine Güter, sein Glück und seine bürgerliche Ehre gebracht hätten! Als Geächtete und Verstoßene mußten wir lange Jahre hindurch mit den wilden Thieren an gleicher Stätte haufen! Jetzt führt Eure Dolche gut! Es lebe Portugal's Freiheit und der Herzog von Braganza!«

»Portugal's Freiheit und der Herzog von Braganza!« wiederholte die kühne Schaar und setzte sich nach dem Palaste in Bewegung, in dessen Inneren wir jetzt einen Blick werfen.

Wasconcellos hatte so eben eine Liste derer vor sich, die er zunächst unter allerlei Vorwänden einsperkern und hinrichten lassen wollte. Er hatte heute schon mehrere um Gnade Flehende mit der größten Härte abgewiesen und griff so eben nach einigen Todesurtheilen der bravsten und edelsten Männer, um sie zu unterzeichnen, als Vianna zitternd und athemlos in sein Zimmer stürzte.

»Was ist dir? Was hast du?« fragte Wasconcellos, über die ungewöhnliche Verwirrung seines sonst stets unerschütterlichen Dieners erschreckend. »In's Teufels Namen, so rede doch!«

»Herr,« stammelte Bianna, »es ist weiter nichts; es zeigt sich nur eine gewisse Bewegung in der Stadt.«

»Werden sie wieder einmal übermüthig, diese Portugiesen?« höhnte Vasconcellos. »Nun, einige bleierne Pillen werden sie schon mores lehren! Ich sehe wohl, ich muß in Zukunft noch viel strenger gegen sie verfahren! Doch vielleicht ist es nur ein bedeutungsloser Auslauf!«

»Ach, nein, Herr,« entgegnete Bianna, »es herrscht ein furchtbarer Tumult, es ziehen bewaffnete Banden durch alle Straßen, die den Herzog von Braganza zum König ausrufen, und hieher nach dem Palaste eilen« —

»Mensch, du lügst!« schrie Vasconcellos.

»Fragt Euer Ohr und Auge, ob sie auch lügen!« erwiderte Bianna. »Hört einmal das rohe Geschrei und blickt aus dem Fenster!«

»Du machst mich wahnsinnig mit deinem Geschwätz!« sagte Vasconcellos erbleichend und nach dem Fenster wankend; »Höll' und Teufel, was seh ich! Das ganze Volk ist losgelassen! Tausend Morgengewehre blinken in ihren Händen! Dort zieht ein Haufe Banditen heran! — Bester Bianna, mir schwindelt; ich bitte dich, verlaß mich nicht; ich habe dir immer alles Gutes und Liebes gethan — ruf' mir schnell einen Arzt, mir ist sehr unwohl — eine Medicin gegen den Schreck! — Doch nein, bleib! Gib mir die Bibel! Ich will beten!«

Er fiel auf die Kniee und stammelte:

»Herr, ich habe mißgehandelt — das heißt,

ich habe nach meinem System ganz richtig gehandelt und du nimmst es mir nicht übel, daß ich eine Menge Sünden begangen habe, die ein Mensch aus dem gemeinen Haufen nicht begehen darf — ja mich drückt der Sünden Last — weil mich in dem Augenblicke der Gefahr die Angst muthlos macht — Bianna, wo bist du denn? — Ach, habe doch Erbarmen mit mir, mein Gott; ich war dir immer ergeben, und würde auch mitunter zu dir gebetet haben, wenn mir Zeit dazu übrig geblieben wäre — nichtwahr, Bianna, die deutsche Garde wird mich vertheidigen? — aber ich will künftig recht viel beten, ich will Kirchen bauen, ich will Buße thun in Sack und Asche — Bianna, um's Himmels willen, so bleib' doch bei mir! — Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir, — Höll' und Teufel, ich kann nicht beten!«

Mit diesem Ausruf warf Basconcellos die Bibel gegen die Wand. Bianna stand mit dem Ausdruck des größten Entsetzens vor ihm.

»Du siehst mir aus, als hättest du noch etwas Erschreckliches zu sagen; heraus damit!«

»Herr, so eben stand die dunkle Gestalt wieder deutlicher, als jemals hinter Euch, und ich sah, als ihr knietet, wie sie ihre Hände auf Euern Kopf und Rücken legte, als wolle sie Euch die Lebenskraft entziehen« —

»Schweig! Mache mich nicht völlig toll! — Warum hast du die Dora nicht hergebracht, die mir heute prophezeihen sollte!«

»Ich hörte unterwegs, sie sei gestern Abends gestorben!«

»Gestorben? wiederholte Vasconcellos zusammenschauend; du lägst Wursche, sag' es noch einmal!«

»Ich hörte so!« versetzte Vianna.

»Nun, so schlägt heute auch meine letzte Stunde!« seufzte Vasconcellos! — »Horch! Welches Loben! Sieh, die deutsche Garde weicht! Sie dringen in den Palast! Komm! Hilf mir einen Winkel suchen, wo mich Niemand findet!«

Leht eilten Beide aus dem Zimmer.

Wir wenden uns jetzt wieder zu den Begebenheiten, die sich in den Straßen Lissabons ereigneten.

Almeida und Aquilar fochten mit ihren Leuten vor dem Palaste mit der deutschen Garde, die auf einen so plötzlichen Angriff völlig unvorbereitet den Feinden nur mangelhaften Widerstand leisten konnte und in kurzer Zeit von ihnen niedergehauen wurde.

Der Oberjägermeister Mello, sein Bruder und Don Estevan von Aeuropa griffen eine Compagnie Spanier an, welche einen gewissen Platz in der Nähe des Palastes, den man Fort nannte, zu bewachen hatte. Viele Bürger hatten sich angeschlossen. Sie bestürmten mit der heftigsten Wuth, den Degen in der Hand, die Hauptwache, worin sich die Spanier verschanzt hielten. Keiner unter ihnen zeigte größern Muth, als ein Priester aus der Stadt. Dieser stellte sich an die Spitze der Verschworenen, ein Kreuzifix in der einen, und den Degen in der andern Hand, und nachdem er durch seine feurigen Reden das Volk entflammt hatte, griff er selbst unter fortwährenden begeisternden Ermahnungen und Ausrufen die Spanier

an, die sich nach einem kurzen Gefechte ergaben, und, um ihr Leben zu retten, selbst mit in den Ruf einstimmen: Es lebe der Herzog von Braganza, König von Portugal!

Menezes, Emanuel Saa, Valerio und Fernando begaben sich nach dem von Vasconcellos bewohnten Theil des Palastes, nach welchem sich auch Aquilar und mehrere seiner Gefährten wandten. Aquilar war ganz in Blut gebadet; er hatte eine Menge Feinde getödtet, und strebte nun darnach, seinen Todfeind, den Vasconcellos, selbst zu erlegen.

Ihr Weg führte sie zuerst nach der Wohnung des obersten Sekretärs. Auf der Treppe begegnete ihnen der Polizeileutnant Suarez von Albergaria, der so eben einen Besuch bei dem Sekretär gemacht hatte. In der Meinung, daß dem Tumulte nur eine Privatbeschwerde zu Grunde liege, gebot Suarez den Vordringenden Einhalt, als ihn von allen Seiten her der Ruf: »Es lebe der Herzog von Braganza!« entgegenschallte. Er glaubte, daß ihn sein Amt verpflichte, auszurufen: »Es lebe der König von Spanien und Portugal!«

Doch kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als er von dem Pistol eines Verschworenen getroffen zu Boden stürzte. Auf den Lärm eilte jetzt der Obersekretair Antonio Correa herbei. Als dem täglichen Helfer bei Vasconcellos schändlichen Plänen und als einem Verächter des Adels, stieß Antonio de Menezes dem allgemein verhassten Manne sogleich den Dolch in die Brust. Da dieser Stich ihn

nicht tödtete, und er in wüthende Schmähungen ausbrach, drangen mehrere Dolche auf ihn ein, und da auch diese nicht gut trafen, so rissen ihn Mehrere mit sich fort, um auf eine entehrendere Art durch den Henker seinem Leben ein Ende machen zu lassen.

Hierauf drangen die Verschworenen in des Sekretärs Zimmer. Hier trafen sie den Hauptmann der Infanterie Diego Garcez Valleia, der bei Gewahrwerdung des ausgebrochenen Tumultes nach dem Palaste geeilt war, um sich wegen der zu ergreifenden Maaßregeln Rath zu erholen. Biewohl Valleia gegen den Minister keine näheren Verpflichtungen hatte, so fühlte er sich doch bewogen, den Eingang zu der Thüre seiner Wohnung nach Kräften zu vertheidigen. Indesß wurde der einzelne tapfere Kechter bald von der Uebermacht der ihn von allen Seiten Bestürmenden überwältigt. Eine schwere Verwundung des rechten Armes nöthigte ihn, das Schwert mit der linken Hand zu führen, was er so lange that, bis er von der Menge der Feinde dermaßen umringt war, daß er seinen Posten verlassen mußte. Er floh und stürzte sich aus dem Fenster, ohne durch den Sprung im geringsten verletzt zu werden.

Almeida, Fernando und mehrere Andere der Verschworenen eilten nun sogleich in das Wohnzimmer des Ministers. Man durchsuchte alle Winkel, weil Jeder wünschte, ihm den ersten Stich zu versetzen; doch Vasconcellos war nirgends zu entdecken. Da stießen sie plötzlich auf Vianna, der so eben bemüht war, aus dem Palaste zu entfliehen. In dem höchsten Grade von Wuth packte Fernando den Böse-

wicht bei der Brust, und gebot ihm, indem er den Dolch auf ihn zückte, augenblicklich zu sagen, wohin sich Vasconcellos geflüchtet habe. Nach einigem Zaudern versprach Bianna, den Verschworenen den Schlupfwinkel des Ministers zu entdecken, worauf er sie nach einem in der Mauer des Nebenzimmers angebrachten Schranke führte, wo der Gefuchte mit Papier bedeckt gefunden und aus seinem Versteck hervorgezogen wurde.

Sogleich richtete Fernando ein Pistol auf ihn, als der eben eintretende Aguilar ihm laut zurief:

»Um Gotteswillen, Fernando, schieß nicht! Er ist dein« —

Doch schon fiel der Schuß und Vasconcellos stürzte todt zur Erde.

»Du hast deinen Vater ermordet!« rief Aguilar mit dem Ausdruck eines tiefen Entsetzens aus.

»Was sagt Ihr?« fragte Fernando, Aguilar's Wort nicht fassend.

»Er sollte fallen, aber nicht von deiner Hand! Ich bin zu furchtbar an ihm gerächt! Laß mich jetzt die weitere Erklärung versparen!«

Der stattfindende Tumult unterbrach die Unterredung; Vasconcellos Leichnam wurde aus dem Fenster auf die Straße herabgeworfen, und laut erscholl der Ausruf; »Der Tyrann ist todt! Es lebe die Freiheit! Es lebe Don Juan, König von Portugal!«

Das Volk, das in großer Masse den Palast umringte, brach in ein lautes Freudengeschrei aus und bezeugte den Verschworenen durch seinen Zuruf Beifall.

Alle fielen über den Körper des Ministers her, und sättigten ihre Wuth durch die rohesten Mißhandlungen, die sie an ihm verübten.

Bald ergöhte sich das Volk an einem neuen Schauspiel. Mehrere von den Verschworenen brachten *Vizcanna* geführt und knüpften ihn an einem Seile über der Hausthür des Palastes auf. So endete der Schuft, nachdem er eine Unzahl von Niederträchtigkeiten verübt und noch zuletzt seinen eignen Herrn verrathen hatte, ein Leben, das wie durch eine Hülfe des Teufels bis auf diesen Tag gegen alle Gefahren gesichert geblieben war.

Valerio eilte jetzt nach der Wohnung der Königin, an deren Eingang das wüthende Volk so eben Feuer anzulegen drohte, wenn der Eingang nicht sogleich geöffnet würde. Da öffnete sich plötzlich die Thür, und die Vizekönigin, von ihren Hofdamen und dem Erzbischof von Braga begleitet, trat heraus. Indem sie hoffte, daß ihr persönliches Erscheinen den versammelten Adel und das Volk besänftigen würde, wandte sie sich an die Verschworenen. In der That entstand auch in diesem Augenblicke eine momentane Ruhe; die gehobenen Waffen senkten sich, und mitten in dem Toben bemächtigte sich ein Gefühl der Ehrerbietung und des Mitleids der wuthersfüllten Gemüther. Jetzt hob sie an:

»Ich lobe es, daß Ihr den schändlichen Vasconcellos ungebracht habt! Er war eben so sehr mein Feind, als der Curige! Oft weinte ich im Stillen heiße Thränen über die Leiden eines Volkes, dessen Glück ich so gern begründet hätte. Aber unser ge-

meinsamer Feind verhinderte mich, für Euer Wohl zu wirken. Denn sein war die Macht, er verspottete jeden meiner Wünsche und Befehle, und handelte nur nach seinem Eigenwillen und nach Instructionen aus Madrid. Die ich nicht ändern konnte. Wie oft habe ich ihm die rührendsten Vorstellungen gemacht, wie oft habe ich ihn mit Worten beschworen, die einen Felsen hätten erweichen müssen; aber sein Sinn war härter als ein Fels! Ich that Euch nichts zu Leide, edle Portugiesen! Dem Gegenstande Eures Hasses widerfuhr die verdiente Strafe. Jetzt aber legt die Waffen nieder und beruhigt Euch, denn nun wird es mir möglich sein, allen Euern Beschwerden abzuhelpen und jede dem Lande geschlagene Wunde zu heilen. Solltet Ihr aber noch länger gleich Rasenden forttoben, so würde ich mich, um nicht als Theilnehmerin an Eurer Aufruhr zu erscheinen, in die Nothwendigkeit versetzt sehen, Euch bei dem Könige von Spanien anzuklagen. Ich bitte Euch, erspart mir einen Schritt, zu dem nicht mein Herz, sondern nur die Noth mich zwingen würde, und fügt Euch der gesetzlichen Regierung! «

Anfangs hatte man in tiefem Schweigen der Rede der Vizekönigin zugehört; doch während der letzten Worte derselben erhob sich ein immer lauter werdendes mißbilligendes Murren; einzelne rohe Kerle aus dem Haufen schrien: »Schlagt sie todt! Sie ist eine Ausländerin!« und schon suchten mehrere mit erhobenen Waffen sich ihrer Person zu nähern; doch auf Menezes's und Valerio's beschwichtigende Worte zähmten sie ihre Mordlust. Die Stille kehrte zurück, und jetzt sprach Menezes zur Vizekönigin:

»Ihr seht, daß das Volk nichts mehr von einer ausländischen Regierung wissen will! Glaubt Ihr, so viele Edle hätten sich bloß deswegen versammelt, um dem einen Tyrannen das Leben zu nehmen, damit ein anderer an seine Stelle träte? Ein neuer Nachfolger von Vasconcellos würde das Volk eben so tyrannisiren, wie er es that, und Ihr würdet ihn eben so wenig daran verhindern. Nein, unser Ziel ist, Eurer Herrschaft ein völliges Ende zu machen, und den Herzog von Braganza, dem die Krone des Königreichs von Nichtswegen gebührt, auf den Thron zu erheben! Und Ihr werdet wohl thun, Euch darein zu ergeben!«

Die Königin wollte nochmals sprechen, doch das Toben brach von neuem los; Almeida gebot ihr heftig, zu schweigen; Alle schriegen: »Wir wollen nichts hören! Es lebe Don Juan, König von Portugal! und Tod allen unsern Tyrannen!

»Laßt mich hinaus,« rief sie, »damit ich die Stimme des Volkes und aller Bürger höre! Ich will mich ihnen zeigen und sehen, ob sie Eure Meinung theilen!«

Doch Carlos Norogna bat sie süßfällig, in ihr Cabinet zurückzukehren, und sich nicht der Wuth eines Volkes auszusetzen, welches die Gesinnungen der Verschworenen theile.

»Wißet wohl,« sagte er, »daß Ihr Euch jetzt in Gefangenschaft befindet!«

Mit Bitterkeit versetzte sie: »Wie? das Volk sollte es wagen, mich hier in meinem eigenen Palast gefangen zu nehmen!«

Entrüstet über ihre Widerspenstigkeit erwiderte Norogna:

»Es wird noch mehr wagen, wenn Ihr Euch nicht fügt! Es wird Eure Hoheit ohne Umstände aus dem Fenster werfen!«

Bei diesen Worten Norogna's konnte der Erzbischof von Braga seinen Zorn nicht länger zurückhalten; wüthend riß er einem Soldaten den Degen aus der Hand, und wollte sich auf die Verschworenen stürzen, um die der Vizekönigin zugesagte Beleidigung zu rächen. Mit Mühe gelang es Michael von Almeida, ihn auf die Seite zu ziehen und ihn eine Vorstellung zu machen.

»Ich beschwöre Euch,« sagte er zu ihm, »setzt Euch der Gefahr nicht aus! Euer Leben hängt an einem seidnen Faden! Euer Stand entledigt Euch der Pflicht, hier die Waffen zu ergreifen. Kaum gelang es mir, Euern Tod abzuwenden. Seid vernünftig! Reizt Eure Feinde nicht, und gebt einen Widerstand auf, der hier nicht fruchtet!«

Der Erzbischof gab Almeida Gehör und zog sich zurück, mit dem heimlichen Vorsatz, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, wo er sich an Norogna rächen könnte.

Die übrigen Verschworenen nahmen die im Palaste und in der Stadt befindlichen Spanier gefangen. Dieses Schicksal traf den Marquis von Puebla, Haushofmeister der Vizekönigin, den Generallieutenant Cardenas, den Intendanten der Marine, Ferdinand de Castro, den Oberstallmeister der Königin, de Bagnetto, und mehrere sich im Hafen befindende Seeofficiere.

Jetzt verfügte sich Antonio de Saldagna, von vielen Edeln und Bürgern begleitet, nach der Obergerichtskammer. Hier trug er der Versammlung vor, daß die spanische Tyrannei gestürzt sei, und die Regierung des Herzogs von Braganza an ihre Stelle trete. Seine Worte wurden mit lautem Jubel aufgenommen. Sogleich wurden alle Befehle, die im Namen des Königs von Spanien gegeben werden sollten, verändert, anders betitelt und unter dem Namen »Don Juans, des Königs von Portugal,« erlassen.

In derselben Zeit eilten Aquilar und Valerio nach den Gefängnissen. Die Kerker des Linoero, in denen gegen 5000 Unglückliche schmaßten, wurden gesprengt. Dann wendeten sich die Befreier mit ihrer Schaar nach den noch schrecklichern unterirdischen Gewölben von St. Bibente, St. Juliao und Bogio, aus denen eine Menge abgezehrter, halb verhungelter Gestalten hervorkam, die Jahre hindurch in beständiger Furcht eines nahen Todes geschwebt und schon verzweifelt hatten, jemals wieder das Tageslicht zu schauen. Diese machten eine neue Gesellschaft von Verschworenen aus, die sich voll Eifer zu den Feinden der Spanier gesellte. Als Aquilar in Valerio's Begleitung sich überall umfah, ob er nicht seinen Sohn Carlos unter ihnen entdecken könnte, stießen sie auf ein schreckliches Schauspiel. Ein Haufe der Gefangenen schleifte den Gefängnißwärter Uzeda bei den Haaren fort, der fürchterliche Fluchworte ausstieß, um sich schlug, trat, biß, und laut brüllte, und sich auf alle Art zu befreien suchte. Doch sein Toben reizte die erbitterten Gegner zu nur noch heftigern Mißhand-

lungen, bis sie einen nahen Baum erreichten, wo sie ihm einen Strick um den Hals warfen, und ihn aufknüpften.

Es war eine Menge Volk umher versammelt, als auf einmal von einer Seitenstraße her mit wildem Geschrei eine Schaar halbnackter und kahlgeschorener Menschen herantobte. Es waren die Bewohner der Irrenanstalt, welche die eingebildeten Potentaten, der Kaiser von Feh und Marokko und der König Sebastian anführten. Der Erstere bestieg die an einen Hause befindliche Treppe, und ertheilte von dort, einem hölzernen Stab als Scepter schwingend, seine Befehle. Der Letztere wollte ihn von dort herabwerfen, indem er behauptete, daß er der König Sebastian sei, und daß ihm der Thron gebühre. Mählich drängte sich aus der Mitte der schaudererregenden Gestalten eine an Aquilas Brust mit dem Ausruf: »Mein Vater!« Mit Entsetzen wich Aquila zurück, doch indem er den Menschen näher betrachtete, erkannte er die Züge seines Sohnes wieder.

»O Gott! Du mein Carlos? So seh ich dich wieder? Wer hat mir das gethan?« rief Aquila, mit herzerschneidenden Empfindungen die kläglichste Figur seines Sohnes betrachtend.

»Mein Verstand ist schwach!« sagte dieser. »Man hat mich unter die Wahnsinnigen geworfen, und ich habe schon wirklich geraset; aber es war nur ein vorübergehender Anfall — es war ein Fieber — es ist vorbei, mein Vater — ich werde nun bald völlig genesen!«

»O mein armer Sohn!« rief Aquila aus, Carlos an sich pressend. »Das Leben hat dir Wie-

leß zu vergüten! Du gleichst dem bloßen Schatten eines Menschen! Aber sage, wer hat dich so weit gebracht?»

»Vasconcellos!« war die Antwort.

»Ha, schändlicher Tyrann!« knirschte Aquilar.

In diesem Augenblicke entstand ein neuer Tumult. Carlos sah sich um, und erkannte den kleinen Wucherer mit dem grünen Augenschirm, der aus seinem Hause floh und von dem Pöbel mit Steinwürfen verfolgt wurde. Bald loderte sein Haus in Flammen auf. Etwas entfernter sah man den Palast des Marquis de Cota brennen. Der Marquis selbst floh vor der Wuth der Armen, die er aus ihren Wohnungen verjagt und in's Gefängniß geworfen hatte; endlich wurde er erreicht und unter lautem Jubelgeschrei des Pöbels ermordet.

Carlos wollte nach Haus zu seinem Weibe eilen; doch Aquilar bat ihn, Antonien nicht durch seinen Anblick zu erschrecken. Er führte ihn zu einem der nächstwohnenden Verschworenen, um sich dort erst völlig anzukleiden und schickte einen Bekannten zu Antonien, um sie auf die Ankunft ihres Mannes vorzubereiten.

Darauf begab er sich mit Valerio in die Nähe der Citadelle, wo sich die Spanier noch hartnäckig gegen die herandringenden Portugiesen vertheidigten. Beide hatten sich zu weit vor gewagt und sahen sich auf einmal von Feinden rings umgeben. Mitten im hitzigsten Gefecht fiel Valerio'n ein Kämpfer auf, der schon mehrmals heute dicht neben ihm gefochten hatte und der auch jetzt nicht von seiner Seite wich.

Lebeshmal, wenn Valerio in großer Gefahr schwebte, warf sich die schwache, schmächtige Gestalt des jugendlichen Streikers zwischen ihn und seine Feinde, als wollte sie durch ihren Tod sein Leben retten. So eben holte ein Spanier mit einer mächtigen Streitart nach ihm aus — da sprang mit einer bewundernswürdigen Gewandtheit der Jüngling herzu — die Art traf ihn in's Genick — er stürzte todt nieder — und Valerio war gerettet. Denn in demselben Momente erhielten die Spanier den Befehl, sich zurückzuziehen, und der spanische Gouverneur Louis del Campo übergab auf einem der Vizekönigin von den Verschworenen abgezwungenen Befehl die Citadelle.

Valerio betrachtete jezt genauer den Leichnam des vor ihm liegenden Jünglings; seine Züge kamen ihm so wunderbar bekannt vor, bis er endlich mit Erstaunen sah, es war niemand anders als Estrella, die sich verkleidet und bewaffnet hatte, um, da sie an seiner Seite nicht leben durfte, wenigstens an seiner Seite zu sterben. Es ergriff ihn eine tiefe Rührung; eine Thräne brach aus seinen Augen; er beugte sich über sie, küßte ihre bleichen Lippen und stammelte, ihre kalte Hand fassend, leise die Worte: »fahre wohl, du treue, liebende Seele!«

XVIII.

„Lebe wohl, und wär's für immer,
Auch für immer lebe wohl!“

(Byron.)

Es waren schon mehrere Wochen vergangen. Der Herzog von Braganza war in dieser Zeit mit seiner Gemahlin feierlich in Lissabon eingezogen, die ganze Hauptstadt und alle übrige Städte des Königreichs hatten das Huldigungsfest mit Jubel begangen, und Alles war noch von Freude erfüllt, als eines Abends ein blasser Mann in Verzweiflung durch die Straßen Lissabons eilte. Mehrmals blieb er stehen, als ob er seines Weges ungewiß wäre; doch endlich ging er mit festem Schritte aus dem Thore nach den nahen Parkanlagen, wo er an einem steinernen Monumente weilte. Nicht lange nach seiner Ankunft erschien die schwarzgekleidete Gestalt eines Frauenzimmers, tief in einen langherabwallenden Schleier gehüllt. Sie näherte sich ängstlich laufend; er rief: »Maria!«

»Fernando!« antwortete es, und Beide lagen einander in den Armen.

»Aber schauerst du nicht vor dem Watermörder zurück?« fragte Fernando, dem bald nach den Auftritten der Revolution alle Räthsel gelöst worden waren.

»O meine Ahnungen!« seufzte Maria, voll Schmerz ihr Haupt in seiner Brust verbergend. »Bitterte ich doch vor dir, seit ich dich kennen lernte! Die unerklärliche Furcht ist nun erklärt und das entsetzliche Geheimniß liegt offen mir vor Augen! Sprich, Fernando, hoffst du noch, glücklich mit mir zu sein?«

»Glücklich? Hahahaha!« lachte Fernando schrecklich. »Nur ein Theil der Menschen ist geboren, um glücklich zu werden; andere sind von ihrer Wiege an verdammt. Und zu den Letzteren gehören wir!«

»Du bist fürchterlich, Fernando!« rief Maria, sich seinem Arm entwindend.

»Ich kann, ich darf nicht mit dir leben; ich kann, ich darf überhaupt nicht leben!« sagte Fernando. »O wo sind die glücklichen Tage der Zukunft, die ich mir träumte! Kann ich dir zumuthen, die Gattin eines Watermörders zu werden?«

»Du wußtest nicht, daß Vasco n. ellos dein Vater war, als du ihn tödtetest!« entgegnete Maria.

»Aber verbanne sein Gespenst von meiner Seite, daß mich in jedem Augenblicke und an jedem Orte umschwebt! O wie glücklich ist Valerio, den sein Vater verfluchte, und wieder aufnahm, gegen mich, der seinen Vater, ohne ihn zu kennen, ermordete!«

»Ich war durch ein Gelübde meines Vaters für das Kloster bestimmt,« sagte Maria; »einmal betrat ich schon seine Mauern aus Zwang und mit Widerwillen. Ich kann keinen Andern als Dich lieben. Jetzt werde ich wieder in ein Kloster gehen, aber diesmal aus innerm Bedürfniß. Und ich werde dort bleiben bis an meinen Tod!«

»Es sind unsere letzten schönen Augenblicke!« sagte Fernando. »Du hast Recht, Maria; dann wollen wir scheiden; dann wähle jedes seinen Weg! O meine süße, meine geliebte Maria, nur einen Kuß noch, eh' wir uns vielleicht auf immer trennen!«

Voll leidenschaftlicher Gluth umschlang er das bebende Mädchen; laue Lüfte spielten ihnen um Brust und Wangen, um das auflodernde Feuer zu kühlen, doch es entbrannte mächtiger und mächtiger — sprachlos hing Maria an Fernando's Lippen — er streichelte ihr das kohlschwarze Haar und die leichtgerötheten Wangen und küßte ihr die Augen — sie versanken in den seligsten Traum liebender Seelen.

Eine Weile darauf riß sich Fernando von ihr los; das Bewußtsein des schönsten Glücks, die Wonne eines Momentes, der Ewigkeiten aufwog, erleichterte ihnen das Scheiden. Als Fernando etwa hundert Schritte von ihr entfernt sein mochte, fiel ein Schuß.

Es liefen mehrere Menschen zu. Man fand ihn todt, und neben ihm lag ein Pistol, mit dem er sich das Gehirn zerschmettert hatte.

Aquilar, der bald hiervon Nachricht erhielt, fiel der Vorfall schwer auf das Herz. Er betrachtete sich selbst als den Urheber eines Unheils, das er zwar nicht beabsichtigt, zu dem aber der Umstand, daß er Vasconcello's Sohn als Knaben geraubt, und als seinen eignen Sohn erzogen, die Veranlassung gegeben hatte. Er war nun an Vasconcello's gerächt, aber in einem Grade, wie er es nicht wünschte. Indes mußte er sich doch mit dem Gedanken beruhigen, daß ein höherer Lenker der menschlichen

Schicksale Fernando zum Vater- und Selbstmörder hatte werden lassen.

Eine Art von Vergeltung sah er in dem Schicksal seines eigenen Sohnes. Carlos war, nachdem er in seine Familie zurückgekehrt, in Folge seiner früheren heftigen Geistesanstrengungen und seiner letzten traurigen Schicksale in eine verzehrende Krankheit gefallen und welkte täglich seinem Tode mehr und mehr entgegen. Aquilar dachte darauf, ihm alle mögliche Bequemlichkeit und Labung zu verschaffen, und die treue Antonie wich Tag und Nacht nicht von dem Lager des geliebten Mannes. Aber sein Geist war nicht heimisch in dieser niedern Welt. Was das Schicksal jetzt für ihn that, das that es zu spät. Hier sollte er alle seine schönen Pläne nicht ausführen können; seine Kraft war gebrochen, sein Geist zerrüttet, und die jetzigen Hoffnungen glichen einem schwachen Lichtfunken, den man anblasen will und der erlischt. Ein sanfter Tod erleichterte ihm das Scheiden von dieser Welt.

Wenn der Gang der Weltreglerung um manche Individuen nur schwarze Schatten wirft, so läßt sie auf andere wieder helle Strahlen fallen. Eine lange Zeit hindurch hatte das Unglück den edeln Religionslehrer und geistvollen Dichter Freira de Andrade rastlos von Ort zu Ort verfolgt und ihm endlich den Verstand geraubt. Doch als er mit den Uebrigen aus dem Tollhause entkam und nur die erste Nachricht von Portugals Befreiung aus Valerio's Munde hörte, so fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, sein Geist empfand eine neue Kraft, er fühlte sich von

seinem Wahnsinn geheilt, und erhob dankvoll sein Auge gen Himmel. Bald setzte ihn der neue König wieder in seine Professorstelle zu Coimbra ein und dort lehrte er mit dem vorigen Verstand und Feuer bis an das Ende seines Lebens.

Ueberhaupt dachte der König Don Juan darauf, die Verdienste aller Verschworenen würdig zu belohnen. Diejenigen, die ihre Würden unter der spanischen Herrschaft verloren hatten, erhielten sie wieder. Bald führte Aguilar wieder seinen Namen Enrico de Herrera's und sah sich im Besitz seiner vorigen Güter, aus denen die Spanier vertrieben wurden. Valerio wurde von dem König in den Adelsstand erhoben, und mit einem der reizendsten Güter in der Nähe Lissabons beschenkt.

Fast täglich besuchte er von dort aus Herrera's und seine geliebte, zwar von uns lange nicht erwähnte, aber von ihm in keinem Augenblicke vergessene Isidora, deren Reize sich immer lieblicher entfaltet hatten. Oft lustwandelte er mit dem Vater und ihr in den Umgebungen der himmlischen Gegenden, in deren Paradiesen sich seine Seele noch inniger mit der des tiefempfindenden Mädchens verwebte. Sie sprachen dann viel von den frühern Zeiten des Waldlebens in der Provinz Traz os Montes, und es hatte Reize, sich ihres ersten Bekanntwerdens zu erinnern.

Man hat mitunter die für geniale Leute gehalten, welche von Leidenschaft zu Leidenschaft hinüber flatternd sich nach einem Liebesglück abjagten, das ihnen nach kurzen Momenten stets wieder entslüpfte, um eine neue Sehnsucht in ihrem Herzen zu erwe-

den. Aber in allen Dingen gilt das Wort des großen Dichters:

»Der Wechsel unterhält, doch nützt er kaum.«

Es wäre vielleicht unserer Zeit, in der man die Abschaffung der Ehe zur Sprache bringt, angemessener gewesen, wenn wir einen Romanhelden gezeichnet hätten, der von Einer zu der Andern schweifend und in flüchtigem Genuße schwelgend am Ende als ein entkräftetes, und immer noch nach sinnlichem Nitzel schmachtendes lebendiges Todtengerippe dagestanden hätte; aber wir zogen es vor, dem Leser einen kräftigen Mann vorzuführen, der nach mancherlei Kämpfen mit feindlichen Lebensverhältnissen endlich zur Ruhe gelangt, und nun von ganzer Seele nach der Vereinigung mit dem einen Wesen strebt, das er aus voller Seele liebt, und bis an das Ende seines Lebens lieben wird.

Die Verächter der Ehe möchten nur einmal kommen und ein solches Paar trennen, oder bloß auf einige vorüberreichende Stunden anweisen wollen, das eben nicht eher Beruhigung findet, als bis es seines Besitzes sicher ist! Wie können diejenigen, die sich im Moment zusammensinden, und die im Moment wieder von einander scheiden, eine wahre, innige Theilnahme an allen ihren Schicksalen empfinden? Und wie läßt ohne diese tiefe, herzliche und dauernde Theilnahme die rechte Liebe sich denken? Das Wort Liebe droht in unsern Zeiten zu einem gemeinen, materiellen Begriffe zu werden, und sich aller seiner idealen Höhe zu entheiden. Doch nein, wir fürchten das nicht im Ernste, denn dagegen rüstet sich die gesunde Vernunft jedes Einzelnen, und dagegen appellirt das Menschenherz,

daß wunderbare Ding, daß, wenn auch vielleicht eine Zeitlang dem Schwanken preisgegeben, doch am Ende das Bedürfniß nach etwas Dauerndem mit Schmerzen fühlt, und dessen Empfindungen ewig dieselben bleiben.

Jeder Feind der Ehe, der die schöne Isidora gesehen hätte, würde sich wohl beglückt gefühlt haben, wenn ihm das Mädchen mit dem reichen Gemüth die Hand gereicht und gesagt hätte: »du Mann, den ich ewig liebe, ich will die Deinige sein!« Und er würde, wenn man ihm nach Jahresfrist zugemuthet hätte, sich von ihr zu trennen, voll Verzweiflung ausgerufen haben: »ach, so soll denn die schöne Zeit so früh vorüber sein! Warum giebt es kein Band, mich für alle Zukunft an dich zu fesseln, die ich allein zu lieben vermag?«

Doch es ist die Strafe des Leichtsinns, daß er nirgends findet, was er sucht. Die edelsten weiblichen Herzen, die holdesten Rosen, die der Hauch der himmlischen Unschuld umschwebt, verschließen sich vor dem flatterhaften Genußmenschen, deren Fluch es ist, sich mit den weißen Blumen begnügen zu müssen, die schon ein Anderer wegwarf.

Dall ihr Besseren, die ihr diese Blätter leset, höret nicht auf die Sirenenbilder, die in euern reinen unentweiheten Himmel hereinklingen, um euch aus dem heitern, unbewölkten Paradies der schönsten sittlichen Gefühle hinwegzulocken in ein anderes Land, wo in einem künstlichen, blendenden Schimmer zwar auch Blumen blühen, aber nur betäubende Giftblumen, und wo euch üppige Gestalten entgegentanzen, die aber bald zu Skeletten und Ge-

spenslern werden, welche euch quälend und peinigend auf der ganzen Bahn des Lebens bis an euer Grab verfolgen! Wendet euch weg von den Malern, die euch lachende Bilder malen, welche sich bei näherer Betrachtung in Dampf und Rauch auflösen, und die euch nur Schatten geben, wo ihr das Wesen wollt! Lasset euch nicht überreden, in treuer Liebe und in der Ehe sei keine Poesie! Eine tiefe, zarte Sittlichkeit ist der schönste Glorienschein der heiligen Muse, und die Ehe selbst ist eine Poesie, eine Schöpfung, die das menschliche Gebilde schafft, und das Werk des Schaffens und Bildens an ihm fortübt durch Erziehung; ein heiliger Born ist sie, aus dem ewig neu ein reines menschliches Geschlecht zu Tage steigt. Eine fliehende Leidenschaft ist ein verrauschendes Nichts, und es gibt gar keine Liebe, als eine — ewige! —

Wie klein ist es, bloß an das zu denken, was die Thiere mit uns gemein haben! Man zeige uns Einen, nur einen Einzigen, der auf diesem Wege glücklich wurde und glücklich blieb, und wir wollen seinem System Gerechtigkeit widerfahren lassen! Doch der Eine wird nirgends zu finden sein, dagegen auf der andern Seite Millionen stehen, denen treue Liebe den Himmel auf Erden schuf.

Es war ein himmlischer Frühlingstag — kein Wölkchen trübte das reine Blau — die Drangengärten und Kastanienhaine strahlten in mildem Glanze — kühle, vom Meere herüberkommende Lüfte säusligten die Gluth des südlichen Klimas — der majestätische Tajo leuchtete mit hellen Schimmern und das nahe Gebirg von Cintra stieg über den blühenden Feldern

und Hügeln nur von einem leisen Duft umflort in die Wolken, als sich um Aquilar's lachende Quinta Alles freudig regte. Alle trübe Erinnerungen waren nun nach und nach in den Hintergrund getreten. Der Gedanke an Fernando und Carlos hatte allgemach in Aquilar's Seele froheren Bildern Platz gemacht; in Valerio sah er sich einen zweiten Sohn geschenkt, dessen Liebe er in so manchen Tagen des Lebens als bewährt gefunden, und dem er nun mit Freuden Isidorens Hand zugesagt hatte. Die Feier der Vermählung sollte am heutigen Tage begangen werden.

Isidora gab sich an dem schönen Morgen süßen Bonneträumen hin, in welche sich so mancher schwermüthige Gedanke mischte. Ein Weib ist nun einmal ein ahnungsvolles Wesen, das Thränen selbst zu ihrem höchsten Glück begleiten. Eine sanfte Musik brachte ihr den Morgengruß. Mächtig drangen ihr die Töne in das Herz, und erweichten und rührten es so wunderbar, als wollten sie es ganz in Empfindung auflösen. Dann erschienen einige Mitglieder der ehemaligen Waldgesellschaft aus Traz-os-Montes, die Aquilar zu dem Feste geladen hatte, und sangen ein Lied, mit dem sie dort immer den Tag zu begrüßen pflegten.

Jetzt trat Aquilar in das Zimmer seiner Tochter; sie hielt den Myrthenkranz, der heute ihr Hauptzieren sollte, gedankenvoll in den Händen, und ein leiser Ausflug von Schwermuth, der sich in ihre selige Freude mischte, erhöhte noch ihren Zauber.

»Der heutige Tag ist für uns von doppelter Bedeutung,« sagte Aquilar; »es ist derselbe, wo wir

einst aus unserer Besingung flohen; wir feiern heute das Fest des heiligen Alphons, das damals unter-
sagt wurde und blutige Austritte herbeiführte. Doch
heute vereint sich des Volkes Freude mit unserm Glück,
das kein Unfall stört. Doch du weinst, meine Tochter?
Was sollen die Thränen, närrisches Kind?«

»Wir haben manchmal im Schmerz gelacht,« ver-
setzte Isidora; »so laßt mich auch in der Freude
weinen!«

Der Vater streichelte ihr lieblosend die Wangen
und sagte: »Meine Isidora, mein theures Kind, es
geht mir selbst nahe, wenn ich so eigentlich bedenke,
daß wir nach so manchen Stürmen des Schicksals nun
doch noch einen so schönen Tag begehen! Gott segne
dich! Sei recht glücklich!«

Unter sprachlosen Empfindungen faßte Isidora
ihres Vaters Hand und senkte ihr Haupt an seine Brust.
Seine Rechte auf ihr Haupt legend, sagte Aquilar mit
leiserem Tone hinzu:

»Ja, ich segne dich, mein Kind, und der Geist
deiner Mutter sei dir nahe und segne dich mit mir!«

Es war ein feierlicher Moment; der Geist der längst
Abgeschiedenen schien sie Beide mit himmlischen Flügeln
anzuwachen, und sie fühlten seine Nähe am Herzen.

Die Ankunft mehrerer Eingeladenen rief den Vater
jetzt ab, und es erschienen Isidora's Dienerinnen,
Julia und Inez, um sie bräutlich anzukleiden.

Inez weinte heftig bei diesem Geschäft. Isi-
dora fragte nach der Ursache ihrer Thränen. Inez
wurde verlegen und gestand erst nach mehrmaliger
Aufforderung den Grund ihres Kummer's.

»Ich habe einen Geliebten, einen braven, armen Menschen, der als Gärtner gelernt hat, aber schon seit Jahren keinen Dienst finden kann, in welchem er Weib und Kinder ernähren könnte. Wie seid Ihr doch zu beneiden, edle Donna! Der Gedanke an meinen Domingo fiel mir in dieser Stunde schwer auf die Seele.

»Erzeiht mir! Aber wir Beide sind gar zu unglücklich!«

»Sollt' ich an dem Tage, wo ich so glücklich bin, nicht auch Andere beglücken?« versetzte Isidora.

»Mein Vater fragte mich, ob ich ihn um nichts zu bitten habe; ich wußte nichts. Unser alter Gärtner ist dem Tode nahe. Dein Geliebter soll seine Stelle haben, und an einer guten Ausstattung soll es dir nicht fehlen!«

Inez war außer sich und fiel dankend auf die Kniee vor Isidoren, die ihr gestattete, sogleich zu Domingo zu eilen und ihm die frohe Nachricht zu überbringen.

In einem reichen mit Silber und Gold besetzten weißen Atlasteide stand jetzt Isidora strahlend da; um Hals und Busen funkelte eine schwere goldene Kette; durch das zierlich geflochtene Haar zog sich ein kostbarer Rubinen- und Diamantenschmuck, über dem sich der grüne Myrthenkranz erhob; der feinste Mousselin bedeckte die von jugendlichem Drange gehobene Brust; ihre zarte Taille erhöhte den Reiz aller ihrer Wunderformen von dem schimmernden Haupt bis zu dem kleinen Fuß herab.

Berschämt wie eine junge Rose, wenn sie sich unter verhüllendes Moos verbirgt, senkte sie das Haupt, als sie sich, wie vor ihrem eignen Glanz erschreckend, im Spiegel betrachtete.

Wagen auf Wagen rauschte durch das Thor der Quinta herein. Draußen erklangen frohe Lieder der Landleute, die das Fest des heil. Alphons mit heitern Vaterlands- und Freiheitsgesängen feierten.

Jetzt erschien Valerio. Er war sprachlos vor Entzücken, als er seiner holden Braut mit seinen Eltern entgegentrat. Der alte finstere Lemos wurde ganz lustig, und ergoß sich in heitern Scherzen gegen die beiden Brautleute. Von einem Theil der Gesellschaft begleitet fuhren diese nun nach dem nahen Dorfe; nachdem der Geistliche die Ceremonie der Trauung auf eine ruhrende und ergreifende Weise verrichtet hatte, kehrten sie wieder nach der Quinta zurück.

Des Nachmittags tanzten die Landleute im Freien, und die fröhlichen Hochzeitsgäste, worunter sich Meneses, Saldagna, Emanuel Saa, die beiden Mello und andere portugiesische Große befanden, nahmen traulich an dem Vergnügen Theil, wobei natürlich auch Valerio und Isidora nicht fehlten.

Auf einmal entstand ein froher Tumult.

»Der König! der König!« erscholl es von allen Seiten, als lautes Trompetengeschmetter die Ankunft eines Wagens verkündete, aus dem wirklich der König und die Königin stiegen.

»Verzeiht mir, Don Herrera,« begann Don Juan, »daß wir als ungebetene Gäste bei Euerm Feste erscheinen! Ihr hättet uns nicht von einer Freude ausschließen sollen, Freude, die unser Herz so nahe angeht. Aber Ihr seht, daß wir von einer Freiheit und Gewalt Gebrauch machen, die wir Euch zum großen Theil verdanken!«

»Majestät,« versetzte Aguilar, »wir wagten nicht, Euch um einen so großen Beweis der Gnade zu bitten, als der ist, mit dem Ihr uns aus freiem Willen beehrt! Das Glück, meinen König und meine Königin am heutigen Tage bei mir zu sehen, übersteigt meine kühnsten Wünsche!«

Die Königin wendete sich zu Valerio und Isidora, und stattete ihren Glückwunsch ab, der mit dem ehrerbietigsten Dank aufgenommen wurde. Der König beschenkte jetzt Valerio mit dem St. Michaelsorden für treue erwiesene Dienste, und die Königin erfreute Isidoren mit einem prachtvollen Diamantring, den sie bat, zu ihrem Andenken zu tragen.

Der König selbst tanzte mit Isidoren, und die Königin mit Valerio.

So verging der Tag in reiner, froher Lust, bis sich die Gäste zur Abendtafel versammelten. Die Quinto war hell erleuchtet. Reden, Gesänge und heitere Scherze belebten die frohe Gesellschaft. Bei Beginn des Mahles sang das vor der Quinta in großer Anzahl versammelte Volk ein Lied, das ungefähr den Inhalt des God save the King hatte, in welches alle Gäste einstimmten, und an dessen Schlusse draußen die Kanonen erdonnerten; dann folgte ein anderes, das die Kämpfer für die Freiheit des Vaterlandes verherrlichte; dann ein drittes, das dem heiligen Alphons und der zu Lamego von ihm gegebenen Verfassung galt, und endlich ein viertes, das dem Hochzeitspaare gewidmet war.

Laute Freude herrscht durch den weiten Saal — »Es lebe Don Juan! Es lebe die Königin! Es lebe Valerio und Isidora!« erklingt es von allen Lippen; — während der fortwährenden frohen Bewegung der Gesellschaft öffnet sich dem liebenden Paare die Thür in den Himmel, und — der Vorhang fällt.



Yo 5474

L'604

M

Klänge aus dem Neckarthal

von

Ernst Ortlepp.



Stuttgart.

Selbstverlag des Verfassers.

1852.

Inditio 20. 1815



Yo 5474

Druck von Fr. Müller.

- 278126 -

Inhalt.

Seite.

Ich bleibe fort	1
Innere Tod	3
Heimlich	4
Die erste Nachtigall	6
Im Mai	7
Der Frühlingsabend	8
Die Wiese	10
An eine Dame	12
Die Lampe	15
Traumgebanken	17
Nachhilfe	19
Rose und Herbstzeitlose	20
Der Mend	21
Die grüne Stadt	23
Napoleon	24
Lied	27
An einem Frühlingsabend	29
Nöschchen	30
Die Abendglocken	31
Contrast	33
Die Heimath	34
Mit Gott	35
Mondes Lächeln	36
Der Tanz	37
Müdigkeit	39
Rein Stern	40
Pfingstanz	42
Oskrotenla	44
Die Pfloten	47
Der Frühlingsabend	49
Die Abendhymne	51
Unter blühendem Mandelbaume	52
Bemerkung	54
Des Glüdes Wohnung	55
Gruß in die Ferne	57
Gothe's Erklärung	60
In die Schweiz	64
Das Weltgericht	68

	Seite.
Großes und Kleines	71
Das Dörflchen	74
Im Garten	75
Verschiedene Farben	77
Das erste Belichen	78
Ach, die Welt sie ist so kalt!	80
In einer Bräutigamsnacht	82
Die Jungfrau	84
Die Monate	86
Dichtungs-Stoff	88
An * * *	89
Das Vergißmännchen	90
An das Gannstatter Thal	91
An Pechmayer	94
Das ferne Land	96
Wilhelm und Rärchen, Ballade	98
Verdammeh	108
Einmal muß doch der Bräide kommen!	110
Reimspiel	111
Was ich gewiß weiß	112
Sonne und Mond	113
Auf in die Ferne	115
Der Pelengreis	116
Die Abendlandschaft	118
Die Thräne drängt sich ein	119
An die letzte Rose	121
Todtenstill	123
Weingärtner und Dichter	124
Sibirien	131
Das Lied	133
An einen Melancholikus	136
Ich liebe Dich	138
Trarab	140
Der deutsche Kaiser	142
Niederleben	144
Erinnerung an Schulsorte	146
Weihnachtslust	148
Luthers Standbild in Bittenberg	151
Am Neujahrs morgen	155

„Ich dichte fort!“

Ich dichte fort — ob auch die Wetter grollen,
Die donnernd über meinem Haupte rollen,
Ob auch so mancher Feind mir meinen Fort,
Das Lied, zu rauben droht — ich dichte fort!

Ich dichte fort — ob die empörten Wellen
Mein schwankes Fahrzeug tobend auch umschwellen,
Ich schaue unverwandt nach meinem Fort,
Die Ruder in dem Arm, und dichte fort!

Zwar schwer ist's fortzuleben, fortzudichten,
Wo Alles strebt, den Dichter zu vernichten,
Und ihn das schonungslose Element,
Dem Hälter gleich, in seinem Blut verbrennt.

Doch dicht' ich fort — ich wär' kein Mann der Kieder,
Legt' ich ermüdet je die Harfe nieder;
Es stürme nur heran aus Süd und Nord
Und Ost und West, wie's will — ich dichte fort!

Ich dichte fort bis dieses Leben schwindet
 Und bis der Fremde seine Heimath findet;
 Wie trüb' der Tag, wie traurig auch der Ort,
 Ich halte treulich aus — ich dichte fort!

Ich dichte fort — und schmückt mir auch zum Lohne
 Die heiße Stirn hier keine Lorbeerkrone,
 So schmückt sie meinen Sarg — bin ich verdorrt,
 Dann grünet erst mein Lied — drum dicht' ich fort!

Innerer Cod.

Im kesslen Kelch der Rose
 Da wohnt ein böser Wurm,
 Und zehrt in ihrem Schooße,
 Bis sie zerfällt im Sturm.

In jeder schönen Seele
 Da wohnt der ew'ge Schmerz,
 Und jeder Philomele
 Verbricht der Gram das Herz.

Heimlich.

Ich ging aus dem Stadtker die Straße;
 Da dacht' ich bei mir allein:
 Da broben auf jenem Berge
 Da müßt' es viel heimlicher sein!

Ich stieg empor nach dem Berge,
 Und schaut' in das Thal hinein;
 Da dacht' ich: am Ufer des Flusses
 Da müßt' es viel heimlicher sein!

Ich ging in das Thal hernieder,
 Und wandelt' am Flusse allein;
 Da dacht' ich: im Dorf in dem Häußchen
 Dort müßt' es viel heimlicher sein!

Ich ging in ein Stübchen des Hauses,
 Und sah aus dem Fenster den Palm;
 Da dacht' ich: dort in dem Wäldchen
 Da müßt' es viel heimlicher sein!

Ich ging aus dem Haus in das Wäldchen;
 Da dacht' ich: im Kämmerlein
 Der trauten Herzallerliebsten
 Da müßt' es noch heimlicher sein!

Ich ging zu der Herzallerliebsten,
 Und in ihrem Kämmerlein
 Da war es so heimlich, so heimlich!
 Es konnte nicht heimlicher sein.

Die erste Nachtigall.

Ich ging süßträumend alleine,
 Berauscht von Blüthendust,
 Im hellen Vollmondscheine,
 Und sog balsamische Lust.

Da weckte vom nahen Baume
 Mit hellem, schmetternden Schall
 Mich auf aus tiefem Traume
 Die erste Nachtigall.

Sie sang vom Lebenstriebe
 Der goldenen Jugendzeit,
 Sie sang von der ersten Liebe
 Und ihrer Seligkeit.

Da seufzt' ich in ihre Kleider
 Mit nassem Angesicht:
 Die Nachtigall kehrt wohl wieder,
 Doch die erste Liebe nicht!

Im Mai.

Der Frühling hat begonnen,
Die Rose ist gewonnen.

Der Frühlingsabend.

O Frühlingsabend sanft und held,
 Mit deinem Grün und Strahlengold,
 Mit deiner kühlungsreichen Lust,
 Mit deinem Blumenbalsamduft,
 Mit Sang und Klang in jedem Strauch,
 Mit deinem Nachtigallenhauch,
 Mit deinem Abendglockenklang,
 Mit deinem Sehnsuchts- und Wonnebrang,
 Wer malt dich aus, wer flücht zum Kranz
 All deiner Zauberbilder Glanz,
 All deine Blüten, deine Töne,
 Als Abbild deiner ganzen Schöne?
 Und wer mit leb'lichem Worte nennt,
 Was in der Menschenbrust entbrennt,
 Wenn Aug' und Ohr und Herz berauscht
 Entzücken mit Entzücken tauscht?
 Wer schildert's, wie sich im Erwähl
 Gefühl umarmen und Gefühl,
 Um tausend Leben zu gebären

In Bufen, die der Schmerz verfleht,
 Und Augen, die zu viel geweint,
 Die Welt zum Eten zu verklären!
 Und wenn die Lippe reden will,
 Sie kann doch nur erbeben still;
 Nach einer Sprache sucht der Mund,
 Doch keine Sprache thut es kund!

Die Wiese.

Ich weiß euch eine Wiese, schön wie keine,
 Es rinnt an ihr ein stiller Silberfluß,
 Hier Berg und Thal, dort schattenkühle Bäume,
 Romantisch blühet dort manch Dörfchen Grus;
 Von welchem Zauber bin ich doch besessen?
 Ich kann die schöne Wiese nicht vergessen.

Und auf der Wiese weht ein süßer Schimmer,
 Da wachsen holde Blumen hundertfalt,
 Doch Eine strahlt hervor in Göttersimmer,
 In Alles überleuchtender Gestalt;
 Ihr Schönheitsglanz, ihr Reiz ist unermessen,
 Ich kann die Wunderblume nicht vergessen.

Und auf der Wiese schimmern holde Sterne,
 Wenn sie die Nacht mit Himmelsdunst umweht,
 Doch einen Stern seh' ich vor allen gerne,
 In dem der Himmel mir entgegenschwebt;
 Wer sehnt sich nicht, den Stern an sich zu pressen?
 Den Stern, den Stern — ich kann ihn nicht ver-
 gessen.

Und auf der Wiese blühen sel'ge Stunden,
 Da schlägt dem Glücklichen die Uhr zu schnell;
 Auch mir ist dort ein Tag — ein Tag verschwunden,
 Der leuchtet mir auf ewig sonnenhell;
 Nur ach, zu kurz — zu kurz war er gemessen,
 Den Tag — den Tag — ich kann ihn nicht ver-
 gessen.

Ja, was die Wiese schmückt — all' ihre Wonne
 Umgaukelt süß mich im Erinnerungstraum;
 Doch über Alles strahlt gleich einer Sonne
 Ihr Schönstes in des Herzens stillem Raum;
 Es klang Musik — ich durst' es an mich pressen;
 Das und die Wiese werd' ich nie vergessen.

An eine Dame.

(Im Mal.)

Vom Glanz des Frühlings tausendfach umflossen,
 Umwogen von Saatengrün und Blumenpracht,
 In süßer Phantasieen Meer ergossen,
 Sitz' ich hier in der Laube grüner Nacht;
 Rings Philomelenton — rings Blüthenbäume —
 Rings Schwalben — Himmelsblau — Syringenduft —
 Rings Aussicht auf der Berge Nebelräume —
 Rings Lärchenmelodie in hoher Lust!

O hier umfängt ein seliges Vergessen!
 Des Dichters Geist — ja er vergißt die Welt,
 Die — möcht' er sie auch liebend an sich pressen —
 Mit ihrem Haffe nicht mehr ihm gefällt;
 Ihm schwindet Alles — nur ein leuchtend Bildniß
 Erscheint ihm in der Tage Widerstreit,
 Den Engel, der ihm in des Lebens Bildniß
 Entgegentrat, trifft nie — Vergessenheit.

Von allen Sternen, die mir jemals blinkten,
 Hat keiner mild wie Du mir noch geklinkt,
 Von allen Blumen, die mir lächelnd winkten,
 Hat keine süß wie Du mir noch gewinkt;
 Von allen Augen, die in's Herz mir strahlten,
 Kam Deinem keins an holdem Zauber gleich,
 Von allen Bildern, die mir Himmel malten,
 Schuf mir Dein Bild das schönste Himmelsreich.

Drum wähne nicht, wenn mich des Lebens Wogen
 Fortreißen mit dem tosenden Gewühl,
 Dein Bild sei mit der Welle mir entflohen,
 Was ich gefühlt, bleibt ewiges Gefühl;
 Der Stern, die Blume, die ich selig schaute,
 Sie leuchten, blühen fort in tiefster Brust,
 Des Auges offner Himmel, der mir blaute,
 Erfüllt mich ewig mit geheimer Lust.

Wie oft dent' ich der kurzen, schönen Stunden,
 Wo Deine holde Nähe mich entzückt,
 Wo uns Ruß mit geist'gem Band umwunden,
 Und mich in höh'rer Sphären Raum entrückt!
 Ach, immer klingen diese Töne wieder,
 Unwiderstehlich waltet ihre Macht,
 In tausend Echo's lönt als Lied der Lieder
 Dein Zauberspiel mir nach durch Tag und Nacht.

Ja, Dein gedenk ich und der Sehnsucht Nanke
 Weht sich zu Dir mit tausend Armen hin;
 O süßer und doch schmerzlicher Gedanke,
 Daß ich Dir nahe und doch ferne bin!
 Doch steh' ich Dir nun nahe, steh' ich ferne,
 Was liegt am Ort? — Sei ich hier oder da,
 So glaube mir, o lieblichster der Sterne,
 Des Dichters Geist er ist Dir ewig nah.

Die Lampe.

Die Lampe drüben brennt so hell,
 Wem rinnt ihr stiller Strahlenquell?
 Ich sah sie schon so manchen Tag
 Bis nach dem zwölften Glockenschlag. —

Der Dichter sitzt in tiefer Nacht,
 Er sinnt und sinnt, und wacht und wacht,
 Und hebt mit Qual und hebt mit Lust
 Den heil'gen Schatz aus tieffter Brust.

Er hat gedarbt, gerungen oft,
 Er hat gezweifelt, hat geschofft;
 Nun winkt der Kranz, nun winkt der Lohn
 Dem Kampferschöpften Göttersohn.

Sehnt sich, einmal recht froh zu sein,
 Die Lampe dünkt ihm Sonnenschein;
 Doch ach! es weicht der heit're Traum;
 Er war nur Nebelbild, nur Schaum!

Die Lampe drüben brennt noch fort,
 Noch regt sich's hinter'm Vorhang dort;
 Doch matt und matter jedesmal
 Glimmt ihr geheimnißvoller Strahl.

Noch sitzt der Dichter in der Nacht,
 Und sinnt und sinnt, und wacht und wacht,
 Wer sagt wohl, was er sinnen mag?
 Aus Nacht blickt er in welchen Tag? —

Einstmals die Flamme' im stillen Haus
 Nur zuckte noch — dann lösch sie aus;
 Ein schwarzes Dunkel zog daher;
 Man sah die Lampe niemals mehr.

Traumgedanken.

Seh' ich all die schönen Blumen,
 Die mir holde Grüße weihn,
 Dann fällt mir der Penz des Lebens
 Und der Traum der Jugend ein.

Hör' ich all die Vöglein singen
 Rings umher in froher Lust,
 Ach, dann zieht ein altes Klingen
 Wunderbar mir durch die Brust.

Seh' ich all die heitern Paare,
 Die der Liebe Band beglückt,
 Ach, dann dent' ich an die Jahre,
 Wo mich gleiche Lust entzückt.

Hör' ich all die heil'gen Löhne,
 Die Lust um mich ergießt,
 Ach, dann welcht die starre Dummheit,
 Und die Schwermuthéthräne fließt.

Seh' ich all die schönen Sterne
 In der Nacht am Himmel stehn,
 Dann gedenk' ich fernex Wonnen,
 Die ich lächeln einst gesehn.

Hör' ich Abendglockenläuten,
 Halb verweht vom Windehauch,
 Dann ruf' ich: „mitleid'ge Lüfte,
 Kommt doch, und verweht mich auch!“

Mathilde.

Nur einmal strahlte mir der Stern der Liebe
 herein in's lebensnächliche Getriebe,
 Nur einmal tönte mir das Lied der Lieder,
 Und wie vor einem Engel sank ich nieder
 Vor deinem Bilde,
 Mathilde!

Nur dir gehörte meine ganze Seele,
 Von dir nur flöte mir Philomela,
 Ich hegte nur ein einziges Verlangen,
 Und hing, wie Bienen an der Blume hängen,
 An deinem Bilde,
 Mathilde!

O süßer Traum aus andern schönern Zelten,
 Du bist dahin mit deinen Seligkeiten!
 Doch schau' ich oft wie nach dem schönsten Sterne
 Voll namenloser Sehnsucht in die Ferne
 Nach deinem Bilde,
 Mathilde!

Rose und Herbstzeitlose.

Vor einer Frühlingsrose
 Stand ich im Westgetöse
 An Fleckchend holdem Arm,
 Von allen Himmeln warm.

Vor einer Herbstzeitlose
 Stand ich im Sturmgetöse,
 Voll namenloser Pein,
 Und rief: „Allein! allein!“

Der Mond.

Am hellen Himmel thront der Mond,
Auf dem der ew'ge Friede wohnt.

Er schaut vom stillen Sternenzelt
Hernieder in die Frühlingswelt.

Er sieht dem Dieb und Mörder zu,
Und strahlt doch fort in stiller Ruh.

Er schaut den Fluß in weiter Mund'
Und spiegelt sich in seinem Grund.

So manche Kirche, so manche Ruin'
Versilbert er mit lächelnder Mien'.

Er sieht so manches stille Haus
Und webt ein süßes Bild daraus.

Er sieht so manches Liebespaar
Mit seinem Auge hell und klar.

Er schaut so manchen Thränenblick,
Doch auch so manches stille Glück.

Er steht auf manches Grab herein,
Und lächelt auf den Leichenstein.

Ach, zög' er aus dem Sturm der Welt
Auch mich empor zum Himmelszelt!

Die grüne Stadt.

Ich weiß euch eine schöne Stadt,
Die lauter grüne Häuser hat;
Die Häuser die sind groß und klein,
Und wer nur will, der darf hinein.

Die Straßen die sind freilich krumm,
Sie führen hier und dort herum,
Doch stets gerade fortzugehen,
Wer findet das wohl allzuschön?

Die Wege die sind weit und breit
Mit bunten Blumen überstreut,
Das Pflaster das ist sanft und weich,
Und seine Farb' den Häusern gleich.

Es wohnen viele Leute dort,
Und alle lieben ihren Ort,
Ganz deutlich sieht man dieß daraus,
Daß Jeder jünger in seinem Haus.

Die Leute die sind alle klein,
Denn es sind lauter — Vögelein,
Und meine ganze grüne Stadt
Ist, was den Namen „Wald“ sonst hat.

Napoleon.

Es klingt ein Lied von Aegypten; —
 Wie wunderbare Mähr
 Ergrauter Heldenfagen,
 So klingt das Lied daher.

Es klingt ein Lied von Marengo,
 Das hat gar starken Klang;
 Da grüßte den Kometen
 Der ganzen Welt Gesang.

Es klingt ein Lied von Jena,
 Das braust und donnert so stark,
 Es kracht dem zermalnten Hörer
 Hinab ins innerste Mark.

Borussia stürzte zu Boden,
 Weiß Blut und todtenstumm,
 Und Friedrich der Große wandte
 In seinem Grab sich um.

Es klingt ein Lied von Wagram; —
 In schwarzer Geiraternacht
 Da zog er über die Donau
 Und lieferte Wagrams Schlacht.

Und Austria sank zu Boden,
 Voll Blut und todtensumm,
 Germanias zweite Säule
 Sie fiel mit Krachen um!

Es klingt ein Lied von Moskau,
 Durchglüht von loderndem Brand,
 Durchhaucht von Grabesodem,
 Von eifigem Schaner durchbrannt.

Ach, von der Verejina
 Erflingt ein traurig Lied,
 Wie blutig und voll Leichen
 Des Flusses Welle zieht!

Es klingt ein Lied von Lützen,
 Dem lauscht man athemlos,
 Da zeigt der Komet sich wieder
 Am Himmel hoch und groß!

Es klingt ein Lied von Leipzig; —
 Ach, von des Kometen Fall,
 Von Flucht und Polenleichen
 Klingt's mit beweglichem Schall.

Von Waterloo ertönt
 Das letzte Lied daher;
 Das ist ein dumpfes Heulen
 Wie Todtengesang so schwer!

Es tönt von einer Sonne,
 Die untergeht in Blut,
 Es tönt von einer Insel,
 Die ragt aus Meeresflut.

Es tönt von einer Fische,
 Die Wettersturm zerbrach;
 Das Lied wird klingen und schallen
 Bis an den jüngsten Tag! —

Lied.

Wohl Mancher lebt recht einsam hin
 In dieser schönen Welt,
 Hat weder Muth, noch frohen Sinn,
 Hat weder Gut noch Geld;
 Doch warte nur, o warte nur,
 Es kommt auch deine Zeit,
 Auch dir schlägt noch einmal die Uhr,
 Die dich von Qual befreit.

Wohl Mancher schaut mit trübem Blick
 Die nächt'ge Zukunft an,
 Und denkt: „dir blüht ja doch kein Glück
 Auf deiner Dornenbahn!“
 Doch warte nur, o warte nur,
 Dein Stern geht auch noch auf,
 Auch dir schlägt noch einmal die Uhr
 In deinem Lebenslauf.

Wohl Mancher geht bei Sturm und Wind
 Verlassen seinen Weg,
 Und träumt und weint und schluchzt und sinn't
 Und sieht nicht Pfad noch Steg;

Doch warte nur, o warte nur,
 Bald weicht die finstre Nacht,
 Auch dir schlägt noch einmal die Uhr,
 Wo ew'ger Mai dir lacht.

So Mancher fühlt sich tief allein
 Im großen Menschenmeer,
 Für ihn ist jede Brust von Stein
 Und Alles todt und leer;
 Doch warte nur, o warte nur,
 Bald raht dein Schiff dem Strand,
 Auch dir schlägt noch einmal die Uhr,
 Wo froh du sauchest: „Land!“

Wohl Mancher wäre lieber todt,
 Der frisch noch ist und jung,
 Ihn freut kein neues Morgenroth,
 Er hat gelebt genung;
 Doch warte nur, o warte nur,
 Dem Winter folgt der Mai,
 Auch dir schlägt noch einmal die Uhr,
 Dann ist dein Schmerz vorbei.

An einem Frühlingsabend.

Gekommen ist die stille Nacht,
Der Mondschein strahlt in sanfter Pracht;
Da nimmt die Seele freieren Lauf,
Das Herz geht ganz in Liebe auf.

Die Erde ruht voll sel'ger Lust,
Ein Kindlein, an des Himmels Brust,
Die Bäume stehn durchsichtig da,
Und alle Geister sind mir nah.

Ach, rief mich eine solche Nacht
Zum Schlaf, von dem man nie erwacht,
Und möchte so sanft mein Ende sein
Wie Frühlingsdunst und Mondenschein!

Nöthen.

Arm Mädchen liegt am Uferstrand
Mit gelöttem Haar, todtbleich,
Eine weiße Rose in der Hand,
Die wirft sie ins Wellenreich.

„Das bin ich selbst! Fahr hin, mein Glück!
Mein junges Leben, fahr hin!
Dein selger Traum lehrt nie zurück,
Du armer, betrogener Sinn!“

Verwirrt und zerstört ist mein Gemüth,
Selt er seine Schwüre mir brach,
Mein Fräuling hat mir abgeblüht,
Und ich — ich muß ihm nach!“

Und es lockt mit eignen Stimmen hinab,
Die Wellen kommen und gehn,
Da glitt sie hinunter in's feuchte Grab,
Und ward nicht mehr gesehn.

Die Abendglocken.

Die Abendglocken erklingen
Im friedlich melodischen Chor,
Sie muskeln und singen
Manch Märchen dem Träumer vor.

Sie erzählen von Jugend und Heimath,
Sie reden von Festen und Tanz,
Sie zeigen mein treuloses Lieb mir,
Umwunden vom bräutlichen Kranz.

Sie öffnen den moosigen Hügel,
Der Vater und Mutter vereint,
Und führen in Eche's vorüber
Mir, was ich besauzht und beweint.

Das klingt von vergangenen Stunden,
Vom Dörschen, vom Sonntag, von Gott,
Von Ostern, von Pfingsten, von Kirmes,
Von Kindheit, von Leben, von Tod!

Wohl Mancher schläft in dem Grabe,
 Und hört die Glocke nicht mehr,
 Er wandelt in seligen Höhen,
 Und sehnt sich nicht wieder hieher.

Die Abendglocken erklingen,
 Sie klingen und spielen um's Herz,
 Es hebt und möchte zerspringen
 Vor Entzücken und selbigem Schmerz.

Das sind die Töne der Ruhe;
 Wie süß nach der Arbeit und Pein,
 Nach allen den stürmischen Tagen,
 Ach, wie süß muß die Ruhe doch sein!

Die Abendglocken erklingen,
 Die Sonne sinkt — ich träum' —
 Nach Hause zieh'n alle die Mäden;
 Wollt' auch, ich wäre daheim!

Contrast.

Oft an hellen Sonnentagen
 War mein Himmel trüb und dunkel,
 Oft in hellen Sommernächten
 Strahlte mir kein Sterngefunkei.

Oft an düstern Wintertagen
 Schien gar freundlich mir die Sonne,
 Und in kalter Januarnacht
 Ward ich warm von Seelenwonne.

Die Heimath.

Eine schöne Heimath droben
Ist und Allen aufbehalten,
Und aus dunkelschwarzen Wolken
Leuchten himmlische Gestalten.

Ebles, Schönes, Großes wollen,
Mag es für Verbrechen gelten;
Gute wissen, was sie sollen,
Und sie sa'n für künft'ge Welten.

Bannet aus der Welt das Schöne,
Bannet aus der Welt die Wahrheit,
Bannet aus der Welt die Tugend,
Droben leuchten sie in Klarheit!

O du wunderschöne Heimath,
Nähe blickst du dem Verbannten;
Nimm ihn auf aus dem Exile,
Wo die Menschen ihn verkannten!

Mit Gott.

Mit Gott, mit Gott! Wohin ich immer gehe,
Mit Gott, mit Gott! Es soll mein Wahlspruch sein,
Und ob ich auch allein in Wüsten stehe,
Ist Gott bei mir, so bin ich nicht allein.

Mit Gott, mit Gott! Der niemals mich verlassen,
Verläßt gewiß mich auch in Zukunft nicht!
Er heut die Hand gern Allen, die sie fassen,
Und führt den Irrenden aus Nacht zum Licht.

Mit Gott, mit Gott! Wenn alle Menschen fliehen,
Er bleibt bei dir und seine Allmachtshand
Hält dich, wenn All' die Hände von dir ziehen,
Die dir befreundet sind und eng verwandt.

Mit Gott, mit Gott! Nur er ist der Verwandte,
Der hilft, wo keine Hilfe möglich scheint;
Mit Gott, mit Gott! Der unsre Thränen kannte
Jahrtausende vorher, eh' wir geweint!

Mit Gott, mit Gott! Es soll mein Wahlspruch bleiben;
Und würd' ich auch dem Lasterer zum Spott,
So werd' ich leben, dichten, denken, schreiben
Bis in den Tod allein mit Gott, mit Gott!

Mondes Lächeln.

Der Mond sah lächelnd nieder,
 Als ich im stillen Thal,
 Geschmückt mit jungen Blumen,
 Sie sah zum erstenmal.

Der Mond sah lächelnd nieder,
 Als ich beim Zauberlaut
 Der Nachtigallenlieder
 Sie nannte meine Braut.

Der Mond sah lächelnd nieder,
 Als ich im Herbst voll Weh
 Lag weinend an dem Grabe
 Der elugesargten See.

Der Tanz.

Wohl kenn' ich sie — auch dieses Laumels Leere,
 Die oft als flücht'ges Mittel Unmuth heilt,
 Doch oft auch nur verdoppelt seine Schwere,
 Gleich Opium, des Rausch vorüberleitet
 Und größre Dumpsheit nach sich läßt — die Heere
 Der Freudengeister flehn — die Schwermuth weilt
 Im Busen wieder, in die frohen Blicke
 Trilt die verschenechte Thräne bald zurücke.

Oft sah ich tiefgerührt den heitern Paaren
 Im Winkel zu, die in des Wechfelds Flug
 Ein Bild von der Vergänglichkeit mir waren,
 Das zu dem Ewigen auf die Seele trug;
 Oft auch gefell' ich mich den frohen Paaren,
 Und theilte den berausenden Betrug
 Des Halbgeföhls, ein Wesen zu umwinden,
 Für das wir kaum im Augenblick empfinden.

O sagt, ist nicht der Tanz ein Bild der Ehen?
 Dem Paar, das sich vereint, soll Keiner nahen

Für eine Zeit — es soll zusammen gehen
 Und theilen jeden Schritt auf seiner Bahn;
 Es darf sich lieben und umschlungen stehen
 Und ist gefesselt an einander an;
 's ist ein Versuch, wie Zwei zusammen leben,
 Die oft sich auch die Hand für ewig geben.

Müdigkeit.

So lang sind ach! die Tage,
 Der Kämpfe sind so viel,
 Und mit der müden Klage
 Treibt Hoffnung nur ihr Spiel.

Doch kommt einmal ein Abend,
 Der singt und wiegt uns ein;
 Wie labend, o wie labend
 Ruß dann die Ruhe sein!

Mein Stern.

(1843)

Was ist mein Stern? Ist es der Freundschaft Strahl,
Der einst mir Leuchte war im dunkeln Thal?
O nein, o nein! In oft trug mich ihr Schein;
Mein Stern, mein Stern soll nur die Freiheit sein!

Was ist mein Stern? Ist es der Liebe Glanz,
Die mich umwob mit aller Wonnen Kranz?
O nein! Das Liebste wird ja doch nicht mein!
Mein Stern, mein Stern soll nur die Freiheit sein!

Was ist mein Stern? Ist es des Ruhmes Licht,
Der mir des stolzen Vorbeers Lohn verspricht?
O nein, o nein! Ruhm ist ein Sohn der Pein;
Mein Stern, mein Stern soll nur die Freiheit sein!

Was ist mein Stern? Ist's Geld und irdisch Gut,
Das todt in Kisten und in Kasten ruht?
O nein! Ich will nicht Gold und Edelstein;
Mein Stern, mein Stern soll nur die Freiheit sein!

Was ist mein Stern? Ist es die Lebenslust,
Die spielt und tanzt und singt mit leichter Brust?
O nein! Die Leere stellt zu bald sich ein;
Mein Stern, mein Stern soll nur die Freiheit sein!

Was ist mein Stern? Ist's sonst ein irdisch Glück,
Auf das sich sehnend hestete mein Blick?
O nein, o nein! Der Erde Glück ist Schein;
Mein Stern, mein Stern soll nur die Freiheit sein!

Geh endlich auf, du süßer holder Stern,
Und bleibe meinem Volk nicht länger fern!
Ja, bis in meinen Sarg ruf ich hinein:
„Mein Stern, mein Stern soll nur die Freiheit sein!“

Pfingstanz.

Es blühte das herrliche Pfingsten,
 Ich stand im blumigen Thal,
 Hell spiegelte sich in dem Flusse
 Der glühende Sonnenstrahl.

Im Dörschen unter der Linde
 Da wob sich ein lächelnder Kranz
 Von jungen, lebenden Blumen,
 Und Gelgen erklangen zum Tanz.

Ein junger Herzog tanzte
 Mit einer Bauernmahl,
 Und seine durchlauch'te Gemahlin
 Stand einem Knechte zur Seit'.

Ich stand, und wurde zur Säule
 An der laubigen Hütte' Thor,
 Ich schaut' auf ein blühendes Mädchen,
 In das ich mich ganz verlor.

Dann irr' ich allein nach dem Flusse
 Am himmlischen Nachmittag
 Und dachte den Ufern folgend
 Dem Leben und Lieben wohl nach.

Es flöteten Nachtigallchöre,
 Der Fluß er schlich und schlich
 So heimlich und so fellig,
 So melancholisch — wie ich.

Ostrolenka.

Im Feld bei Ostrolenka
 Da steht ein Eichenbaum,
 Der breitet seine Zweige
 Welt nach des Himmels Raum.

In seinen Blättern rauschen
 Die Lüfte wunderbar,
 Und in der Eiche Wipfel
 Da thront ein weißer Nar.

Im Feld bei Ostrolenka
 Da geht es irr bei Nacht,
 Da leben alle Büsche,
 Da klingt's wie Ton der Schlacht.

Im Feld bei Ostrolenka
 Da gehn die Geister um,
 Da schlagen Polenschatten
 Mit Russen sich herum.

Im Feld bei Ostrolenka

Sieht Arm in Arm verschränkt
Dein bleich Gespenst, o Dieblitsch,
In tiefen Gram versenkt!

Und bei ihm auf dem Hügel

Weilt Rodziński's Bild,
Von Heil'genscheit umflossen,
Die Augen lähn und wild.

Im Feld von Ostrolenka

Da steht manch alter Mann,
Und steht die wüsten Fluren
Mit nassen Augen an;

Blickt nach der einzeln Eiche,

Gedenkt der Söhne sein,
Und hebt die Hand gen Himmel,
Und seufzt: Allein! Allein!"

Im Feld von Ostrolenka

Ward's Herbst am Frühlingstag,
Da sank die ganze Ernte
Auf Einen Eichelschlag.

Im Feld bei Ostrolenka

Da schliefen ganze Heil'n
Von tausend müden Schültern
An Einem Abend ein.

Im Feld von Ostrolenka
 Singt keine Lerche mehr,
 Da blühet keine Blume;
 's ist Alles öd' und leer!

Auf's Feld bei Ostrolenka
 Da steigt das Abendroth
 Von blut'gem Throne nieder,
 Und drüber steht der Tod.

Im Feld bei Ostrolenka
 Grünt doch die Eiche fort,
 Und ihre Blätter flüstern
 Gar manch prophetisch Wort.

Die Piloten.

Den ächten Piloten
Im Vaterland
Sei Gruß geboten
Und Druck der Hand.

Den falschen Piloten
Im deutschen Reich
Sei Hohn geboten,
Verräthern gleich.

Die ächten Piloten
Soll das Gedicht
Ummorgenrothen
Mit Glanz und Licht.

Den falschen Piloten
Mit ihrem Schiff
Sei Lob geboten
Vom Helseniff.

Die ächten Piloten
Sie kennen wohl
Des Patrioten
Hochheiligen Vol.

Der falschen Piloten
 Treuloses Heer
 Im Meer, im todtten,
 Treibt sich's umher.

Die ächten Piloten
 Sie sparen den Mann,
 Der Lebensodem
 Verströmen kann.

Die falschen Piloten
 Begeh'n den Mord
 Am Lebensboten;
 Muß über Bord!

Ihr ächten Piloten,
 Euch folgen wir gern
 Mit Schiffen und Booten,
 Zur gold'nen Fern'.

Ihr falschen Piloten,
 Fluch eurem Stamm!
 Mag er verstoßen
 In Sumpf und Schlamm!

Der Frühlingsabend.

Wie malerisch dahingegossen
 Erschimmern Berge, Thal und Galm,
 Von welchem Nebeldunst umflossen
 Im Frühlingsabendsonnenschein!
 Vergoldet lächeln rings die Auen,
 In Blütenpracht erprangt der Baum,
 Die Vögel trillern hoch im Blauen,
 Und Blumen träumen süßen Traum.

Der Fluß mit seinen Silberwegen
 Kommt feierlich das Thal entlang
 Gleichwie ein Fürst dahergezogen
 Mit majestätisch stolzem Gang;
 Die friedlich stillen Dörfer blinken,
 Als wollten sie in ihr Aßl
 Dem Wanderer hinüberwinken
 Als an ein süßes Anheßl.

Im milden Glanz der Abendröthe
 Glehn Herden blökend ihre Bahn,
 Melodisch tönt des Schäfers Flöte,
 Und Mädchen singen auf dem Plan;
 Und in die tausendsachenlieder
 Aus hoher Lust, in Wald und Feld
 Tönt der Choral vom Thurm hernieder
 Und mahnt und an die andre Welt.

Ringt tönt der Abendglocken Klingen,
 Zum Tempel wird nun die Natur,
 Und alles Jubeln, alles Singen
 Es gilt dem großen Einen nur;
 Ihn preisen Millionen Recken
 Mit lauten Stimmen rings umher,
 Vor Ihm erzittern tausend Seelen
 Als Tropfen in dem Andachtsmeer.

Die Abendhymne.

(Nach Thémis Moore.)

Horch! die Abendhymne schallet
 Ueber's Wasser sanft daher!
 Wie es nah und näher hallt:
 „Jubilate! Amen!“
 Wie es leise jetzt verhallt,
 Es erlischt, kaum klingt es mehr:
 „Jubilate! Amen!“

Seht, wie Rundscheitl auf den Wellen
 Kühlt erbleichend, lönt es bang,
 Seht, wie Wogen kämpfend schwellen,
 Hebt sich lauter der Gesang:
 „Jubilate! Amen!“
 Horch, noch einmal wie der Wellen
 Fernes Murmeln klingt es lang:
 „Jubilate! Amen!“

Unter blühndem Mandelbaume.

Unter blühndem Mandelbaume
 Bild' ich nach dem fernen Raume,
 Unter blühndem Mandelbaume
 Traum' ich meines Lebens Traum.

Unter blühndem Mandelbaume
 Denk' ich an so manches Glück,
 Daß mir liegt in fernem Raume
 Und nie wieder kehrt zurück.

Unter blühndem Mandelbaume
 Schwelgt' ich selig auch einmal
 In der Jugend goldnem Traume,
 Eß' umtreibt von Glanz und Strahl.

Unter blühndem Mandelbaume
 Stand ich einst mit ihr vereint,
 Die steht in dem fernen Raume
 Tausend helße Thränen weint.

Unter blühndem Mandelbaume
Steh ich jetzt allein, allein,
Und im weiten Westenraume
Renn' ich nichts als Thränen mein.

Unter blühndem Mandelbaume
Wäre mir schon recht mein Grab,
Denn er wehte wie im Traume
Manche Blüthe wohl herab.

Demerkung.

Walt nicht in deinem Busen
Ein Meer von Liederklang,
So werden dir die Musen
Des Dichters hohen Rang.

Wer lang muß suchen und warten,
Der ist ein armer Wicht;
Eine Blume macht keinen Garten,
Und ein Einsall kein Gedicht.

Des Glückes Wohnung.

Ach, wo wehnt das Glück?
 Irrend schweift mein Blick
 Rings in alle Fernen,
 Weinet zu den Sternen,
 Epähet jeden Tag,
 Wo er's finden mag.

Känd' ich's überm Meer,
 Wenn ich drüben wär?
 Wohnt's auf Inselmatten
 Unter Palmen Schatten?
 Ach, von Süd zu Nord
 Such' ich irrend fort!

Wohnt's, wo immergrün
 Die Citronen blehn?
 Oder ist's zu finden
 In den Alpengründen?
 Doch dort seufzt's wie ich:
 „Glück, wo find ich dich?“

Wohnt's in ferner Zeit?
 Ist das Jahr noch weit,
 Wo in seinen Armen
 Darf mein Herz erwärmen?
 Nacht sein Morgenroth
 Mir erst nach dem Tod?

Ach, wo wohnt das Glück? —
 Trockne, nasser Blick!
 Denn es ist dir näher,
 Als du denkst, o Späher;
 Blick' in dich hinein!
 Wird's gefunden sein.

Gruß in die Ferne.

Von seelenvollen Melodien,
 Von manchem schönen Blüthenthal,
 Um das sich grüne Berge ziehen,
 Von Lenzgesang und Sternenstrahl,
 Von dunkler Augen lichten Flammen,
 Von mancher süßen Rose Pracht
 Wob süngst sich mir ein Traum-zusammen,
 Deß Zauber ewig mich umlacht.

Es öffnete mir manche Wunde
 Ein stiller namenloser Schmerz,
 Doch grüßte mich auch manche Stunde,
 Die Himmel mir getränkt in's Herz;
 Ich lächelste durch heiße Thränen,
 Vereint war mir Freud und Leid,
 Und selbst das unerfüllte Sehnen
 Durchströmte mich mit Seligkeit.

Wie viel ist durch die Prust gezogen!
Im Busen welcher weite Raum
Für der Gefühle Meereswogen,
Für der Gedanken bunten Traum!
Wie manche freundliche Gestalten
Hat schon der Blick aus Herz gedrückt!
Wie Manches hat ihn festgehalten!
Wie Manches ist ihm längst entrückt!

Und jener göttlichste der Triebe
Racht ewig neues Sehnen an,
Ein süßer Rosenkuss der Liebe
Durchhaucht die ganze Lebensbahn;
Oft geht in flüchtigen Minuten
Die Gottheit still an und vorüber,
Und ob die Jahre rauschend fluten,
Ein jedes hat doch seinen Mai.

O traute Freunde nah und ferne,
Sucht allen Händedruck und Gruß!
O all ihr holden Liebessterne,
Nehmt hin mein Herz in einem Kuss!
Was nie die Lippe konnte sagen,
Was euch ihr Wort nur fast genannt
Mag euch der Kuss entgegenbringen
Mit glühend hellem Herzendbrand!

Und seelenvolle Melodien,
 Und Lenzgesang und Sternenstrahl,
 Und Tage, die wie Rosen blühen,
 Das wünscht mein Herz euch allzumal!
 Aus holden Augen Liebesmeere,
 Die schönste Frucht vom Lebensbaum,
 Und einen Geist, dem sich verkläre
 Die Wirklichkeit zum Himmelstraum!

Goethe's Verklärung.

Motto: „Wie er so heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken schwebt!“
Goethe.

Wer steht hoch über den Sternen,
Die Lyra in der Hand,
Das Auge mit Sonnenlächeln
Zur Erde niedergewandt?

Wer greift in die goldenen Salten
Auf glühender Vollen Thron,
Und haucht in den sterbenden Abend
Den süßen, sterbenden Ton?

Es sinkt die scheidende Sonne,
In Schatten zerschmilzt das Licht,
Die ganze Natur ist Wonne,
Ist Farbe, Klang und Gedicht!

Die Berge leuchten und winken,
 Der Mond schaut liebend herab,
 Und weiße Schwäne verfluten
 Melodisch ins feuchte Grab.

Es lag ein Geist der Schwermuth
 Dumpf über die Flur daher,
 Und Wald und Hügel und Flüsse
 Wehklagten: „Er ist nicht mehr!“

Da wogt der Glanz hernieder,
 Die Himmelskrya erschallt;
 Sie hören die alten Lieder
 Und sehen die Wolkengestalt!

Und nach dem Klang der Saiten
 Die ganze Natur sich regt,
 Des Weltalls ewige Tiesen
 Sind alle von Grund bewegt!

Sie fühlen sich aufgeschwungen
 Nach blauer Meere Schoos
 Zum Geiste, der sie durchdrungen
 Von der Eder bis zum Noos.

Es flüßern die Erden am Bache,
 Es klopeln die Buchen im Hain,
 Es streben die Felsen und Eichen
 Zu ihm in die Wolken hinein.

Es rauschen die ewigen Flüsse,
 Es säufeln die Blumen empor,
 Es singen sich Welten entgegen
 „Er ist unssterblich!“ im Chor.

Als Himmelsphilomela
 Singt er nun Melodien
 Von einem ew'gen Frühling
 In den irdischen Frühling herein!

Und so lange Sehnsucht und Liebe
 Und Sonnen und Sterne glänzen,
 Und Nachtigallen schlagen
 Und Weissen und Rosen blühen;

So lange Fenge grünen,
 Und so lang ein Menschenherz
 Hinfährt in süßem Entzücken,
 Hinfährt in selbigem Schmerz;

So lange wird er leben
Da droben am Himmelsgelst,
Und unten wiederfliegen
Im Pufen einer Welt."

An die Schweiz.

1.

O Land, das du erzeugtest
Den Foll und Winkelrieth,
Das du dich niemals beugtest,
Hoch preise dich mein Lied!

Der Geist der großen Todten
Auf dir, o Schweiz, noch ruht,
Du hauchest noch den Odem
Der ächten Freiheitsglut.

Die Jugend und die Wahrheit,
Von Tyrannen verhaunt,
Entfalten ihre Klarheit
In deinem gastlichen Land.

Wir schulden dir ein Großes;
Nimm unsern heißen Dank,
Erleucht'rin unsrer Noth
Und Freundin sonder Wank!

In bänglicher und träger
Zeit weht ein Frühlingsdunst
Von dir zu uns herüber
Mit frischer Alpenluft.

So laß dem Volke spenden
Dir Lieb' an Dankes Statt,
Und nimm aus Dichters Händen
Dafür dies Vorbeerblatt.

2.

Die Alpen, ach, die Alpen,
Nur einmal mücht' ich sie sehen,
Und im freien Lande stehen!

Die Alpen, ach, die Alpen,
Sie würden mich beleben
Und neue Flügel mir geben!

Die Alpen, ach, die Alpen!
Da würd' ich den Himmel mich richten,
Und Cedern und Berge richten!

Die Alpen, ach, die Alpen,
Da würd' ich den Menschen vergessen,
Und nur an Gott mich messen!

Die Alpen, ach, die Alpen!
 Mit heimlichem süßem Winken
 Seh ich immer im Traum sie mir winken.

I.

Noch Ginst, bevor ich scheide!
 Noch Ginst liegt mir im Sinn;
 Das Eine, was ich meine,
 Das war' — eine Schweizerin.

Sie lebt mir in der Seele,
 Das Alpenlust-Gemüth,
 Die Freie, die Edle, die Keine,
 Für die mein Herz erglüht.

Obgleich ich nie sie schaute,
 Steht doch ihr Bild mir da,
 Ob auch dem Raum nach ferne,
 Ist sie dem Herzen nah.

Voll Schönheit, Geist und Seele
 Winkt mir der holde Stern,
 Dem an den heißen Busen
 Ich drückte gar zu gern.

Wo soll ich doch dich suchen,
Du, die mir liegt im Sinn?
Wann werden wir uns finden,
Du liebe Schwelgerin?

Das Weltgericht.

Rein, sie sind nicht leere Sagen
Die prophetischen Geschichten;
Einst wird eine Stunde schlagen,
Wo ein großer Gott wird richten!

Feuer wird vom Himmel fallen,
Und die Erde wird erzittern,
Die Vessenen werden schallen,
Und die Donner werden tönen!

Allen, die im Dunkel gingen,
Die mit Lächeln Schurken waren,
Wird der Laut zu Ohren dringen
Und durch Haß und Peine fahren.

Alle, welche Eandred thaten,
Die die Wahrheit niederdrückten,
Die das Recht mit Füßen traten,
Und des Lebens Baum verpfändten;

Alle, die mit kaltem Hohne
Schmach verübt an edlen Geistern,
Wird vor des Allmächt'gen Thron
Das Entsetzen übermeistern.

Und das Schwert wird sich erheben
Und wird sich mit Blute färben,
Drüber wird die Waage schweben
Mit dem ewigen Verderben!

Und sie werden angstvoll schreien:
„Rette mich! Ich bin verloren!“
Aber nichts wird sie befreien
An der Hölle grauen Thoren!

Nein, es sind nicht leere Sagen;
Jedes Dunkel wird sich lichten
Bei der großen Stunde Schlagen,
Wo der Ewige wird richten.

Und die Thronen werden wanken,
Und die Völker werden beben;
Denn die Strafe wird umranken,
Wer dem Satan sich ergeben!

Satans Macht hat schnell ein Ende,
Wo die Engel Gottes streiten;
Satans Werk besteht Momente,
Gottes Werk in Ewigkeiten!

Jagen werden alle Mächte,
 Die schon im Gedanken beben,
 Vor dem schrecklichen Gerichte,
 Wenn es wird herniederschweken.

Nein, es ist kein leeres Träumen
 Von dem großen Weltgerichte,
 Und nicht lange wird sie säumen
 Die Erfüllung der Gedichte!

Großes und Kleines.

Wichtig ist mir sondergleichen
 Alles, was in seinen Reichen
 Als Regent der Frühling thut,
 Welcher Tag und Nacht nicht ruht.

Halten mücht' ich ein Verzeichniß
 Ueber jedes Jagdvergnüß,
 Das geschieht auf sein Gebot,
 Von dem frühesten Morgenroth.

Wichtig ist mir's, wenn im Thau
 Er erblicken läßt die Au,
 Wichtig, wenn sein Ruf erklingt:
 „Pächlein, Aleset! Anockyen springt!“

Wichtig ist mir's, wenn im Garten
 Blumen er schafft aller Arten,
 Wichtig, wenn er Zerkhrrhauch
 Wehen läßt um Baum und Strauch.

Wichtig ist mir's, wenn die Sonne
Glüh'n er läßt in voller Sonne,
Wichtig, wenn aus Welternacht
Auf sein Wort der Donner kracht.

Wichtig sind mir Baum und Bäumchen,
Wichtig sind mir Raum und Räumchen,
Weil in Räumchen und in Raum
Grünt ein Bäumchen oder Baum.

Wichtig sind mir alle Blümchen,
Jedes hat sein eignes Blümchen,
Wie im Frühlingsheilkraut
Ros' hat ihren großen Ruhm.

Wichtig sind mir alle Schäfer,
Alle Bienen, Hummeln, Käfer,
Wichtig Aulaf, Nachtigall,
Und die andern Vögel all.

Wichtig sind mir Berg und Berglein,
Thal und Thälchen; Pflanzengerglein
Wie der stolze Eichenbaum
Geben Träumchen oder Traum.

Wichtig ist das Wanderröcklein
Mir der Wollen und der Wolllein,
Wichtig ist mir jedes Stelldchen,
Wo ein Duck stinn oder Quellchen.

Wichtig sind mir Kluß und Klüßlein,
 Wichtig jegliches Grgüßlein
 Gleich Lüßtlein, einer Lust,
 Die bringt Lüßtlein oder Lust.

Wichtig ist der Mond, der Haub'rer,
 Mir dem Frühlingswonnentraub'rer,
 Wichtig jedes Sternenscheinchen,
 Das auf Hain fällt oder Hainchen.

Kurz, der Lenz ist mir so wichtig,
 Daß mir alles Andre nichtig
 Scheint, was ist ein Theilchen nicht
 Von dem großen Lenzgedicht.

Das Dörschen.

Das blanke freundliche Dörschen
 Dort unten im grünen Thal
 Das lächelt so lieblich herüber
 Im Abendsonnenstrahl.

Es leuchtet und grüßet und winket,
 Umspielt von rosigem Glanz,
 Als wär' es ein Sitz des Friedend
 Ein Eden der Ruhe ganz.

Noch leider weiß ich es besser,
 Mein Entzücken ist abgekühlt,
 Gedent' ich aller der Messer,
 Die dort mir den Busen durchwühl.

Im Garten.

Ich ging wohl im Garten der Traulichkeit nach,
Wo ich viel schöne Blumen mir brach;
Lieb waren sie all mir im farbigen Licht,
Doch ach! die Geliebteste fand ich dort nicht.

Das Weibchen im Winkel sah auf meiner Pahn
Mit holdem bescheidenem Lächeln mich an;
Mich labte sein Dufte und sein sanftes Gesicht,
Doch fand ich in ihm die Geliebteste nicht.

Die Vögel fleg von der Mauer empor,
Welch angethan, wie eine Nonn' auf dem Chor;
Doch sie war mir zu heilig — zu blaß war ihr Licht,
Auch die Vögel war die Geliebteste nicht.

Da nickte im Lenzhauch die Tulpe mir zu,
„Ja,“ rief ich verwundert, wie reizend bist Du!“
Doch Eckenheit hält selten das, was sie verspricht,
Auch die Tulpe war meine Geliebteste nicht.

Da sah ich die Kaiserkrone voll Glanz,
 Umspielt von des Sonnenstrahls gaukelndem Tanz;
 Ich staunte, doch war mir zu stolz ihr Gesicht,
 Und die Stolz war meine Geliebteste nicht.

Da sah ich die Nelse, sie glühte so roth,
 Wie die Lippe, die je nur den ersten Kuß bot;
 Sie verathmete Sommer umher und Gedicht,
 Und doch — die Geliebteste war sie mir nicht.

Jetzt sah ich die Rose — da stand ich versteinet,
 Und da hab' ich herzinnige Thränen geteilet;
 Sie zitterte wonnig — der Dorn aber sticht —
 Auch die Rose war meine Geliebteste nicht.

Nun blüht' ich im Garten vergeßlich umher
 Voll Primeln, Aurikeln — ich sah sie nicht mehr;
 Ich leistete nun auf sie alle Verzicht,
 Denn ach, die Geliebteste fand ich doch nicht.

Nach wird sie im irdischen Garten wohl blühen,
 Ach, allein für die Himmlische muß ich erglühen,
 Das Edle, das Hohe lebt nur im Gedicht,
 Und alles Geliebteste findet man nicht.

Verschiedene Farben.

Wie doch in ganz anderm Schimmer
Lacht dem Knaben diese Welt!
Alles bunter Farbenkimmer,
Thal und Wiese, Wald und Feld!

Wie doch in ganz anderm Glanze
Strahlt dem Jüngling diese Welt!
Alles Widerschehn vom Tanze
Den die trunk'ne Seele hält!

Wie doch in ganz anderm Lichte
Scheint dem Kanne diese Welt!
Alles Schatten vom Gedichte,
Tad des Jünglings Truß geschwellt!

Wie doch in ganz andern Farben
Scheint dem Greise diese Welt!
Alles Rosen, die erstorben,
Und auf die der Schnee nun fällt!

Das erste Veilchen.

Nach Veilchen späht' ich rings umher,
 Umhaucht von lauem Winde,
 Ich sehnte längst mich gar zu sehr
 Nach diesem Frühlingskinde,
 Doch all mein Suchen half mir nicht,
 Kein Veilchen kam mir zu zu Gesicht.

Als mir nun schon die Mühe leid,
 Da trat auf meinen Wegen
 Auf einmal mir im blauen Kleid
 Ein lieblich Kind entgegen;
 Ich sah sie staunend vor mir stehn,
 Und wußte nicht wie mir geschehn.

Ihr blaues Auge sanft und mild,
 Ihr still-bescheid'nes Wesen
 War zu des holden Veilchens Bild
 So ganz wie anderlesen;
 Auch trug sie, wie ich sah mit Lust,
 Ein frisches Veilchen an der Brust.

Sie sprach mit mir, ich sprach mit ihr
 Ein kurzes, sel'ges Weilschen,
 Und zu dem Abschied gab sie mir
 Von ihrer Brust das Weilschen;
 Sie sprach: „Ich hab es selbst gepflückt!“
 Und ich empfing es tief entzückt.

Nach Weilschen spähst' ich jetzt nicht mehr
 Im lauen Frühlingswinde,
 Ich sehnte nun mich gar zu sehr
 Nur nach dem holden Kinde;
 Denn jetzt trug ich mit Schmerz und Lust
 Ein Weilschen an und in der Brust.

Ach, die Welt sie ist so kalt.

Ach, die Welt sie ist so kalt!
 All dein Leben, all dein Streben
 Morbet dieses rauhe Leben,
 Wo das Echo widerhallt:
 „Ach, die Welt sie ist so kalt!“

Ach, die Welt sie ist so kalt!
 Die Grinn'ung deiner Gaben
 Hat der nächste Tag begraben,
 Und das Jüngste ward ihr alt;
 Ach, die Welt sie ist so kalt!

Ach, die Welt sie ist so kalt!
 Ob du in der Wüste stehst
 Und in deinem Schmerz vergehst,
 Der dich quälet tausendfalt,
 Ach, die Welt sie ist so kalt!

Ach, die Welt sie ist so kalt!
 Ob du untergehst in Kluthen,
 Ob du schier verbrennst vor Gluthen,
 Da ist keine Trostgestalt;
 Ach, die Welt sie ist so kalt!

Ach, die Welt sie ist so kalt!
 Keine Seele wird's bekümmern,
 Ob sie deinen Carg dir zimmern,
 Und dein letzter Seufzer schallt:
 „Ach, die Welt sie ist so kalt!“

Ach, die Welt sie ist so kalt!
 Doch aus kühlem Grabe blinket
 Eine Welt, die freundlich winket,
 Wo es nicht mehr wiederhallt:
 „Ach, die Welt sie ist so kalt!“

In einer Frühlingsnacht.

Es schläft' der Tag; sie ist erwacht
 Die grenzenlose, sel'ge Nacht;
 In Frieden liegen Thal und Au,
 Der Himmel schwimmt in tieferm Blau,
 Aus brauner Schatten dunkeln Flur
 Steigt gelsterhaft der Hain empor,
 Den Berg umwallt Nebeldunst
 Und sählern Athem haucht die Lust;
 Die Lebendpulse der Natur
 Erklopfen ringdum leise nur;
 Das flüsternde Laub und der Wasserfall
 Vermählen ihren Zauberhall,
 Und spielen dem einsam lauschenden Ohr
 Melodische Musik noch vor;
 Und bänger schlägt in Liebesglut
 Die Sängerin, in deren Herzen
 Die Sehnsucht Tag und Nacht nicht ruht,
 Ihr Kied der Wonnen und der Schmerzen,
 Das tönet so innig, das schwellet die Brust,
 Als müßt' sie zerspringen vor Weh und vor Lust

In des Himmels endlos tiefem Meer
 Schwimmen die Inseln des Lichts umher,
 Die ewigen Sterne, leuchtend in Pracht,
 Ein millionsacher Tag in der Nacht,
 Und ob den Bergen an dem Wald
 Erhebt sich des Mondes holde Gestalt,
 Und gleißt aus goldnem Angesicht
 In's tiefe Dunkel sein Zauberlicht.
 O lächelnder Strahl! O süßes Bild!
 O Antlitz so selig, so sanft und mild,
 Bald leib von wolligem Flaum umwoben,
 Bald heller durch schwarze Wolken gehoben,
 Bald segelnd auf dem Silberkahn
 In reinen Blauen Ocean,
 So unaufhaltsam jagend und eilend,
 Bald wieder so freundlich zögernd und wellend,
 In ewigem Wechsel Bilder malend
 Und stumme Gefühle niederstrahlend,
 Ein Duell holdgankelnder Phantasien,
 Die kommen und lächeln und weissen und fliehen!

Die Jungfrau.

Im Mädchenbusen wohnt ein eignes Leben,
 Ein Tempel ist er tiefter Gütlichkeit,
 Wo Engel himmlische Gefühle weben
 Aus Hoffnung, Sehnsucht, Schmerz und Seligkeit;
 Da wohnt ein Ahnen, Fürchten, Klopfen, Beben,
 Ein Gluthgemisch von Geist und Sinnlichkeit,
 Ein Jucken, Flammen, Durchelnanderwanken
 Von tausend unergründlichen Gedanken.

Die süßen Hügel, die gehoben schwellen,
 Der Schönheit schönsten Mund von weißem Schnee,
 Sie spiegeln wieder der Empfindung Wellen
 Und reden von des Herzens Lust und Weh,
 Im Abgrund bergend all' die Liebesquellen,
 Durch die das Weib die göttergleiche See;
 Geboren werden hier die Augengrüße,
 Der Händedruck, Umarmungen und Küsse.

Wer mag das inn're Heiligthum ergründen,
 Wenn sich hinein die erste Liebe stahl?
 Wenn Funken an den Funken sich entzündten,
 Und Blüthesstrahl sich reibt an Blüthesstrahl?
 O, welche Klammensprache soll verkünden
 Die ganze Welt von Gluten auf einmal?
 Welch Auge mag die heil'gen Dämmer sehen?
 Die Jungfrau selber kann sie nicht verstehen!

Doch lieblich ist's, die Gelbe sich zu deplen,
 Wie sie die Welt von Räthseln in sich trägt,
 Von Räthseln, die sie in sich selbst versenken,
 Nach deren Lösung sie bekommen fragt;
 Den Blick auf's Unergründliche zu lenken,
 Hat Reiz für jedes Herz, das süßend schlägt.
 Wie hebt's darin, wie wogt es im Gen Himmel,
 Wie drängt ein Himmel da den andern Himmel!

Die Monate.

Und es begann der Januar,
 Da blieb' es g'rade wie es war;
 Und Februar sein Bruder kam,
 Der war, wie Januar, so lahm;
 Es lachte mir der helle März,
 Doch täuscht' er nur mein hoffend Herz.
 Es kam der windige April,
 Auch der sprach wieder: „Halte still!“
 Und es erschien der schöne Mai,
 Doch ging er kalt an mir vorbei;
 Und Juni, dem ich viel vertraut,
 Hat mich nicht besser angeschaut.
 Der Juli hat ein heißes Blut,
 In seiner Gluth ging mir's nicht gut.
 August, der mich zur Welt gebracht,
 Hat seines Kindes schlecht gedacht.
 September kam mit Obst und Wein,
 Und sprach: „Für dich soll es nicht sein!“

Und der Oktober kam heran,
 That, wie die Brüder all' gethan;
 November brachte Sturmgebraus,
 Da dacht' ich: „Nun ist Alles aus!“
 Dezember hat zu guter Letzt
 Mir noch am ärgsten zugesetzt.
 So plagten sie mich alle Zwölfe,
 Und bissen auf mich los wie Wölfe.
 Und kommt ein neuer Januar,
 So geht es wieder, wie es war.

Dichtungs-Stoff.

An Stoff gebricht es dem Dichter nie,
 Schau dich um, das wird dir frommen,
 Und auch die rechte Melodie
 Wird ganz wie von selber kommen.

Die Quelle, der Strom, der Wasserfall,
 Die Sonne, der Mond, die Sterne,
 Die Lerche, der Ruck, die Nachtigall
 Lassen alle besingen sich gerne.

Das ganze liebliche Blumenheer
 Auf Wiesen, in Wald und Garten,
 Und die Blume der Blumen — was willst du mehr?
 Dein Liebchen, ein Lieb erwarten.

Der Frühling, der ganzen Schöpfung Heber
 Mit allen den tausend Wesen
 Liegt ein aufgeschlagenes Buch vor dir,
 Du brauchst nur darin zu lesen.

An * * *

O schönster Stern der Sterne,
Ich sehe dich zwar gerne,
Doch stehst du mir zu ferne; —
Was helfen mir die Sterne?

Das Vergißmeinnicht.

Einst bracht' ich ihr ein Weilschen,
 Sie nahm's mit stiller Lust,
 Betrachtet' es ein Weilschen,
 Und steckt' es an die Brust.

Malblumen bracht' ich wieder;
 Als sie empfing den Strauß,
 Ward's ihr zu eng im Nieder,
 Sie schüttelte, und ging hinaus.

Dann bracht' ich ihr 'ne Rose;
 Sie nahm sie lang nicht auf
 Die Blum' in ihrem Schooße,
 Und Thränen fielen drauf.

Mit einem Blutgedichte
 Bracht' ich auch endlich noch
 Ihr ein Vergißmeinnichte
 Und — sie vergaß mich doch.

An das Connsstatter Thal.

Sei mir begrüßt in deinem Zauberglänze,
 O holdes Thal, das mich so oft entzückt!
 Sei mir begrüßt mit deiner Berge Kränze,
 Und mit dem Fluß, der deine Auen schmückt!
 Sei mir begrüßt mit deinen Blütenbäumen,
 Mit deiner Pappeln, deiner Wälder Grün,
 Sei mir begrüßt mit allen deinen Räumen
 Und allen Blumen, welche dich durchblühen!

Wie oft schon wallt' ich selig auf und nieder
 In deinem weiten Wonneparadies!
 Wie oft erwachte da der Geist der Keder,
 Der im Gewühl der Menschen mich verließ!
 Wie viele reine selge Weltestunden
 Hab' ich auf deinen Fluren schon verlebt!
 Was hab' ich nicht schon Alles hier empfunden,
 Geträumt, gedacht, gebrütet und gestrebt!

Eh'n warst du in dem jungen Morgenschimmer,
 Wenn über Wald und Berg die Sonne fleg,
 Eh'n warst du in der Abendröthe Glimmer,
 Wenn rings die Welt in Träume sinkend schwieg,

Schön warst du an dem sanften Nachmittage,
 Schön warst du in der monderhellsten Nacht,
 Schön in dem Lenz bei Nachtigallenschlage,
 Schön in des reichen Herbstes milder Tracht.

Wenn ich in deine selgen Räume trete,
 Da sinken alle Schlangen von der Brust,
 Ich athme auf, ich seufze, juble, bete
 Und weine, doch nur Thränen süßer Lust;
 Mein ganzes Wesen fühl' ich neugeboren,
 Die Himmel öffnen mir ihr goldenes Thor,
 Und alle Schwingen, die der Geist verloren,
 Sie wachsen neu und flügelu mich empor.

Bald fesselt mich der Strom mit seinen Wogen,
 Der unaufhaltsam eilt zum Ocean,
 Bald fühl' ich mich zum Saatsfeld hingezogen,
 Bald lockt mich eine stille Schattenbahn,
 Bald schau ich nach den fernern Vergeßghylfeln,
 Bald nach den blauen Weibern rings umher,
 Bald nach der Bäume grün und goldenen Wipfeln,
 Bald auf der Wiesenfluren Farbenmeer.

Bald tret' ich in den Hain mit süßem Schauer,
 Und lausche dem Gesang der Nachtigall,
 Bald weil' ich an der Thür der Gartenmauer,
 Und sehe dort die schönen Blumen all,

Bald blick' ich aufwärts zu der Wanderwolke,
 Der nah der Adler ausgebreitet schwebt,
 Bald schau' ich nieder nach dem kleinen Volke,
 Das summend, schwirrend mir zu Füßen weht.

Bald sinn' ich über Schicksal, Welt und Zeiten,
 Bald spinnt ein süßer Liebestraum mich ein,
 Bald trägt mein Flug mich in Vergangenheiten,
 Bald red' ich tiefbewegt mit Gott allein,
 Bald denk' ich an die frühesten Kinderjahre,
 Bald tret' ich in dem Geist auch nahe Grab,
 So wagt mir von der Wiege bis zur Bahre
 Das ganze Menschenleben auf und ab.

Und bin ich dann gewallt so tiefversunken,
 So fühl' ich mich von reinster Lust erquickt,
 In stiller Brust erglühn die Gottesfunken,
 Die oft das Markstüßetöb der Welt erstickt;
 Dann bleibt ein Himmel mir in tiefster Seele,
 Den mir kein Erden Schmerz vernichten mag.
 Und leise singt die innre Philomele
 Das Lied der Wonne fort den ganzen Tag.

An Pehmaner.

Was tönt so zaubrisch an das Ohr,
 Was trägt den trunkenen Geist empor
 Und füllt das tiefbewegte Herz
 Mit süßer Lust, mit süßem Schmerz?
 Was weckt so namenlosen Drang?
 O Freund, es ist Dein Jütherklang.

Was ist es, das die Brust umweht
 Und tief durch jede Nerve bebt?
 Was klingt mit süßer Melodie
 Wie lustige Sphärenharmonie?
 Das ist kein menschlicher Gesang,
 O Freund, es ist Dein Jütherklang.

Was wegt und in so selgen Traum?
 Ist's Jephth in dem Plüthenbaum?
 Ist es der Aeolsharfe Ton?
 Ist's Ruf, der Sternennwelt entflohn?
 Ist es der Philomele Sang?
 O nein, es ist Dein Jütherklang.

Was malt uns Alpenhöhn und Thal
 In himmlischer Verklärung Strahl?
 Was ruft das längst entauschte Glück
 Der ersten Liebe uns zurück,
 Die zärtlich, glühend uns umschlang?
 O Freund, es ist Dein Hitherklang.

Was tönt wie Ruf aus fernem Land,
 Wo uns des Lebens Mal entchwand?
 Was klingt so süß, so bang und schwer
 Wie von der theuern Heimath her,
 Und lockt uns Thränen auf die Wang'!
 O Freund, es ist Dein Hitherklang.

Wie manche Seele wiegest Du
 In Träume selger Himmelsruh,
 Und schwangst sie aus der niedern Welt
 Empor zum blauen Sternenzelt!
 Drum ruft zum Schluß Dir zu mein Sang:
 Gesegnet sei Dein Hitherklang!

Das ferne Land.

Es liegt in fernen Räumen
Ein wunderschönes Land,
Dahin in süßen Träumen
Ist jedes Herz gewandt.

Da lächeln Blumenauen
In hellem Sonnenschein,
Und keines Winters Grauen
Dringt in den Frühling ein.

Und zarte Arme schlingen
Sich um die wunde Brust,
Und von der Lippe klingen
Die Laute sel'ger Lust.

Gehellt sind alle Wunden,
Die Sehnsucht ist gestillt,
Und Alles ist gefunden,
Und Alles ist erfüllt.

Wir gehen und wir wandern
 Wohl Alle nach dem Land
 Von einem Jahr zum andern,
 Doch Keiner noch es fand.

Wir sehnen uns und streben
 So mächtig und so viel,
 Doch es vergeht das Leben,
 Und Keiner kommt an's Ziel.

Umtobt von Well' und Winden
 Seh'n wir nur Wüst' und Sand;
 Wo bist du doch zu finden,
 Du wunderschönes Land?

Wilhelm und Alärchen.

Vallade.

Was glirren die Täubchen so wehmuthsvoll
 Dort über den einsamen Hügeln?
 Was war's, das seht so klagend erscholl?
 Was schwirrte seht laut mit den Flügeln?
 Was ist's, das so ächzt durch die dunkle Nacht,
 Und dazwischen scherzet und lüchelt und lacht?
 Was tanzet bei Mondschein im Winde
 Nach Geistermusik um die Linde?

O höret, höret die traurige Mähr,
 Ihr jungen Liebenden Seelen,
 Und macht sie das Herz euch vielleicht auch schwer,
 Ich will sie euch doch nicht verhehlen;
 Und fällen euch hel'ge Thränen den Blick,
 Dann küßt euch und haltet fester das Glück,
 Das oft, durch Reichthum verloren,
 Nie wieder zurück wird beschworen.

Es waren die Veilchen von neuem erblüht
 Im Hauche der sanfteren Lüfte,
 Und Wonne trugen in jedes Gemüth
 Des Frühlings belebende Lüfte,
 Und in dem Dörschen bei Tanz und Spiel
 Erblühte der Liebe Wechselgefühl;
 Das waren für trauliche Paare
 Die schönsten Stunden im Jahre.

Von allen Mädchen nah und fern
 War Klärchen die holdeste Blume,
 Sie schimmerte wie ein himmlischer Stern,
 Und voll von ihrem Ruhme
 War jeglicher Mund, war jeglicher Sinn,
 Die Jünglinge schauten auf sie nur hin,
 Mit sehnsvollem Verlangen,
 Ein Blickchen von ihr zu empfangen.

Doch Klärchen schweigend zu Boden sah,
 In düstere Träume verloren,
 Denn ach, der Theure war heute nicht nah,
 Den einzig ihr Herz sich erkoren,
 Er war gezogen in blutigen Krieg,
 Und herüber, hinüber schwankte der Sieg,
 Sie hoffte, und wollte vergehen
 Vor Sehnsucht ihn wiederzusehen.

Still schlich sie hinweg und irrte' allein
 Nach des Waldes nahen Gebüsch,
 Um dort ihre Seufzer und Herzenspein
 Mit der schmeichelnden Luft zu vermischen;
 Dort schlug melancholisch die Nachtigall
 Hinein in des Tanges Jubelschall,
 Und es presste noch heißeres Sehnen
 Aus den Augen ihr bittere Thränen.

Da schmettern Trompeten, und Siegesgesang
 Tönt weithin über die Auen,
 Da wird es Klärchen bald froh, bald bang,
 „Ach, werd' ich ihn wiederschauen?“
 Doch alle Schmerzen verschlingt die Lust,
 Denn plötzlich stürzt er an ihre Brust;
 „Nie lass' ich dich wieder alleine,
 Bald nenn' ich dich ewig die Meine!“

Und Wöcken flossen dahin wie ein Pach,
 Den Vergiftnelnnichte bekrönen,
 Sie konnten jetzt nur der Bärtlichkeit Ach
 Und der Liebe gurrendes Stöhnen,
 Jeder Weg war ihnen mit Rosen bestreut,
 Es war eine goldene, selbge Zeit,
 Die Manchem, wie sehr er sich mühet,
 Auf Erden doch nimmer erblähet.

Da nahte Pfingsten, das fröhliche Fest,
 Und hinaus in die rustenden Wälder
 Strömte Alles herbei aus Süd und West,
 Was heut sich will tummeln und freuen,
 Dort gibt es Mädchen ein ganzes Heer,
 Und Jünglinge gibt es wohl noch mehr,
 Am Feiertag Alles singet
 Und jubelt und tanzt und springet.

Es fehlte das liebliche Märchen nicht,
 Sie war mit Rosen geschmückt,
 Und sie strahlte im höchsten Schönheitslicht,
 Daß Alles an ihr sich entzündet;
 Da tat ein Jüngling ihr unbekannt
 Zum Tanz um des holden Mädchens Hand,
 Sie folgte mit ansthet Eile
 Des Fremdlings bescheidener Bitte.

Und ach, wie wohl er so leicht sich zu drehn!
 Sie schwebte mit ihm wie im Himmel;
 „Doch Wilhelm wird es wohl ungern sehn?“
 So dachte sie, und im Schweimel
 Traf plötzlich sie Wilhelms Bild wie Nacht,
 Ach, Märchen hatte ganz richtig gedacht,
 Doch lachte sie schelmisch und heiter
 Und tanzte nur weiter und weiter.

Die Gelge verstummt, der Tanz ist aus,
 Ermüdet gehen die Leute
 Der hier-, der dorthin, alle nach Haus,
 „Genug der Lust für heute!“
 Auch Klärchen geht mit dem Mütterlein
 Still fort, läßt Wilhelm Wilhelm sein,
 Denkt: „Hat er was übel genommen,
 Wird's morgen auf's Neue schon kommen!“

Was träumst du, Mädchen, von Morgen? Zu spät
 Ist's morgen, den Haber zu schlichten,
 Denn Wilhelm schwer grollend geht und geht,
 Dein Glück und Sein zu vernichten;
 Du wüßtest Du's, schon ist dem Meer er nah,
 Bald segelt er fort nach Amerika,
 Und all dein Jammern und Klagen
 Kann nicht ihn zurücke dir tragen!

Du schlummerst so ruhig! Du athmest kaum!
 O Mädchen, wie wirst du erwachen!
 Ja, träume nur noch einen wonnigen Traum,
 Bald ist es vorbei mit dem Lachen!
 Denn, Klärchen, mache dich nur bereit,
 Es naht, es naht eine Höllezzeit,
 Bald werden mit schneidenden Allgen
 Dich tausend Schmerzen durchdringen!

Hoch steht schon die Sonn' am Himmelstzelt,
 Geht Alärchen, Wilhelm zu suchen,
 Sie blicket umher in Thal und Feld,
 Und späht bei den schattigen Bächen,
 Dort sah sie ihn täglich um diese Zeit,
 Heut aber, o Jammer, o Herzeleid!
 Heut ist er auf Bergen und Gründen,
 In Wald und auf Feld nicht zu finden!

Da sagt man ihr endlich das traurige Wort:
 „Schön Alärchen, laß dich nicht mehr!
 Dein Wilhelm ist tausend Meilen fort!“
 Ach, da fällt es ihr schwer auf's Gemüthe,
 Sie bricht in Ströme von Thränen aus,
 Und eilt mit gerungenen Händen nach Haus,
 Dort schließt sie sich ein in ihr Zimmer,
 Und erfüllt es mit lautem Gewimmer!

Vald will sie's nicht glauben, „o nein, o nein,
 So böse konnt' er's nicht meinen!
 Er wird nur ein Weilchen verborgen sein,
 Gewiß, und dann plötzlich erscheinen!“
 Doch Tage vergehen und Wochen entfliehn,
 Und nimmer und nirgends findet sie ihn;
 Da wird ihr die dämmernde Wahrheit
 Doch endlich zu suchbarer Klarheit.

Die Wange verweilt, es schwindet das Roth,
 Ihr Auge wird nie trocken,
 Ihr Antlitz, blaß und weiß und todt,
 Umflattern gelóbt ihre Lippen,
 Es löschet auch des Geistes Licht,
 Und Wahnsinn ist Alles, was sie spricht,
 So irrte sie an Felsen und Klüften,
 Von Lieberträumen zertrissen.

So schleicht nun Monat auf Monat hin,
 Sie singt verrückte Lieder,
 Bald lacht sie laut auf, bald wirft ihrem Sinn
 Der erwachende Schmerz darnieder,
 Und als sie ein Jahr so vollendet hat,
 Da ist so matt, so todttenmatt,
 Nur eine lebendige Leiche,
 Reif zu dem Todtenreiche.

Der Frühling blühet von neuem auf,
 Und Lerch' und Nachtigall singen,
 Das Vöglein beginnt den munteren Lauf,
 Und des Schäfers Lieder erklingen,
 Doch Märchen flücht' hinaus in die Welt
 Key-Hüttelad, nicht's ihr mehr gefällt,
 Und nur verschrobne Gedanken
 Ihr zertrümmtes Hirn durchwanen.

Da öffnet die Thür sich, und Wilhelm tritt
 Herein mit heißem Verlangen,
 Doch hemmt der Schreck ihm den stürmenden Schritt;
 „Sind das meines Klärchens Wangen?
 Ist das ihr Auge voll Munterkeit?
 Ist das die Gestalt voll Lieblichkeit?“
 Ach, er weiß sich vor Schmerz nicht zu fassen,
 So reut's ihn, daß er sie verlassen!

Er redet zu ihr, sie erkennt ihn nicht,
 Weiß nichts von allen den Stunden,
 Wo sie traulich gingen im Mondenlicht,
 Denn was sie einst selig empfunden,
 Das hatte der Schmerz durchelndergewühlt,
 Und endlich der Wahnsinn hinweggefrüht;
 So hält er sie jetzt in den Armen,
 Und weinet vor tiefem Erbarmen.

Da sträubt sich ihr Haar, es funkelt ihr Blick,
 Ihr Antlitz erglühet wie Feuer,
 Und wüthend schreit sie: „Zurück! Zurück!
 Zur Hölle mit dir, Ungehener!“
 Und in wildphantastischer Wahnsinnslust
 Stößt sie ein Messer ihm tief in die Brust,
 Und er sinkt unter Sammergeberde
 Mit blutender Wunde zur Erde.

Und schwerermattet sinkt auch sie;
 Sie entschlummert. Als sie erwacht,
 Da fühlt sie sich so wohl wie noch nie,
 Und richtet empor sich und lachet:
 „Ein schwerer Traum! Nun ist er vorbei,
 Mir ist so leicht, ich athme neu,
 Des Wahnsinns nächtliche Stunden,
 Dem Himmel sei Dank! Sind verschwunden!“

Mein Wilhelm ist ja wohl wieder hier?
 Ich hab' ihn im Traume gesehen!
 O Mutter, freue dich doch mit mir!
 Wo ist er? Will zu ihm gehen!
 Denn nun werd' ich wieder gesunden bald,
 Und wandeln mit ihm durch Feld und Wald,
 Da flecht' ich zum Fest mir ein Kränzchen,
 Und mache mit ihm auch ein Länzchen!“

Da stöhnt es am Boden. „Wer ist es? Wie?
 Ihr Blick erkennt den Geliebten;
 „Er blutet, er stirbt!“ sie jammernd schrie,
 „Welche Teufelshände verübten
 Die schwarze That, Mörderlein, sag an?“
 „Du hast die schwarze That selbst gethan!
 Deine Hand ja sein Blut noch röthet!
 Du hast ihn im Wahnsinn getödtet!“

„O weh mir! Weh! was hab' ich gethan!

Ich selbst nahm Wilhelm das Leben?

Nun stirbt er! Dreimal unseliger Wahn!

Wie konnte das Schicksal so weben!

Mag nicht mehr schauen der Sonne Licht,

Leb' wohl, o Mutter, lümmre dich nicht!

Muß spüren mich, darf nicht weilen,

Meines Wilhelms Gang zu ertöten!“

Da stieß sie den nämlichen Stahl sich ins Herz,

Und sank erhaltend darnieder,

Aus war nun Wahnsinn, aus nun Schmerz,

Es erklangen Todtenlieder;

Und's arme geküchte Mütterlein

Wing schweigend den Särgen hinterdrein,

Ihr letzter Gang war es heute,

Sie starb vor Alter und Leide.

Und unter der großen Linde dort

Da liegen die Dreie begraben,

Es ist ein gar ängstlicher schauriger Ort,

Ihr Spiel die Geister dort haben;

Dort seufzt es und stöhnt es die ganze Nacht,

Und dazwischen wieder es lüchelt und lacht,

Auch tanzen Gestalten geschwinde

Im Mondschein dort unter der Linde.

Herbstweh.

Im milden Herbstessonnenschein
 Betret' ich dich, o stiller Hain,
 Wo ich gewollt an ihrer Hand,
 Die mir in weite Fernen schwand.

Ein jeder Busch, ein jeder Baum
 Erzählt mir von dem holden Traum,
 Den ich am Valentage hier
 Im Frühlingsdunst geträumt mit ihr.

Da wehte frischer Lebenshauch
 Umschmeichelnd Blume, Baum und Strauch,
 Und zu der Liebe süßem Wort
 Die Nachtigall sang immer fort.

Jetzt weht ein kühler Sterbehauch
 Das welke Laub von Baum und Strauch;
 Verklungen ist der Liebe Wort,
 Und jede Nachtigall ist fort.

Da weht mich auf der stillen Bahn
 Die alte Nüßrung mächtig an;
 Ich sinn' und sink' in mich hinein,
 Und fühle mich so tief allein.

Ach, daß doch jedes Glück verstaubt,
 Und nur die Schwermuth übrig bleibt!
 Ach, daß doch Jugend, Liebeskuß,
 Daß Alles, Alles welken muß!

Der helle Frühlingssonnenschein
 Wird wecken dich, o stiller Hain;
 Doch ach, des Menschen kurzer Mai
 Kehrt nie zurück, ist er vorbei.

Einmal muß doch der Friede kommen!

Einmal muß doch der Friede kommen!
 Es ist ein süß, ein tröstlich Wort;
 Einmal muß doch der Friede kommen,
 Und ist's nicht hier, so ist es dort.

Einmal muß doch der Friede kommen!
 Nicht ewiglich währt diese Pein!
 Der Held wird von der Brust genommen;
 Wie wohl, wie wohl wird dann dir sein!

Einmal muß doch der Friede kommen!
 Die Lerchen jubeln um dich her;
 O Herz, sei doch nicht so bekümmert!
 Du bleibst ja nicht lange mehr!

Heimspiel.

Ich trank aus manchem Dörnlein,
 Das mir das Herz erquickte,
 Ich fand so manches Körnlein,
 An dem ich freudig pickte,
 Doch riß' auch manches Dörnlein,
 Mich, wenn ich Rosen pflückte,
 Auch stieß mich manches Hörnlein
 Des Feinds, wenn mir was glückte,
 Doch blieb's mir stets ein Spörnlein,
 Wenn man mir Velfall thate,
 Daß Dörnlein ich und Hörnlein
 Kaum fühlte und erblickte,
 Und kaum ein kleines Börnlein
 Mich oberflächlich zwickte.
 So wurde aus dem Dörnlein,
 Mir ein Ermunterungspörnlein,
 Und aus dem kleinen Börnlein
 Ein lust'ges Freudenbörnlein.

Was ich gewiß weiß.

Wie die Welt wohl ward erschaffen?
 Ob sie ewig, oder nicht?
 Ob wir werden auferstehen
 Einß zum großen Weltgericht?

Ob es einen Teufel gebe?
 Das liegt mir in Finsterniß,
 Doch daß ich ein armer Teufel
 Dieses weiß ich ganz gewiß.

Sonne und Mond.

Die Sonne, die ganz Liebesfeuer,
Hatt' einstmals einen holden Traum
Von einem blaffen Freund, ihr theuer,
Der schwebt' im blauen Himmeldraum.

Der Mond, der ganz ist Liebeslieber,
Hatt' einstmals einen holden Traum
Von einer Freundin, die gegenüber
Ihm strahlte in dem Himmeldraum.

So träumt am Tag Glad von dem Andern,
Sie sehn sich liebeschmachtend an,
Und müssen, ach! doch ewig wandern
Geschieden die besondre Bahn!

Elekt Mond die Himmelsrose blühen
In ihrer Klammenschenheit Glanz,
So wird er fleisch, und will verglücken
Vor Schwermuth und vor Sehnsucht ganz.

Steht Sonne den Geliebten weinen,
Dem sie doch nimmer darf sich nah'n,
Dann kann vor Schmerz sie nicht mehr schelten,
Und birgt sich in dem Ocean.

Auf in die Ferne.

Hernes Waldhorn, ach dein Klang
Macht die Seele mir so bang,
Und vor namenlosem Schmerz
Will mir brechen schier das Herz.

„Rufft mich ach, wohin, wohin?“
Fragt der weichgeschmolzene Sinn,
Fragt die Thräne, fragt der Traum,
Der mich zieht in fernem Raum.

Sei's nach Süden, sei's nach Nord,
Alles, Alles ruft mich fort;
Was das Waldhorn zu mir sprach,
Tönen tausend Stimmen nach.

Der Polengreis.

An seiner niedern Hütte
 Da sitzt ein Polengreis,
 Das Auge blind von Weinen,
 Das Haar wie Schnee so weiß.

Er hat die Hand gefaltet
 Und betet für den Sohn,
 Den Einzigen, den Letzten,
 Denn Väter seien schon.

Das Töchterlein tritt weinend
 Zum alten Vater hin,
 Mit aufgelöbten Locken
 Und mit verstörtem Sinn.

Da bringt man auch den Jüngsten
 Auf einer Tragebahr',
 Noch lebt er, und berichtet
 Wie auch gefallen war

Der Bräutigam der Schwester;
 Erzählet es — und sinkt,
 Berührt vom Todeengel,
 Der ihm hinüber sinkt.

Da wird die reiche Mose
 Zur weissen; über ihn
 Sinkt auch die Schwester nieder,
 Und ihre Sinne flehn.

Der Alte kann nicht weinen,
 Er kann nicht beten mehr;
 „So macht die Pesthäuser
 Der Tod, der Würger, leer!

Versucht sind wir vom Himmel!
 Rings Pest und Muth und Noth!“
 So sammelte der Alte;
 Es war — sein letztes Wort.

Die Abendlandschaft.

Des weiten Thales holdes Paradies
Wie malerisch ruht es dahingegossen!
Die friedlich stillen Räume wie so süß
Von mildem Abendsonnenstrahl umflossen!

Wer sieht es dieser Tempestur noch an,
Daß so gewalt'ge Wetter sie durchzogen,
Und wer dem Fluß auf seiner sanften Bahn,
Daß er das Thal verheert mit hohen Wogen?

So ist's bei manchem Menschenantlig auch;
Du siehst nicht an der Stirne, an den Wangen,
Die selig überschwebt des Friedens Hauch,
Wie mancher Sturm schon über sie ergangen.

Die Thräne drängt sich ein.

Du kannst in Paradiesen gehen,
Auf himmelnahen Bergen stehen,
Du kannst in trunkenem Entzücken
Die Welt an deinen Busen drücken
Und unaussprechlich selig sein,
Jedoch — die Thräne drängt sich ein.

Du kannst nur einem Freunde leben,
Dem du dein ganzes Herz ergeben,
Kannst mit ihm Seel' um Seele tauschen
Und auf der Gottheit Stimmen lauschen,
Und, Alles was du hast, ihm weih'n,
Jedoch — die Thräne drängt sich ein.

Du kannst in eines Mädchens Armen
Gleichwie in Frühlingsstrahl erwärmen,
Du kannst mit ihr im Himmel schweben
Und, starbst du schon, von neuem leben
In Plüthendust und Sonnenschein,
Jedoch die — Thräne drängt sich ein.

Du kannst für's Vaterland empfinden
 Und es mit Wahnsinnsgluth umwinden,
 Du kannst sein Wohl an allen Tagen
 In deinem theilsten Busen tragen
 Und deine ganze Kraft ihm weih'n,
 Jedoch — die Thräne drängt sich ein.

Du kannst mit fröhlichen Gesellen
 Dir manche Nacht zum Tag erhellen,
 Kannst Schwärmen, frohe Lieder singen,
 Kannst lachen, scherzen, tanzen, springen,
 Und jubeln bei dem Glase Wein,
 Jedoch — die Thräne drängt sich ein.

Du kannst noch Freudentage hoffen,
 Noch mancher Himmel steht dir offen;
 Du kannst von jedem neuen Morgen
 Dir neue Lebensbilder borgen
 Und einen schöneren Sonnenschein,
 Jedoch — die Thräne drängt sich ein.

An die letzte Rose.

Luftwandelnd in des Gartens heiterm Raum
 Bei sommerabendlichem Westgelese,
 Wo schon mit Früchten prangte Baum an Baum,
 Sah ich an einem Strauch noch eine Rose.

Ihr Anblick drang mir in das tiefste Herz;
 „Was thust du einsam noch zu diesen Stunden,“
 So rief ich aus voll Nüchtern und voll Schmerz,
 „Hier, wo die Schwestern alle sind verschwunden?“

Welmüthig Bild von schnell entauschten Wonnen,
 Du mahnst mich mächtig an des Schönen Glanz,
 An manchen süßen Traum, der längst zeronnen,
 An manche Blüthe ohne eine Frucht!

Du mahnst mich an die Jugend, die verblühte,
 An manche Freude, die zu rasch entfloß,
 Mahnst mich an manchen Stern, der längst verglühete,
 An manche gold'ne Hoffnung, die mich trög!

Du mahnst mich an den letzten Liebeskuß,
An's letzte Glück auf diesem Erdenrunde,
Du mahnst mich an den letzten Abschiedsgruß,
An's letzte Lied und an die letzte Stunde!

Todtenstill.

Das Mädchen steht am Grabe,
Im Kampf ihr Liebster fiel,
Der Mond steht lächelnd nieder,
Die Welt ist todtenstill.

Er schwor ihr bei dem Scheiden,
„Denn, Mädchen! Ewig dein!“
Der Mond sah lächelnd nieder,
Todtenstill war Blut und Pain.

Das Mädchen steht am Grabe; —
Ob sie dort weinen will?
Ach nein, sie kann nicht weinen!
Auch sie ist — todtenstill.

Weingärtner und Dichter.

1.

Hell war die Luft — die Morgensonne schien —
 Verhüllt zuweilen von der Wanderwolke,
 Da sah ich manche Schaar zum Weinberg ziehn,
 Nicht fehlte der Humor dem lust'gen Volke;
 Ein paar vergnügte Stunden zu verleben,
 Das war ihr Ziel, ihr heutiges Bestreben.

Jetzt kam des Weges auch ein Greis daher,
 Gebeugt und kraftlos von der Last der Jahre,
 Die Wandrung fiel dem alten Manne schwer,
 Denn reif war schon sein Leib zur Todtenbahre;
 Tief Athem schöpfend blieb er manchmal stehen,
 Um weiter mehr zu hinken, als zu gehen.

„Wohin, o Alter?“ — „In den Herbst!“ — „Es geht
 Nicht lahm mit Euch!“ — „Ja, Herr, es wird mir
 sauer!“ —

„D sagt mir doch, wie's mit den Trauben steht!“ —
 „Ach, schlecht genug, und das ist meine Trauer;
 So manches Harte muß' ich schon erleben,
 Doch solchen Herbst hat selten es gegeben!“

Den Acker hat das Wasser mir zerstört,
 Und in dem Weinberg werd' ich wenig finden!*"

Ich sprach: „Sagt, welch ein Wahn Euch doch beethört,
 Dem Werk Euch jährlich neu zu unterwinden,
 Auch dann, wenn Eure Müß' und Schwelß verloren?*"

Er sprach: „Wir Menschen bleiben ewig Thoren!

Ihr seid ja ein Poet, wie ich gehört,
 Mit Versen werdet wenig Ihr erwerben;
 O sagt mir, welch ein Wahn Euch doch beethört,
 So fortzudichten bis zum Hungersterben?*" —

Der Alte hatte Recht. Wir Alle wädhnen,
 Wir säen blut'gen Schwelß und erndten Thränen.

2.

Heut wolfig, naß und kalt der Wanderspfad,
 Da traf ich meinen guten Alten wieder;
 Er leuchte. „Nun, wie geht es, Kamerad?*" —

„Sa, ungelenke Knochen, steife Glieder!
 Doch dieses wollt' ich allenfalls ertragen,
 Gäß's nicht dazu so viele andre Plagen!*"

„Erzählt mir doch ein wenig, wo es fehlt!
 Ein guter Rath kann auch wohl manchmal helfen.*" —

„Ihr seid vom besten Willen, scheint's befeelt,
 Doch mir — mir helfen Zaub'rer nicht noch Elfen;

Die helfen möchten, können es nicht richten,
Und die wohl helfen könnten, thun's mit nichts."

„Eurecht Euch doch weiter aus! — „Nun meinethalb!
Seht, ich besitze eine kleine Hütte
Und ein paar Güter — eine Kuh mit Kalb
Hab' ich verkauft — Weib, Sohn und ich, der Dritte,
Wir lebten so nun schon seit langen Jahren,
Bis daß wir dieser Tage Noth erfahren."

Mein Sohn in einer Druckerel bis jetzt,
Und dann Soldat, die einz'ge Frucht der Ehe, —
Er hat schon manch Gedicht von Euch gelesen —
Nicht lindern konnte er der Eltern Wehe;
Verkauft wird jetzt und Alles, was wir haben,
Man sollt' und Arme lieber gleich begraben!

Jüngst hatt' er Urlaub — und da seht' er mit —
Das Gantregister war's — bei unserm Namen
Hiebt er nicht länger mit der Arbeit Schritt
Vor all' den Schauern, die ihn überkamen,
Da schlich er Abends fort von den Genossen
Und hat sich aus Verzweiflung todtschossen."

Sein Tod wird auch der Tod der Mutter sein,
Ein Schlagfluß warf sie auf das Krankenbette,
Sie stirbt gewiß, tritt die Justiz herein,
Und dann zerreißt auch meines Daseins Kette;

Jetzt wißt Ihr's, Herr Poet. Könnt Ihr mir helfen?"
 „O nein, da helfen Zaubrer nicht noch Elfen!"

3.

Acht Tage drauf trat ich zum Kirchhof ein,
 Wo gern und oft ich meine Lieder dichte,
 Da sah ich hinter einem Leichenstein
 Ein Mädchen mit verweintem Angesichte.

Ein ländlich Kind, der Rosenknospe gleich,
 Ein schlanker Wuchs und runder Formen Fülle,
 Die Wange frisch, von Gram nur etwas bleich,
 Von schwarzem Kleid bedeckt die schöne Hülle.

Sie blickte schmerzvoll auf und rang' die Hände;
 Ich fragte sie nach ihrer Thränen Grunde,
 Sie sprach: „Hier ist mein Lebensglück zu Ende,
 O schlüg' mir doch sogleich die letzte Stunde!"

Nach weiterm Forschen fuhr sie fort: „Mein Herz
 Gehörte Einem nur auf Tod und Leben,
 An ihn war ich geschmiedet wie mit Erz,
 Und ihm nur hofft' ich einst die Hand zu geben.

Doch wehrte man den Mund mir, weil er arm;
 Verkauft ward seiner Eltern Haus und Habe,
 Sie starben, und vorher, daß Gott erbarm!
 Schloß er sich todt! — Ach, läß' auch ich im Grabe!*

Da fiel mir gleich mein alter Winger ein;
 „O Welt! o Schicksal!“ rief ich halb von Sinnen,
 Da sank auch sie als Leich' am Leichenstein,
 Und herzgerissen wandt' ich mich von hinnen.

4.

Es war um Mitternacht — rings Grab an Grab,
 Cypressen, schwarze Kreuze, Leichensteine;
 Der Kirchhof war's, der wieder mich umgab,
 Den Wanderer im bleichen Sternenscheine;
 Da packte mich's auf einmal — jeder Sinn
 Entschwand mir — Kälte rann durch alle Glieder —
 Ich trankte — das Bewußtsein war dahin,
 Und plötzlich sank ich todt zur Erde nieder.

Ich fühlte noch, wie von dem Körper sich
 Die Seele löste, die als Flamme schwebte
 Ob einem Grabeshügel, welcher mich
 Kurz vor dem Tod poetisch noch belebte,

Und da umspielten sie vier andre Flammen;
 Des Winzers Geist, der Geist der Winzerin,
 Des Sohns und seines Liebchens — sie zusammen
 Begrüßten mich — drauf ging's nach oben hin.

Wir schwebten aufwärts in die hohe Ferne,
 Am Mond vorbei und weiter dann empor,
 Bis uns auf einem wunderschönen Sterne
 Entgegentönte sel'ger Geister Chor;
 Dort war es himmlisch — ach, kein irdisch Wort
 Vermöchte das Elisium zu schildern,
 Das uns umring von allen Seiten dort
 Mit seinen tausendfachen Wonnebildern!

Ich trat noch einmal an des Sternes Rand
 Und blickte nach dem Abgrund mit Erbeben,
 Wo unter mir die Erde sich beband,
 Ein schwarzer Punkt, von Nebeldampf umgeben;
 Wie leicht, wie selig fühl' ich mich doch da,
 Befreit von allen körperlichen Fesseln,
 Von Sorg' und Qual, die einst mir täglich nah,
 Und von der bittern Armuth schändlichen Fesseln!

Ich brachte Gott ein glühend Dankgebet,
 Däß er so sanft mein langes Leid geendet,
 Und was ich innig oft von ihm ersiekt,
 Mir nun im reichsten Maasse zugesendet;
 Ostropp. Länge a. r. Medauthal.

Noch einmal schaut' ich in die Tiefe seht; --
Da stürzt' ich plötzlich von dem Stern hernieder,
Auf den mich nur ein kurzer Traum versetzt,
Ich wachte auf und — fand mich elend wieder.

Sibirien.

In Sibirien, in Sibirien
 Wehet kalte Grabekluft
 Und das ganze Land ist eine
 Ein'ge große Leichengruft.

In Sibirien, in Sibirien
 Hat der Tag nur Einen Tag,
 Und der Sommer Eine Stunde,
 Und das Herz nur halben Schlag.

In Sibirien, in Sibirien
 Ist der Mensch nur eine Zahl;
 Klammernpein der Höl' ist schrecklich,
 Schrecklicher der Fieberst Qual.

In Sibirien, in Sibirien
 Steckt der Athem in der Prust,
 Es gefriert die heiße Thräne,
 Und es gleicht sich Schmerz und Lust.

In Sibirien, in Sibirien

Ab und todt sind Freud und Leid,
Nur ein dumpf Empfinden wälzt sich
Durch die Wüsten der Welt.

In Sibirien, in Sibirien

Lönet keines Freundes Gruf,
Keines süßen Mädchens Lippe
Nimmt und gibt das Herz im Ruf.

In Sibirien, in Sibirien

Fern von Weib und Kind und Haus
Schauet weinend der Verbannte
In den todtten Raum hinauf.

In Sibirien, in Sibirien

Hört er keinen lieben Ton,
Hier steht er sich begraben,
Als im Sarge, lebend schon.

Das Lied.

Das Lied ist meine goldne Krone,
 Mit der ich auf dem Berge throne,
 Umschattet von dem Eichenbaum;
 Hier herrsch' ich als des Sanges König
 Und sende Klänge tausendkö nig
 Hinab in meines Landes Raum.

Das Lied ist meine frische Quelle,
 Mit ewig uner schöpfter Welle,
 Die stets mir neue Labung zollt,
 Die mir in jeder Lebensschwüle
 Den Thau erquickungsvoller Kühle
 Hinab durch alle Adern rollt.

Das Lied ist meine Zauberrose,
 Aus deren wunder samem Schooße
 Mir ew'ger Mai entgegenläßt,
 Die mir kein Räuber kann zerdrücken,
 Die mir kein Winter kann zerflüden,
 Weil sie in Busen's Tiefen blüht.

Das Lied ist meine Niesenische,
 Die nach der Lüfte freiem Reiche
 Den stolzbewegten Gipfel schwellt,
 Die gen die Wetter sich erhehnet,
 Die jeden Lenz sich neu begrünnet,
 Und Zwiesprach mit den Sternen hält.

Das Lied ist meine sel'ge Insel,
 Vor deren Pracht des Malers Pinsel
 Mit seiner Farbenslut erbleicht;
 Mein Paradies mit offnen Thoren,
 Das nie dem Sigher geht verloren,
 Das keiner Schlange Gift erreicht.

Das Lied ist mein gewalt'ger Flügel,
 Der fort mich über Berg und Hügel
 Hinauf in blane Meere trägt,
 Der muthig mit dem jungen Aare
 In's Licht strebt, in das sonnenklare,
 Und Gott nach allen Himmeln frägt.

Das Lied ist meine Burg und Veste,
 Die nach den Wolken ragt auß Veste,
 Mit Thurm und ehnem Wall umthürmt,
 Wo ich die Hand dem Freunde drücke,
 Wo ich den Feind wie Glas zerstücke,
 Wenn er mein Heilgthum bestürmt.

Das Lied, es ist mein Schwert voll Goldes,
 Das Lied, es ist mein Vieh, mein holdes,
 Es ist mein Haus, mein Thron, mein Bett,
 Es ist mein Grabsstein, mein Segen,
 Mein Schmuck, mein Schmuckstein und Regen,
 Es ist mein Leben, meine Welt.

Vom Lied kann nur der Tod mich scheiden,
 Und mußst' ich um das Lied auch leiden,
 So lieb' ich's drum nur doppelt heiß.
 Da nun der flücht'ge Sohn des Schalles,
 Das Lied, mir in sich selbst ist Alles,
 Verlang' ich kaum noch äußern Preis:

Ob ihr mich auch nicht anerkennt,
 Und kaum noch meinen Namen nennet,
 So sing' ich doch mit hellem Ton;
 Weß' ich im deutschen Nienhaine
 Auch unbeachtet und alleine,
 Das Lied trägt in sich selbst den Lohn.

An einen Melancholikus.

Ihor, was klagst du das Leben an?
 Hat dir doch niemand ein Leid gethan,
 Deine Qualen, deine Schmerzen
 Kommen aus eigner verkehrten Herzen.

Wünschend blickst du zum Himmel auf,
 Läßest der irdischen Dinge Lauf,
 Geniehest wenig, erbittest viel,
 Was uns zu geben Gott nicht gesiel.

Glend bist du; das glaub' ich schon!
 Doch warum hast du die Liebe gesohn,
 Warum nicht an fröhliche Genossen
 Mit heiterm Sinne dich angeschlossen?

Da sitzt du nun im Zimmerlein,
 Läßest dich plagen von stiller Pein,
 Sehnst dich nach einem glücklichen Land,
 Der du der Erde Glück verkannt.

Höre mich, Freund, Geselligkeit
Macht die Seele bald froh, die Brust bald weit,
Komm mit mir hin wo die Becher klingen,
Und lerne dort lachen, trinken und singen!

Ich liebe Dich.

In Floras traulich stillem Helligthume,
 Im Garten, wo die schönen Blumen stehn,
 Da hab' ich sie, die allerschönste Blume,
 Im Monat Mai zum erstenmal gesehn;
 Süß stötete das Lied der Philomela,
 Das zauberisch das trunkne Herz beschlich,
 Da naht' ich ihr und sprach aus tieffster Seele:
 „Ich liebe Dich!“

Da bebten aller Blumenkelche Glieder
 Und läuteten die sel'ge Stunde ein,
 Von allen Bäumen flogen Blüthenfloden,
 Und rings umher erklang: Ich Dein! Du mein!
 Mir war, als ob ich in dem Himmel schwebte,
 Dem diese Welt, die goldverklärte, glich,
 Als leid es auch von ihren Lippen bebt:
 „Ich liebe Dich!“

Das Wort wir wiederholten's tausendmale
 Auf Berg, in Thal, auf Wiesenflur, im Hain,
 Bei Mondenschein und bei Sternenstrahle,
 Bei Vollmondnacht, Sturm und Sonnenschein;
 Und wenn wir friedlich eins hinüberwallen,
 Oh' noch des Athems letzter Hauch entwich,
 Soll uns das Wort im Echo widerhallen:
 „Ich liebe Dich!“

Trarah!

(Im Stillen.)

Ein Jäger jagt wohl in den Wald,
Trarah, trarah, trarah!
Was send er da?

Ein Nädchen gar hold und schön,
Sah er bei einer Hasel stehn:
Trarah, trarah, trarah,
Der Jäger, der ist da!

„Willst du mich haben, schöne Maid?
Trarah, trarah, trarah!“
Was sprach sie da?

Sie gab zur Antwort ihm geschwind:
„Ich bin des Müllers einzig Kind!“
„Trarah, trarah, trarah!“
„O komm' mir nicht zu nah!“

„Ich lieb dich mehr als Has' und Hüh,
Trarah, trarah, trarah!“
Ach, sprich doch ja!“

„Mein Vater hat viel Gut und Geld,
Und ich bin einem Andern hold;
Was soll mir dein Trarah?“
„Hör' nur erst mein Trarah!“

Da klieb er ihr ein Liedlein vor,

„Trarah, trarah, trarah!“

Wie horcht sie da!

Es klang ihr gar so hell ins Ohr;

„Ach, spiel mir's doch noch einmal vor!“

„Trarah, trarah, trarah!“

Sie sang dazu la la.

„Und willst du nun mein eigen sein?

Trarah, trarah, trarah?“ —

„Ja, ja, ja, ja!“

Da schlossen sie zur selben Stund'

Den ewiglichen Liebesbund

Beim lustigen Trarah;

„O komm' mir nur recht nah!“

Tauf gingen sie zum Altar hin,

Trarah, trarah, trarah,

Und sagten Ja:

Und oft noch klieb mit munterm Sinn

Der Jäger vor der Jägerin

Sein lustiges Trarah;

Wie glücklich waren sie da!

Der deutsche Kaiser.

1849.

Von der stolzen Berge Gipfeln,
Aus uralter Eichen Wipfeln
Klingt ein Ruf, ein sehnsuchtsheißer:
„Deutscher Kaiser! deutscher Kaiser!“

Du selbst Berg einst und selbst Eiche,
Fest und Burg dem deutschen Reiche,
Der du einer Welt geboten,
Auf! Erlebe von den Todten!

In der deutschen Dome Hallen,
Wo der Wortwelt Geister wallen,
Tönt es lauter bald, bald leiser:
„Deutscher Kaiser! deutscher Kaiser!“

Aus dem Abgrund deutscher Herzen,
Ach, aus dieser Welt von Schmerzen,
Tönt der Ruf noch sehnsuchtsheißer:
„Deutscher Kaiser! deutscher Kaiser!“

Der die Nation umspannte,
Den sie Herr und Vater nannte,
Mark und Leben unsrer Glieder,
Kehre wieder! Kehre wieder!

Aus dem Haupt, aus Aachen, tönt es
 Aus dem Herz, aus Frankfurt, stöhnt es,
 Und es ruft aus dem Kyffhäuser:
 „Deutscher Kaiser! deutscher Kaiser!“

Ach, bei inn- und äußerem Sturme
 Fehlt es und an einem Thurne!
 Alles rief schon längst sich heiser,
 Und es kam kein deutscher Kaiser!

Wie die Welt vor Deutschland bebt,
 Als ihm noch sein Kaiser lebte!
 Und nur sind wir schwache Reiser! —
 „Deutscher Kaiser! deutscher Kaiser!“

Wann doch schlägt die frohe Stunde,
 Wo es klingt von Mund zu Munde:
 Nicht mehr fehlt der Ihr der Welser!
 Er ist da der deutsche Kaiser!

Doch der Tag ist nicht mehr ferne,
 Wo aus einem neuen Kerne
 Wird ein neuer Baum erstehen,
 Majestätisch anzusehen!

Gorch! die Giebel und die Dome
 Und die Herzen all' im Strome
 Flüstern schon bald laut, bald leiser:
 „Sei willkommen, deutscher Kaiser!“

Liederleben.

Lied wird mir der Baum, die Rose,
 Lied sogar die dürrn Moose,
 Lied das Thal und Lied die Quelle,
 Die's durchrauscht mit Silberwelle.

Lied wird mir der Saaten Vogen,
 Lied wird mir der Aetherbogen,
 Lied wird mir die Sonn' am Himmel,
 Lied der Sterne Glanzgewimmel.

Lied wird, was auf meinen Wegen
 , Wie nur immer tritt entgegen;
 Lied der Landmann auf der Aue,
 Lied die Wald, die ich erschau.

Lied wird mir das Dorf, die Mühle,
 Lied der Hauch der Abendkühle,
 Lied der Gott, zu dem ich bete,
 Lied das Gräßchen, das ich trete.

Und weil nun, trotz allem Wehren
Und dem Lieb den Rücken kehren,
Alles mir zu Lieb wird eben,
Möcht' ich ganz in Liebern leben.

Erinnerung an Schulsorte.

Kennst du das Thal, wo still die Saale fließt,
 Wo hinterm Wald die Rudelsburg dich grüßt,
 Wo Aeolus das Kessenthor durchweht,
 Wo fern der Welt ein stilles Kloster steht,
 Kennst du es wohl?

Dahin, dahin.

Laß dich von der Erinnerung Armen glehn!

Kennst du den Berg, der in die Wolken reicht,
 Den Musensitz, der dem Parnasse gleicht?
 Und festlich wällt ein bunter Zug empor,
 Und Tanz beginnt nach froher Lieder Chor —
 Kennst du ihn wohl?

Dahin, dahin

Noch einmal träume dich dein heit'rer Sinn!

Kennst du den Wald, der von dem Berge blüht,
 Wo manche Eichen den Lorbeer sich gepflückt,
 Die Mauer reicht — und ein Poetengang!
 Ein heil'ger Quell*) mit ew'ger Lieder Klang!
 Kennst du ihn wohl?

Dahin, dahin

Will ihren Freund der Arm der Muse glehn!

*) Die Klopstockquelle.

Kennst du den Fluß, der sanfterwunden rollt,
 Es blinkt aus ihm der Jugendjahre Gold,
 Und Weinbergshäuser sehen still herab,
 Und alle Freunde steigen aus dem Grab!

Kennst du ihn wohl!

Dahin, dahin

Wird oft der Geist voll süßer Wehmuth flieh'n!

Weihnachtsluſt.

O Weihnachtsluſt, o Weihnachtsluſt,
 Erhelle noch einmal
 Die öde Bruſt, die öde Bruſt
 Mit deinem goldenen Strahl!

Wie dringt der helle Lichterglanz
 In alle Herzen ein!
 O Freudentanz, o Freudentanz!
 O Himmelswiederschein!

Du Knabenzeit, du Knabenzeit,
 So heiter und ſo süß!
 Wie liegſt du weit, wie liegſt du weit,
 Verlorenes Paradies!

Wo biſt du hin, wo biſt du hin!
 Du Luſt im Elternhaus,
 Du froher Sinn, du froher Sinn,
 Du kunter Blumenſtrauß!

Du bist verwelt, du bist verblüht,
 Entblättert und zerstreut,
 Wie du gestrahlt, wie du gegläht,
 So wußt du nie erneut!

O Weihnachtstrost, o Weihnachtstrost,
 Noch einmal laube nur
 Zurück die Brust, zurück die Brust
 Auf deine gelene Brust!

O Glanke komm', o Glanke komm'
 Zurück ins arme Herz,
 Ach, einst so froh, ach, einst so fromm,
 Voll Zweifel leht und Schmerz!

Geh auf, o Stern, geh auf, o Stern,
 Der mir als Kind gelacht,
 Sei nicht so fern, sei nicht so fern,
 Erhell mir die Nacht!

Noch ach, dein Ton, noch ach, dein Ton,
 Verhallt in leeren Raum;
 Er ist entflohn, er ist entflohn
 Der sel'ge Kindertraum!

Der Vater liegt, die Mutter liegt
 Schon längst in kühler Gruft,
 Und drüber wiegt, und drüber wiegt
 Das bürre Graß die Lust.

Ihr Angesicht, ihr Angesicht,
 Das einst dem Kind gelacht,
 Es lächelt nicht, es lächelt nicht
 Herauf aus ew'ger Nacht!

Erinnr'ung tönt, Erinnr'ung tönt
 Ein Echo nur daher,
 Und Wehmuth stöhnt, und Wehmuth stöhnt:
 „Was war, das ist nicht mehr!“

Die Glocke klingt, die Glocke klingt,
 Sie bringt das Fest zurück;
 Ach! ob sie's bringt, — sie bringt, sie bringt
 Doch nicht das alte Glück!

Luthers Standbild in Wittenberg.

Zu Wittenberg auf dem Markte
 Steht Luthers Bild von Erz,
 Es steht still und schweigend,
 Dem Lebenden wohl gleichend,
 Doch regungslos vor Schmerz.

Bald scheint es tief zu brüten
 Ob einer Welt Geschick,
 Bald auf zu Gott zu schauen,
 Bald über Deutschlands Auen
 Zu wenden seinen Blick.

Bald ist's, als wollte reden
 Der alte eiserne Held,
 Die Lippe scheint zu beben,
 Der Fuß sich zu erheben,
 Zu schreiten in die Welt.

Der Todte fühlt ein Leben,
 Es rinnen durch Mark und Bein
 In Strömen Schaum und Galle
 Dem kühnenden Metalle,
 Zur Schau gestellt zu sein.

Und die sich um ihn regen
 Die Lebenden fühlen sich todt,
 Es liegt im Grabekdunkel
 Die Welt nach schwachem Gesunkel
 Von kurzem Morgenroth.

Es sehn das Bild von Eison
 Die Menschen staunend an,
 Gedenken wohl an Werke,
 Wie einst der Mann der Stärke,
 Der Mann von Eiz, gethan.

Doch drückt sie bleierne Lahmheit
 An Nide wie an Ihat,
 Und wenn sie halt-gebrochen
 Ein Inrschendes Wort gesprochen,
 So gehn sie ihren Pfad.

Es sieht das Bild sie kommen,
 Und sieht sie nider gehn,
 Und immerdar sich gleichend,
 Nicht von der Stelleweichend,
 Bleibt stumm und ernst es sehn.

O größter deutscher Sprecher,
 Wie bist du nun so stumm!
 Wie treibt die Wärmerheerde
 Mit ärmlicher Geberde
 Sich' klein um dich herum!

Es war in der Neujahrnacht
 Beim zwölften Glockenschlag,
 Da hat sich das Volk gereget
 Und dein ehernen Arm bewegt,
 Und begrüßt den jungen Tag.

Das Schweigen hat's gebrochen
 Mit Worten gewaltiglich,
 Hat eine Predigt gehalten
 Vom Neuen und vom Alten,
 Der nimmer eine glück!

„Es ist das Jahr gekommen
 Dem Fürst der Welt zum Hohn,
 Da soll sich läutern und sichten
 Und mächtig auf sich richten
 Die deutsche Nation!“

Der Geist soll flammen und wehen,
 Zu tödten Satans List,
 Die Lüge soll vergehen,
 Und das allein bestehen,
 Was aus der Wahrheit ist!“

Es sprach das Volk von Erze;
 Und zu derselben Stund'
 Da rann, halb Lust, halb Trauer,
 In manchem Saal ein Schauer
 Durch aller Tüsen Grund.

O edles Bild von Erze,
Tritt ein in der Deutschen Rath,
Poch', ein Gigant, an die Pforte,
Und bring' die gewalt'gen Worte,
Und bring' die gewalt'ge That!

Am Neujahrmorgen.

Es war schon Tag — des Jahres jungem Morgen
 Klang von den Thürmen hell sein Wiegenlied,
 Und in den Glocken tönten Lust und Sorgen,
 Und Freud und Leid, was bleibet und was flieht,
 Doch tauschten sie in's Ohr mir, dem im Hörtchen
 Des Lebens bunter Traum vorüberzieht;
 Bald will's ein Etwas, bald ein Nichts mir scheinen,
 Und wechselnd möcht' ich jauchzen, möcht' ich weinen.

Ein Schweben zwischen Lächeln, zwischen Thränen,
 Ein Enden, wenn wir angefangen kaum,
 Ein Zwischending von Haben und sich Sehnen,
 Ein blüh'nder, in der Wurzel kranker Baum,
 Ein halbes Glück, ein halb sich glücklich Wähnen,
 Ein halbes Wachen und ein halber Traum
 So schien mir's; — und der Strafe dumpfer Lärmen
 Rief mir, mein Denken sei kein bloßes Schwärmen.

Gewohnheit zieht sie nach den Kirchen heute,
 Der Eine thut's vielleicht, sich zu erbau'n,
 Die Schöne dort will nur im Reiterkleide
 Selbst schauen und sich wieder lassen schau'n;

Und morgen geht es wieder zu dem Streite,
 Der ewig Mauern muß entgegenbau'n
 Der drohenden Vernichtung — an das Streben,
 Das fort und fortlebt — nur um fortzuleben.

So dreht es sich im Wirbel — was gewesen,
 Kommt ewig wieder — Tag und Nacht erscheint,
 Es trennen, es begegnen sich die Wesen,
 Der Mensch bewundert, zürnet, lacht und weint,
 Und als des Höchsten Grabchrift ist zu lesen:
 „Hier liegt er!“ Was die Liebe süß vereint,
 Ruht Herz von Herz getrennt! Nach hundert Jahren
 Ist Keiner mehr von Allen, welche -- waren!

Was wir zu wissen träumten, haben Andre,
 Die auch zu wissen träumen, weggedrängt,
 Und Kleinere sind von der Welt Gekannt're,
 Als die mit Pomp wir in die Gruft gesenkt;
 Drum auf, o Mensch, mit deinem Geist, und wander,
 Früh nach dem Ziel, das keine Zeit beschränkt!
 Die ganz sich nur der Gegenwart ergaben,
 Die wird auch ganz die Gegenwart begraben.

83

Deutsche
Kaiserliche

6.657